Ludwig Wolff

GESAMMELTE WERKE

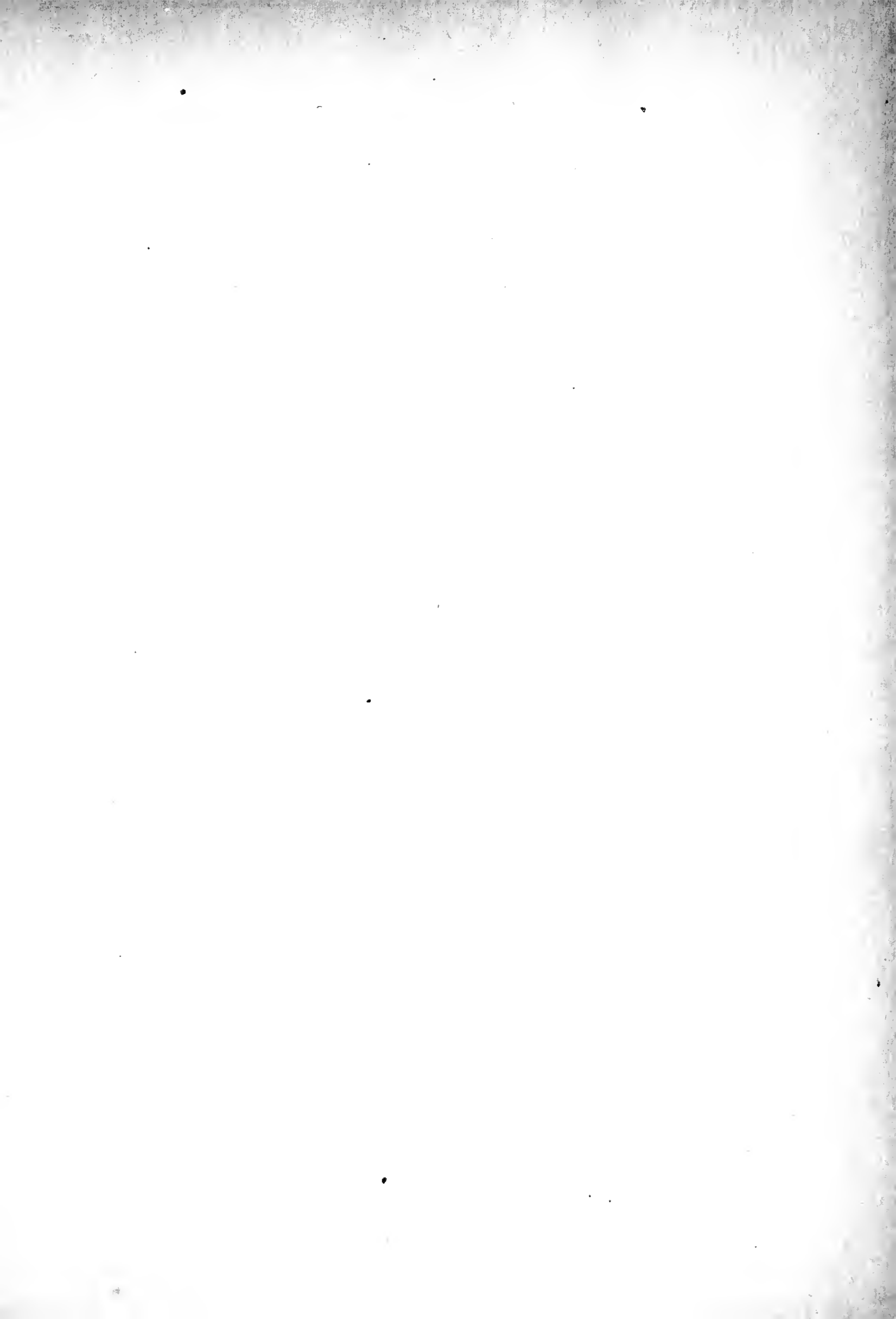




LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

834W8325
I1925
v.3







Ludwig Wolff

Werke



Ludwig Wolff

GESAMMELTE WERKE

DRITTER BAND

★

Dr. Bessels Verwandlung

★

Garragan



VERLAG ULLSTEIN / BERLIN

Alle Rechte vorbehalten
Dr. Bessels Verwandlung: Copyright 1919 by Ullstein & Co., Berlin
Garragan: Copyright 1924 by Ullstein A.G., Berlin

834 W8325
I 1925
v. 3

Doktor Bessels Verwandlung

Roman

von

Ludwig Wolff



1.

Das Mädchen klopfte an die Tür.

Frau Bessel fuhr aus dem Schlaf auf, war sofort ganz wach und fragte hastig:

„Was gibt es?“

„Ein Telegramm, Frau Doktor.“

Frau Bessel sprang aus dem Bett, schlüpfte in den Schlafrock und lief zur Tür, um sie aufzusperren. Das scharfe Morgenlicht, das ihr entgegenstürzte, blendete. Sie mußte die Augen schließen und tappte nach dem Telegramm, das ihr das Mädchen in die Hand drückte. Ihr Herz schlug heftig, als sie das Papier zwischen den Fingern hielt. Sie haßte Telegramme. Wie Schreie waren sie, die Frieden und Stille zerrissen.

Sie schloß die Tür und stand eine Weile regungslos im dunkeln Schlafzimmer. Ihr Atem ging schwer. Dann lief sie zum Fenster und öffnete es. Sonne strömte ein. Frau Bessel lehnte zum Fenster hinaus, das Telegramm gegen ihre Brust gepreßt, und blickte in den Garten hinab. Die Veilchenbeete leuchteten wie matte Seide. Der Morgenwind trug ihren Duft herbei. Auf dem Kiesweg hüpfte eine Amsel und pickte Würmer auf. Nur noch einen Augenblick, dachte die junge Frau, dann will ich das Telegramm aufmachen. Sie betrachtete voll leidenschaftlicher Teilnahme die Amsel, die mit dem Schweif wippte und dann aufflog. Ich werde bis drei zählen, dann will ich das Telegramm öffnen. Eins. Zwei. Zwei und ein Viertel. Wie dumm und kindisch war das! Sie schämte sich. Aber die Angst, die aus dem Stückchen Papier in ihr Herz hinüberfloß, war stärker als alle Scham.

Das Mädchen trug das Frühstück herein.

„Danke schön, Anna“, sagte Frau Bessel und blickte das Mädchen freundlich an. „Ein wundervoller Tag heute, nicht?“

„Jawohl, Frau Doktor“, antwortete Anna sachlich und verließ das Zimmer.

Frau Bessel starrte eine Weile die Tür an, durch die das Mädchen hinausgegangen war, dann preßte sie die Lippen fest aufeinander und riß das Telegramm auf.

„Eintreffe morgen Donnerstag abends sechs Uhr dreißig Bahnhof Friedrichstraße. Kuß. Alexander."

„Eintreffe" ist scheußlich, dachte die junge Frau und klammerte sich an das Wort. Eintreffe. Warum nicht: Treffe ein? Das war echt Alexander Bessel. Er sparte sich die Telegrammworte vom Mund ab. Weil das Geschäft so schlecht ging! Der arme Alexander Bessel. Eintreffe.

Sie ging vom Fenster weg und setzte sich zum Frühstückstisch. Jetzt erst begriff sie, was das Telegramm ihr bedeutete. Ihr Unterkiefer begann vor Erregung zu zittern. Die Entscheidung, die sie so sehr fürchtete, war da. Nun mußte Farbe bekannt werden. Nun kamen die furchtbaren Erklärungen, die großen Worte, Beleidigungen, Tätlichkeiten vielleicht. Und das Schlimmste: Sie mußte einem Menschen wehtun, der so gut und gleichmäßig freundlich war und sie von Herzen liebte.

Der Gedanke an den unverdienten Schmerz, den sie ihrem Mann bereitete, war so bedrückend, daß sie mit einemmal bitterlich zu schluchzen anfing. Ihre ganze schmächtige Gestalt wurde von diesem Tränenausbruch geschüttelt. Sie kam sich elender und verworfener vor als irgendeine Frau auf der Welt. Warum wurde ihr dieses harte Schicksal auferlegt? Warum mußte sie diesen guten und ehrlichen Menschen so tief verwunden, diesen Mann, den sie achtete und auch liebhatte?

Armer Alex, dachte sie, von Mitleid gequält, und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Dann las sie das Telegramm von neuem. Es war in Budapest aufgegeben. Morgen Donnerstag, das war heute. Heute! In wenigen Stunden mußte sie dem Ahnungslosen bitterstes Leid antun.

Es erschien ihr undenkbar, daß sie heute abend die Kraft haben würde, ihrem Mann die Wahrheit zu sagen. Vielleicht ließe sich dies alles noch verschieben? Vielleicht könnte man den Frieden abwarten? Einmal, einmal mußte doch der Krieg zu Ende gehen. Und sie war noch jung. Erst Vierundzwanzig. Im Frieden erledigte sich alles viel einfacher und schmerzloser. Aber wenn der Krieg noch jahrelang dauerte?

Sie stützte ihren Kopf auf beide Hände und blickte mit fiebernden Augen vor sich auf den Tisch. Was soll ich tun? fragte sie verzweifelt. Ich kann es ihm nicht sagen, und ich kann auch nicht warten.

Plötzlich tauchte die Gestalt Thorsten Gleerups vor ihr auf. Sie sah seine hellen, starken Haare, die glatt zurückgekämmt waren, und seine blauen Augen, die so unbekümmert in die Welt blickten, und seinen lachenden Knabenmund mit den weißen, hungrigen Zähnen. Das nagende Mitleid mit Alexander Bessel besänftigte sich, ging über in mildes Trauern, löste sich in wehmütiger Erinnerung auf.

Frau Bessel erhob sich mit jähem Entschluß. Sie wollte zu Gleerup gehen. Sie mußte noch einmal, ein letztes Mal, alles mit ihm besprechen. Sie mußte sich von ihm Kraft holen zum Stoß in das Herz des andern.

Voll Hast kleidete sie sich an, gab den Mädchen Aufträge und verließ das Haus.

Die Grunewaldstraßen lagen still im Sonnenschein. Friedvoll wölbte sich ein blaßblauer Himmel. Wenige Menschen gingen des Weges, ein jeder mit sich selber beschäftigt, nachdenklich oder mit angespanntem Gesicht. Nur bei der Haltestelle der Straßenbahn standen mehr Leute und warteten auf ihren Wagen.

Frau Bessel gegenüber saß ein junger Soldat, dem das linke Bein fehlte. Sie wagte nicht, die Prothese anzublicken, um den Beschädigten nicht durch Mitleid zu verletzen und aus Angst vor den Tränen, die locker in ihrer Kehle steckten. So viel Elend ist in der Welt, dachte sie voll Reue, daß mein kleines Leid verächtlich ist.

Sie atmete erleichtert auf, als der junge Soldat ausstieg. Er ging ohne Hilfe und bewegte sich so sicher, daß man meinen konnte, der Verlust eines Beines wäre etwas sehr Geringes. In fünf Jahren vielleicht, tröstete sich die junge Frau, wird der Mann vergessen haben, daß er jemals ein anderes Bein wie diese Prothese besessen hat. In fünf Jahren wird auch Alexander nicht mehr daran denken, daß ihn seine Frau verlassen hat. Ja, so wird es sein, dachte sie und klammerte sich an dieses Zukunftsbild. Männer vergessen schnell. Er wird eine andere Frau finden und sehr glücklich sein. Sie wünschte sehnlich, daß er sehr glücklich werden sollte.

Thorsten Gleerup wohnte im Hansaviertel. Als Frau Bessel in sein Haus trat, erwiderte der Hauswart auf ihre Frage:

„Jawoll, Herr Gleerup ist zu Hause, aber der Aufzug funktioniert nicht, meine liebe Dame."

„Das macht nichts", sagte Frau Bessel und lächelte glücklich, weil Gleerup daheim war.

„Macht nichts, macht nichts!" brummte der Hauswart ärger-

lich und blickte voll Neid der jungen Frau nach, die eilig die Treppe hinaufstieg. „Wenn man so junge Beine hat, macht es nichts, aber wenn man ein alter Knochen ist, dann ist das eine verdammte Schweinewirtschaft!“

Er latschte empört in seine Stube zurück.

Atemlos erreichte Frau Bessel das Atelier im fünften Stockwerk und läutete. Der alte Diener öffnete.

„Herr Gleerup ist zu Hause, nicht wahr?“

„Jawohl, gnädige Frau, aber er arbeitet.“

„Porträtsitzung?“

„Nein, Modell, gnädige Frau.“

„Dann melden Sie mich, bitte.“

Der Diener verneigte sich, klopfte an, öffnete einen schmalen Spalt der Schiebetür und meldete den Besuch.

Thorsten Gleerup stürzte heraus, die Palette in der Hand, das Gesicht ein wenig gerötet, und rief voll Freude:

„Guten Tag, gnädige Frau.“

Er drückte ihre Hand so stark, daß der Schmerz wie ein Lustgefühl war.

„Verzeihen Sie die Störung, Herr Gleerup“, sagte sie und lächelte ihn schüchtern an. „Ich muß Sie unbedingt sprechen. Es ist etwas sehr Wichtiges.“

Er hörte zu, als verstände er nicht, und blickte sie verliebt an.

„Ich stehe sofort zu Ihrer Verfügung“, entgegnete er und raffte sich aus seiner Versunkenheit auf. „Nur einen kleinen Augenblick, wenn Sie gestatten. Bitte, treten Sie ein.“

Er zögerte eine Sekunde, deutete auf das Atelier und fragte:

„Es stört Sie doch nicht?“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, rief er auf schwedisch in das Atelier:

„Sie erlauben, Fräulein Lundbye. Es ist Frau Bessel.“

Er schob die Tür auseinander und ließ die junge Frau eintreten.

Fräulein Lundbye stand auf dem Podium, den Oberkörper ein wenig vorgebeugt, und starrte mit kalten Augen in die Luft.

Frau Bessel fuhr zurück, wollte fliehen, bezwang sich und nahm gehorsam Platz in dem Lehnstuhl, den Gleerup ihr zurechtrückte. Sie fühlte, wie ihr Röte bis zu den Haarwurzeln hinaufkletterte, und schämte sich ihrer Verlegenheit. Ich bin so armselig bürgerlich, dachte sie und versuchte, ihre Scham zu überwinden. Die beiden finden gar nichts dabei. In Schweden

baden die Leute nackt. Nur unreine Seelen sind darüber sittlich entrüstet. Nur die Gezeichneten schämen sich des menschlichen Körpers.

Sie hob tapfer die Augen und blickte zu Gleerup hinüber, der schweigend malte, und dann zu dem Modell. Dieser Mädchenkörper war sehr schön, stellte sie fest. Sie bewunderte die schlanken, geraden Beine und konnte sich einer seltsamen Erregung nicht erwehren, obwohl dieser vollendete Körper sie demütigte. Wie war es möglich, daß Thorsten, der dieses Mädchen malte, sie, Helene Bessel, lieben konnte? Es war Täuschung, Selbstbetrug. Wenn sie, gleich diesem Mädchen, sich auf das Podium stellen müßte, wäre sie verloren. Das unbestechliche Malerauge Gleerups würde alle Fehler ihres Körpers mit gnadenloser Grausamkeit erkennen. Dieses nackte Mädchen mit kalten Augen war hundertmal schöner und begehrenswerter als sie.

Besinnungslose Eifersucht stieg mit einmal in Helene Bessel auf und vergiftete ihr Blut. Sie haßte den untadeligen Körper des Mädchens und die ganze Malerei und Thorsten Gleerup, der Schönheit verewigte, die nicht sie besaß. Es war eine würdelose und niederdrückende Rolle, stumm dazusitzen und unbeteiligte Zuschauerin zu spielen. Sie wollte aufstehen und trotzig fragen:

„Dauert es noch lange?“ oder: „Ich komme vielleicht ein anderes Mal wieder, wenn Sie mehr Zeit haben.“

Aber ihre Zähne bissen aufeinander und ließen keinen Laut durch.

„Nicht übel, was?“ fragte der Maler, ohne Antwort zu erwarten, und ließ seine strahlenden Augen von der Leinwand zu dem Mädchenkörper wandern.

„Gar nicht übel“, wiederholte er befriedigt und lächelte. „Nur die Luft ist schlecht. Zu diesem Körper gehört schwedische Luft.“

Helene Bessel zog die Mundwinkel herab.

„Ich glaube, wir haben die beste Luft von der Welt“, rief er übermütig.

Frau Bessel sagte, und sie erschrak über den feindseligen Ton ihrer Stimme: „Na, die Berliner Luft bekommt Ihnen auch nicht schlecht, lieber Meister.“

Gleerup erwachte, blickte die junge Frau ein wenig verwundert an und entgegnete sehr bescheiden:

„Ich meinte es nur vom künstlerischen Standpunkt, liebe gnädige Frau. Ich kann schwedische Luft am besten malen.“

Fräulein Lundbye schien zu lächeln.

Helene Bessel schwieg und betrachtete die Leinwand mit gehässigen Blicken. Da steht so ein junger starker Mensch, dachte sie erbittert, und malt nackte Weiber, während Millionen junger Männer ihr Blut hergeben müssen. Es ist maßlos ungerecht. Freilich, er ist Schwede, er ist neutral. Seinetwegen mag Deutschland zugrunde gehen.

Der Maler sagte, als müßte er sich entschuldigen:

„Solche Bilder sind meine Erholung. Wenn ich Porträts male, komme ich mir wie ein Lakai vor."

Wo ist meine Liebe? fragte sich die junge Frau entsetzt und ballte die Hände, daß die Nägel ins Fleisch stachen. Aber als ihre Blicke von Gleerup zu Fräulein Lundbye liefen, spürte sie, daß es helle Eifersucht war, die sie erbitterte und ungerecht machte.

„Danke, Fräulein Lundbye", sagte der Maler liebenswürdig und legte Pinsel und Palette weg.

Fräulein Lundbye reckte sich, verlor die Starrheit des Gesichts, das seltsam weich wurde, und stieg vom Podium herab. Dann ging sie mit kleinen, unbekümmerten Schritten, als wäre sie allein an einem einsamen, weltfernen Meeresstrand, in ein Nebengemach, um sich anzukleiden.

„Verzeihen Sie, daß es so lange gedauert hat", bat Thorsten schuldbewußt wie ein reuiger Schuljunge und setzte sich zu Frau Bessel. „Verzeihen Sie."

Er nahm ihre Hand und preßte seine Lippen darauf.

Ein Zittern lief durch ihren ganzen Körper. Ich bin so schwach, dachte sie und blickte hilflos auf seine schimmernden Haare. Es schien ihr, als verströmten alle Kraft und aller Wille aus den Poren ihres Leibes.

„Sind Sie mir noch böse, liebe gnädige Frau?"

„Ich war Ihnen nicht böse."

„Doch." Er hob den Kopf. „Ich kenne es ganz genau, wenn Sie böse sind. Eine Ader läuft dann quer über Ihre Stirn."

Sie lächelte und drückte unbewußt seine Hand. Wie jung und sorglos war Thorsten Gleerup! Wie klar und stark war das Leben neben Thorsten Gleerup!

„Mein Mann kommt heute abend zurück."

„Oh!" rief Thorsten überrascht und bekam ein anderes Gesicht. „Das ist gut. Das ist sehr gut." Sein Kinn schob sich vor, die Nasenflügel bebten und seine Augen blickten hart.

„Ich bin so mutlos", sagte sie klagend und klammerte sich an seine Hand. „Ich weiß nicht, was ich tun soll."

„Wir haben doch alles endgültig besprochen", erwiderte er und konnte leise Ungeduld nicht unterdrücken. „Wir —"

Er schwieg. Fräulein Lundbye kam aus dem Nebenzimmer. Sie trug ein armes, häßliches Kleid, das die Schönheit ihres Körpers schmählich verhüllte, und machte den Eindruck einer Proletarierin. Frau Bessel schämte sich ihrer Eifersucht und verspürte brennendes Verlangen, diesem armen Mädel Geld oder ein Schmuckstück zu schenken. Aber die Augen Fräulein Lundbyes wiesen solche Geschenke im voraus zurück. Hier konnte man nicht Wohltäterin spielen.

Der Maler erhob sich und reichte dem jungen Mädchen die Hand.

„Auf Wiedersehen morgen, Fräulein Lundbye, wenn es Ihnen recht ist."

Fräulein Lundbye machte eine steife Verbeugung vor Frau Bessel und verließ das Atelier.

Gleerup schob die Tür zusammen und kehrte mit langsamen Schritten zurück.

„Wir haben doch alles endgültig besprochen", begann er von neuem. „Wir lieben uns und wollen heiraten."

Warum sagt er dies so nüchtern, fragte sich die junge Frau und blickte ihn furchtsam an.

„Sie wollten Ihren Mann, weil er im Feld steht, nicht brieflich bitten, Sie freizugeben. Nun haben Sie Gelegenheit, es ihm zu sagen, warum fürchten Sie sich, liebe gnädige Frau?"

„Ich fürchte, ihm sehr wehzutun", entgegnete sie leise.

Er blieb vor ihr stehen.

„Ich begreife es. Ich begreife es vollkommen. Aber sollen zwei Menschen unglücklich werden, damit ein dritter von einem Leid, das vorübergeht, verschont bleibe? Oder sollen wir damit rechnen und darauf warten, daß eine Kugel oder ein Granatsplitter Ihnen die Freiheit wiedergibt?"

„Sie sind so kalt, Gleerup", klagte sie. Ihre Schultern hingen schlaff herab.

„Ich bin nicht kalt. O nein. Ich sehe nur die Wirklichkeit, wie sie ist. Was schwarz ist, ist schwarz. Man muß den Mut zur Wirklichkeit haben. Man darf nicht wehleidig sein."

Sie senkte den Kopf.

„Man ist nicht wehleidig, wenn man einem andern Schmerz

erspären will. Vergessen Sie nicht, Gleerup: Er ist seit vier Jahren im Krieg."

„Was hat der Krieg damit zu tun, wenn Frau Helene Bessel ihre Ehe auf anständige und legale Weise lösen will?"

„Sie wollen mich nicht verstehen. Ich meine: Ein Mann, der vier Kriegsjahre hinter sich hat, darf Nachsicht und Schonung verlangen."

„Sehr schön", sagte der Maler und krampfte seine zornigen Finger um eine Sessellehne. „Bitte, ich füge mich. Ich füge mich jedem Entschluß. Tun Sie, was Sie vor sich verantworten wollen. Sprechen Sie oder schweigen Sie. Aber irgendeine Entscheidung müssen Sie treffen."

Der ganze Groll, den die Entsagungen eines Jahres in ihm gesammelt hatten, entlud sich hemmungslos.

„Ich kann dieses Leben nicht länger ertragen. Ich bin ein Mann, Frau Bessel. Ich habe Blut in den Adern. Es muß ein Ende werden, so oder so."

Frau Bessel duckte sich, als ginge ein Hagelschauer über sie nieder.

Er erinnerte sich vieler quälender Nächte, da der Gedanke an diese Frau ihn nicht schlafen gelassen hatte.

„Wenn Sie so leben können, dann bewundere ich Sie, Frau Bessel. Für mich ist dieses Leben Marter ohnegleichen."

Er kam plötzlich zur Besinnung, sank vor ihr in die Knie und griff nach ihrer Hand.

„Verzeihen Sie! Ich weiß nicht, was ich rede. Verzeihen Sie!"

Sie fuhr mit bebenden Fingern über sein starkes, schimmerndes Haar.

„Es ist so schwer", flüsterte sie zaghaft. „Es ist so furchtbar schwer."

„Soll ich es ihm sagen? Wollen Sie? Ich fürchte mich nicht."

„Nein, um Himmels willen, was fällt Ihnen ein!"

Wie ist er jung, dachte sie voll Zärtlichkeit und spürte plötzlich leise Angst vor seiner Jugend, mit der sie vielleicht nicht Schritt halten konnte. Ihr Blick fiel auf das Bild, das den edlen Körper Fräulein Lundbyes verherrlichte, und sie kam sich wieder bedrückend klein und unansehnlich neben diesem Mädchen vor.

„Lieben Sie mich?" fragte sie schüchtern und atemlos.

Ein Zittern lief über seine Haut, vom Scheitel bis zu den Fußspitzen.

„Ich liebe Sie."

Sie stand auf und reichte ihm die Hand.

„Ich will es ihm sagen, Thorsten Gleerup."

2.

Frau Bessel ging langsam und gesenkten Hauptes durch den Tiergarten.

Je weiter sie sich von dem Haus des Malers entfernte, desto stärker wurde die Angst vor der Stunde der Abrechnung. Ich werde es ihm sagen, dachte sie, ganz gewiß, aber wie sagt man so etwas? Wie? Wie? Gib mich frei, Alexander, werde ich sagen. Gib mich frei, denn ich liebe einen andern. Nein, das war unmöglich. So konnte man nicht sprechen. Niemals brachte sie solche Worte über ihre Lippen.

Sie blieb stehen und blickte ratlos nach dem Atelier zurück. Es ist bitterschwer, Thorsten, aber es muß sein. Es muß sein!

Sie ging weiter. Wenn sie nicht jetzt den entscheidenden Schritt tat, war vielleicht alles verloren. Es fiel ihr ein, daß Alexander, wenn ihn als Kraftfahrer gegenwärtig auch keine unmittelbare Gefahr bedrohte, als Kriegsverletzter, blind oder gelähmt, heimkehren konnte. Niemals durfte sie ihn dann verlassen. Niemals. Alles Glück war dann verschüttet und begraben.

Sie mußte ihm die bitterste Wahrheit sagen, solange er aufrecht und gesund war. Jede Sekunde des Aufschubs war gefährlich. Noch heute abend mußte sie ihm alles sagen.

Sie begann rascher auszuschreiten, als hätte sie Angst vor den Schwankungen ihres mitleidenden Herzens, aber der drohenden Stunde, die mit jedem Atemzug näherrückte, konnte man doch nicht entlaufen. Es war ganz gleich, ob man langsam oder schnell ging, ob Sonne schien oder Regen fiel. Das beste wäre, tot zu sein und nichts, gar nichts mehr zu wünschen.

Mit einmal stand sie, erstaunt über den verborgenen Trieb, der sie hierhergeführt hatte, in der Bendlerstraße und lächelte. Tante Mielentz. Natürlich! Zu ihr, der einzigen Vertrauten, der Schwester ihrer verstorbenen Mutter, hatte sie gehen wollen, ohne es zu wissen. Sie war die Frau, der man

alles sagen konnte, die zu helfen imstande war, vor der man nichts zu verbergen brauchte.

Frau Mielentz saß, dick und breit, beim offenen Fenster und las die Zeitung, die sie weitab von ihren Augen hielt.

„Guten Tag, Tante Dora", rief Helene Bessel ganz freudig, als sie die alte Dame erblickte.

„Tag, mein Kind", sagte Frau Mielentz und wies auf die Zeitung. „Haste gelesen?"

Helene schüttelte den Kopf.

„Sie finden keenen Abgang. So wahr ich Dora Mielentz bin, sie finden keenen Abgang mit dem blödsinnigen Krieg."

Frau Bessel holte einen Stuhl heran und setzte sich neben die alte Frau.

„Ich bin so froh, daß ich dich daheim treffe", sagte sie zärtlich und streichelte die fettgepolsterte Hand der Tante. „Ich fürchtete schon, du wärest bei dem schönen Wetter ausgegangen."

„Wie kann ich bei hellichtem Tag auf die Straße gehen? Wenn ich mich zeige, gibt's Aufruhr in Berlin. Alle Leute bleiben stehen und sehen mich drohend oder vorwurfsvoll an. Ich bin doch polizeiwidrig dick, obwohl ich nicht mehr esse als andere Durchhalter auch. Jeder Schutzmann kann mich wegen offenkundigen Schleichhandels sistieren und Haussuchung bei uns halten, dann sitzt Hermann in der Patsche. Nee, mein liebes Kind, bei Tag kriegen mich nicht vier Pferde auf die Straße. Ich muß nachts spazieren gehen, wie die andern hübschen Mädchen. Aber da kannste nichts machen. Krieg ist Krieg, und Pleite ist Pleite."

„Tante Dora, du übertreibst", rief Frau Bessel und lachte vergnügt, weil sie das alte Klagelied wieder hörte.

„Wahrhaftigen Gott, es ist so. Die Dicken, vastehste, sind lauter Landesverräter, und die Mageren lauter Patrioten. Sieh dir mal Onkel Hermann an. Der frißt, mit Verlaub, fünfmal so viel wie ich und bleibt dürr wie ein Zaunpfahl. Wenn er hamstern geht, macht er das Rennen mit'm Mitleid, weil er gar so verhungert aussieht. Es ist ein lieblicher Betrieb. Und an diesem Wesen soll die Welt genesen. Prost Mahlzeit!"

Sie hörte plötzlich zu schwatzen auf und betrachtete ihre Nichte mit forschenden Augen.

„Na weißte, du könntest eigentlich auch mit Erfolg auf die Hamstertour gehen, so siehste aus."

Helene wurde ein wenig verlegen und antwortete:

„Ich fühle mich aber ganz wohl, Tante Dora."

Frau Mielentz zwinkerte ungläubig mit den Augen.

„Wohlfühlen ist anders. Mir redst du nichts ein, meine liebe Lene. Aber ich kann dir ja doch nicht helfen."

Blitzschnell griff Frau Bessel das Wort auf.

„Doch Tante Dora, du kannst mir helfen."

„Ich?"

„Ja, du, liebe, gute Tante Dora."

Sie rückte näher an die alte Frau heran und hielt ihre Hand fest.

„Hör' mich ruhig an, Tante Dora, und schimpf' nicht gleich." Sie schöpfte tief Atem. „Ich — will mich von Alex scheiden lassen."

„Du hast wohl 'nen Sonnenstich gekriegt", sagte die alte Dame trocken und machte ihre Hand frei. „Du solltest Brom nehmen oder 'ne Kaltwasserkur durchmachen, damit du wieder zu Verstand kommst. Herrgott von Strambach, was seid ihr für Weiber!"

Frau Bessel hielt den Kopf gesenkt und sprach kein Wort.

„Reich' mir 'ne Zigarette 'rüber", befahl Tante Dora streng. „Ich muß mir den Ärger wegrauchen."

Helene gab ihr eine Zigarette und Feuer.

Die alte Dame paffte gewaltige Rauchwolken in die Luft und fragte nach einer Weile mit schlauem Gesicht:

„Wer ist denn der andere?"

„Es ist Thorsten Gleerup, der Maler", erwiderte Frau Bessel schüchtern.

„Eiweih, 'n Maler!" sagte die Tante verächtlich und runzelte die Stirn. „Nimm mir's nicht übel, Kind, aber wenn ich nur Maler höre, wird mir schon flau im Magen. Ich bin mehr für reelle Berufe. Er hat wohl nichts zu beißen und spekuliert auf dein Geld?"

„Nein, das ist nicht wahr, Tante Dora. Sein Vater ist ein reicher schwedischer Großkaufmann."

„Schweden! Na ja, das soll 'n ganz tüchtiges und anständiges Land sein, aber was haste in Schweden verloren?"

„Ich liebe ihn, Tante Dora", flüsterte Frau Bessel und errötete.

„Hör' mir bloß mit dem Quatsch auf!" rief die alte Dame ärgerlich. „Liebe! Liebe! Ich kenn' den Schwindel. Mir kann keener was erzählen. Ich weiß, was Liebe ist. Und du auch,

denke ich. Wir jungen Frauen wollen uns doch keene Opern vorspielen. Gib mir noch 'ne Zigarette."

„Du solltest nicht so viel rauchen, Tante Dora. Es schadet deinem Herzen."

„Eure jetzigen Zigaretten schaden keenem Menschen. Da is allens drinnen, nur keen Tabak. Das kannste übrigens mal deinem Schwiegervater sagen. Er soll sich was schämen. Aber jetzt wollen wir ernsthaft miteinander reden, mein Kind. Wie ist das mit dem Maler?"

„Ich liebe ihn", wiederholte Frau Bessel unsicher.

„Na, wenn schon! Deswegen mußte dich doch nicht gleich von Alex scheiden lassen. Hat man so was je erlebt? Wegen so'n schwedischen Maler wird sofort die Ehe gekündigt. Da steht'n Mann vier Jahre draußen und kriegt eines Tages 'nen Schreibebrief, daß die liebe Gattin ihn verlassen will. Pfui Deibel! Das ist unanständig. Das ist gemein."

„Das alles weiß ich, Tante Dora", entgegnete Helene und schlug die Augen auf. „Das alles habe ich mir in vielen schlaflosen Nächten selber gesagt. Und es wird mir auch bitter schwer, diese Gemeinheit gegen Alex zu begehen, das darfst du mir glauben, aber ich kann mir nicht helfen, Tante Dora. Es ist vielleicht unrecht, jetzt an sein eigenes Glück zu denken, aber worauf soll ich warten? Die paar Jahre, die eine Frau hat, vergehen und dann — und dann —"

Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Jetzt hör' bloß zu heulen auf, Menschenskind", rief Frau Mielenz, die Weinen nicht vertragen konnte, und warf ihre Zigarette weg.

Ein Wort Thorstens fiel Frau Bessel ein.

„Und sollen zwei Menschen unglücklich werden, damit ein dritter kein Leid erfährt?"

Tante Mielenz schüttelte den Kopf.

„Nee, liebes Kind, die Rechnung stimmt nicht. Der dritte ist die Hauptperson. Der dritte darf nicht unglücklich werden. Darum dreht sich alles. Was mit dir und deinem schwedischen Kunstmaler geschieht, ist ganz Wurst. Ihr könnt euch helfen, aber Alexander Bessel kann sich nicht helfen."

„Wie können wir uns helfen?" fragte Helene erstaunt.

„Biste so dumm oder willste mich dumm machen?"

„Ich bin so dumm, Tante Dora."

Ein verschmitztes Lächeln spielte um die dicken Lippen der alten Frau.

„Na, denn will ich dir was sagen, liebe Lene. Der Pastor darf's freilich nicht hören, denn es ist charakterlos und gemein und, was de willst, ist es, aber, so wahr mir Gott helfe, ehrlich ist es auch."

Sie machte eine kleine Pause, blickte ihre Nichte scharf an und fuhr fort:

„Wenn du so nach deinem Schweden gieperst, so nimm dir ihn. Darüber geht die Welt noch lange nicht zugrunde. Und was 'n richtiger Ehebruch ist, der wird mit der Seele, nicht mit dem Körper begangen."

Frau Bessel sprang entrüstet auf.

„Tante Dora, du beleidigst mich."

„Reg' dich bloß nicht auf und bleib schön sitzen. Man muß die Wahrheit vertragen, auch wenn sie nicht angenehm ist. Wenn ich die Wahl zwischen zwei Übeln habe, wähle ich das kleinere. Das ist klar wie Brühe. Wenn de Lust hast, Dummheiten zu machen, so lasse sie nicht einen Unschuldigen bezahlen. Das ist unanständig, vastehste!"

Helene stand regungslos da und starrte in die Luft.

„Jawoll, das nenne ich unanständig. Alles andere ist dagegen weniger unanständig. Tanz' deine Extratouren, mit wem de willst, aber laß mir gefälligst den guten Alex in Frieden. Das ist meine Meinung, wenn de sie hören magst."

Niemand versteht mein Leid, dachte Helene Bessel verbittert. Niemand will mir helfen. Ganz allein muß ich meinen schweren Weg gehen.

„Sprich doch 'nen Ton", rief die alte Frau mit plötzlicher Zärtlichkeit und ergriff die Hand der Nichte.

„Es ist nichts zu sagen, Tante Dora. Du hast recht, aber auch ich habe recht. Wir haben beide recht oder unrecht. Es kommt aufs gleiche hinaus."

„Das ist mir zu literarisch, liebes Kind. Das verstehe ich auch gar nicht. Recht kann nur eine von uns haben. Und die bin ich."

Sie erhob sich schwerfällig von ihrem Sitz.

„Glaubst du nicht, daß ich nur dein Bestes will? Stehst du mir nicht tausendmal näher als der Doktor Alexander Bessel? Na also!"

Sie streichelte ihrer Nichte die Wange.

„Wer wird denn wegen so'n bißken gleich den Kopf verlieren und das ganze Haus in Brand stecken? Wichtigkeit, der Herr Thorsten Gleerup oder wie er sich schreibt! Wegen dem

schwedischen Kunstschützen brauchste dir nicht dein Leben zu zerstören."

Frau Bessel machte sich frei und sagte kühler, als sie wollte:

„Verzeih', Tante Dora, daß ich dich mit diesen Dummheiten belästigt habe. Du hast ganz recht. Ich sehe es ein. Aber jetzt will ich nach Haus fahren, leb' wohl."

„Sei bloß nicht beleidigt!" rief Frau Mielentz. „Ich habe mir nur erlaubt, dir 'nen guten Rat zu geben. Ob du ihn' befolgen willst, ist deine Sache, geht mich auch weiter nichts an. Von mir aus mach', was de willst. Ich hab' es mit dir gut gemeint, und von deiner alten Tante kannste dir ruhig was sagen lassen, ohne die gekränkte Leberwurst zu spielen."

„Ich bin nicht gekränkt", verteidigte sich Frau Bessel. „Es tut mir nur weh, daß du mein Leid nicht verstehen willst."

„Ich verstehe alles, auch dein Leid, wie du dich so hübsch ausdrückst. Ich bin nicht auf'n Kopp gefallen. Was ich nicht begreifen will, ist, daß man wegen so'n bißken Aufruhr im Blut gleich 'n großes Ehedrama inszeniert. Die Geschichte von der unverstandenen jungen Frau und dem schwedischen Kunstmaler seh' ich mir im Kientopp an und lach' mich tot über den Kitsch, aber wenn de mir den Film in Wirklichkeit vorspielen willst, tu' ich nicht mit."

Sie küßte ihre Nichte auf die Stirn.

„Nee, Kind, du darfst dich nicht lächerlich machen. Wenn er wenigstens 'n Bankdirektor wäre, aber Kunstmaler aus Schweden, — es geht wirklich nicht, glaub' mir. Na, leb' wohl, Lene, und komm' bald wieder."

Frau Bessel war sehr niedergeschlagen, als sie das Haus der Tante verließ. Statt der Hilfe, die sie erwartet hatte, brachte sie Enttäuschung und den Trost platter Lebensklugheit heim.

Erschöpft und müde kam sie nach Hause, aß widerstrebend ein paar Bissen und verkroch sich dann im fernsten Winkel des Gartens. Hier war es still und einsam. Selbst die Vögel schwiegen in dieser heißen Stunde.

Die junge Frau versuchte zu schlafen, aber es war unmöglich. Alles, was Tante Mielentz gesagt hatte, zog wieder vorüber. Sie wurde schamrot, als sie sich einzelner Worte erinnerte, die die Reinheit ihrer Liebe in den Kot zogen. Es handelte sich nicht um einen Aufruhr des Blutes, den der nächste Mondwechsel beschwichtigte, es ging nicht darum, einen ahnungslosen und vertrauensvollen Gatten auf schlaue Weise

zu betrügen, es galt den Kampf um ein neues Leben mit einem Mann, den sie liebte.

Diesen Kampf aufzunehmen und durchzuführen, war sie jetzt fest entschlossen. Auf reinliche Art, ohne Umwege und Verdrehungen, wollte sie ihr Glück erzwingen. Wenn sie scheiterte, war es ein ehrenvolles Unterliegen, dessen man sich nicht zu schämen brauchte.

Plötzlich fielen ihr die Augen zu. Ein dummer Traum zuckte vorüber. Sie stand nackt, mit vorgeneigtem Oberkörper, auf dem Podium, als Fräulein Lundbye in das Atelier trat. Thorsten hörte sogleich zu malen auf und unterhielt sich mit dem Gast. Es war Qual ohnegleichen. Entsetzt fuhr Frau Bessel auf und betastete ihre Kleider.

Eine Uhr schlug irgendwo. Es war Zeit, zum Bahnhof zu fahren. Sie erhob sich und ging ins Haus, um sich umzukleiden.

Während sie ihr Haar ordnete, überfiel sie lähmend ein entsetzlicher Gedanke, der ihre Hände schlaff in den Schoß sinken ließ. Wenn es nicht möglich war, noch heute abend ihrem Mann die ganze Wahrheit zu sagen? Wenn sie die Abrechnung vielleicht erst morgen oder übermorgen halten konnte? Zwischen heute und morgen lag eine lange Nacht. Wie konnte sie, mit dieser Last auf dem Herzen, ihrem Mann angehören? Es wäre feiger, schimpflicher Betrug, ihm und Thorsten gegenüber.

Sie sprang auf, mit gelösten Haaren, und lief zum Telephon, um Onkel Mielentz anzurufen.

„Hallo! Bist du's, Onkel Hermann? Hier Helene. Guten Tag. Hör' mal, Onkel Hermann, soeben ist ein Telegramm von Alex eingetroffen. Er kommt heute, sechs Uhr dreißig, Bahnhof Friedrichstraße an. Ich fühle mich nicht ganz wohl. Willst du ihn nicht abholen? Ach bitte, lieber, guter Onkel Hermann, tu's doch! Ja? Schönsten Dank."

Wie klein und schäbig ist dies alles, dachte sie gedemütigt, während sie langsam in das Schlafzimmer ging, um sich ins Bett zu legen.

3.

Hermann Mielentz marschierte mit kleinen, abgehackten Schritten auf dem Bahnsteig, eifrig mit sich selber sprechend, wie es seine Art war, und die Arme hinter dem Rücken ver-

schränkt. Er war ein dünnes, hageres Männchen und trug zu allen Jahreszeiten, im Krieg und im Frieden, graue Gamaschen, die ihm eine unbezweifelbare Sonderstellung verschafften.

„Fünfunddreißig Minuten Verspätung, hat die Beamtin gesagt. Na schön. Kannste nichts machen. Abwarten und Tee trinken." Er wackelte mit dem Kopf. „Tee trinken ist leicht gesagt. Wo nimmt man Tee her? Freudensprung hat mir zwar Tee versprochen, aber wer weiß, ob der Schieber Wort hält? Mehr als siebzig Mark fürs Pfund zahle ich unter gar keinen Umständen. Fällt mir nicht im Traum ein. Höchstens achtzig Mark."

Eine junge hübsche Dame kam ihm entgegen.

„Schick is se", erklärte Onkel Mielentz sachverständig und nickte ihr Beifall zu. Das Fräulein lächelte geschmeichelt. „Na, was hat se schon davon? In zehn Jahren wird se nicht mehr schick sein. So is das Leben. C'est la vie." Ein Herr mit wallendem Vollbart blickte ihn drohend an. „Such is life," fuhr Hermann Mielentz unbekümmert fort.

Aus einem einlaufenden Zug stiegen Urlauber. Der alte Herr sah ihnen nach und sagte: „Merkwürdig! Ich kann mir Frieden gar nicht mehr vorstellen. Was macht man im Frieden? Wie lebt man ohne Belagerungszustand? Na, man wird sich auch daran gewöhnen. Gewohnheit ist aller Laster Anfang."

Mit solchen und ähnlichen Gesprächen vertrieb sich Onkel Mielentz die Zeit bis zur Ankunft des Zuges, der Alexander Bessel brachte.

Der Doktor stand in der offenen Wagentür und spähte mit suchenden Augen den Bahnsteig entlang.

Hermann Mielentz lief neben dem einrollenden Zug und schrie aus Leibeskräften:

„Tag, Alexander!"

Bessel erblickte den alten Herrn und winkte ihm zu.

„Tag, Alexander! Wie geht's? Wie steht's? Was tut sich in Bukarest?"

Der Doktor verließ lächelnd den Wagen und begrüßte Mielentz.

„Guten Tag, Onkel Hermann. Wo ist Lene?"

„Deine Frau läßt sich entschuldigen. Sie ist zu Schiff nach Frankreich."

„Sprich keinen Unsinn. Was ist mit ihr?"

„Sie ist ein wenig unpäßlich, marod, unwohl oder so.

Du brauchst dich nicht aufzuregen. Es ist nichts von Bedeutung."

Bessel packte ihn beim Arm.

„Wirklich nichts?"

„Spaß! Wie verliebt der alte Herr ist", lachte Onkel Mielentz. „Du kannst ruhig meinen Arm auslassen, es fehlt ihr wirklich nichts."

Der Doktor atmete auf.

„Wie geht's dir immer, Onkel Hermann?"

„Nahrungsmittelmäßig."

„Na, du verhungerst nicht, wie ich dich kenne."

„Verhungern soll ich auch noch? Du gefällst mir. Verhungern, verhungern", brummelte er eine ganze Weile vor sich hin. „Was das nur für Ausdrücke sind. Verhungern."

Dann musterte er den Neffen von allen Seiten mit begehrlichen Augen.

„Haste nichts mitgebracht, Alex?"

Bessel zuckte bedauernd die Achseln.

„Gar nichts? In Rumänien muß es doch noch was geben. Kaffee, Seife, Tee?"

„Die Leute haben selber nichts."

Hermann Mielentz schüttelte ungläubig den Kopf. Sein Interesse für den heimgekehrten Neffen war erschöpft.

Als sie aus dem Bahnhof traten, fragte der Doktor:

„Auto gibt's wohl nicht?"

„Ich höre immer Auto", erwiderte der alte Herr giftig. „Nee, mein Junge, da hätt'st du dir schon deinen eigenen Wagen mitbringen müssen."

Sie gingen langsam durch die Friedrichstraße. Alexander Bessel blickte ganz unbewußt zu den Dächern auf.

Onkel Mielentz ertappte den Blick und sagte:

„Du suchst immer noch euere Lichtreklame: Raucht Bessel-Zigaretten!"

Der Doktor lächelte. Er hatte wirklich gewohnheitsmäßig nach den sich drehenden Feuerrädern und nach der aufglimmenden Bessel-Zigarette ausgespäht.

„Es geht auch so, lieber Alex, ohne den Feuerzauber. Und wahrscheinlich noch viel besser. Dein Vater kann dir erzählen, was ihr im letzten Jahr verdient habt. Es reicht auf Butterbrot, trotz den heutigen Butterpreisen."

Bessel blieb vor einem Zigarettenladen stehen.

„Ich muß mir was zum Rauchen kaufen, Onkel Hermann."

Mielentz begleitete den Neffen.

Der Doktor verlangte von der Verkäuferin eine Marke der Firma Bessel. Das Fräulein legte zwei Schachteln vor ihn hin und sagte mechanisch:

„Es gibt die Khedive zu Zwanzig und die Hedschira zu Fünfundzwanzig."

„Wie?!" fragte Bessel verblüfft und blickte ungläubig von dem Mädchen zu Onkel Mielentz, der spöttisch grinste.

Die Verkäuferin wiederholte ungeduldig die Preise.

„Was brauchst du Bessel-Zigaretten zu rauchen!" höhnte der alte Herr.

Der Doktor kaufte zwanzig Stück Khedive und verließ den Laden.

„Das ist eine Schweinerei", erklärte er verstimmt und runzelte die Stirn.

„Das ist Konjunktur", besserte Mielentz aus und wartete gespannt auf das Öffnen der Schachtel. „Zwanzig Pfennig ist viel Geld, aber dafür kriegst 'ne schlanke Zigarette."

Bessel hatte die Schachtel geöffnet und betrachtete maßlos erstaunt die dünne „Khedive".

„Das ist unerhört!" sagte er und blickte finster vor sich.

Der alte Herr lächelte befriedigt.

„Ich glaube, du hast gar keine Ahnung, Menschenskind, wie reich du während des Krieges geworden bist."

„Ich habe nichts dazu getan", entgegnete der Doktor sehr scharf. „Ich bin seit vier Jahren draußen."

„Na, denn will ich mich empfehlen. Du find'st wohl allein nach Haus."

Er machte ein gekränktes Gesicht. Bessel reichte ihm die Hand.

„Danke fürs Abholen, Onkel Hermann. Auf Wiedersehen."

„Adjes", sagte der alte Herr, verschränkte die Arme hinter dem Rücken und bog nach den Linden ab. „Irgendwas hätt' er schon mitbringen können", erzählte er unzufrieden im Weiterschreiten. „Lächerlich, Rumänien! Is immer 'n reiches Land gewesen. Aber weiß Gott, woran der Junge gedacht hat. Es is die alte Leier: Von Verwandten kannste nich haben, was unter 'n Fingernagel geht."

Doktor Bessel fuhr mit der Straßenbahn nach Haus. Es war eine beschwerliche und gereizte Fahrt im überfüllten Wagen, aber als er ausgestiegen war und durch die dämmernden Grunewaldstraßen ging, hatte er allen Ärger vergessen

und atmete die linde Luft des Abends mit Behagen ein. Er schritt langsam dahin wie einer, der viel Zeit hat und beschwichtigten Herzens ist. Als er an einer Villa vorbeikam, aus der Klavierspiel klang, blieb er sogar stehen und lauschte der verschwebenden Melodie.

Er ging weiter und erreichte sein Haus, das unverändert und gleichmütig inmitten des Gartens stand. Es schien dem Doktor, als wäre er nur ein paar Stunden fern gewesen.

Das Mädchen grüßte mit freundlichem Gesicht.

„Guten Abend, Herr Doktor."

Bessel sagte scherzend, während er ablegte:

„Sie werden immer schlanker und hübscher, Anna."

Das alternde Mädchen errötete vor Verlegenheit.

„Wo ist meine Frau?"

„Frau Doktor ist im Schlafzimmer."

Als Frau Bessel die Stimme ihres Mannes hörte, überflammte schmerzliche Scham ihr Gesicht. Es war unwürdig, im Bett zu liegen und klägliche Komödie zu spielen. Es war erbärmlich. Es war sklavenhaft.

Der Doktor klopfte an. „Herein", rief eine matte, klanglose Stimme.

Er öffnete behutsam die Tür, begegnete den ihm entgegenstürzenden Blicken seiner Frau und sagte, während er eilig auf das Bett zuschritt: „Guten Abend, Lene."

Sie versuchte, den Gruß zu erwidern, aber ihre Kehle war gelähmt.

Er beugte sich über seine Frau und küßte sie, die mit hilfloser Gebärde die Arme um seinen Hals schlang.

Er löste sich vorsichtig aus der Umarmung, behielt nur ihre Hand in der seinen und fragte besorgt:

„Was ist denn los, Lene? Du hast ja Fieber."

„Es ist nichts Besonderes, Alex. Wirklich nicht. Du brauchst dich nicht zu beunruhigen", erwiderte sie gequält und wurde immer heißer.

Er setzte sich auf den Bettrand und betrachtete das geliebte Gesicht mit Andacht.

„Du hast ein ganz mageres Gesicht bekommen, Lenekind. Bist du schon lange bettlägerig?"

„Nein, erst seit Mittag", erwiderte sie hastig. „Vormittags ging ich noch aus. Ich war bei Tante Mielentz. Ich wollte dich auch abholen. Nachmittags mußte ich Onkel Hermann

bitten, dich zu erwarten. Übermorgen bin ich wieder ganz gesund."

Er streichelte ihren Arm und ließ keinen Blick von dem Antlitz, das er besser zu kennen glaubte als irgendein anderes Menschengesicht.

„Wie lange hast du Urlaub?" fragte sie und schämte sich ihrer heimtückischen Frage.

„Übermorgen muß ich wieder weg, Lene."

„Oh, so kurz!" rief sie, entsetzt über die kurze Frist, die sie von der Entscheidung trennte.

Ihr Erschrecken rührte ihn und ließ sein Herz stärker schlagen. Um die Rührung zu überwinden, holte er aus seiner Tasche ein Holzkästchen hervor und gab es seiner Frau.

„Ich habe dir aus Budapest was mitgebracht, Lene. Kugler-Bonbons."

„Danke, danke. Du bist so gut, Alex."

Sie mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht loszuweinen.

„Willst du nicht ein Bonbon versuchen?"

„Ja, bitte."

Sie sagte es wie ein schüchternes Kind.

Er öffnete das Käftchen, nahm ein Bonbon heraus, wickelte es aus der glitzernden Umhüllung und schob es seiner Frau in den Mund.

„Schmeckt, was?" fragte er zärtlich.

„O ja."

Wie ein schwerer Ziegelstein lag das dünne Schokoladeplätzchen auf ihrer trockenen Zunge. Sterben ist leichter, dachte sie, als diesem arglosen, gutherzigen Mann wehzutun.

„Nun erzähle, Lenchen, was hast du alles erlebt?"

Sie schluckte schwer. Das Schokoladeplätzchen, das sie nicht hinabwürgen konnte, versperrte die Antwort. Sie begann zu husten und ließ das süße Geschenk unbemerkt im Taschentuch verschwinden.

„Ach Gott, ich erlebe nichts, Alex."

„Gehst du oft ins Theater?"

„Nein, Alex."

„Liest du viel?"

„Ich kann nicht lesen. Verzeih'!"

„Da langweilst du dich wohl schrecklich?"

„Nein, Alex. Ich langweile mich nicht."

„Du hast es nicht leicht, mein Armes."

„Auf mich kommt es nicht an, Alex. Du hast es nicht leicht."
„Man gewöhnt sich, Lene. Man gewöhnt sich an alles."
Sie tastete zögernd nach seiner Hand und sagte leise:
„Du bist grau geworden, Alex."
Er lächelte.
„Ja, ich werde ein alter Herr, ein ganz alter Herr. Und du bist noch eine junge Frau."
Sie führte seine Hand zu ihrem Mund und küßte sie.
„Du hast dich schlecht verheiratet, Lenchen", scherzte er.
Wie werde ich ihm das Schreckliche sagen können, fragte sie sich verzweifelt und schloß die Augen.
„Bist du müde? Soll ich dich allein lassen?"
„Nein, bleib' nur hier, Alex. Aber du wirst Hunger haben?"
„Ja, Hunger habe ich. Das stimmt."
Sie richtete sich im Bett auf.
„Das Abendbrot wird schon fertig sein. Du kannst hier bei mir essen, wenn du willst."
„Ja, natürlich", sagte er und läutete dem Mädchen. „Du mußt doch auch essen."
„Ich kann nichts essen, verzeih'. Ich will nur eine Tasse Tee trinken."
Das Mädchen trat ein und rückte ein Tischchen an das Bett heran.
Doktor Bessel stand beim offenen Fenster und blickte in den dunklen Garten. Er begann, ganz selbstvergessen, mit seiner schweren Stimme vor sich hin zu brummen: Was duftet doch der — —
Nein, heute kann ich es ihm nicht sagen, dachte die junge Frau, als sie sein vergnügtes Brummen hörte.
Er ertappte sich beim Singen und brach sofort ab.
„Entschuldige, Lenchen", bat er und verließ das Fenster. „Das mußt du dir nicht gefallen lassen."
„Sing' nur, Alex. Du hast eine prachtvolle Stimme."
Sie lächelte ihm zu, voll Glück über ihren Entschluß, die Abrechnung auf morgen verschoben zu haben.
Das Mädchen trug das Essen auf.
„Donnerwetter!" rief der Doktor, als er die Schüssel erblickte, „das ist ja wie bei Kriegsgewinners. Wo nehmt ihr so viel Fleisch her?"
„Nie sollst du mich befragen", erwiderte Frau Bessel fröhlich. „Aber bei Anna kannst du dich jedenfalls bedanken. Sie ist eine Künstlerin im Hintenrum-Handel."
Das Mädchen wehrte das Lob ab.

„Wenn man das Geld nicht ansehen muß, ist es keine Kunst, Frau Doktor."

„Na, macht nur so weiter", schimpfte der Doktor. „Eines Tages werdet ihr alle miteinander im Kittchen sitzen."

Frau Bessel mußte laut auflachen. Der Gedanke, im Gefängnis zu sitzen, erschien ihr überaus komisch.

Bessel begann heißhungrig zu essen. Aber allmählich verdüsterte sich seine gute Laune. Er sah in Gedanken die kinderreiche Familie eines kleinen Postbeamten beim Abendbrot sitzen und wurde sehr ernst. Jeder Bissen würgte ihn im Hals. Es war unrecht, sich mit Braten den Magen vollzustopfen, während andere hungerten.

„Was hast du denn?" fragte ihn seine Frau. „Du machst ja ein ganz finsteres Gesicht."

„Nichts, Lenchen. Es fiel mir nur so allerhand ein."

„Und warum ißt du nichts mehr?"

„Danke. Ich bin satt."

Er erhob sich und stellte das Tischchen beiseite.

„Jetzt will ich, wenn du erlaubst, eine Zigarre rauchen und dich eine halbe Stunde allein lassen."

„Geh' nur, Alex. Anna kann dir den Kaffee ins Bibliothekzimmer bringen."

„Kaffee gibt's auch noch? Das ist ja hier das reinste Schlaraffenland."

Er lachte ein wenig gezwungen, nickte seiner Frau zu und ging hinaus.

Als er sein Arbeitszimmer betrat, war das Lächeln aus seinem Gesicht weggewischt. Er betrachtete den hohen, schönen Raum, den ein Künstler eingerichtet hatte, verwundert und mit fremden Augen. Es erschien ihm ganz unwirklich, daß er jemals besonderen Wert auf die Ausstattung dieses Zimmers gelegt hatte, in dem er jetzt höflich und zurückhaltend wie ein Gast stand.

Er schaltete die Deckenbeleuchtung ein, zündete eine Zigarre an und setzte sich in einen tiefen Klubsessel. Seine Blicke glitten über die wundervollen und mannigfaltigen Rücken der vielen Bücher, die in guter Ordnung und sehr gepflegt an den Wänden standen. Er war stets ein zärtlicher Sammler gewesen, dem kein Kleid wertvoll genug für die Weisheit geliebter Bücher erschien.

Ich bin müde, dachte er plötzlich und fuhr mit der Hand über seine Stirn. Ich bin todmüde. Viele, viele von uns sind müde.

Das Mädchen brachte den Kaffee.

Bessel schüttelte die lähmenden Gedanken von sich und griff nach irgendeinem Buch, das er aufschlug.

„Man muß sich an zwei Dinge gewöhnen, um das Leben erträglich zu finden: an schlechtes Wetter und an die Ungerechtigkeit der Menschen."

Wie eiskalt ist die Witzigkeit des Franzosen, dachte der Doktor und stellte das Buch auf seinen Platz zurück. Man erfriert bei dieser nüchternen Weisheit.

Er stand auf, marschierte die Bücherreihen entlang, holte auf gut Glück ein anderes Werk hervor und las:

„Ich sage euch ein Geheimnis: Wir werden nicht ewig schlafen, aber wir werden alle verwandelt werden."

Ich verstehe kein Wort, sagte sich Bessel unwillig und starrte die Zeilen an. Wem hilft das alles? Wozu nützen Weisheit und Erfahrung, die in Büchern begraben sind, wenn sich Menschenbrüder gegenseitig erschlagen?

Er klappte den weichen Lederband zu, schob ihn in die Reihe zurück und ging weiter. Man müßte alle Bücher verbrennen und ganz vorn beginnen, dachte er in schmerzlichem Zorn.

Das Bild seiner Frau, von Thorsten Gleerup gemalt, blickte von der Wand auf ihn herunter. Das Bild war gut, ohne Zweifel, aber es zeigte ein fremdes Gesicht, das er kaum kannte. Ein junges, unberührtes Mädchen hatte Gleerup gemalt, aber nicht Frau Helene Bessel. War sie wirklich so rührend und mädchenhaft oder sah er nicht, was die Augen des Malers sahen? Er verspürte eine seltsame Befangenheit, die von dem Bild zu ihm hinüberfloß, und wendete seinen Blick ab. Dann öffnete er die Tür und trat auf den Balkon hinaus. Schwül und bang war die Nacht. Hinter Dunstschleiern flimmerten Sterne. Aus dem Garten stieg in dichten Wolken Duft auf.

Mit harten Fingern ergriffen Todesahnungen das Herz Doktor Bessels, während er in die sargdunkle Nacht starrte, die nicht Hoffnung und nicht Trost gab. Durch seine Adern tobte wilde Empörung gegen die Roheit des drohenden Todes. Mit Millionen Armen klammerte sich sein Körper an das Leben, dessen Herrlichkeit nur Kranke und Todgeweihte erkannten.

Aber allmählich ermüdete sein empörtes Blut und floß wieder träg dahin. Vernunft kroch hervor und bewies die Nutzlosigkeit jedes Widerstandes. Doktor Bessel ergab sich und fühlte Scham über seinen unanständigen Lebensdurst.

Er verließ den Balkon und kehrte mit leisen Schritten in das Schlafzimmer zurück.

„Schläfst du schon, Lene?"

„O nein“, erwiderte die junge Frau und betrachtete prüfend sein Gesicht. „Du siehst so ernst aus, Alex. Hast du irgendeinen Verdruß oder Kummer?“

„Nicht im geringsten. Wie kommst du bloß darauf?“

„Es schien mir so.“

„Ich bin vielleicht ein wenig müde“, entschuldigte sich der Doktor. „Es ist eine lange Fahrt von Bukarest nach dem Grunewald.“

Später, als er schon im Bett lag und das Licht ausgeschaltet hatte, fragte die junge Frau:

„Ich verstehe nicht, daß du nur so kurzen Urlaub bekommen hast. Wie geht das zu?“

„Es ist eigentlich kein richtiger Urlaub, Lene.“

„Sondern?“

Er überlegte, was er sagen sollte.

„Ich bin eigentlich nur auf der Durchreise hier.“

„Auf der Durchreise?“

„Ja, ich gehe nach dem Westen.“

„Sie richtete sich jäh im Bett auf.

„Nach dem Westen? Und wo ist dein Wagen?“

„Der bleibt in Bukarest.“

„Ja, bist du nicht mehr Kraftfahrer?“

Er schluckte schwer, bevor er antwortete:

„Ich bin zur Infanterie versetzt worden.“

„Das ist ja entsetzlich“, schrie sie und tastete nach seiner Hand. Das Herz wollte ihr zerspringen.

Er ergriff zärtlich ihre Hand und legte sie auf seine Brust.

„Du stellst dir das viel schlimmer vor, als es ist, Lenchen“, sagte er tröstend und war erschüttert von ihrem Schmerz.

„Das ist grauenhaft“, wiederholte sie fassungslos, ohne noch die Tragweite dieses Schlages ganz ermessen zu können.

„Lächerlich! Wer wird denn so ein Hasenfuß sein? Der Unterschied ist gar nicht so groß. Glaubst du vielleicht, daß man nicht auch als Kraftfahrer das Leben verlieren kann? Schließlich ist alles Bestimmung. Ich kann in unserem Garten sitzen und von einer Fliege gestochen werden, die mich ins Jenseits befördert.“

Er sprach ihr noch lange Trost zu, aber sie hörte die Worte, ohne sie zu verstehen. Dann küßte er ihre Hand und sagte:

„Jetzt wollen wir schlafen, Lene. Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Er legte sich auf die Seite und begann sehr bald tief und regelmäßig zu atmen.

Es ist vorbei, dachte die junge Frau und starrte mit brennenden Augen in das Dunkel. Nun ist alles vorbei. Ich kann es ihm nicht sagen. Ich kann diesem Mann, der vielleicht in den Tod geht, kein Leid antun. Ich kann es nicht, Thorsten Gleerup. Und wenn du es nicht verstehst, dann liebst du mich nicht. Ich muß verzichten. Es haben Millionen Menschen verzichten müssen. Es gibt kein Sonderglück, das sich auf den Schmerzen der andern aufbauen läßt. Wir müssen warten, Thorsten Gleerup, wie alle andern.

Sie preßte das Gesicht in die Polster und erstickte die trostlosen Tränen ihrer Verzweiflung.

4.

„Du hast ganz recht", erklärte der alte Bessel und marschierte mit kurzen Schritten durch das Bureau. „Die Preise sind unanständig. Eine Khedive darf nicht zwanzig Pfennige kosten. Du mußt allerdings bedenken, daß Rohtabak, Papier und Arbeitslöhne sich maßlos verteuert haben, von der Steuer ganz zu schweigen."

„Das weiß ich natürlich", erwiderte der Doktor und betrachtete nachdenklich seine Zigarette. „Ich weiß aber auch, was wir im Frieden für Licht- und Zeitungsreklame, für Plakate, Blechpackungen, Adjustierungen und Reisende ausgegeben haben. Das alles fällt doch jetzt weg."

Der alte Bessel blieb vor seinem Sohn stehen.

„Glaubst du vielleicht, daß mir die gegenwärtige Form des Geschäfts Spaß macht? Da irrst du dich gewaltig, mein lieber Alex. Dieser mühelose Betrieb ohne Kampf und Konkurrenz kotzt mich an, das kannst du mir ruhig glauben."

Der alte Herr hatte einen roten Kopf bekommen.

„Ich mache nicht dich für die Auswüchse verantwortlich, Vater", sagte Alexander Bessel begütigend. „Ich finde es nur im allgemeinen dumm und unsozial, daß auf diese Weise Schindluder getrieben wird. Es ist Schmach ohnegleichen, daß mitten im schwersten Kampf ein Deutscher den andern bewuchert und auspowert. Den schlimmsten Feind haben wir im eigenen Land."

Der alte Bessel setzte sich schwerfällig beim Schreibtisch nieder.

„Ich kann nur wiederholen, daß du recht hast. Was du mir erzählst, mein lieber Alex, habe ich schon selber empfunden.

LIBRARY

Ich bin auch weder unsozial noch habgierig. Für wen soll ich das Geld zusammenkratzen? Martin ist krank aus dem Krieg zurückgekommen, und wenn Gott will, daß auch dir jetzt ein Unglück zustößt, stehe ich mit Mama allein da. Wir haben übergenug zum Leben."

„Du willst mich nicht verstehen, Vater", unterbrach ihn der Doktor ungeduldig.

„Laß mich ausreden. Du bist empört, daß die Firma Bessel den Preis von zwanzig Pfennigen für eine Khedive gestattet. Na, schön, ich bin auch empört. Aber was willst du machen? Bitte, sprich, du bist ja Teilhaber der Firma, ich nehme jede Belehrung dankbar zur Kenntnis. Sollen wir Höchstpreise von der Regierung verlangen? Dann gibt's überhaupt keine Zigaretten mehr. Das weißt du genau so gut wie ich."

„Was verdienen wir, wenn wir beispielsweise die Khedive um zehn Pfennige abgeben?"

Der Vater lächelte überlegen und begann auf einem Blatt Papier zu rechnen.

„Wir verdienen ungefähr den Friedensprozentsatz."

„Genügt das nicht?"

„Natürlich genügt es. Du meinst also, daß wir die Khedive um zehn Pfennige hinausgeben sollen?"

„Ja, das meine ich, Vater."

Der alte Bessel erhob sich, trat zu dem Sohn und legte die Hände auf seine Schultern.

„Weißt du, was dann geschieht, mein Junge?"

„Jawohl. Ein armer Soldat wird sich zwei Zigaretten statt einer kaufen können."

„Einen Schmarren wird er sich kaufen können", rief der alte Herr zornig. „Wenn wir die Khedive um zehn Pfennig abgeben, wird die ganze Produktion, ohne daß wir es hindern können, von Händlern und Schiebern aufgekauft. Und weißt du, was die nächste Folge ist? Daß die Khedive dann nicht zwanzig Pfennig, sondern im besten Fall zweiundzwanzig kosten wird."

„Ich kann den gegenwärtigen Geschäftsbetrieb nicht beurteilen, Vater, aber —"

„Es ist so und nicht anders. Verlaß dich darauf."

Der Doktor zuckte müde die Achseln.

„Dann muß man den Dingen ihren Lauf lassen. Aber es wird sich rächen, es wird sich bitter rächen."

Der alte Bessel nahm wieder Platz und sah mit hilflosen Augen seinen Sohn an. „Am liebsten sperrte ich die ganze Bude zu", sagte er nach einer Weile und seufzte.

Der Doktor fand keine Erwiderung.

„Und daß du jetzt in den Schützengraben willst, geht mir nicht in den Kopf."

„Willst? Ich muß."

„Es ist ja nicht wahr", ereiferte sich der alte Herr. „Du könntest dich ohne weiteres von mir reklamieren lassen. Wir haben einen kriegswichtigen Betrieb, und ich bin ein alter Mann. Schließlich hast du auch schon deine einundvierzig auf dem Buckel."

Alexander lächelte ein wenig.

„Nee, Vater, kneifen wollen wir nicht. Ich bin, weiß Gott, kein Held, und Begeisterung für diesen Krieg habe ich auch nie gehabt, aber mich hinter der Fabrik zu verstecken, paßt mir nicht."

Der alte Bessel verschloß den Schreibtisch und stand auf.

„Wir wollen zum Essen fahren, wenn es dir recht ist."

„Ja, Vater."

Sie verließen die Fabrik und fuhren nach Haus. Als sie ausstiegen, sagte Bessel:

„Mama braucht nicht zu wissen, daß du jetzt nach dem Westen gehst. Sie hat ein schwaches Herz."

Der Doktor nickte zustimmend.

Frau Bessel war eine kleine, zierliche Frau mit schneeweißem Haar, die zu schluchzen anfing, als sie ihren Sohn umarmte.

„Na, Muttchen, beruhige dich doch."

Er streichelte sanft ihren dünnen, zitternden Arm.

Im Speisezimmer saß Martin beim Fenster und blickte mit leeren Augen auf die Straße. Die Pflegeschwester, die ihn bewachte, stand wie sein blasser Schatten hinter ihm.

Der Doktor trat ein, klopfenden Herzens, wie immer, wenn er den unglücklichen Bruder wiedersah, der zwei Tage und eine Nacht lang verschüttet gewesen war. Er hatte wunderbarerweise als einzig Überlebender seiner Kameraden keinen leiblichen Schaden erlitten, aber sein Geist war verstört und von tiefster Schwermut umdunkelt, die sich in unstillbaren Tränenkrämpfen erschöpfte, so oft ein Unvorsichtiger in seiner Gegenwart den Krieg erwähnte. Auch seine Sprache war durch jene Stunden im Grab schwer beeinträchtigt worden, so daß er viele Worte gar nicht, andere nur mit qualvoller Anstrengung hervorstoßen konnte.

„Guten Tag, Martin", sagte der Doktor mit gepreßter Stimme und ging zögernden Schrittes auf ihn zu.

Der Bruder wendete den Kopf, sah prüfend den Mann an, erkannte ihn und lächelte freudig.

„Oh, Alex, Tag, Tag", lallte er und erhob sich, um den Bruder zu küssen. Sein weißes Gesicht hatte sich mit zartem Rot überzogen.

„Geht's gut, Martin?"

Der Kranke nickte.

„Freue mich. Freue mich."

Die Schwester, mit einem entschuldigenden Blick zu Alexander, löste den Kranken aus der Umarmung.

Martin ließ folgsam die Arme sinken und starrte wieder teilnahmslos, als hätte er die Gegenwart des Bruders vergessen, auf die Straße.

Der Doktor fühlte, wie ihm heißes Mitleid krampfend das Herz zusammenzog. Nach einer Weile kehrte der Kranke sein Gesicht dem Bruder zu und fragte mit geheimnisvoller Flüsterstimme:

„Ist — ist — — — Krieg, Alex?"

Seine hohlen Augen schwammen in Tränen: Die Pflegerin machte eine ratlose Gebärde.

„Nee, schon lange nicht mehr, mein Junge", erwiderte Alexander treuherzig und zwang ein Lächeln auf seine Lippen.

Martin sah ihn mißtrauisch an, und es war nicht leicht, diesen bohrenden Blick auszuhalten.

„Wo — wo — warst du so lange?"

„Ich war in der Türkei und in Bulgarien, Martin, um Tabak einzukaufen."

Der Kranke dachte nach, dann begann er andauernd den Kopf zu schütteln und sagte schüchtern:

„Du lügst, Alex."

„Ich lüge nicht, mein Junge", antwortete der Doktor mit Anstrengung.

Martin wendete sich der Schwester zu, packte ihren Arm und stammelte voll Entsetzen:

„Ich — ich sehe Blut auf seiner linken Hand."

Als ihn die Schwester aus dem Zimmer führen wollte, beruhigte er sich und bat, dableiben zu dürfen. Er setzte sich still nieder und vermied es, die Hand des Bruders anzuschauen.

Auch während des Essens wagte er nicht, die Augen zu erheben, und gab keine Antwort, wenn jemand an ihn eine Frage richtete. Er schluckte die Speisen heißhungrig und ohne zu kauen.

Das Gespräch bei Tisch drehte sich um Belangloses und floß mühsam dahin. Der Doktor atmete auf, als er das Haus verlassen durfte und wieder allein auf der Straße stand. Er hatte im Sinn gehabt, Tante Mielentz zu besuchen, für die er aufrichtige Zuneigung empfand, aber die Stunden bei den Eltern hatten ihn so erschöpft, daß er seinen Plan aufgab und heimfuhr.

Die zwei Tage mit Lene, die ihm aus der Ferne wie ein hellschimmerndes, mit allen Kräften ersehntes Licht geleuchtet hatten, fielen in graue Asche zusammen und entließen ihn ohne Trost in die feindliche Zukunft. Die schwerste Enttäuschung für ihn — er hatte den Mut zur Wahrheit — war die Unpäßlichkeit seiner Frau, die ihm irgendwie, ohne erklärbaren Zusammenhang, wie eine heimtückische und boshafte Grimasse des Schicksals erschien.

Als er in das Schlafzimmer trat, schämte er sich seiner Gereiztheit, die planlos auszubrechen drohte. Helene war sichtlich krank und litt. Ihre verschwollenen Augen bettelten um Entschuldigung und füllten sein Herz mit Mitleid.

„Geht's dir noch nicht besser, mein Armes?"

„Ich hoffte, aufstehen zu können," antwortete sie gedemütigt von ihrer Lüge, die sich in Wahrheit verwandelt hatte, „aber es ging nicht."

„Was fällt dir ein, Lenchen!" rief er und hatte alle Bitterkeit des Entsagens vergessen. „Bleib' du nur hübsch liegen. Willst du nicht den Sanitätsrat holen lassen?"

„Nein, danke, Alex. Er kann mir nicht helfen. Ich muß nur Ruhe haben."

„Ich werde dich allein lassen, Lene."

Sie griff nach seiner Hand.

„Es tut mir leid, daß du nichts von deinem Urlaub hast. Du wirst traurig und unzufrieden abreisen. Ich mache mir Vorwürfe."

„Das sollst du nicht", bat er voll Herzlichkeit. „Ich bin weder traurig noch unzufrieden."

Sie unterdrückte mit Anstrengung ein qualvolles Gähnen, das ihr Gesicht verzerrte.

„Vielleicht kannst du schlafen", sagte er, der diese Gähnkrämpfe nicht zu ertragen vermochte.

„Was wirst du beginnen, Alex? Willst du nicht in ein Theater gehen?"

Er schnitt mit der Hand durch die Luft.

LIBRARY

„Was soll ich im Theater?“

„Es wäre eine Ablenkung.“

„Ich werde mich in den Garten setzen und ein Buch lesen.“

Er küßte ihre Hand und ging auf den Fußspitzen aus dem Zimmer.

Im Garten war es heiß und unbehaglich. Der Doktor schritt friedlos auf und ab, blieb manchmal vor einer blühenden Rose stehen, sah gedankenvoll einem arbeitenden Käfer zu, rauchte viele Zigaretten und erwartete mit Ungeduld den aufziehenden Abend.

Als es zu dämmern anfing, begab er sich in das Bibliothekszimmer, suchte irgendeine zeitverzehrende Arbeit und stöberte schließlich in Katalogen, die während seiner Abwesenheit ihm von Händlern eingeschickt worden waren. Er machte sich Notizen, bestellte dieses und jenes Werk und aß dann ohne Hunger von dem Abendbrot, das Anna aufgetragen hatte. Bevor er zum Schlafen ging, warf er seine Bücherbestellungen in den Papierkorb, denn all dies erschien ihm mit einmal unnötig und überflüssig.

Auch diese Nacht glitt vorüber und wich einem trüben, regendrohenden Morgen. Und dann begannen die Stunden zu laufen und zu jagen, als hätten sie ungestüme Eile, den Tag zu vollenden.

Frau Bessel hatte es sich nicht nehmen lassen aufzustehen und saß in dem hellen Speisezimmer ihrem Mann gegenüber beim letzten Mittagsmahl, das ihnen beiden quälender Zwang war. Alexander bemühte sich, einen unbekümmerten Ton festzuhalten, der wie schriller Mißklang wirkte, und wollte keine Abschiedsstimmung aufkommen lassen. Die junge Frau wendete keinen Blick von dem gestrafften Gesicht ihres Mannes, als wollte sie sich jeden Zug und jede Linie für alle Zeit einprägen. Unerträglich lastete die Schuld auf ihrem Herzen, die Lüge würgte sie im Hals und nutzlose Reue vergiftete ihr Blut. Niemals konnte ihr verziehen werden, daß sie diesen Mann vielleicht um ein letztes Glück betrogen hatte.

Bald nach Tisch wollte der Doktor sein Heim verlassen, um von den Eltern Abschied zu nehmen und dann zum Bahnhof zu fahren. Seine Frau hatte sich entschlossen, ihn zu begleiten, und es wurde ihm nicht leicht, sie von diesem Gedanken abzubringen.

„Das hat gar keinen Sinn, Lenchen“, wehrte er ab. „Du bleibst zu Hause. Ich bitte dich darum. Ein Abschiednehmen, das ein paar Stunden dauert, ist nicht zu ertragen.“

Sie fügte sich und beharrte nicht auf ihrem Wunsch.

Er richtete mit nervöser Genauigkeit seine Sachen zusammen, stellte überflüssige Fragen, um eine Brücke über die letzten Minuten zu schlagen, und zündete eine Zigarette an, die er gleich wieder verlöschte.

Helene ging mit haltlosen Schritten auf ihn zu, legte ihre Arme um seinen Hals und sagte leise:

„Mir ist so bang, Alex. Mir ist so schrecklich bang."

Er fand keine Antwort und strich mit bebender Hand über ihre Haare.

„Verzeih' mir", bat sie aufschluchzend. Ihr Herz schlug wild gegen seine Brust.

„Was soll ich dir denn verzeihen, du Närrchen?"

Ich habe dich belogen und betrogen, wollte sie schreien, aber sie bezwang sich. In dieser Stunde kam Wahrheit zu spät.

„Ich war nicht lieb genug zu dir", antwortete sie unterwürfig.

Er küßte sie mit jäh anschwellender Leidenschaft und riß sich los.

Die junge Frau begleitete ihn durch den Garten. Sie schritt ruhig und beherrscht an seiner Seite. Dünner Regen fiel vom Himmel.

Als sie beim Tor angelangt waren, reichte der Doktor ihr die Hand und sagte mit heiserer Stimme:

„Leb' wohl, Lene, und bleib' gesund."

„Schreib' bald", vermochte sie zu erwidern und hielt sich an dem Torgitter fest, um nicht zusammenzubrechen.

Der Doktor entfernte sich weitausschreitend. Sie schaute ihm nach. Bei der Ecke blickte er sich um und winkte seiner Frau zu. Dann war die Straße mit einem Schlag leer und verlassen, trug keine Spur mehr von dem Mann, den die Ferne verschlungen hatte.

Helene Bessel starrte mit heißen Augen in den langsam rieselnden Regen. Ich werde ihn nicht wiedersehen, sagte sie sich, während sie, vom Leid erschöpft, in das Haus zurückging.

5.

Da der kranke Bruder nicht von Alexanders Seite wich, war man gezwungen, von Tabakspreisen und andern geschäftlichen Dingen in unbefangener Weise zu plaudern. Auch der Abschied,

den der Doktor sehr gefürchtet hatte, vollzog sich dank der Anwesenheit Martins, dem man die Abreise verschweigen mußte, ganz einfach und ungerührt.

Alexander stand, schon zum Weggehen bereit, im Vorzimmer, als der alte Bessel einen Brief aus der Tasche zog und seinem Sohn gab.

„Nun hätte ich bald diesen Brief vergessen", sagte er mit einer Stimme, die von verhaltener Erregung erstickt war. „Er kam ins Bureau."

„Danke, Vater", entgegnete der Doktor und steckte das Schreiben achtlos ein. Dann reichte er seinen Leuten ein letztes Mal die Hand und verließ die Wohnung.

Es regnete noch immer. Bessel sah auf die Uhr und merkte, daß er noch zwei Stunden Zeit bis zur Abfahrt seines Zuges hatte. Ich werde irgendwo Kaffee trinken und die Abendblätter lesen, dachte er, während er sich eilig vom Elternhaus entfernte, als fürchtete er, zurückgerufen zu werden. Es fiel ihm auch ein, daß Martin merkwürdigerweise gar nicht erstaunt gewesen war, ihn in Uniform zu sehen.

Als er sich eine Zigarette anzündete, geriet ihm der Brief, den der Vater mitgebracht hatte, in die Hand. Er riß ihn gleichgültig auf und las mit wachsender Verwunderung:

„Sehr geehrter Herr Doktor,

ich möchte Ihnen gern eine Mitteilung machen, die Sie wahrscheinlich interessieren wird. Ich erwarte Sie Sonnabend zwischen vier und sechs Uhr nachmittags in der Konditorei Schilling, Friedrichstraße, in einem Zimmer des ersten Stockwerks.

Hochachtungsvoll

Sigrid Lundbye."

Bessel las die Zeilen einige Male und fühlte deutliches Unbehagen, das vom Magen ausstrahlte und durch den ganzen Körper kroch.

Was soll das? fragte er sich verdrießlich und zerknäulte den kleinen Briefbogen zwischen den Fingern. Was für eine Mitteilung kann mir gemacht werden? Wahrscheinlich irgendeine dumme Verleumdung meiner Frau. Er begriff später nicht, warum er dieses Schreiben instinktmäßig sogleich in einen Zusammenhang mit seiner Frau gebracht hatte.

Mit anonymen Briefen will ich nichts zu tun haben, sagte er sich gereizt und schob das Papier in die Tasche. Anonym war der Brief übrigens nicht. Sigrid Lundbye. Wer war das? Sehr echt klang der Name nicht. Erinnerte an nordisches Kino. Aber was lag schließlich daran, wenn man sich die Person mal anguckte? Es blieb immerhin auffallend, daß diese Frau nicht, wie anonyme Ehrabschneider im allgemeinen, ihre Verdächtigung einfach in dem Brief ausgebreitet hatte, sondern um eine Unterredung bat. Offenbar handelte es sich um gar keine Verdächtigung, an die er im ersten Augenblick gedacht hatte. Vielleicht bewarb sich die Dame um eine Stellung in der Fabrik und hielt diesen Weg für den geeignetsten.

Da er ohnedies hatte Kaffee trinken und die Abendblätter lesen wollen, konnte er es ebensogut bei Schilling wie anderswo besorgen. Die Kaffeebrühe war überall gleichmäßig schlecht.

Er fuhr eine Strecke mit der Straßenbahn und stand um fünf Uhr vor der Konditorei. Wieder verspürte er nervöse Erregung, die er, sich selber verspottend, mit dem Gefühl verglich, das man beim Eintreten in das Wartezimmer eines Zahnarztes hat. Das Treppensteigen zum ersten Stockwerk verursachte ihm sogar Herzklopfen, wie er nicht ohne Beschämung feststellte.

Er erinnerte sich nachher, daß er beim Eintreten in das Zimmer auf das sehnlichste gewünscht hatte, das Fräulein mit dem Kinonamen nicht anwesend zu finden.

Im ersten Zimmer saßen zwei alte Damen, die nur flüchtig von ihren illustrierten Blättern aufblickten und dem Doktor keine weitere Aufmerksamkeit schenkten. Diese beiden Nornen wollen nichts von mir, dachte er befreit und hatte wohlwollende Gefühle für die Leserinnen.

In einer Ecke lehnte ein sehr blasser, glattrasierter Herr, hielt eine Zeitung in der Hand und schlief. Sonst war niemand in dem Raum.

Bessel schritt in das zweite Zimmer. Ein junges Mädchen, das beim Fenster saß, blickte ihm entgegen. Der Doktor stand ein wenig ratlos da und fand nicht den Mut, sich zurückzuziehen.

Die Dame erhob sich, ging auf ihn zu und sagte sehr sicher:

„Sie sind Herr Doktor Bessel, nicht wahr?"

Er nickte mit dem Kopf.

„Ich bin Sigrid Lundbye. Wollen Sie an meinem Tisch Platz nehmen?"

Wiederum nickte Bessel gehorsam und legte umständlich ab. Dann setzte er sich, ohne ein Wort zu sprechen, dem Fräulein gegenüber und versuchte, ein Bild von dem Gesicht der Dame zu gewinnen. Es war ihm unmöglich. Er sah dieses Antlitz wie eine blasse Scheibe, die in ungeheuerer Entfernung zu schweben schien.

„Ich bin Studentin der Medizin", begann Fräulein Lundbye mit einer Stimme, die gleichsam blutlos war. „Da ich sehr arm bin, stehe ich manchmal dem Maler Thorsten Gleerup Modell. Herr Gleerup zahlt sehr gut."

„Jawohl", sagte der Doktor ohne jeden Grund.

„Kennen Sie Herrn Gleerup?"

Er duckte sich wie unter einem Schlag und antwortete zögernd:

„Flüchtig."

Sie betrachtete ihn aufmerksam und fragte:

„Fühlen Sie sich nicht wohl?"

„Doch. Sehr wohl. Ich erwarte mit Interesse Ihre Mitteilungen."

Sein Ton klang vielleicht ein wenig verächtlich und aufreizend, denn Fräulein Lundbye sagte unmittelbar mit eiskalter Sachlichkeit:

„Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß Ihre Frau Herrn Gleerup liebt."

Das Gesicht des Doktors erzitterte und wurde sehr bleich. Seine Blicke irrten hilflos über die blasse Scheibe, die zu zerfließen schien, und fanden keinen Halt, um sich anzuklammern. Er zweifelte nicht eine Sekunde lang an der Wahrheit der Nachricht.

Die Kellnerin trat ein und fragte nach den Wünschen des Gastes.

„Kaffee, bitte", sagte er sehr beherrscht.

Dann holte er eine Zigarette hervor und zerkrümelte sie achtlos, daß der Tabak über seine Finger rieselte. Verletzter Stolz und hilflose Ohnmacht, Schmerz und Bitterkeit durchfurchten sein Gesicht und höhlten die hämmernden Schläfen.

Fräulein Lundbye betrachtete das Verfallen dieses Antlitzes mit Scheu und fühlte fast Reue über ihren Schritt.

Er sagte mit Anstrengung, im Ton eines zu Tod Verwundeten:

„Ich danke Ihnen, Fräulein Lundbye."

Ihre Mundwinkel zuckten.

Er trank den Kaffee, den die Kellnerin gebracht hatte, bis zum letzten Tropfen aus, ohne zu fühlen, daß etwas Heißes und Bitteres über seine Zunge rann. Er blickte auf die Straße, sah viele Regenschirme, die sich planlos hin und her bewegten, und fragte sich, was er tun sollte.

Sigrid Lundbye saß zusammengekauert in ihrer Ecke und fühlte eine jäh aufbrechende, unsinnige Liebe für diesen Mann, den sie vernichtet hatte. Sie wäre imstande gewesen, in diesem Augenblick jedes Opfer zu bringen.

Sein Blick kam von den Regenschirmen der Straße zurück und blieb an dem Gesicht des jungen Mädchens hängen, das er jetzt erst zu erkennen vermochte. Sie ist sehr hübsch, dachte er. Mehr noch, sie hat ein edles Gesicht. Sie liebt den Maler. Eifersucht. Verrat. Herrgott, wie kitschig war das alles! Er lachte schrill auf, daß Fräulein Lundbye ein Schauer überfloß.

Er sah auf die Uhr. Erst zehn Minuten waren vergangen, seitdem er in diesem Zimmer saß, das er, so schien es ihm, vor vielen Jahren betreten hatte.

„Ich will jetzt gehen, wenn Sie gestatten", flüsterte Sigrid Lundbye.

„Ja, bitte."

Sie stand mühsam auf, als hätte sie gebrochene Glieder im Leib. Auch der Doktor hatte sich erhoben und reichte ihr die Hand, die sie mit bebenden Fingern ergriff.

„Verzeihung", stammelte sie und errötete langsam.

Er hielt ihre Hand fest und fragte fast heiser:

„Glauben Sie, daß sie seine Geliebte ist?"

„Nein, gewiß nicht", antwortete sie sehr schnell und ohne nachzudenken.

„Sie wollen mich schonen."

Ein krankes Lächeln hob seine Oberlippe.

„Es ist meine feste Überzeugung, daß Frau Bessel nur seelische Beziehungen zu Herrn Gleerup hat."

Er ließ ihre Hand los. „Danke, Fräulein Lundbye."

Sie neigte den Kopf und ging mit zögernden Schritten aus dem Zimmer.

Bessel nahm seinen Platz wieder ein und starrte auf die Straße. Unendliche Müdigkeit überfiel ihn, machte wehrlos, schlug die Waffen aus den Händen. Was soll ich tun? fragte er und lief den Gedanken nach, die vorüberwirbelten. Man müßte zu Gleerup gehen und ihn beleidigen. Literatur! dachte er höhnisch. Glatt niederschießen wäre besser und einfacher.

Aber was wollte er eigentlich von dem Maler? Seine ganze Schuld bestand darin, daß er jünger war und geliebt wurde.

Die einzige Schuldige war Helene. Eine wilde Szene mit seiner Frau tauchte auf und peitschte sein Blut. Ich habe dich nicht betrogen, wird sie mir antworten. Und dann? Und dann? Soll ich ihr sagen: Ich verbiete dir, den Maler Thorsten Gleerup zu lieben? Kann ich die Gesetze der Leidenschaft ändern? Nein, ich kann es nicht.

Die Partie war verloren. Er sah es ein. Nichts blieb ihm übrig, als in guter Haltung zu entsagen.

Plötzlich erriet er, daß seine Frau sich krank gestellt hatte, um ihm nicht angehören zu müssen. Dieser Gedanke verletzte seine männliche Eitelkeit aufs tiefste und wischte alle Gefühle sanfter Ergebung weg. Zorn quoll in ihm und machte den Speichel in seinem Mund bitter.

Nein, sagte er entschlossen und krampfte die Hände zu Fäusten, gar so leicht will ich es den beiden nicht machen. Sie sollen ruhig noch ein bißchen zappeln. Sie sollen sich so lange nach einander sehnen, bis ihre Liebe verdurstet. Sie sollen warten, bis es mir beliebt, ihnen die Freiheit zu geben. Und wenn ich draußen krepiere, dann ist es ohnehin egal.

Der frühe Regenabend brach ein. Auf der Straße flammten Lichter auf. Der Doktor erinnerte sich, daß ihn ein Zug erwartete, und sah auf die Uhr. Seine Zeit war abgelaufen. Er rief die Kellnerin, die ein Abendblatt auf den Tisch legte, und zahlte. Mechanisch las er die fettgedruckte Überschrift der Zeitung: „Sieg an der Marne! Fochs letzte Reserven aufgebraucht!“ und fand nicht die Kraft, aufzustehen und zum Bahnhof zu wandern. Es war schwer, jetzt Berlin zu verlassen. Viele glückliche Erinnerungen stiegen auf und lähmten sein Herz.

Er sah seine Frau beim Gartentor stehen, blaß, in ohnmächtigem Leid und von Reue gequält. „Verzeih' mir“, hatte sie gestammelt. Nun verstand er das Wort. Konnte er verzeihen? Konnte er nicht jetzt noch zwei Zeilen schreiben: „Ich gebe dich frei. Du kannst Thorsten Gleerup heiraten.“

Er konnte es nicht. Der Gedanke an die Vereinigung der beiden brannte wie eine offene, nie heilende Wunde.

Nein! Nein! sagte er mit verzerrtem Mund und stand auf, um zum Bahnhof zu gehen.

6.

Frau Bessel saß im Garten einer Grunewaldwirtschaft und wartete auf Thorsten Gleerup, den sie hierher gebeten hatte.

Es war noch früh am Nachmittag, und wenige Leute, zumeist Frauen, befanden sich in dem weitgedehnten Garten. Kein lautes Wort durchbrach die Stille, die wie ein ungeheurer Glassturz über diesen Platz gestülpt war.

Helene Bessel, in der wohligen Erschlaffung einer Genesenden, ließ sich von der Sonne bescheinen und sah den Sperlingen zu, die die Tische umhüpften, um Brotkrumen zu suchen. Es war wunderschön, stillzusitzen und die milde Luft durch die Lungen streichen zu lassen. Das Alleinsein und Nichtsprechenmüssen erschienen ihr so herrlich, daß sie wünschte, Gleerup käme erst recht spät. Die Auseinandersetzung mit ihm schwebte wie eine ferne, dunkle Wolke am sonnenblauen Horizont.

Die junge Frau vermied es, die Wolke zu betrachten, und dachte mit ruhiger Selbstzufriedenheit an ihren Mann, der nun schon über eine Woche draußen war. Das Opfer, das sie gebracht hatte, belohnte sich tausendfach durch den Frieden, der jetzt ihr gequältes Herz beschwichtigte.

Thorsten Gleerup erschien im Garten, umfaßte mit raschem Blick die Menschen und schritt, ein strahlendes Lächeln im Gesicht, auf Frau Bessel zu, die sich aus ihrer Versunkenheit aufrichtete.

„Guten Tag, gnädige Frau“, sagte er mit beglückter Stimme und küßte ihr ihre Hand.

Frau Bessel lächelte ihm zu und wunderte sich darüber. Sie hatte sich vorgenommen, ernst und ein wenig feierlich mit ihm zu sprechen, aber nun, da sie sein unbekümmertes Gesicht sah und seine helle Stimme hörte, waren alle Vorsätze weggeweht. Es erschien ihr unmöglich, in Gegenwart dieses freien und aufrechten Mannes irgend etwas schwer oder tragisch zu nehmen.

„Warten Sie schon lange, gnädige Frau? Ich fürchte, ich habe mich ein wenig verspätet.“

Sie schüttelte den Kopf und hörte nicht auf, grundlos zu lächeln.

Er blickte sie mit entzückten Augen an und sagte leidenschaftlich:

„Ich habe Sie noch niemals so hübsch gesehen wie heute.“

„O still!“ flüsterte sie verlegen und errötete.

„Ich spreche nur als Maler, Frau Bessel. Es wird mir jetzt klar, wie ich Ihr Bild hätte machen müssen. Sie brauchen grünblaue Luft."

Sie hatte ihre Verlegenheit überwunden und antwortete ein wenig spöttisch:

„Wie gut Sie wissen, was ich brauche."

Ein alter Kellner schleppte sich mit kranken Beinen zum Tisch und fragte verdrießlich nach den Wünschen des Herrn.

„Bringen Sie, was Sie wollen", rief Gleerup fröhlich.

Der düstere Kellner begann zu lächeln und rührte sich nicht von der Stelle.

„Am liebsten einen Aquavit, wenn es das noch gibt."

„Für Geld jibt's allens", brummte der Alte und kroch seufzend davon.

Thorstens Gesicht wurde plötzlich hart und feindlich, als er fragte:

„Ist Ihr Mann schon weg?"

„Jawohl. Er konnte nur zwei Tage hierbleiben."

„Nun, und?"

Der Klang dieser Stimme verletzte sie und reizte zum Widerstand.

„Sie fragen wie ein Untersuchungsrichter."

„Nein, Frau Bessel, wie ein Verdurstender."

Sie hielt seinen Blick nicht aus, der sie umklammerte und an sich riß.

„Was hat Ihr Mann beschlossen?"

„Nichts."

„Nichts?"

Sie hob ihre Augen und sagte mit demütiger Stimme:

„Ich konnte es ihm nicht sagen, Thorsten Gleerup. Ich konnte nicht. Es war unmöglich. Er ist nicht mehr Kraftfahrer. Er ist zur Infanterie versetzt worden und nach dem Westen an die Front abgegangen. Wenn Sie mich wirklich lieben, Thorsten Gleerup, müssen Sie verstehen, daß ich in diesem Augenblick nicht sprechen konnte."

Er sah an ihr vorbei. Alle Muskeln in seinem Gesicht zitterten.

„Warum sagen Sie nichts, Thorsten?" fragte sie bekümmert.

„Was gibt es da viel zu sagen!"

Er schwieg beharrlich weiter. Frau Bessel war es, als rückte er immer weiter von ihr ab, bis er in der Ferne verschwand. Ihr Herz brannte vor Leid.

Der Kellner brachte den Aquavit. Gleerup trank das Gläschen in einem Zug leer.

„Was soll nun geschehen?“ fragte er mit zurückgedämmter Erregung.

„Wir müssen warten“, antwortete sie leise.

Er hatte ein böses Lachen in seiner Stimme.

„Warten! Warten! Nur Feiglinge warten.“

Ein jähes Haßgefühl stieg in ihm auf.

„Ich bin feig, Herr Gleerup. Sie haben ganz recht, aber ich kann nicht für meine Art. Das müßten Sie bedenken und entschuldigen.“

„Wie kalt Sie zu mir sprechen!“

„Ich bin müde. Ich bin diesen Kämpfen nicht gewachsen. Das Herz läßt mich im Stich.“

Ihre Stimme brach. Sie riß sich zusammen und fuhr fort:

„Wenn Sie nicht warten können, Thorsten Gleerup, dann wollen wir uns in Freundschaft und in Ruhe adieu sagen.“

„Sie lieben mich nicht“, rief er verzweifelt.

Sie senkte den Kopf und erwiderte schüchtern:

„Doch. Ich liebe Sie, ganz gewiß liebe ich Sie.“

Seine Augen leuchteten auf.

„Ich will gern warten, liebe gnädige Frau. Verzeihen Sie meine Ungeduld. Ich weiß manchmal nicht, was ich rede. Ich warte, solange Sie wollen. Ich warte, bis ich ein alter krummer Mann geworden bin.“

Nun konnte sie schon wieder lächeln.

„So lange wird es nicht dauern.“

Er versank abermals in trübes Nachsinnen und mußte an sich halten, um nicht aufzuspringen und durch den Wald zu laufen.

„Nicht traurig sein!“ bat sie zärtlich.

„Was wird nun aus Falsterbo?“ fragte er und küßte die junge Frau mit sehnsüchtigen Blicken.

Während des ganzen Winters hatten sie hoffnungsselig davon gesprochen, daß sie den Sommer in dem kleinen südschwedischen Seebad verbringen wollten, wo Gleerup ein braunes Holzhaus am Strand besaß.

„Sie müssen allein fahren, Thorsten.“

„Ich fahre nicht allein. Wenn Sie nicht mitkommen, bleibe ich während des ganzen Sommers in Berlin.“

„Das ist doch Unsinn. Sie müssen malen in Falsterbo und später nach Stockholm fahren, um mit Ihrem Vater zu sprechen.“

„Ich muß gar nichts mehr, Frau Bessel. Glauben Sie, daß ich es auch nur einen Tag ohne Sie in Falsterbo aushielte? Ich fürchte, Sie wissen heute noch nicht, wie sehr ich Sie liebe."

Seine Worte machten sie schwach und willenlos. Das Mitleid mit ihrem Mann, den sie schonen wollte, zerfloß und gab ihrer Sehnsucht den Weg frei.

„Was soll ich tun, Gleerup?"

„Sie können doch ruhig für ein paar Sommerwochen nach Falsterbo fahren, Frau Bessel."

„Wie kann ich?"

Er reckte seinen Körper und erwiderte, mehr zornig als überredend:

„Herrgott im Himmel! Sie sind doch keine Sklavin. Einen kleinen Rest vom freien Willen müssen Sie wohl auch haben, obgleich Sie die Gattin des Herrn Doktors Alexander Bessel geworden sind. Die Ehe ist doch kein Gefängnis, zu dem der Herr Gemahl allein den Schlüssel hat."

Sie sog seine Worte wie befreiendes Gift ein, das alle Fesseln löste.

„Wenn Sie ganz korrekt handeln wollen, so bitten Sie Ihren Mann um Erlaubnis zu der Reise nach Schweden. Ich bin überzeugt davon, daß Ihr Gebieter seine Einwilligung nicht verweigern wird."

„Ja, aber —"

Er ließ sie nicht zu Wort kommen.

„Sie kennen mich nun hoffentlich so weit, daß Sie mir vertrauen dürfen. Ich will Sie weder verführen noch zu meiner Geliebten machen, ich will, daß Sie meine Frau werden."

Sie streckte den Arm gegen ihn aus, als wollte sie ihn am Weitersprechen hindern.

„Und wenn Sie aus Schicklichkeitsgründen Bedenken haben, in meinem Haus zu wohnen, so werden Sie im Hotel absteigen. Sie sehen, ich denke schon wie ein Normaldeutscher, der nichts so sehr fürchtet, wie die Zungen der Nachbarn."

Das Bild eines kaum geahnten Glücks lockte unentrinnbar und überwand alle Widerstände. Warum sollte sie diese Reise nicht wagen? War sie ihrer selbst nicht sicher?

„Es ist so schön und friedlich in Falsterbo", sang seine Stimme. „Ich werde malen, und Sie liegen im Sand und lassen sich von der Sonne bescheinen und gucken aufs Meer hinaus und hören nichts als Mövengeschrei. Oh, kommen Sie mit, Frau Bessel."

Sie sagte befangen, als hätte sie Angst vor ihrem Entschluß:

„Ich komme mit, Gleerup. Ich will es meinem Mann schreiben."

Er nahm ihre Hand und küßte sie leidenschaftlich.

„Dank! Dank!"

Sie entzog ihm die Hand und fuhr fort, allmählich immer sicherer werdend:

„Ich werde ihm schreiben, daß mich eine Schulfreundin eingeladen hat. Sagen Sie mir einen schwedischen Namen."

„Kristina Björck."

„Sehr gut. Kristina Björck hat mich eingeladen."

Fiebernde Unruhe bemächtigte sich ihrer.

„Ich wollte, wir könnten schon morgen reisen. Ich habe Sehnsucht nach Ferne und Stille und Meer. Ich freue mich, fremde Gesichter zu sehen. Glauben Sie, daß ich einen Paß kriege?"

„Aber selbstverständlich."

„Und das Visum nach Schweden?"

„Dafür stehe ich ein. Ich bin mit unserm Konsul befreundet."

„Ich will noch heute meinem Mann schreiben."

Mutlosigkeit überfiel sie und ließ ihr Gesicht blaß werden.

„Was ist Ihnen?"

„Ich habe ja keine Adresse meines Mannes. Er hat noch nicht geschrieben."

„Dann werden Sie wohl in den nächsten Tagen von ihm Nachricht haben. Inzwischen können Sie um den Paß bitten. Das dauert ohnehin eine ganze Weile."

Es begann zu dämmern in dem Garten, den die Strahlen der tiefstehenden Sonne nicht mehr erreichten.

„Nun wollen wir gehen", sagte die junge Frau und hob die Schultern hoch, als fröre sie.

Sie schritten langsam durch die dunkelnden Waldstraßen, und Gleerup mußte immerfort von Falsterbo erzählen und von seinem Holzhaus und vom Meer und von den hellen Nächten. Frau Bessel, mit schiefgeneigtem Kopf, lauschte andächtig wie einem Märchen, das sie nie zum Ende kommen lassen wollte.

Noch Stunden später, als sie schon allein in ihrem Zimmer saß, klang die Melodie des Märchens betörend in ihren Ohren. Sie schämte sich ein wenig ihrer Haltlosigkeit, die sie stets dem Gefühl des Augenblicks unterwarf und die festesten Vorsätze zerbrach. Sie hatte entsagen und verzichten wollen, war bereit gewesen, für immer Abschied von Thorsten zu nehmen, und

hatte sich statt dessen ihm enger verpflichtet als je zuvor. Mehr noch, sie freute sich auf die Reise und hatte nur die Sorge, daß ihr Hindernisse bereitet werden könnten.

Sie setzte sich zum Schreibtisch und begann den Brief an ihren Mann. Mühelos flossen die Zeilen auf das Papier. Sie erzählte so anschaulich von ihrer Schulfreundin Kristina Björck, daß sie beinahe selber an das Dasein dieser Frau glaubte. Als sie den Brief beendet hatte, legte sie sich zur Ruhe und schlief, mit einem Lächeln auf den Lippen, sogleich ein.

Am nächsten Morgen erwartete sie mit Ungeduld die Postbotin und war ärgerlich, als keine Nachricht von ihrem Mann eintraf. Sie beschloß trotzdem, einen Paß zu verlangen, und nahm alle Papiere, die ihr notwendig erschienen, an sich. Auf dem Weg fiel ihr ein, daß vielleicht ihr Schwiegervater die Adresse Alexanders wüßte oder eine Karte von ihm erhalten hätte, und sie entschied sich dafür, zuallererst den alten Bessel aufzusuchen. Es konnte auch nur nützen, wenn sie dem alten Herrn die Geschichte von Kristina Björck erzählte und ihn um Rat fragte, was sie tun sollte.

Sie fuhr, da sie mit Bessel allein sprechen wollte, in die Fabrik hinaus.

Der alte Herr empfing seine Schwiegertochter, die er sehr liebte, mit großer Herzlichkeit.

„Nein, mein liebes Kind," sagte er und bemühte sich, seine Sorge zu verdecken, „auch ich habe noch keine Nachricht von Alex. Aber deswegen mußt du dich nicht beunruhigen, wahrscheinlich ist wieder mal Postsperre."

„Dieses Warten auf Nachricht ist unerträglich."

„Wir müssen Geduld haben, liebes Kind."

„Man kann nicht vier Jahre lang Geduld haben, Vater."

Der alte Mann lächelte schwermütig.

„Doch, man kann es. Man kann alles, wenn man muß."

Nach einer Weile fragte er:

„Besuchst du heute Mama?"

„Nein, heute nicht."

„Ich wollte dich nur bitten, ihr nichts von unseren Sorgen zu erzählen. Sie weiß nämlich nicht, daß Alex jetzt im Westen ist."

„Ich werde ihr natürlich nichts sagen, Vater."

Dann begann sie, ohne Zögern und ohne Befangenheit, die Geschichte von Kristina Björck vorzutragen.

Der alte Bessel war entzückt.

„Das ist eine großartige Idee, mein liebes Kind. Ein paar Wochen an der See werden dir sehr guttun. Du mußt unbedingt fahren."

„Glaubst du, daß Alex es mir erlauben wird?"

„Selbstverständlich. Er wird sich nur freuen, daß du für einige Zeit hier rauskommst. Du siehst nämlich gar nicht gut aus, mein liebes Kind. Du mußt dir braune Backen holen."

Sie fühlte sich bedrückt von der Güte des alten Mannes.

„Ich werde jedenfalls die Zustimmung Alexanders abwarten."

„Das ist gar nicht notwendig. Du kannst auf meine Verantwortung fahren. Bringe mir deine Papiere, dann besorge ich dir den Paß."

Sie sprang auf und umarmte den Schwiegervater.

„Du bist so gut, Vater. Wie soll ich dir danken!"

„Nichts zu danken. Es macht mir selber Freude. Vergiß nicht, du mußt sechs Photographien haben. Sechs! Hörst du. Die Photographen wollen auch leben."

Schweren Herzens und von Gewissensqualen bedrückt verließ sie die Fabrik. Sie hatte das Gefühl, die Leitung ihres Schicksals aus den Händen gegeben zu haben und in einen Wirbelsturm geraten zu sein, der sie wie ein welkes Blatt in unbekannte Fernen mitriß. Alles, was sie tat, geschah jetzt ohne und gegen ihren Willen, als stände sie unter dem Befehl einer wilden und nicht mehr zu bändigenden Macht.

Sie trat in ein Kaufhaus, um die Lichtbilder für den Paß zu bestellen. Als sie vor der Linse saß, erstarrte ihr Gesicht krampfhaft, daß das aufnehmende Fräulein verwundert sagte:

„Sie sollten das Gesicht nicht so anspannen, gnädige Frau. Das Bild wird nicht schön."

Es war Frau Bessel, als müßte sie in diesem Augenblick hemmungslos zu weinen anfangen, aber sie vermochte die würgenden Tränen zu ersticken und ihre Lippen zu einem jammervollen Lächeln zu zwingen.

7.

Doktor Bessel hatte endlich eine Karte geschrieben: „Ich bin gesund. Herzliche Grüße. Alex." Sonst nichts. Eine Adresse war nicht angegeben.

Die Karte, vor sechs Tagen abgeschickt, kam zu dem alten Bessel, der eine Stunde lang fröhlich war und leichter atmete.

Die junge Frau erhielt keine Nachricht. Sie hatte Tag um Tag gewartet, ihre Reise immer wieder hinausgeschoben, obwohl Paß und Visum bereits in Ordnung waren, und sich nicht entschließen können, den letzten Schritt zu tun, der in jedem Fall irgendwie endgültig und unwiderruflich sein mußte.

Nun aber brachen Trotz und Empörung in ihr aus. Sie empfand es als tiefste Lieblosigkeit und Mißachtung, daß Alexander sich nicht die Mühe genommen hatte, auch ihr eine armselige Karte zu schicken. Es erschien ihr einfältig, daß sie in vielen schlaflosen Nächten ihr unsicher schwankendes Herz gequält und auf ein helfendes Wort gewartet hatte, das vielleicht stark genug gewesen wäre, sie zurückzuhalten und dem gefährlichen Wirbelsturm zu entreißen. Wie lächerlich war es gewesen, diesen Mann zu schonen, ihm das eigene Glück opfern zu wollen und auf die Jugend zu verzichten. Dies war der Dank. Nicht eine einzige Zeile bekam sie für ihre Opferbereitschaft.

Jetzt aber genug der vergeudeten Gefühle, sagte sie sich, als sie die Karte ihrem Schwiegervater zurückgab, der sie wie ein zärtlich gehütetes und kostbares Geschenk verwahrte.

„Heute werde ich endlich mal wieder schlafen können", meinte der alte Bessel und rieb sich die Hände.

„Er ist gesund. Das ist die Hauptsache. Schade, daß er keine Adresse mitgeteilt hat. Nun muß ich meine Fahrt aufgeben, denn die Ausreisebewilligung wird ungültig."

Ihre Stimme klang kühl und ärgerlich.

„Nee, das gibt es nicht", ereiferte sich der alte Herr. „Du fährst, mein liebes Kind. Du kannst es um so leichter tun, als wir jetzt Nachricht haben. Deinen Brief schicke ich Alex ein, sobald ich seine Adresse kriege. Bis er antwortet, bist du wahrscheinlich schon zurück. Du wolltest doch nur drei Wochen ausbleiben?"

„Ja, drei Wochen, Vater."

„Dann fahre los, lieber morgen als übermorgen."

„Wenn du es mir erlaubst, fahre ich. Meine Nerven sind so herunter, daß ich gern einmal hier raus möchte."

Sie bemühte sich nicht mehr, einem unabwendbaren Schicksal Widerstand zu leisten, sie ergab sich in alles, sie kapitulierte. Sogar diese Reise, auf die sie sich allzu lange gefreut hatte, erschien ihr jetzt als eine beschwerliche und überflüssige Unternehmung, die nichts mehr versprach. In diesem Augenblick der Entscheidung war ihr Thorsten Gleerup nicht weniger gleichgültig als Doktor Alexander Bessel. Wenn sie sich trotz-

dem zu der Reise entschloß, so geschah es, um sich selber zu beweisen, daß sie ihren Willen durchzusetzen vermochte und die Luft der Freiheit ertrug.

„Wann fährst du, mein liebes Kind?"

„Übermorgen."

„Ich werde dich zur Bahn bringen."

„Danke, Vater, das ist nicht notwendig, das kann ich nicht annehmen."

„Na, wie du willst", sagte der alte Herr freundlich.

Helene hatte sich erhoben und betrachtete aufmerksam das Kontorzimmer, als wollte sie sich dieses Bild einprägen. Dann ging sie auf den Schwiegervater zu und küßte ihn auf die Wange.

„Leb' wohl, Vater."

Der alte Herr war gerührt und hielt die Tochter so lange umschlungen, daß es ihr lästig zu werden anfing.

„Glückliche Reise, mein Kind. Und komm' gesund nach Haus."

Er ließ sie endlich aus seinen Armen.

„Deine Adresse ist: Falsterbo, Kurhotel, nicht wahr?"

Sie nickte stumm und bewegte sich der Tür zu.

„Ach, noch etwas! Ich werde so vergeßlich. Wenn du mit dem Geld, das du mitnehmen darfst, nicht reichst, so brauchst du nur zur Bank in Malmö zu gehen. Ich habe alles geordnet."

„Nein, du!" rief sie mit erstickter Stimme. „Du bist so schrecklich gut zu mir. Das verdiene ich gar nicht."

„Die Bank heißt Skandinaviska Kredit-Aktiebolag. Ach Gott, du wirst dir den verzwickten Namen nicht merken. Warte, ich schreibe ihn dir auf."

Er lief zum Tisch zurück und schrieb den Namen auf eine Karte.

„So, mein Kind. Leb' wohl."

Er steckte ihr die Karte zu. Die junge Frau beugte sich über seine Hand und ging dann schnell aus dem Zimmer.

Ich bin die verächtlichste Person auf der Welt, dachte sie in rücksichtsloser Selbstzerfleischung, als sie die Fabrik verließ und ohne Richtung durch die heißen Straßen wanderte. Außerdem bin ich verrückt. Wenn ich zurück könnte, würde ich die ganze Reise unterlassen. Was soll ich in Schweden? Wie gleichgültig ist mir das Meer! Ich wollte, ich wäre tot und wüßte nichts mehr von Thorsten und Alexander, von Kampf und Lüge.

Allmählich wurde sie müde und ruhiger, überstand mit zusammengerafften Kräften das Abschiednehmen bei der Schwiegermutter und rief von einem Postamt Thorsten Gleerup an.

„Wir fahren übermorgen“, sagte sie ohne Gruß und Erklärung.

Er antwortete mit sich überstürzenden Worten, die sie nur wie dumpfes Rauschen empfand. Zum Schluß glaubte sie die Frage zu verstehen, wo er sie erwarten dürfe.

„Ich bin eine Stunde vor Abgang des Zuges auf dem Stettiner Bahnhof“, erwiderte sie ungeduldig und hängte den Hörer an.

Nun kam das Schlimmste: die ironische Klugheit der Tante Mielentz, der sie Wahrheit und Lüge beichten mußte. Sie zitterte vor dieser Unterhaltung, die kaum erträgliche Forderungen an ihre Nerven stellte. Auch ehrliche Wahrheit würde in den Augen der alten Dame wie eine auf den Kopf gestellte Lüge erscheinen.

Frau Mielentz saß wie gewöhnlich auf ihrem Fensterplatz und studierte die Zeitung. Sie deutete, nach der Begrüßung, auf das Blatt und sagte bekümmert:

„Die Berichte gefallen mir nicht. Die Marne soll der Teufel holen! Hast du Nachricht von deinem Mann?“

„Jawohl, er ist gesund“, antwortete die junge Frau und begann sogleich von ihrer Reise zu erzählen. Sie bekannte aufrichtig die Lüge mit Kristina Björck und verhehlte nicht, daß sie in Gesellschaft Thorsten Gleerups fuhr.

Die alte Dame lächelte spöttisch und aufreizend.

„Das ist alles schön und gut, aber warum macht ihr euch die Sache so beschwerlich?“

Frau Bessel errötete über und über, daß es wie ein jäher Schmerz war. Ich werde mich nicht verteidigen, dachte sie. Es hat keinen Zweck. Sie glaubt mir doch nicht.

„Mußt du ausgerechnet bis Schweden fahren? Na, wie du glaubst, mir ist es egal. Wie lange soll die Vergnügungsreise dauern?“

„Drei Wochen.“

„Das reicht. Wollen wir wetten, daß du geheilt zurückkommst und froh sein wirst, einen Mann wie Alexander Bessel zu haben?“

„Es ist ja alles ganz anders, Tante Dora“, entgegnete die junge Frau mühsam und mit bebenden Lippen. „Aber du kannst mich ruhig beschimpfen, wenn es dir Freude macht. Ich verdiene es wohl nicht besser.“

„Wenn du Wahrheit Beschimpfung nennst, dann kann ich nichts dagegen tun."

Onkel Mielentz trat ein und unterbrach das beschämende Gespräch. Als er erfuhr, daß Frau Bessel nach Schweden reiste, wurde er sehr angeregt und schweifte in Hamsterplänen aus.

„Ich hoffe bestimmt, daß du was mitbringst. In Schweden gibt's noch alles mögliche."

„Was soll ich dir denn mitbringen, Onkel?"

„Ach Gott, das kann ich doch nicht wissen, liebe Lene", erklärte der kleine Herr ungeduldig und lief mit hinter dem Rücken verschränkten Armen durch das Zimmer. „Du wirst ja selber sehen, was sich machen läßt."

„Am einfachsten wäre es," meinte Tante Dora schadenfroh, „wenn du Lene nach Schweden begleitest."

Herr Mielentz blieb überrascht stehen.

„Die Idee ist gar nicht schlecht, so wahr ich Hermann Mielentz heiße. Die Idee ist sogar großartig. Wann fährst du, Lene?"

„Morgen", log Frau Bessel.

Der alte Herr warf den schönen Plan sogleich über Bord.

„Nicht zu machen. Bis morgen kriege ich keinen Paß. Und was soll ich schon in Schweden? Schweden kann mir gestohlen werden. Schweden ist kein Land für mich. Wie kann 'n Mensch überhaupt nach Schweden fahren!"

Er konnte sich über Schweden gar nicht beruhigen.

Frau Bessel schrieb ihre Adresse auf und nahm kühlen Abschied von dem Ehepaar Mielentz.

Nun war auch diese Demütigung überstanden. Freiheit winkte, Freiheit, die drei Wochen dauern sollte. Und dann? Wenn diese wenigen Tage abgelaufen waren, stand sie auf demselben Fleck wie heute. Wem half begrenzte Freiheit?

Die junge Frau saß mutlos in ihrem Zimmer und ließ die Zeit verstreichen, ohne mit dem Einpacken zu beginnen.

Erst spät am Abend, als sie zufällig das Arbeitszimmer ihres Mannes betrat und das Bild erblickte, das Thorsten Gleerup gemalt hatte, wich die große Not dieses Tages und vieler vergangener Tage mit einem Schlag von ihr. Ich liebe ihn ja, sagte sie sich verwundert und von aller Bitterkeit losgelöst, gleichsam als hätte sie jetzt eine nie erhoffte Lösung quälender Fragen gefunden. Ich liebe ihn. Und wir wollen heiraten. Und ich fahre mit ihm in ein kleines Dorf an der See. Ist das Verbrechen? Handle ich deswegen gemein? Muß ich dafür büßen, weil ich dem armen Alex jetzt Schmerz ersparen wollte?

Sie sprach sich von jeder Schuld frei und wurde fröhlich, konnte das kupplerische Grinsen der Tante vergessen und den Schmutz der kleinen Notlügen von ihren Lippen wischen. Diese gute Stimmung ließ sich nicht mehr unterdrücken und hielt den ganzen nächsten Tag an, machte ihren Schlaf traumlos und gab den Stunden rosige Flügel.

Und mit einmal war der Morgen der Abreise da. Die tüchtige Anna hatte sogar eine Droschke aufgetrieben, die pünktlich vor dem Gartentor stand und bis zum Stettiner Bahnhof fahren wollte. Wie ein junges Mädel, das in die Ferien geht, kam Frau Bessel mit blinkenden Augen aus dem Haus, nahm freundlichen Abschied von Anna und von der Köchin, lächelte, winkte, stieg in den Wagen und fuhr davon.

Gemächlich rollte die Droschke durch die noch menschenleeren Grunewaldstraßen, an Gräsern hing Tau, die Luft roch frisch, ein hoher, blauer Sommerhimmel spannte sich über die Welt, wundervoll und märchenhaft schimmerte das Leben.

Da war der Stettiner Bahnhof. Thorsten Gleerup stand da und lachte und grüßte. Und man saß allein in einem Abteil, denn nur wenige Leute hatten in diesen Tagen Zeit und Erlaubnis, nach Skandinavien zu reisen. Und der Zug setzte sich in Bewegung. Gesundbrunnen. Bernau. Eberswalde. Wie groß war die Welt!

„Es ist einfach unanständig, wie vergnügt ich bin", sagte Frau Bessel. „Aber ich kann mir nicht helfen, Herrgott im Himmel! Und wenn ich wüßte, daß ich diese Stunde mit tausendfachem Leid bezahlen muß, so könnte ich auch nicht anders sein."

Thorsten umfing sie mit seinen Blicken und lächelte ihr glücklich zu.

„Ich komme mir so lächerlich vor, Gleerup. Als wäre ich noch niemals mit der Eisenbahn gefahren. Als wäre ich noch niemals aus meiner Villa im Grunewald herausgekommen. Können Sie das verstehen?"

„Ich verstehe es, Frau Bessel."

„Wissen Sie, daß ich mich fürchtete, mit Ihnen zu fahren?"

„Warum sollten Sie sich fürchten?"

„Ich weiß selber nicht. Oder doch. Ich habe eine alte Tante. Sie ist eine kluge Frau, die mich lieb hat, gewiß, aber alle Menschen denken so nützlich und schäbig. Finden Sie nicht auch?"

Er nickte.

„Jetzt schäme ich mich meiner Furcht. Ich schäme mich, daß ich so unfrei und abhängig war. Niemand verlangt es eigentlich von mir. Es muß in mir selber stecken. Ach, sehen Sie nur die schönen Kühe! Oder sind es Ochsen? Malen Sie auch Kühe, Gleerup?"

„Ich habe schon ganz bedeutende Kühe gemalt", lachte Thorsten.

Angermünde. Prenzlau. Pasewalk. Wie die Zeit lief! Die Sonne stand schon hoch am wolkenlosen Himmel. Es war ein heißer Tag.

„Ich glaube, ich war in meinem ganzen Leben noch nie so glücklich wie heute."

„Sie sind genügsam, liebe gnädige Frau."

„Es ist doch so, auch wenn es Ihnen sehr dumm erscheint."

Er widersprach. Sie blickte andächtig zum Fenster hinaus und sog die gleitende Landschaft in sich auf.

„Reisen ist schön", sagte sie leise, als redete sie mit sich allein. „Reisen ist vielleicht das Schönste, was es gibt. Nun sitzen wir schon vier Jahre still und dürfen uns nicht rühren. Das ist hart für deutsche Menschen, denn wir haben unbezwingbaren Wandertrieb in unserem Blut. Wir lieben unsere Heimat, aber wir müssen wandern dürfen. Je tiefer und weiter wir in der Fremde sind, desto heißer lieben wir unsere Heimat. Wenn wir zu Hause sitzen müssen, werden wir gleichgültig und abgestumpft. Und wenn man uns zu lange einsperrt, dann empören wir uns vielleicht. Lieber Thorsten, verzeihen Sie, daß ich so viel schwatze."

Lag da nicht Greifswald vor dem Fenster?

„Und wenn ich wüßte, daß ich in den Tod fahre, ich hörte nicht auf, mich zu freuen. Können Sie das verstehen, Thorsten?"

„Ich verstehe es."

Er irrte sich. Er verstand nichts davon, gar nichts verstand er davon.

Und man sah weite, weite Wasserflächen aufblitzen. Und man fuhr durch Rügen. Und in Saßnitz wurden die Pässe geprüft. Es war gar nicht so schlimm. Und da schwamm man schon auf dem Meer, das wie ein behäbiger Großpapa friedlich seine Enkel schaukelte. Und die grüne Insel wurde immer blasser und kleiner. Deutschland versank.

Frau Bessel konnte keinen Blick abwenden von dem fernen Strich am Horizont, der die verlassene Heimat andeutete. Dann legte sich Sonnendunst über die zarte Linie und verwischte die

Grenzen. Aber jetzt tauchte eine andere Küste auf. Sie war flach und schwedisch. Wie klein ist die Welt, dachte die junge Frau und blickte dem neuen Ufer entgegen, das immer klarer wurde, als zöge es mit unsichtbaren Armen die Fähre an sich.

Da war Trelleborg. Die Abfertigung dauerte nicht lange, denn Thorsten Gleerup war hier zu Hause und wußte seine Leute zu nehmen. Es schien der jungen Frau, als hätte er sich irgendwie verändert, als klänge seine Stimme anders, wenn er laut und ungezwungen mit Schiffsleuten, Trägern und Zollbeamten verhandelte. Aber das machte offenbar das Schwedische. Es war eine fröhliche und unbekümmerte Sprache, die manches Mal dem Lachen eines sehr gesunden Menschen glich.

Thorsten betrieb alles so fix, mit He und Ho, mit „pass pa!" und „se upp!", daß sie eine Weile später in dem kleinen Zug der Zweigbahn saßen, die über Hvellinge nach Falsterbo führte.

Nun war es Gleerup, der nicht aufhörte, beim Fenster hinauszublicken und Frau Bessel auf die vielen schwedischen Merkwürdigkeiten aufmerksam zu machen, die von der Abendsonne verklärt dalagen. Die junge Frau anerkannte und bewunderte alles, wie es sich gehörte, aber der Taumel der Reise war schon abgeschwächt. Sie sah mit nüchternen Augen und fühlte sich ein wenig abgespannt.

„Mir ist, als wäre ich schon wochenlang von Berlin abwesend", sagte sie und lächelte ihm zu, der die Schönheit seiner Heimat verkündete.

Es war fast zehn Uhr abends, als sie in Falsterbo ausstiegen, aber die Landschaft lag noch im hellen Licht, das seltsam stumpf war und keine Konturen festhalten konnte. Auch der Himmel war seltsam. Er stand weit offen. Er klaffte wie ein ungeheures Loch.

Vor dem kleinen, roten Bahnhof stand eine Frau in mittleren Jahren mit einem dicken, gutmütig lächelnden Gesicht. Sie trug heimische Bäuerinnentracht und wartete regungslos, bis Thorsten sie sah. Er stürmte auf sie zu und umarmte sie unter Lachen und lautem Rufen.

„He, alte Kristina, wie geht's immer? Gesund und wohlauf?"

Frau Bessel war langsam nähergekommen.

„Das ist Kristina", sagte er stolz. „Kristina Björck, meine Amme. Jetzt hält sie das Haus in Ordnung."

„Kristina Björck?" fragte die junge Frau und lächelte ganz glücklich. Wie fein, daß es wirklich eine Kristina Björck in Falsterbo gab! Nun konnte sie beschwören, daß sie bei Kristina Björck gewesen war. Ihre Lüge verblaßte. Jede Lüge, wenn man ihr nur Zeit ließ, konnte eine Wahrheit werden.

Thorsten erinnerte sich und lachte laut auf.

Frau Bessel reichte Kristina, die nahezu einen Knix machte und ein paar Worte sagte, freundlich die Hand.

„Kristina heißt Sie willkommen", übersetzte Gleerup und rief fast gleichzeitig einem Burschen zu, der das Gepäck auf einen kleinen Handwagen lud. Seine Stimme dröhnte in der klaren Luft.

Wie laut er ist, dachte Frau Bessel. Und wie jung! Sie hatte nicht geahnt, daß er so jung war.

Sie gingen nebeneinander die kurze Strecke bis zum Hotel. Kristina und der Junge folgten ihnen.

„Ist es hier nicht wunderschön?" fragte der Maler begeistert.

„Prachtvoll", erwiderte die junge Frau und konnte ein ironisches Zucken ihrer Lippen nicht verhindern. Man sah nur gelben Sand, zerzauste Bäume, Dorfhütten und das große Hotel.

Vor dem Hoteleingang stand ein Mädchen, weiß gekleidet, und blickte ihnen mit starrem Gesicht entgegen.

Frau Bessel weitete die Augen, als wollte sie klarer sehen, und fragte verblüfft:

„Ist das nicht — ist das nicht — Fräulein Lundbye?"

„Natürlich."

Schon winkte und rief er fröhlich:

„Guten Abend, Fräulein Lundbye."

Er schüttelte ihr die Hand wie einem guten Kameraden.

Auch Frau Bessel grüßte sehr freundlich. Sie verspürte keinerlei Eifersucht.

„Sind Sie ebenfalls zur Erholung hier, Fräulein Lundbye?"

„Im Gegenteil, Frau Bessel. Ich muß mein Brot verdienen. Ich bin hier als Hotelsekretärin."

Sie protzt mit ihrer Armut, dachte Helene ärgerlich und gab jeden weiteren Versuch auf, das Wohlwollen des Fräuleins zu erringen.

„Ich brauche ein schönes Zimmer für die gnädige Frau", sagte Thorsten. „Das schönste Zimmer, das Sie haben, Fräulein Lundbye. Mit Balkon aufs Meer hinaus."

„Ich bedauere, Herr Gleerup", antwortete sie sehr dienstlich. „Es ist leider nicht ein einziges Zimmer mehr frei."

„Das ist nicht Ihr Ernst, Fräulein Lundbye."

„Doch."

Er wendete sich bestürzt und schuldbewußt zu Frau Bessel: „Ja, was machen wir da?"

Die junge Frau wollte ihre Verstimmung nicht zeigen und entgegnete mit einem Lächeln:

„Ich muß wohl wieder nach Berlin zurückfahren."

Fräulein Lundbye meinte entgegenkommend:

„Wenn es Frau Bessel angenehm ist, will ich nach Skanör telephonieren. Vielleicht haben sie dort noch ein Zimmer frei."

„Oh, Skanör!" rief Thorsten enttäuscht.

„Wo ist denn Skanör?"

„Es liegt ein paar Kilometer weit von hier."

„Danke, bemühen Sie sich nicht", erklärte Frau Bessel mit unverständlichem Trotz. „Ich wollte nach Falsterbo und nicht nach Skanör."

Sie glaubte ein höhnisches Lächeln in Fräulein Lundbyes Gesicht zu sehen, das sie aufreizte und zur Empörung trieb.

„Wollen Sie nicht die Zimmer in meinem Haus besichtigen, gnädige Frau?" fragte Thorsten zaghaft. „Vielleicht genügen sie Ihnen in der Zwischenzeit."

„Aber natürlich, lieber Gleerup", rief die junge Frau sehr lebhaft. „Das ist der einfachste Ausweg."

Nun verging wohl Fräulein Lundbye das Lachen. Oder nicht?

„Guten Abend, liebes Fräulein", sagte Frau Bessel sehr gnädig und entfernte sich mit Thorsten. Kristina und der Junge mit dem Wagen rauschten wie eine Schleppe nach.

Als sie außer Hörweite waren, erklärte die junge Frau ziemlich unfreundlich:

„Sie hätten wirklich ein Zimmer für mich bestellen können."

„Ich hatte keine Ahnung, daß das Haus ganz besetzt sein könnte, gnädige Frau. Das hat es noch nie gegeben, solange ich mich erinnere."

„Wenn Sie mich vielleicht überrumpeln wollten, so wird Ihre Rechnung nicht stimmen."

„Wie können Sie nur so etwas denken, gnädige Frau", antwortete er zerknirscht.

Sie sah ein, daß sie ihm unrecht tat, und beruhigte sich.

„Wenn Sie es wünschen, gnädige Frau, werde ich mir ein Zimmer im Dorf oder in Skanör nehmen."

„Das ist nicht notwendig. Ich fürchte mich nicht.“

Das mußte gesagt werden, um von allem Anfang Mißverständnissen zu begegnen.

Aber rauschte jetzt nicht das Meer?

Sie blieb stehen, blickte auf das grauschimmernde Wasser und rief entzückt:

„Schön!“

Er lächelte stolz wie der Besitzer dieses Meeres, das er der Geliebten zu Füßen legte.

Sie gingen weiter und erreichten das Haus, das braun und gastlich ihrer harrte. Man kam zuerst in eine große Diele, die als Atelier eingerichtet und sehr gemütlich war. Wenn man saß, sah man nichts als das Meer, das durch die Fenster einbrechen zu wollen schien.

„Wie in einer Schiffskabine ist es hier“, sagte Frau Bessel und fühlte sich sehr wohl in dem Raum.

An das Atelier stieß ein Zimmer, das Gleerup als Schlafgemach diente. Nach hinten lag die kleine Küche und Kristinas Kammer. In der Küche stand ein junges Mädchen, Kristinas Nichte, beim Herd und briet und schmorte, daß es eine Art hatte. Über eine laute Holzstiege gelangte man in das erste Stockwerk, das für den Gast eingerichtet war. Ein schönes Sitzzimmer mit einem Balkon und ein Schlafraum standen bereit.

„Vielleicht genügt Ihnen das, gnädige Frau“, meinte Thorsten nüchtern.

„Das ist ja prachtvoll“, rief die junge Frau begeistert und öffnete die Tür zum Balkon. „Jetzt bin ich erst recht froh, daß in Fräulein Lundbyes Hotel kein Zimmer frei war.“

Das Gesicht des Malers strahlte vor Glück.

Später nahmen sie im Atelier das Abendbrot. Es dämmerte, und Kristina zündete die Lampe an, obwohl es gar nicht nötig gewesen wäre.

„Wie still ist es hier!“ sagte die junge Frau ganz leise, als wollte sie das tiefe Schweigen nicht stören. Das Meer sang vor den Fenstern, und eine Uhr tickte. Sonst nichts. Nichts.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Thorsten, daß Sie mich hierher gebracht haben. Mein Leben wäre viel ärmer gewesen, wenn ich diesen Abend nicht erlebt hätte.“

Gleerup beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

„Aber nun will ich schlafen gehen. Ich bin doch ein wenig müde. Gute Nacht, Thorsten.“

„Gute Nacht, Frau Bessel. Ich wünsche Ihnen gute Träume für die erste Nacht unter meinem Dach."

Als Frau Helene Bessel in ihrem Zimmer war, versperrte sie sorgfältig die Tür. Dann trat sie auf den Balkon und wunderte sich über das tiefe Dunkel. Nun ist es doch Nacht geworden, dachte sie und suchte die Finsternis zu durchdringen.

Irgendwo, weit draußen, war ein tanzendes Licht auf dem Meer zu sehen.

8.

Doktor Bessel erwachte aus schwerer Ohnmacht und sah den flimmernden Sternenhimmel über sich. Er versuchte sich zu erinnern, wieso er hier lag, aber sein Gehirn war ausgeschaltet und gab keine Eindrücke wieder. Mit Mühe hielt er die Augen offen und wehrte sich gegen das Versinken in Bewußtlosigkeit. Saugender Durst quälte ihn und wurde ins Maßlose gesteigert durch ein gleichförmig glucksendes Geräusch, das zu seinen Füßen hinfloß. Es muß ein Bach sein, dachte er und hielt sich an dieser Vorstellung fest, um einen Übergang zu andern Begriffen zu finden.

Dumpf und fernher kam Geschützdonner an sein Ohr.

Er lag ganz still und lauschte. Das helle Glucksen des Baches übertönte alle Geräusche der Welt. Ich will Wasser trinken, sagte er sich und machte eine Anstrengung, sich zu erheben. Es gelang nicht. Irgendein unklarer, lähmender Schmerz drückte ihn auf die Erde zurück.

Wilde Visionen glitzernder Wasserströme tanzten vor seinen Augen und ließen seine zerrissenen Lippen verdorren. Gleich einem glühenden Stein lag die Zunge in seinem Mund. Plötzlich war er in einem taubeglänzten Wald und sah eine Quelle aus dem Fels springen. Wie Göttinnengesang war dieses klingende Sprudeln der Quelle, die er niemals erreichen konnte. Sooft er näherkam, lief die Quelle lachend davon.

Dann hingen wieder die Sterne über ihm gleich schweren goldenen Trauben, die man nur leise zu pressen brauchte, um in rieselnden Strömen zu ertrinken. Mit gewaltiger, übermenschlicher Anstrengung riß er sich zusammen und tauchte aus dem Purpurdunkel des Fiebers auf. Er begriff, daß er hier lag, weil er verwundet war. Er erinnerte sich eines furchtbaren

Schlages, der gegen seinen Nacken geführt worden war und ihn hingestreckt hatte. Dieser Schmerz im Genick kam und ging, tropfte und höhlte bisweilen durch den ganzen Körper, schwieg dann wieder und heulte ein wenig später mit neuer Kraft los. In einer Schmerzpause gelang es Bessel, sich aufzurichten. Er saß jetzt und begann, sich mit der rechten Hand, die er ungehemmt bewegen konnte, zu betasten. Die Beine waren heil. Er vermochte jede einzelne Zehe zu fühlen. Der linke Arm war taub und tot, als Bessel ihn zögernd untersuchte. Den Daumen umhüllte verkrustetes Blutgerinnsel. Er schmerzte und tickte wie ein Uhrwerk. Der Doktor erinnerte sich undeutlich des Schusses, der durch seine Hand gegangen war, kurz bevor ihn der Schlag gegen das Genick niedergeworfen hatte.

Zum Schluß wagte er sich an den Nacken heran, den er wie eine weitklaffende Wunde empfand. Die mühsam hochgehobene Hand fand nichts als eine Geschwulst, die, kinderkopfgroß, den Rock wölbte. Es ist gar nicht so schlimm, dachte Bessel befriedigt und knöpfte den Rock auf, um der Geschwulst Raum zu geben.

Rote und grüne Leuchtraketen stiegen auf und mischten sich unter die Sterne. Ein Hund klaffte irgendwo.

Nun will ich Wasser trinken, beschloß der Doktor und versuchte aufzustehen. Der Schmerz im Nacken antwortete mit einem wilden Nein, das gleichsam von einer Zentrale ausging und zu allen Nebenstationen geleitet wurde. Bessel gehorchte dem Befehl ohne Widerstand und ließ sich die sanftgeneigte Böschung hinabgleiten, bis er am Bachesrand saß. In seliger Versunkenheit lauschte er der Melodie des Wassers, das wie hundert Springbrunnen im Garten einer Prinzessin des Morgenlandes plätscherte und gluckste. Dann füllte er seinen Becher und trank. Das Wasser schmeckte lau und widerlich süß. Der Ekel war stärker als sein Durst, so daß er sich begnügte, den Mund anzufeuchten.

Dann hielt er die linke Hand in den Bach und ließ das Wasser über die Wunde strömen, bis sie erwachte und lauter schmerzte. Er verband sie, so gut es ging, und kroch mühsam die Böschung wieder hinan, da er in den Bach zu fallen fürchtete, wenn ihn das Bewußtsein verließ.

Röchelnd erreichte er den alten Platz und kühlte mit dem nassen Taschentuch sein Gesicht, von dem Schweiß tropfte. Eine ganze Weile saß er stumpf da und vermochte keinen der vielen Gedanken, die ihn wie Mückenschwärme umsurrten, festzuhalten. Der helle Schmerz im Daumen und der dunkle im Nacken hämmerten gleichmäßig weiter und führten Gespräche miteinander.

Jäh erwachender Hunger nach einer Zigarette riß den Doktor hoch und überwand alle Hemmungen der Trägheit. Er holte sehr sicher die Zigarettentasche hervor, fand das Feuerzeug und zündete eine Zigarette an. Wie schweres Gift wirkten die ersten Züge und breiteten Nebel über ihn. Er sah windschnell sich drehende Feuerräder und aufglimmende Zigaretten und erglühende Zeilen am Nachthimmel: Raucht Bessel-Zigaretten! Er sah auch einen alten Mann, der auf einem ungeheueren Ballen blonden, seidensträhnigen Tabaks saß.

Auf einmal rissen die Nebel. Das Nikotin hatte Bessel hell und wach gemacht. Die surrenden Gedankenschwärme standen still und erwarteten seine Befehle.

Die erste klare Erinnerung führte zu seiner Frau und rief Qualen hervor, die die Schmerzen in der Hand und im Genick völlig verdeckten. Zorn kochte in seinen Adern, als er der Lüge gedachte, mit der Helene ihn von sich ferngehalten hatte. Nichts war schlimmer als diese heimtückische Abwehr seiner Liebe, die ihr lästig und widerwärtig gewesen war. Es gab keine tiefere Demütigung.

Warum bin ich nicht tot? stöhnte Bessel. Wie soll ich weiterleben, wenn ich jene Schmach nicht vergessen kann? Wie soll ich es ertragen, daß Thorsten Gleerup und meine Frau sich vereinigen?

Er entzündete eine zweite Zigarette und sah auf die Leuchtuhr. Es war ein Viertel vor Mitternacht.

Nun bin ich ärger als tot. Ich bin wehrlos. Kann mich nicht rühren. Werde gefangengehalten. Bin auf Gnade und Ungnade Herrn Gleerup ausgeliefert. Seid verflucht!

Wie eine Wohltat empfand er das steigende Fieber, das ihn wieder in seine Arme riß. Erlösung waren die Schmerzen, die einander überschrien. Aber Ohnmacht und Versunkenheit kamen nicht. Das Fieber trübte seine Gedanken, ohne sie zum Stillstand zu bringen.

Er versuchte, seine Lage zu überdenken. Es war unmöglich, seine Kameraden zu erreichen, auch wenn seine Kräfte ihm erlaubt hätten, einige Kilometer zu marschieren. Er war bei der Nachhut gewesen. Ihre Linien wurden in dieser Nacht zurückgenommen. Zwischen ihm und den Seinen waren die Feinde.

Es gab keine Möglichkeit, dem Stacheldrahtlager zu entrinnen. Nichts half dagegen. Er sah es ein, obwohl alles in ihm gegen das drohende Schicksal sich aufbäumte.

Erschöpft ließ er sich zurücksinken und starrte mit verzweifelnden Augen in das ewig lächelnde Gesicht der Sterne.

Sinnlos und unbegreiflich war es, hier zu liegen und zu warten, bis man in die Gefangenschaft geschleppt wurde. Er war kein Krieger. Er war kein Held. Er war ein Kaufmann, der mit Zigaretten handelte und im Nebenamt Bücher liebte. Warum mußte er wie ein gefallenes Stück Vieh auf einem nackten Feld liegen und vor dem Stacheldrahtgefängnis zittern? Die allgemeine Wehrpflicht ist schuld an dem Krieg, nichts anderes, dachte er voll Bitterkeit. Niemand darf gezwungen werden, Märtyrer der Ideale anderer zu werden. Aber es war feiger Mut, jetzt, da er unter keinem Zwang mehr stand, das Maul weit aufzureißen.

Mit einmal fühlte sein rechter Arm, den er ausgestreckt hatte, eine fremde Hand, die ihn brüderlich grüßte. Er erschrak sehr, zog bestürzt seinen Arm zurück und richtete sich auf. Dann schob er sich langsam näher und entdeckte einen Toten, der neben ihm lag. Mit ausgebreiteten Armen lag der Tote auf dem Rücken und sah das lügnerische Lächeln der Sterne nicht mehr.

Der Doktor zog mit bebenden Fingern seine elektrische Laterne aus der Tasche und ließ den dünnen Lichtstrahl auf den Toten fallen. Eisiger Schauer überrieselte seine Haut und machte seine Kiefer klappern. Die ganze untere Hälfte des Gesichts war weggerissen. Wo einst ein weiches oder trotziges Kinn gewesen war, wo sich dünne oder dicke Lippen, die küssen konnten, geschwungen hatten, war jetzt ein Loch. Nur Augen waren von dem Gesicht eines Menschen übriggeblieben, nur Augen, über die sich heldenhaft der Stahlhelm wölbte.

Es war ein Franzose.

Bessel ergriff die Hand des Toten und begann willenlos über den winzigen Sonderfall dieses einen zerfetzten Mannes zu weinen. Es war zuerst ein schwaches, greisenhaftes Schluchzen, das seine Brust sprengte, bis es in tierisches Heulen überging, vor dem die Nacht erbebte. Dann wurde er plötzlich still und schämte sich seiner lächerlichen Tränen. Er gab auch die Hand frei und rückte ein wenig ab.

Es schien kühler geworden zu sein, aber vielleicht war es Fieber. Der Nacken schmerzte nur wenig, der linke Arm blieb taub und leer.

Bessel sah auf die Uhr. Eine halbe Stunde nach Mitternacht. Wie langsam die Zeit hinwelkte. Nach einigem Überlegen zündete er eine Zigarette an, es war die vorletzte, die er besaß, und sog mit gierigen Zügen den Rauch ein, der ihn mit irrsinniger Freude am Leben erfüllte. Es war Gnade ohnegleichen, den Duft der Zigarette schmecken, Durst und Schmerz empfinden und

über einen toten Feind weinen zu dürfen. Leben! Leben! Nichts als leben! Als elendester Bettler, als hilfloser Krüppel, als gejagter Verbrecher zu leben, war immer noch höchste Wonne. Heilig, heilig ist das Leben.

Lüge, dachte er, hündische Lüge! Nichts ist das Leben ohne Freiheit, nichts, gar nichts. Man muß leben dürfen ohne Zwang und ohne Befehl, auf eigene Verantwortung muß man leben dürfen oder lieber zugrunde gehen.

Und jetzt, in diesem seltsam gesteigerten Augenblick seines Lebens, durchschoß ihn wie eine Stichflamme ein Gedanke, der sein fieberndes Hirn nicht mehr losließ und immer stärker anschwoll, bis er unbestrittener Herr des Doktors wurde. Dieser Gedanke der Verwandlung war so lockend und unwiderstehlich, daß alle Überlegungen und Einwände wesenlos versanken.

Mit nie geahnter Energie raffte Bessel sich auf und kroch zu dem Toten. Betastete ohne Scheu seinen Körper, entdeckte Brieftasche und Militärpapiere, ließ das Licht seiner Laterne aufblitzen und entzifferte:

134. Linienregiment. Henri Trouille, geboren am 15. Mai 1880 in Chabeuil, Arrondissement Valence, Departement Drôme.

1880 geboren, das war vortrefflich, das war die Rettung. Mit den Papieren eines Achtzehnjährigen hätte er nichts anfangen können. Nun gab es keine Schwierigkeit mehr. Paris, wo er lange gelebt hatte, kannte er wie seine Tasche. Er sprach einwandfrei Französisch. Er hatte ein dunkles, scharfgeschnittenes Gesicht. Nirgends drohte Gefahr. Gesegnet sei Henri Trouille!

Heftige Freude ließ ihn erzittern. Er entging dem Stacheldraht, gewann die Freiheit und blieb Herr seiner selbst. Er war gestorben und lebte weiter. Lebte weiter als Henri Trouille, der nichts mit schmählichen Zigarettenpreisen zu tun hatte, dem es höchst gleichgültig sein konnte, ob Frau Helene Bessel einen schwedischen Maler liebte oder nicht. Hol' sie beide der Teufel! Was ging es Henri Trouille an?

Bessel begann den Toten zu entkleiden. Es war eine martervolle Arbeit. Mit einer Hand und mit den Zähnen, letzten Ekel überwindend, zog er Stück für Stück dem Gefallenen vom Leib. Wie ein Verbrecher lauschte er in die Nacht hinaus und ward gehetzt von Angst, daß ihn Patrouillen oder Krankenträger ertappten. Auch der Schmerz im Nacken war wieder erwacht und schlug mit erbarmungslosen Geißeln auf ihn ein.

über das Feld krochen Nebelschwaden, wuchsen steil in die Höhe und zerflossen wieder. Der Hund, in irgendeinem verlassenen Gehöft, heulte immer noch.

Der Franzose war entkleidet. Bessel blickte auf die Uhr. Zwei vorüber. Er mußte sich beeilen, um nicht vom Morgen überrascht zu werden.

Das Ausziehen der eigenen Uniform war viel schwieriger als der erste Teil der Arbeit. Es kamen Augenblicke der Ohnmacht und Verzweiflung, die ihn auf die Erde warfen und seinen Willen lähmten. Dann blies das Fieber unermeßlich große und gallertartig schwankende Kugeln auf, deren Mittelpunkt sein Kopf war. Diesem erdrückenden Kugelsystem zu entrinnen, erforderte Kräfte, die aus allerletzten Quellen hervorgeholt werden mußten.

Vom Osten kam schmutziggraues Licht und befleckte den goldenen Glanz der Sterne, als der Doktor sein Werk vollendet hatte. Nur den Rock mußte er noch dem Franzosen anziehen. Mit vollkommener Klarheit prüfte er, ob nichts vergessen war, was ihn verraten konnte. Alles stimmte, aber nun waren seine Kräfte, die er über menschliche Grenzen hinaus angespannt hatte, erschöpft und aufgezehrt. Als er dem Toten in den Rock half, entglitt der Leichnam seinem ermatteten Arm und rollte langsam die Böschung hinab. Bessel sah stumpf und gleichgültig zu, wie dieser verkleidete Doktor Alexander Bessel den Abhang hinunterfuhr und in den Bach sank, der den Toten mit lachendem Glucksen in seine weichen Arme nahm.

Es ist egal, sagte sich der Doktor. Es ist vielleicht besser so. Das Fieber kam stärker und rüttelte ihn mit derben Fäusten. Aufs neue blähten sich um seinen Kopf Kugeln von überirdischer Größe auf, in deren Mitte er gleich einem Sonnenstäubchen tanzte.

Ich darf nicht vergessen: Henri Trouille! Henri Trouille! dachte Bessel, bevor er in den weißschimmernden Abgrund der Bewußtlosigkeit versank.

Einige Stunden später beugten sich amerikanische Krankenträger, zwei breite Burschen mit dicken, gutmütigen Gesichtern, über den Erwachenden und fragten ihn auf englisch, ob er gehen könne.

Henri Trouille, erinnerte sich Bessel mit einem gewaltsamen Ruck, der qualvoll und befreiend wie eine Menschwerdung war, und betrachtete die Träger verständnislos, denn Henri Trouille aus dem Departement Drôme sprach sicherlich nicht Englisch.

Die Amerikaner lächelten dem Frenchman wohlwollend zu und legten ihn auf die Tragbahre.

Heiß und sengend strahlte die Morgensonne über blutgedüngten Feldern. Auf dem Verbandplatz, wohin Henri Trouille getragen wurde, waren nur amerikanische Ärzte, die nicht Französisch verstanden, einen Notverband dem Verwundeten anlegten und ihn weiter schickten.

Welch ein Glück, daß ich nicht zu Franzosen gekommen und mit Kameraden vom 134. Linienregiment zusammengestoßen bin, dachte der Doktor befriedigt, während er in Gesellschaft anderer Verletzter im Krankenauto über die staubende Landstraße glitt.

Sie wurden bei einer Eisenbahnstation ausgeladen, wo ein französischer Lazarettzug neben einem amerikanischen stand.

Henri Trouille kam in den französischen Zug, der nur auf ihn gewartet zu haben schien und sich sogleich nach seiner Ankunft in Bewegung setzte.

Der Doktor hatte ein schüchternes Lächeln auf den vom Fieber zerrissenen Lippen, als der Zug im südlichen Bogen die Stadt Paris umfuhr, deren Türme in einen weißblauen Himmel stachen.

9.

Es war ein kahler Geschäftsmorgen, in nichts unterschieden von tausend andern überwundenen Arbeitstagen, als der alte Bessel im Briefeinlauf, der sorgfältig gestapelt auf dem Schreibtisch seines Kontors lag, den Kartenbrief des Kompagnieschreibers fand, durch den mitgeteilt wurde, daß der Unteroffizier Doktor Alexander Bessel seit dem Gefecht am soundsovielten vermißt und wahrscheinlich in Gefangenschaft geraten sei.

Der alte Bessel las und las und nickte mechanisch mit dem Kopf. Seine Wangen fielen ein, die Schläfen höhlten sich, und die Unterlippe bebte wie bei einem Kind, das seinen Schmerz nicht erklären kann. Er hörte Riemen sausen und Maschinen keuchen, er hörte versprengte Stimmen aus den Arbeitssälen und das Klappern der Schreiberinnen, aber alle diese Geräusche waren unwirklich und erreichten ihn nicht. Stille des Grabes war in diesem Zimmer über den Tisch gebreitet, auf dem ein Kartenbrief der Kompagnie lag.

Der alte Bessel erinnerte sich, in unbegreiflicher Gedankenverknüpfung, seiner Anfänge, da er aus dem schlafenden Nest der Provinz nach Berlin gekommen war und in der Friedrichstraße einen winzigkleinen Tabakladen eröffnet hatte. Er sah den Laden so deutlich vor sich, als hätte er ihn erst gestern verlassen. An den Laden stieß ein Zimmerchen, dessen Fenster auf die Straße ging. Bei diesem Fenster saß tagaus, tagein bis zum späten Abend seine Frau und verfertigte mit einer primitiven Handmaschine Zigaretten. Wie schön und jung war seine Frau gewesen! Und wie viele Spaziergänger waren bei dem Fenster stehengeblieben und hatten der Arbeit dieser unermüdlichen, jungen Hände zugesehen! Und wie viele waren in den Laden getreten, weil sie hofften, mit der schönen Arbeiterin in Berührung zu kommen!

In der dunkeln Hinterstube spielten seine beiden Jungen, Alexander und Martin.

Es ließ sich heute gar nicht mehr verstehen, wie glücklich man in jenen Tagen gewesen war, da der Kauf von zwanzig Pfund Pursitschantabaks ein Finanzunternehmen erster Ordnung vorstellte. Man konnte heute auch nicht mehr begreifen, wie genügsam und bescheiden jenes Berlin seiner Anfänge gewesen war, bevor es in überhitzter Entwicklung größenwahnsinnig wurde und die ganze Welt zum Kampf herausforderte.

Freilich, Julius Bessel hatte nicht das geringste Recht, Klage zu führen, denn der jähe Aufstieg der Stadt hatte auch ihn aus der Tiefe in die Höhe gerissen, seinen Unternehmungsgeist angestachelt und zu unwahrscheinlichen Erfolgen hinaufgeführt. Und obwohl er für seine Person sich in keiner Weise geändert hatte und immer bescheiden geblieben war, seinen Betrieb, er gestand es sich ein, hatte er protzig geleitet, als müßte er Schritt halten mit dem heißen Emporkömmlingstempo der Stadt. War dieser Fabrikspalast, in dem er saß, nicht von verlogener Üppigkeit? War es nicht hoffärtig, daß sein Name jede Nacht, die Gott der Herr gab, mit Flammenzeichen am Himmel strahlte?

Nun war für ihn der bittere Zahltag gekommen. Mit Herzblut mußte er Erfolg und Aufstieg bezahlen und stand am Abend seines Lebens ärmer, unvergleichlich ärmer da als in jenen Tagen, da in der Hinterstube des kleinen Ladens in der Friedrichstraße seine beiden Jungen gespielt hatten.

Der alte Bessel trat zum Fenster und blickte mit banger Sorge über die stöhnende, vom Schweiß der Arbeit triefende Stadt hin, die sein Kampfgenosse gewesen war und der er, in

unerschütterter Liebe, wünschte, es bliebe ihr ein ähnlicher Tag der Abrechnung erspart.

Wir sind zu schnell gestiegen, dachte er schuldbewußt und wendete sich scheu dem Zimmer zu, als ahnte er Gespenster in seinem Rücken. Er erinnerte sich des letzten Beisammenseins mit seinem Sohn in diesem Raum und hörte die Worte grollender Vorwürfe wieder. Diese Worte, die jetzt vom Widerhall eines Grabes geschwellt waren, gruben sich so tief in sein Herz, daß er zum Schreibtisch stürzte und in jagender Hast, als hätte er in unverantwortlicher Weise das Wichtigste vergessen, zu rechnen begann. Es war auch ein wenig Aberglaube, der ihn leitete und hoffen ließ, durch ein verspätetes Opfer das Leben des Sohnes vielleicht zu retten.

Nachdem er seine Arbeit vollendet hatte, läutete er dem Prokuristen.

Herr Sauergrün, ein springlebendiges Männchen mit unwahrscheinlich listigen Augen, erschien im Kontor und blickte seinen Herrn erwartungsvoll an.

„Hören Sie mal zu, Sauergrün, ich habe da neue Richtpreise für unsere Zigaretten aufgestellt."

„Dies und jenes," antwortete der Prokurist, „ich habe nichts anderes erwartet, Herr Kommerzienrat."

Der Unglückliche konnte infolge irgendeiner rätselhaften Zwangsvorstellung keinen Satz ohne „dies und jenes" beginnen.

„Wieso?" fragte Bessel verblüfft.

„Dies und jenes war ganz klar, Herr Kommerzienrat. Auch die Pera-Kompagnie hat gestern einen zehnprozentigen Aufschlag beschlossen."

Ein kümmerliches Lächeln spielte um Bessels Mund.

„Nee, Sauergrün, so ist es nicht gemeint. Sie werden enttäuscht sein. Sehen Sie sich mal die neuen Preise an."

Er reichte dem Prokuristen die Liste.

Sauergrün warf einen Blick auf das Papier und hob abwechselnd die Füße, als stände er auf glühender Lava.

„Dies und jenes kann nicht Ihr Ernst sein, Herr Kommerzienrat", ächzte er kummervoll. „Khedive zehn Pfennig, Hedschira zwölf Pfennig, was ist denn geschehen, um Gottes willen? Ist Frieden ausgebrochen? Haben wir Revolution?"

„Beruhigen Sie sich, Sauergrün. Nichts ist geschehen. Ich will nur wieder ein anständiger Kaufmann werden und mit dem Krieg keine Geschäfte mehr machen."

Der Prokurist starrte ihn entgeistert an und brachte „dies und jenes“ nicht über seine blassen Lippen.

„Überdies geschieht diese Preisregelung auf Wunsch meines Sohnes, des Doktors. Ich mache Sie dafür verantwortlich, Sauergrün, daß die Zigaretten von morgen ab zu diesen neuen Preisen ausgeliefert werden.“

„Dies und jenes heiß' ich schleudern, Herr Kommerzienrat. Außerdem werden wir die Kundschaft verlieren. Die Leute müssen glauben, wir stopfen die Zigaretten mit Seegras. Und wie wollen Sie die Händler daran hindern, zu den alten Preisen zu verkaufen?“

„Das ist gar nicht so schwer, lieber Sauergrün. Wir drucken einfach unsere Preise auf die Schachteln.“

„Dies und jenes ist aber bis morgen wohl kaum möglich, Herr Kommerzienrat.“

„Aber in einer Woche ist es möglich.“

Sauergrün steckte mit großer, tragischer Geste das Papier in seine Brusttasche, warf seinem Chef einen vorwurfsvollen Blick zu und brummte, als er mit tiefgekränkter Miene zur Tür schritt, vor sich hin:

„Dies und jenes ist total meschugge.“

Bessel versuchte, die eingelaufenen Briefe zu lesen, aber seine Augen flogen über die Zeilen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Er schob den ganzen Stapel zur Seite und versenkte sich wieder in den Kartenbrief der Kompagnie. Kaum erträglich war die Last des Geheimnisses, die sich ihm aufbürdete, da er vorläufig seiner Frau das Schreckliche nicht zu sagen vermochte. Und was war mit seiner Schwiegertochter? Sollte er sie aus Schweden zurückberufen? Es erschien ihm als unnötige Grausamkeit, die Ferien der jungen Frau zu unterbrechen. Sie konnte doch nichts anderes tun als warten und erfuhr das Unglück immer noch früh genug.

Trotz diesen Überlegungen fühlte der alte Mann sich nicht ganz sicher und beschloß, Frau Mielentz, deren praktische Klugheit er sehr hochschätzte, um Rat zu fragen. Er führte seine Absicht sogleich aus und verließ, zur maßlosen Überraschung der Angestellten, mitten in der Arbeitszeit die Fabrik. Der Portier, der das Tor bewachte, war über dieses noch nie dagewesene Ereignis so verblüfft, daß er zu grüßen vergaß und die Kappe erst lüftete, als sein Herr bereits um die Ecke verschwunden war.

„Was ist denn los?“ rief Frau Mielentz erstaunt, als sie den alten Bessel zu dieser ungewöhnlichen Stunde bei sich

eintreten sah. Ihr erster Gedanke war, daß Helene sich mit ihrem Scheidungsplan an den Schwiegervater gewendet hätte.

„Guten Tag, Frau Mielentz. Ich bringe schlechte Nachrichten."

„Sehr schlechte?"

„Ja."

„Warten Sie 'n Augenblick, Bessel", sagte die alte Dame, deren Herz sichtbar zu arbeiten begonnen hatte. „Geben Sie mir, bitte, das Fläschchen, das dort auf 'm Spind steht. Ich muß mein Fettherz stärken."

Bessel brachte das Fläschchen, aus dem Frau Mielentz sehr sorgfältig fünf Tropfen auf ein Stück Zucker träufelte. Nachdem sie den Zucker in den Mund geschoben hatte, nickte sie dem alten Mann zu.

„So, Bessel, schießen Se los! Jetzt halt' ich schon 'n kleenen Stoß aus."

„Alexander ist vermißt."

„Nein!"

Er gab ihr den Kartenbrief. Sie las und wurde sehr zornig, um ihre tiefe Erschütterung zu verbergen.

„Das ist unerhört! Wie kommt Alexander Bessel dazu, vermißt zu werden! Sagen Se selber, Bessel, ist das nicht 'ne verfluchte Schweinerei?"

Der alte Mann lächelte schwermütig.

„Haben Sie Krieg gewollt? Hat Alex Krieg gewollt? Die Menschen sind ja dämlich, daß sie 'n Kopp hinhalten."

Bessel wies auf das offene Fenster und warnte:

„Schreien Sie nicht, Frau Mielentz, sonst kommen Sie ins Zuchthaus."

„Ist mir ganz piepe! Ich ärgere mich zu Tod, wenn ich das Elend sehe, in das man die Leute geführt hat."

Julius Bessel machte ein zweifelndes Gesicht.

„Die Leute sind ja von selber gern mitgegangen. Wenn das Volk nicht gewollt hätte, hätten sich die oben auf den Kopf stellen können. Sie vergessen, Frau Mielentz, daß damals im August alle, aber auch alle wie besoffen Hurra gebrüllt haben."

„Ich habe nicht gebrüllt, Bessel, das kann ich beschwören. Ich war immer 'ne Miesmacherin. Ich lass' mich nicht dumm machen. Und wenn wir auch siegen, was noch gar nicht so sicher ist, pleite sind wir doch!"

Sie las den Kompagniebrief noch einmal und meinte betrübt:

„Aber was hilft das alles? Und was hab' ich schon davon, wenn ich recht behalte? Nichts hab' ich davon, gar nichts. Aber wissen Se, Bessel, Sie dürfen 'n Mut nicht verlieren. Vermißt ist nicht tot, 'nen Toten kann ich nicht lebendig machen, aber 'n Vermißter kann wiedergefunden werden. Fritz Leckebusch, Sie kennen ihn vielleicht, von Leckebusch und Gropius, war 'n ganzes Jahr lang verschollen und ist vor vier Wochen frisch und munter wieder aufgetaucht, so frisch, daß er auf der Stelle, um ja nichts zu versäumen, die Gesellschafterin seiner Mutter geheiratet hat. Der olle Leckebusch hat vor lauter Ärger die Gelbsucht gekriegt und sitzt heute in Karlsbad."

„Wir wollen das Beste hoffen", sagte Bessel mutlos, als Frau Mielentz eine Atempause machen mußte. „Es ist jedenfalls eine schwere Last, die ich zu tragen habe."

Er vermied es, die alte Dame anzusehen, und starrte in die Luft. Frau Mielentz hielt ihre Hände über dem Bauch gefaltet und wußte nichts Tröstliches mehr zu sagen.

„Eigentlich wollte ich Sie um Rat fragen," begann Bessel nach einer Weile, „was ich mit Lene tun soll."

„Wie meinen Sie das?"

„Soll ich sie verständigen und zurückkommen lassen? Ich halte es für unnötig. Sie kann doch nicht helfen. Was glauben Sie, Frau Mielentz?"

Der alten Frau wurde es nicht leicht, Antwort zu geben. Wenn Alexander gefallen war, überlegte sie, dann heiratete Lene ihren schwedischen Kunstmaler. Und wenn er wieder zum Vorschein kam, dann war es vielleicht besser, Lene jetzt Zeit zu lassen. Möglicherweise geriet sie in Schweden auf andere Gedanken. Erfüllte Sehnsucht wird alltäglich und verliert ihren Reiz.

„Sie haben ganz recht, Bessel", erwiderte Frau Mielentz. „Es hat wenig Zweck, Lene zurückzurufen. Sie kommt ohnedies in acht bis zehn Tagen nach Haus."

„Ich freue mich, daß wir einer Meinung sind. Man soll den Menschen so lange wie möglich Kummer ersparen."

Er stand auf und reichte der alten Dame die Hand.

„Nun will ich gehen, Frau Mielentz. Leben Sie wohl."

„Adjes, Bessel. Und Kopf hoch! Es wird noch alles gut werden."

Bessel war schon bei der Tür, als er nochmals umkehrte und sagte:

„Erzählen Sie, bitte, niemandem, daß Alexander vermißt ist. Ich will es nämlich meiner Frau jetzt noch nicht sagen. Diese Ungewißheit erträgt sie nicht."

Frau Mielentz nickte zustimmend.

„Sie hat ein schwaches Herz", meinte der alte Mann, als wollte er sie entschuldigen.

10.

Helene Bessel lag in einem Strandsessel und blinzelte mit müden Augen zu Thorsten hinüber, der, nur mit Hemd und Leinwandhose bekleidet, im glühend heißen Sand stand und malte.

Es war erst zehn Uhr vormittags, aber die Sonne brannte schon erbarmungslos vom unerträglich weit gespannten Himmel herab. Kein Lüftchen regte sich. Faul und träge, wie eine ruhende Bestie, lag das Meer da, dehnte sich in der brennenden Sonne und gähnte. Seit zehn Tagen hielt dieses Wetter bereits an und ließ nicht einmal nachts einen kühleren Hauch über das Land streichen.

„Es ist gräßlich heiß", stöhnte die junge Frau und wehrte mit matten Händen die summenden Fliegenschwärme ab.

„Wollen Sie ins Haus gehen?" fragte Thorsten höflich.

Sie brachte nicht die Kraft auf, jetzt aufzustehen und die wenigen Schritte zu tun. Man zerfloß bei der geringsten Bewegung.

Sie sagte sehr bissig:

„Ich dachte, Schweden wäre ein kühles Land, aber das scheint ein lächerlicher Irrtum gewesen zu sein. In der Sahara kann es auch nicht heißer sein als hier."

„Solches Wetter hatten wir noch nie in Falsterbo", entgegnete der Maler ein wenig gekränkt. „Im Gegenteil, in anderen Sommern fror man."

Frau Bessel war zu müde, um Antwort zu geben, und schloß die Augen.

Sie war in einer armseligen Stimmung.

Diese Tage in Falsterbo, die ihrer Sehnsucht als unerhört reiches Ziel erschienen waren, hatten sie maßlos enttäuscht. Das Schlimmste war, daß sie sich ihre Enttäuschung nicht einzugestehen wagte und ihre gereizte Laune auf die tropische Hitze schob, unter der sie schwer litt.

Sie hatte Stunden, in denen Heimweh wie ein wilder Schmerz in ihr aufstieg, Stunden, in denen sie sich nach ihrem kühlen Garten im Grunewald sehnte und nach ihrem Schlafzimmer und nach dem vertrauten Gesicht des Dienstmädchens. Sie kämpfte Tag und Nacht mit Erinnerungen, die so tief im Blut saßen, daß sie nicht mehr vertrieben werden konnten. Alles Abenteuerliche des Reisetages war verschwunden, wie in einer Versenkung, aus der man nichts mehr herausholen konnte. Das Bürgerliche, Wohlanständige und Unantastbare hatte wieder Oberhand gewonnen. Es war ihr unmöglich, sich diesem Land und seinen Leuten anzupassen.

Sie hatte kein Daheimgefühl in Falsterbo. Sie blieb stets in der Fremde, im Elend. Vielleicht wäre es anders gewesen, wenn die Menschen ihrer Umgebung sie hätten hinreißen können, aber die Leute, die im Badehotel wohnten, waren kalte Rechner und Verdiener, die, auch wenn sie im Meer saßen, an ihre Ziffern und Geschäfte dachten.

Und Thorsten Gleerup?

Er war ihr fremder geworden als am ersten Tag des Kennenlernens. Seine Stimme machte sie müde; sie war ihr so vertraut geworden, als hätten sie viele Jahre eng nebeneinander auf einer einsamen Insel gelebt.

Was sie am meisten erschöpfte, war die hohe Spannung zwischen Thorsten und ihr. Sie fühlte sein Begehren, das sie wie fieberhafter Atem immer und überall umwehte; es riß an ihren Nerven, wenn seine Augen aufglühten und seine Hände zitterten; es empörte sie maßlos, ihn nachts, wenn seine Unruhe ihn nicht schlafen ließ, auf und ab gehen zu hören.

Es war so weit mit ihr gekommen, daß sie die Tage zu zählen begann, da sie diesen Strand der Enttäuschung wieder verlassen konnte. Sie wäre vielleicht schon am dritten Tag abgereist, wenn sie sich nicht selber durch ihre Lüge hier auf drei Wochen festgelegt hätte.

Sie öffnete halb die Augen und sah wieder zu Thorsten hinüber, der so eifrig malte, als müßte er das Abendbrot für Frau und Kinder verdienen.

„Arbeiten Sie noch lange, Gleerup?"

„Eine halbe Stunde, wenn Sie gestatten, Frau Bessel."

„Sie müssen nicht gar so gereizt sein, lieber Thorsten, wenn ich frage. Ich habe gar nichts zu gestatten. Von mir aus können Sie bis Weihnachten malen."

„Sie sind im Irrtum, Frau Bessel, ich bin nicht im geringsten gereizt."

„Na, denn nicht."

Beide litten unter dem Ton, den ihre Unterhaltung angenommen hatte, aber die Sonne, die Gespanntheit ihrer Sinne und das nie unterbrochene Beisammensein machten es unmöglich, die sanfte und gebändigte Stimmung der Berliner Tage wiederzufinden.

Frau Bessel betrachtete mit unverhüllter Geringschätzung den malenden Mann. Tante Mielentz ist wahrhaftig eine kluge Frau, dachte sie plötzlich. Diese ganze Malerei war doch kein Beruf für einen starken jungen Menschen. Dagegen war Zigarettenmachen noch ein heldenhafteres Geschäft.

Sie mußte immer wieder, fast gegen ihren Willen, Thorsten mit ihrem Mann vergleichen, der aus der Verklärung durch Gefahr und Ferne Vorteile zog. Alexander Bessel war ein Mann, vor dem sie stets Respekt gehabt und dessen geistige Überlegenheit sie nie bezweifelt hatte, während Thorsten — nein, sie wollte den Gedanken nicht zu Ende denken. Jähes Reuegefühl durchfloß sie, überwand Ermüdung und Schwüle und riß sie in die Höhe.

Sie ging zu Thorsten, legte freundschaftlich, als wollte sie vieles Unrecht wieder gutmachen, ihre Hand auf seine Schulter und besah seine Arbeit. Das Bild zeigte die dumpfe Hochsommerhitze, die gleich einer lüsternen Wolke auf dem trägen, opalisierenden Meer lag. Eine ferne Ahnung von der Künstlerschaft dieses jungen Menschen, dem sie sich überlegen glaubte, erfüllte Frau Bessel und machte sie andächtig.

„Das ist wunderschön", sagte sie leise.

„Gefällt es Ihnen?" fragte er, schüchtern und stolz zugleich. Die Anerkennung der Frau, die er liebte und um die er litt, beglückte ihn so heftig, daß er, von einem Fieberschauer geschüttelt, zu zittern begann.

„Was ist Ihnen?"

„Ich freue mich, daß Sie mein Bild loben."

„Ich verstehe nichts von Bildern und Kunst. Ich bin sehr arm, Thorsten."

Er blickte sie mit bewunderndem Lächeln an.

„Sie sind reicher, als Sie ahnen. Wenn Sie mir ein freundliches Wort über mein Bild sagen, glaube ich ein Künstler zu sein."

„Thorsten, lügen Sie nicht! Sie wissen auch ohne mich ganz genau, daß Sie ein Künstler sind."

Der Maler wurde ernst, sah mit kühlen, ernüchterten Augen sein Werk an und antwortete zurückhaltend:

„Das weiß man nie genau, Frau Bessel."

Sie war von der bescheidenen Traurigkeit Thorstens, die sie kaum verstand, so sehr ergriffen, daß sie stumm blieb und sich fester auf seine Schulter stützte.

Kristina Björck trat aus dem Haus und warf ungeduldige Köchinnenblicke auf den Strand.

„Das Essen ist fertig", sagte Gleerup fröhlich und begann sein Malzeug zusammenzupacken. „Wir müssen nach Haus, sonst kränkt sich Kristina."

„Um des Himmels willen, das darf nicht sein", lachte die junge Frau. „Machen Sie schnell, Thorsten."

Auf dem Tisch im Atelier stand schon die dampfende Suppenschüssel.

„Glauben Sie nicht, daß man Kristina an so heißen Tagen die Suppe ausreden könnte?"

„Das glaube ich nicht, Frau Bessel", erwiderte Gleerup sehr ernst, da Kristinas ehrgeiziges Auge das Mienenspiel der Speisenden überwachte. „Den Teller Suppe kann ich Ihnen nicht ersparen."

„Bis mich eines Tages der Hitzschlag dahinrafft."

Die Mahlzeiten unter Kristinas Leitung verliefen so überraschend gleichmäßig, daß man bestimmt auf das Erscheinen des alten Postboten rechnen konnte, wenn der schwarze Kaffee auf den Tisch kam. Stimmte es einmal nicht, so lag die Schuld an einem Eisenbahnunglück irgendwo in der Welt, aber keineswegs an Kristina Björck.

Heute lief die Post kaffeemäßig pünktlich ein und brachte so viele Briefe, daß Helene Bessel verwundert fragte:

„Was ist denn los? Haben Sie einen Orden gekriegt, zu dem die ganze Welt Sie beglückwünscht?"

„Einen Orden nicht, aber etwas Ähnliches ist es. Ich habe nämlich morgen, verzeihen Sie, Geburtstag."

Die junge Frau lachte vergnügt

„Ach wie niedlich! Der kleine Thorsten feiert sein Wiegenfest. Ich bin furchtbar gerührt."

„Bitte, erst morgen, Frau Bessel."

„Schön, dann morgen, aber das eine sage ich Ihnen gleich: Als Festarrangeurin bin ich nicht zu gebrauchen. Wenn Sie Geburtstag feiern wollen, müssen Sie sich an Kristina halten."

„Unbesorgt, Frau Bessel. Das Fest ist vorbereitet und wird alle Erwartungen übertreffen."

Er öffnete die Briefe und wurde immer fröhlicher.

„An Gästen wird es uns nicht fehlen."

„An Gästen? Sie denken doch nicht ernsthaft daran, Leute einzuladen, wenn ich hier bin?"

Er griff nach ihrer Hand und küßte sie.

„Werden Sie nur nicht gleich böse, liebe gnädige Frau. Das Unglück ist weniger groß als Sie fürchten. Es kommen bloß einige gute Freunde und Freundinnen aus Kopenhagen und aus Lund, junge, noch fröhliche Leute, die Sie ruhig empfangen können, ohne sich etwas zu vergeben."

Sie war nicht vollkommen überzeugt.

„Wie wollen Sie mich denn vorstellen?"

Er lachte.

„Als Frau Bessel, meine Braut."

„Das glaubt Ihnen kein Mensch. Man wird mich für Ihre Geliebte halten."

„Wäre das so schlimm?" fragte er und verlor seine Heiterkeit.

„Darum handelt es sich nicht. Ich möchte nur nicht Gefahr laufen, gering geachtet zu werden."

„Sie können ganz unbesorgt sein, Frau Bessel. An Hochachtung werden es meine Freunde nicht fehlen lassen, ob Sie nun meine Geliebte oder Braut oder amtlich bestätigte Ehefrau sind. Diese leichtsinnigen jungen Leute haben leider gar keine Gefühle für die gesetzmäßigen Voraussetzungen bürgerlichen Wohlbefindens."

„Das haben Sie großartig gesagt, Gleerup! Gesetzmäßig — bürgerlich — Wohlbefinden — der Redner wird beglückwünscht."

Sie stand auf und stellte sich hinter Thorsten.

„Sie haben übrigens vollkommen recht. Ich bin eine unheilbare Bürgerin. Ich bin eine Philisterin. Haben Sie das nicht gewußt, Thorsten?"

Sie fuhr mit nervösen Fingern durch sein helles, starkes Haar.

„Haben Sie das wirklich nicht gewußt, Thorsten?"

„Nein", flüsterte er mit erregter Stimme und zog ihren Arm an seine Lippen und bedeckte ihn mit hitzigen Küssen, die gleich einer Welle von Explosionen über die bebende Haut hinliefen.

Sie machte sich mit Anstrengung frei und ging, erschöpft von dem Kampf, zu der Ottomane, wo sie nach Tisch zu ruhen pflegte. „Was gibt es Neues in der Zeitung?" fragte sie mit erzwungener Unbefangenheit, die sein noch nicht beschwichtigtes Blut empörte.

„Ich will Ihnen gern alles Nötige vorlesen", erwiderte er und griff nach den schwedischen Blättern.

„Bitte, nicht vorlesen, Thorsten. Sie sollen mir erzählen, was in der Welt geschieht.“

Er setzte sich zu Helenens Füßen und sagte, nachdem er einen Blick in die Zeitung geworfen hatte:

„Das Allerwichtigste, was jetzt in der Welt geschieht, ist, daß Thorsten Gleerup Helene Bessel liebt.“

„Ach Sie!“

„Alles andere ist vollkommen gleichgültiges Zeug und Geschwätz.“

Er machte ein Knäuel aus der Zeitung und schleuderte ihn zornig in die Ecke.

Die junge Frau betrachtete Gleerup, der die Augen eines gereizten Tieres hatte, mit gespannter Neugierde, hinter der sich seltsam prickelnde Angst vor ungeahnten Möglichkeiten verbarg.

Sie nahm seine Hände, als wollte sie ihn wehrlos machen, und flüsterte besänftigend:

„Sie müssen Geduld haben, lieber Thorsten.“

11.

Das ganze braune Haus am Strand dröhnte vor Lachen. Die Fröhlichkeit, die diese jungen Menschen mitgebracht hatten, war so stark und bezwingend, daß sich ihr niemand entziehen konnte. Es waren richtige junge Maler und richtige junge Mädchen, die Thorsten Gleerup feierten und ihre gemeinsame helle Jugend und das ganze herrliche Leben.

Frau Bessel, die ihre Gäste ein wenig unsicher und zurückhaltend empfangen hatte, verlor ihre Befangenheit nach der ersten halben Stunde. Dieser Wirbel lautester und sorgloser Heiterkeit, in dessen Mitte sie als Hausfrau gestellt wurde, hob sie von der Erde und ließ alles vergessen, Zeit und Krieg und Unsicherheit der Zukunft.

Die jungen Männer machten ihr den Hof, und die Mädchen umschwärmten sie, und es waren lauter schöne blonde Menschen, hochgewachsen und von guter Rasse. Und die schwedische Sprache klang hell und unbekümmert, glich dem Lachen sehr gesunder Menschen. Und Thorsten war so vergnügt. Und die alte Kristina strahlte. Und die vielen Blumen dufteten berauschend. Und das Essen — man hatte schrecklich viel gegessen. Man hatte stundenlang gegessen. Und nicht zuwenig getrunken, Wein und

Champagner und schließlich diesen tückischen Punsch, dessen Eiskühle verborgenste Flammen entzündete. Als es gegen Abend ging, wollten diese Narren auch noch tanzen.

„Das ist doch ganz unmöglich", rief Helene Bessel lachend. „Bei dieser Hitze!"

„Es ist gar nicht so heiß", antwortete ein junges Mädchen, das vor lauter Tanzlust nicht mehr stillstehen konnte.

Thorsten und zwei Maler trugen das Pianino aus dem Atelier auf den Strand hinaus.

Sigrid Lundbye, die soeben erschienen war, setzte sich zum Klavier und spielte „Jeannette", einen heimischen Gassenhauer. Alle Paare begannen jauchzend mitzusingen und so hitzig zu tanzen, daß der Sand unter den stampfenden Füßen hoch aufwirbelte.

Helene tanzte mit Thorsten.

„Das ist ganz toll", sagte sie mit einem entzückten Lächeln, während sie schwer in seinem Arm lag.

Unermüdlich spielte Fräulein Lundbye. Unermüdlich und selbstvergessen tanzten die jungen Menschen in diesem ungeheueren Saal, den schon die ersten Sterne beleuchteten. Die Nacht sang. Das Meer brummte den Baß dazu. Weißbrüstige Möwen stießen anfeuernde Schreie aus.

„Ich kann nicht mehr, mein Bester", entschuldigte sich Helene, als der vierte oder fünfte Maler sie um einen Tanz bat.

„Ich kann nicht mehr", wiederholte sie und flüchtete zu Thorsten, der eben ein großes, schönes Mädchen mit rotem Haar freigab.

Er nahm sie lachend unter den Arm und zog sie fort von den Tanzenden.

Die Musik wurde leiser und das Meer lauter.

„Ihr seid eine wahnsinnige Gesellschaft", sagte sie und wunderte sich, wie stark ihre Stimme klang.

„Man muß manchmal ein bißchen wahnsinnig sein, wenn man die gräßliche Vernunft des Alltags ertragen will."

„Sie sprechen wie ein Festredner, Thorsten. Oder wie ein Prediger. Oder wie der alte Björnson. Oder wie — ach Gott, ich habe einen kleinen Schwips. Es ist ein Skandal. Der Teufel soll euern Caloricpunsch holen!"

Sie gingen weiter.

„Es ist nicht der Punsch, Frau Helene. Es ist unsere Jugend und das Glück des Daseins und die Wonne des Nichtgestorbenseins."

Sie blieb stehen und lachte.

„Thorsten, quatschen Sie nicht! Ich habe einen Schwips und muß immerzu lachen. Und todmüde bin ich auch."

Sie machte sich frei von ihm und setzte sich in den Sand, der noch warm war von der Hitze des Tages. Fernher klang das stumpfe Hämmern der Tanzmusik.

„Die Leute tanzen, ohne aufzuhören. Die tanzen bis morgen früh. Auch die Sterne tanzen. Sehen Sie nur, Thorsten."

Er streckte sich neben sie aus und starrte den Himmel an.

„Jawohl, auch die Sterne tanzen."

„Aber im Süden oder Westen oder was für eine Gegend das sein mag, steigt eine Wolkenbank auf. Eine schwedische Wolkenbank. Eine Wolken-Aktiebolag."

Er nahm ihre Hand und küßte jeden Finger.

„Ich bin so müde, daß ich sofort einschlafen könnte."

„So schlafen Sie doch ein. Ich werde Ihren Schlummer behüten."

„Sie sprechen so unnatürlich, Menschenskind! Wie kann man nur ‚Schlummer behüten' sagen! Das kommt gleich nach Umlernen und Durchhalten."

Sie versuchte, die Augen zu schließen.

„Ich kann gar nicht schlafen, Thorsten. Wenn ich die Augen zumache, dreht sich die ganze Welt um mich."

Er gab keine Antwort und sog sich fest an ihrer Hand.

„Hören Sie noch Musik?"

„Ja", erwiderte er schweratmend.

„Wir müssen zu unseren Gästen zurück, Thorsten."

„Ja."

Sie lagen ganz still in dem Sand und spürten die leisen Erschütterungen, wenn das Meer seine Wellen gegen den Sand warf. Wie sanftes Wiegen war dieses unermeßbare Schwingen des Bodens.

Aber mit einmal war es Helene Bessel, als gäbe dieser sanft wiegende Sand unter ihr nach und als versänke sie in einen ungeheueren Abgrund. Sie fühlte mit Entsetzen Thorstens Atem, seinen fiebernden Mund, der den ihren suchte und fand, seine unerbittlichen Arme, die sich um sie schlangen, und sie versuchte, die plötzlich erkannte Gefahr mit letzten Kräften abzuwehren. In ihrem Ohr war Brausen von wilden Meeren, als sie, die Ohnmacht ihres Widerstandes und ihre in dunkeln Tiefen verborgene Einwilligung erkennend, sich in ihr Schicksal ergab.

Ferne Blitze überzuckten die Wolkenbank, die langsam aus der See aufstieg und den weit gewölbten Himmel einzuengen

begann. Matter glänzten die Sterne, als wäre ihr helles Licht durch Schleier gedämpft.

„Wir wollen zurückgehen“, sagte Helene mit einer ganz tonlosen Stimme, die aus einem erstarrten Körper zu kommen schien. Ihr Mund war ein wenig verzerrt, und in den Augen brannte Trauer über die Nüchternheit dieser Minute.

Unerklärliche Angst zog das Herz des Malers zusammen und machte ihn befangen und hilflos. Er fühlte, daß er der geliebten Frau den Übergang vom Rausch zum Erwachen erleichtern müßte, und fand nichts, nichts als die Kraft zu neuen Umarmungen, die nur beschämen und nicht versöhnen konnten.

„Bist du mir böse?“ fragte er demütig.

„Oh, still! Still!“ flüsterte sie entsetzt und legte beschwörend ihre Hand auf seinen Mund.

Er nahm sie in seinen Arm und hielt sie wie ein kleines Kind an seine Brust gepreßt. Sie schloß die Augen, lauschte dem Schlagen des fremden Herzens und mußte, so krampfhaft sie sich dagegen wehrte, an eine dicke alte Frau denken, die in der Bendlerstraße saß und ihr mit einem infam vertraulichen Lächeln des Einverständnisses zunickte.

Sie sprang unvermittelt auf, riß den Erstaunten hoch und begann über den Strand zu laufen.

„Komm'! Komm'!“ schrie sie voll Grauen. „Hier sind Gespenster.“

Fräulein Lundbye spielte immer noch. Ein junger Mensch stand hinter ihr und küßte langsam und taktmäßig ihren Hals. Fräulein Lundbye lächelte kühl und beherrscht.

Die Gäste tanzten. Röcke flogen und wirbelten den feinen Sand auf. Kristina Björck strahlte und bot unermüdlich eiskalten Punsch an. Thorsten, der aufmerksame Wirt, forderte das große Mädchen mit rotem Haar, das keinen Tänzer hatte, auf und drehte es im Kreis. Nichts hatte sich verändert, nichts, obwohl es Helene schien, als käme sie von fernen Fahrten nach langer, langer Zeit wieder und erkannte die Welt nicht mehr, die sie vor einer Ewigkeit verlassen hatte.

Sie ging mit schüchternen Schritten auf Kristina zu, bat um ein Glas Punsch und trank. Es schmeckte bitter.

Enttäuscht ging sie weiter und kam zu Fräulein Lundbye. Der Maler hörte auf, den schönen Hals zu küssen, und bat sehr höflich Frau Bessel um einen Tanz.

„Sie müssen mit Fräulein Lundbye tanzen“, sagte sie mit haltlos taumelndem Lächeln.

Und zu der Klavierspielerin:

„Ich will Sie ablösen, Fräulein Lundbye, wenn es Ihnen recht ist. Sie sollen doch auch tanzen."

Das Fräulein blickte Helene an mit scharfen, unbarmherzigen Augen, die die junge Frau entblößten. Nun stand auch sie nackt vor dem Mädchen, dessen Körper sie an jenem Vormittag im Atelier so wunderlich erschreckt hatte.

„Danke, Frau Bessel, bemühen Sie sich nicht. Es ist mein Amt, zu spielen."

„Lassen Sie mich spielen, Fräulein Lundbye", bat Helene dringend und küßte sie mit jähem Entschluß auf die kühle, feindselige Wange.

Fräulein Lundbye errötete heftig und stand auf. Der wartende Maler nahm sie in seine Arme.

Helene bemühte sich mit der Verzweiflung einer Erstickenden, eine tanzbare Melodie zu erhaschen, aber eine halbe Minute lang war ihr Gehirn gelähmt. Nur ein Walzer von Chopin quoll aus der mechanischen Erinnerung ihrer Finger, ein Moll-Walzer, dessen lächerliche Traurigkeit sich in tränenreichen Akkorden ergoß.

Das Warten der Tanzlustigen auf die flotte Melodie war so bedrückend, daß Helene einem Weinkrampf unterlegen wäre, wenn nicht im letzten Augenblick der ödeste Berliner Gassenhauer die lästige Erinnerung an Chopin verjagt hätte. Wie eine Erlösung begrüßte sie den Hämmertakt der gemeinen Melodie, die die tanzenden Marionetten in ihrem Rücken wieder in Bewegung setzte. Es war Wohltat, diese Tanzmusik zu machen und mit niemandem sprechen zu müssen.

Sie spielte bis zum Aufbruch der Gäste, die plötzlich nach hastigem Abschiednehmen unter Lachen und Lärmen zum Bahnhof liefen, um den letzten Zug nach Malmö nicht zu versäumen. Thorsten begleitete die Freunde.

Helene stand an das Pianino gelehnt und blickte der davonstürmenden Schar nach, die wie ein Spuk im Dunkel der Nacht zerfloß. Das ganze Erlebnis dieses Tages schwankte zwischen Traum und Wirklichkeit.

Die junge Frau ging langsam zum Haus und stieg mit zitternden Knien in ihr Zimmer hinauf. Nur schlafen, schlafen und vergessen wollte sie, Kräfte für das Licht des neuen Morgens sammeln. Sie lag, von Schauern geschüttelt, im Bett und hörte das leise Schwatzen Kristinas und ihrer Nichte in der Küche, das Klirren von Tellern, das Klappern der Eßbestecke. Besänftigend wirkten diese gutmütigen Alltagsgeräusche, die immer schwächer wurden, bis sie ganz versiegten.

Aber dann knarrte die Holzstiege unter den Tritten des Malers. Das Herz der jungen Frau begann stürmisch zu schlagen, als hätte es jetzt erst die Größe und Gefahr des Umsturzes begriffen, der das bisherige Leben von dem kommenden geschieden hatte.

Thorstens Stimme bettelte: „Schläfst du?"

Wie ein Messer fuhr dieses vertrauliche und gesättigte Du in ihre Brust und riß eine Wunde auf, die nie mehr verheilen konnte. Nun wußte Helene Bessel, daß sie ihre Freiheit verspielt hatte.

Die Stimme kam wieder.

Die Frau hielt den Atem an und gab keine Antwort.

Der Maler entfernte sich. Die Stiege knarrte.

Helene empfand es wie unverdientes Glück, daß diese Nacht, diese mütterlich dunkle Nacht, ihr gehörte und mit niemandem zu teilen war. Der Übergang von angstvoller Spannung zu beschwichtigter Stille hatte sie so erschöpft, daß sie widerstandslos und jählings dem Schlaf verfiel.

Es war ganz dunkel, als ein lauter und drängender Gedanke sie mit brutaler Gewalt aus dem Schlummer riß. Vom Meer blies starker Wind und machte das Haus erbeben. Wie ein Wasserfall rauschte Regen hernieder.

Helene stützte sich im Bett auf und blickte in das finstere Zimmer mit tapferen Augen, die sich der neuerkannten Wahrheit nicht verschlossen. Schmerzliches Erstaunen über die Verwandlung überkam sie, ohne den Weg, der ihr vorgeschrieben war, verwirren zu können. Sie wußte in dieser brausenden Stunde der Nacht, daß sie von ihren Gefühlen betrogen worden war. Es wurde ihr klar, daß sie Thorsten Gleerup nicht liebte. Er war ihr ein Fremder. Ihr Blut antwortete ihm nicht. Sie konnte weder seine Frau noch seine Geliebte sein.

Die Folgen dieser bitterschweren Erkenntnis vermochte sie jetzt nicht zu übersehen, weil ihre Entschlußkraft auf den nächsten Schritt versammelt war, der nicht hinausgeschoben werden konnte. Wenn sie ihre Selbstachtung nicht einbüßen wollte, mußte sie Falsterbo und Thorsten Gleerup verlassen. Sie durfte den erkannten Irrtum nicht verewigen.

Als der Morgen dämmerte, kleidete Helene sich an und begann leise ihren Koffer zu packen. Es war ihr leicht und froh ums Herz, da sie der Lüge entrann. Sie zwang sich mit übernatürlicher Willenskraft, während dieser Stunden nicht an Alexander Bessel zu denken, weil sie es sonst niemals mehr vermocht

hätte, dieses Haus und dieses Land zu verlassen, um ein neues Leben zu beginnen, das, mit nie zu tilgenden Schulden belastet, Drohung und Buße war.

Thorstens Gesicht leuchtete vor Glück, als Helene zum Frühstück in das Atelier kam. Er sprang auf sie zu und küßte pagenhaft ihre Hand.

„Guten Morgen. Hast du gut geschlafen?"

Das Du schmerzte und verletzte nicht mehr.

„Ja, danke, Thorsten."

Sie trat zum Fenster. Der Himmel hing tief und grau über dem Meer. Es regnete.

„Mit der Sahara ist es vorbei", lachte der Maler und legte in seliger Besitzerfreude seinen Arm um ihren Leib.

Helene machte sich langsam frei und ging zum Tisch.

Kristina brachte das Frühstück.

Während sie aßen, sagte Gleerup, plötzlich ernst werdend:

„Du hast heute ein ganz verändertes Gesicht. Wie seltsam."

„Vielleicht ist dies mein wahres Gesicht Thorsten."

Er ahnte instinktmäßig Gefahren, die sein Herz nicht begriff.

Schwer und bedrückend war das Schweigen, das plötzlich über ihnen lag und mit jedem Atemzug tiefer wurde.

„Ich muß dir etwas sagen, Thorsten", begann die junge Frau und hielt ihn mit ihren Augen fest.

„Ich höre."

„Thorsten, ich will heute wegfahren."

„Du willst heute wegfahren?"

„Ich muß, Thorsten."

„Du mußt?"

Er starrte sie ganz verloren an.

„Ich muß."

Sie hatte heißes Mitleid mit seinem verfallenden Gesicht, das alt und grau blickte, aber sie wußte nichts, was sie ihm zum Trost sagen konnte.

„Liebst du mich nicht?"

Ihre Augen verschleierten sich.

„Nicht so, wie ich müßte, Thorsten."

Seine Wangenmuskeln bebten.

„Seit wann weißt du es?"

„Seit gestern abend, Thorsten. Verzeih' mir, ich kann nichts dafür."

Er schluckte schwer und sagte dann mit Anstrengung:

„Du müßtest aber deswegen nicht abreisen. Du könntest ruhig und ohne Besorgnis hierbleiben. Von mir ist nichts zu befürchten."

„Ich weiß es, Thorsten", antwortete sie herzlich und legte ihre Hand auf die seine. „Ich ziehe es aber vor, wegzufahren. Du wirst es sicherlich verstehen, daß mich hier die Erinnerung an einen Irrtum allzu sehr peinigt."

„An einen Irrtum?" Empörung grollte in seiner Stimme.

„Ja, ein Irrtum. Ich passe nicht zu dir, Thorsten. Ich bin keine Frau für dich. Seit dieser Nacht weiß ich, daß ich zu alt für dich bin, nicht an Jahren, aber in meiner ganzen Art."

Sie überlegte einen Augenblick.

„Ich weiß nicht, was mich alt gemacht hat. Vielleicht war es der Krieg oder mein Mann oder unnütze Sehnsucht."

Er stand auf und fragte mit drohender Stimme:

„Ist dies alles Ernst oder hältst du mich zum besten? Hast du bis heute immer gelogen und sprichst du jetzt die Wahrheit oder lügst du in dieser Minute?"

„Wir wollen nicht streiten", bat sie voll Scham, daß diese Szene möglich geworden war.

„Ich habe ein Recht darauf, zu wissen, welches Spiel mit mir getrieben worden ist."

„Es war kein Spiel, Thorsten. Es war ein Irrtum, den ich offen eingestehe. Und wenn du mich darum verachten willst, so kann ich mich nicht dagegen wehren."

Er sank vor ihr in die Knie und verbarg seinen Kopf in ihrem Schoß.

„Ich liebe dich. Ich liebe dich."

Sie strich mit der Hand über sein starkes, helles Haar.

Er hob den Kopf und fragte verzweifelt:

„Wie soll ich weiterleben ohne dich?"

„Du bist jung, Thorsten, du wirst vergessen."

Er sprang auf und schüttelte den Kopf.

„Viele schöne Frauen warten auf dich, Thorsten."

Er lachte bösartig.

„Und du hast deine Kunst, Thorsten."

Er blieb vor dem Bild stehen, das Hochsommerhitze über einem trägen Mittagsmeer zeigte, und spie es an in besinnungsloser Raserei.

„Das für meine Kunst."

Helene erhob sich, um das Atelier zu verlassen.

Er vertrat ihr den Weg und sagte vollkommen beherrscht:

„Verzeihen Sie, Frau Bessel. Ich benehme mich wie ein dummer und ungezogener Junge. Haben Sie Nachsicht und Mitleid mit mir."

Helene bedeckte ihr weißes Gesicht mit den Händen. Tränen quollen zwischen den Fingern hervor.

Der junge Maler starrte sie mit gehässiger Ruhe an. Es war ihm Genugtuung, daß sie weinte.

„Darf ich erfahren, wohin Sie reisen wollen, Frau Bessel? Und ist Ihnen meine Begleitung erwünscht?"

Sie ließ die Hände sinken und entgegnete sanftmütig:

„Ich danke dir, Thorsten, du brauchst mich nicht zu begleiten. Ich muß jetzt meinen Weg allein finden."

„Wie Sie befehlen, Frau Bessel. Reisen Sie mit dem Elf-Uhr-Zug?"

„Ja, Thorsten. Ich will von Malmö nach Kopenhagen."

Eine Stunde später verlassen Frau Helene Bessel und Thorsten Gleerup das braune Holzhaus am Strand und gehen dem Bahnhof zu. Hinter ihnen ist Kristina, die den kleinen Wagen mit Gepäck zieht.

Es stürmt und regnet. Das Meer trägt weiße Schaumkronen und taumelt wie ein Betrunkener.

Sie kommen an dem Badehotel vorüber. Fräulein Lundbye steht im Eingang und betrachtet die drei Menschen mit ungläubigen Augen.

Frau Bessel geht auf sie zu und reicht ihr die Hand.

„Leben Sie wohl, Fräulein Lundbye."

Die beiden Frauen blickten sich an. Nun ist nichts mehr unklar.

„Leben Sie wohl, Frau Bessel."

Wie warm und herzlich ihre Stimme klingen kann, denkt Frau Bessel verwundert auf dem Weg zu dem kleinen roten Bahnhof.

Abschied von Kristina.

Abschied von Thorsten.

„Verzeih' mir und denk' nicht schlecht von mir. Lebe wohl, Thorsten!"

Seine Lippen zittern.

„Leben Sie wohl, Frau Bessel."

Räder kreischen. Eine Hand winkt. Winkt und zerfließt im Nebel.

Thorsten Gleerup steht lange und sieht dem Zug nach, von dem nichts mehr zu sehen ist. Nicht die kleinste Rauchfahne ist zu sehen.

Kristina wartet geduldig und rührt sich nicht von der Stelle.
Erst viel später sagt sie besorgt und mütterlich:
„Du wirst ganz naß werden, kleiner Thorsten. Komm' nach Haus."
Sie gehen langsam durch den Regen.

12.

„Ihren Daumen werden Sie uns als Andenken dalassen müssen, mein Tapferer", erklärte der Chefarzt, dessen Gesicht nur aus Bart bestand, mit gutmütigem Lächeln, nachdem er die Untersuchung des neueingelieferten Verletzten beendet hatte.
Henri Trouille wurde sehr bleich und fragte zweifelnd:
„Muß es wirklich sein, Herr Doktor?"
Der Arzt hielt sein ermutigendes Lächeln fest und nickte. Auch der Assistenzarzt und die Schwester nickten.
„Es muß sein, lieber Freund. Die Wunde ist irgendwie infiziert worden."
Trouille erinnerte sich des widerlich schmeckenden Bachwassers, das er über den Finger hatte strömen lassen.
Seine Augen bettelten um Gnade.
„Was sind Sie denn im Zivilberuf, mein Sohn?" fragte der Bärtige kameradschaftlich.
„Kaufmann", antwortete er, ohne zu überlegen, was Henri Trouille wohl gewesen sein könnte.
„So, Kaufmann. Vortrefflich! Da brauchen Sie den linken Daumen gar nicht."
Der scherzhafte Ton des Arztes stach wie eine spitze Nadel in das Herz Henri Trouilles.
„Man könnte vielleicht noch ein wenig warten?"
„Nein, mein Teuerer, man kann nicht warten. Im Gegenteil, wir müssen die Geschichte sofort erledigen."
Der Chefarzt winkte dem Assistenten, der das Zimmer verließ.
Schwere Übelkeit stieg aus dem Magen des Verwundeten auf und schnürte ihm den Hals zu.
Der Doktor griff nach seinem Puls und sagte begütigend:
„Wer wird sich denn über eine solche Kleinigkeit aufregen! Es ist ja ein Kinderspiel."
Trouille sah mit flehenden Augen zu der jungen Schwester.
„Bitte um ein Glas Wasser, Schwester."

Sie brachte ihm Wasser, das er eifrig trank.

„So, nun wollen wir beginnen", meinte der Chefarzt. „Die ganze Sache dauert nicht zehn Minuten. In drei Tagen können Sie spazieren gehen oder in der Seine angeln, wenn Sie Lust haben. Kommen Sie, mein Tapferer."

Henri Trouille stand auf und nahm dankbar den Arm der Schwester, die ihn mit zärtlicher Vorsicht in den Operationssaal führte, der im ersten Stockwerk lag.

Trouille fühlte sich sehr elend. Seine Augen waren mit Schleiern verhängt. Er kam von dem entsetzlichen Gedanken, daß die Amputation überflüssig wäre, nicht frei. Wenn er sich vor der jungen, hübschen Schwester nicht geschämt hätte, würde er am liebsten geheult haben.

Als er in nebligen Umrissen den Operationstisch erblickte und die süßlichherbe Luft des Saales einatmete, mußte er alle Kraft zusammenreißen, um sich nicht zu übergeben.

Der Chefarzt, der im Operationsmantel eintrat und das grüne Gesicht des Verwundeten sah, rief unwillig:

„Aber das ist doch lächerlich, mein Sohn. Sie sind ja ein kleiner Hasenfuß!"

Der Arzt erreichte mit seiner Bemerkung, daß Trouilles Empfindsamkeit in glühenden Haß gegen dieses behaarte Franzosengesicht umschlug. Es wäre Wollust gewesen, dem Kerl zuschreien zu dürfen:

„Du kannst mir den Buckel 'runterrutschen!"

Aber er mußte sich begnügen, sehr unfreundlich zu erwidern:

„Ich bin kein Hasenfuß, Herr Doktor. Mir wird nur zum Speien, wenn ich Messer und Operationstische und Ärzte im Schlächtermantel sehe."

Der Chefarzt lachte vergnügt.

„So gefällst du mir, mein Freund. Schimpfen erleichtert das Herz. Schimpf' zu?"

Die Schwester half Trouille beim Entkleiden.

„Werde ich nicht narkotisiert?" fragte er drohend und voll Mißtrauen gegen die Kunst französischer Chirurgen.

„Das ist überflüssig, mein Lieber", erwiderte der Chefarzt. „Du wirst nicht das geringste spüren. Ich gebe dir mein Ehrenwort."

„Ich wünsche narkotisiert zu werden."

„Aber ich sage dir doch, daß es überflüssig ist. Du wirst gar nichts spüren. Dein Arm ist gelähmt. Die Leitung zur Schmerzzentrale ist unterbrochen, wenn du das verstehst."

Henri Trouille erhob sich vom Operationstisch und erklärte mit gehässiger Entschlossenheit:

„Ohne Narkose lasse ich mich nicht operieren."

„Hol' dich der Teufel!" schrie der Chefarzt und bekam eine rote Stirn. „Was bildest du dir eigentlich ein? Hast du hier zu kommandieren oder ich?"

„Machen Sie, was Sie wollen, aber ohne Narkose lasse ich mich nicht operieren."

Der Arzt erlitt einen Tobsuchtsanfall.

„Tausend Donnerwetter! So was habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Na warte, du feige Hundeseele, dich werde ich Mores lehren."

Henri Trouille zuckte die rechte Achsel und lächelte, befriedigt über den Zorn des andern.

Der Assistenzarzt blickte seinen Chef fragend an.

„Laßt ihn verrecken!" rief das Bartgesicht voll Wut und wanderte zum Fenster, das auf den großen Garten hinaussah.

Der Assistenzarzt erkundigte sich mit leiser Stimme:

„Wann haben Sie zum letztenmal gegessen?"

„Heute früh bekam ich bei den Amerikanern eine Tasse Tee mit Zwieback, sonst nichts."

„Das ist sehr gut", meinte der junge Mensch freundlich und begann, das Herz Henri Trouilles zu untersuchen.

Die Schwester brachte die Maske.

Als Henri Trouille erwachte, lag er in einem schönen großen Zimmer, in dem rosenfarbenes Dämmerlicht war. Vor dem offenen Fenster stand eine mächtige Platane, deren Blätter sich im sanften Abendwind wiegten. Ein kleiner, grauer Vogel wippte auf einem Zweig und stieß helle Schreie aus.

„Salut", sagte eine tiefe Stimme, die aus der Zimmerecke kam.

Trouille erblickte einen alten Soldaten mit zerfurchtem Gesicht und grauem Knebelbart, der auf einen Arm gestützt im Bett lag und seelenruhig eine Zigarette rauchte.

„Salut", erwiderte Trouille höflich.

„Wie geht's dir, mein Held?"

„Danke, nicht schlecht. Nur ein wenig Kopfschmerzen habe ich."

„Kenne ich. Das kommt von der blödsinnigen Narkose. Du mußt kotzen, dann wird's dir gleich besser."

Henri Trouille lächelte dem Kameraden zu, der ihn mit gutmütigen Augen musterte.

„Was hat dir denn der tubib weggesägt?“

„Den linken Daumen.“

„Aber davon spricht man gar nicht. Der linke Daumen! Eine Bagatelle. Ein Nichts. Mir haben die tubibs das rechte Bein abgeschnitten.“

„Oh!“

„Na, es ist weiter keine Geschäftsstörung, denn ich bin Gott sei Dank kein Balletttänzer. Ich kriege ein neues Bein, es ist schon in Arbeit, und damit basta. Willst du eine Zigarette?“

„Danke, später vielleicht.“

Heftige Angst umkrallte jählings Trouilles Herz. Wenn dieser Mann zufälligerweise von seinem Regiment war und Henri Trouille kannte? Er fühlte, wie seine Kiefer gegeneinander schlugen.

„Du hast ein bißchen Fieber, was? Aber das will nichts bedeuten.“

„Woher bist du?“ fragte Trouille zaghaft.

„Ich bin aus Paris und heiße Chevallier, Antoine Chevallier. Ein eleganter Name, was? Von Beruf Zuschneider. Fünfundvierzig Jahre alt, katholisch und verheiratet. So, jetzt weißt du alles.“

Nichts wußte Henri Trouille.

„Ich heiße Henri Trouille“, sagte er kurz entschlossen, um der würgenden Qual des Zweifels ein Ende zu machen, und starrte mit gehetzten Augen in das Gesicht des andern. Es waren Sekunden, die einem die Haare bleichen konnten.

Der Name Henri Trouille machte keinen Eindruck auf den Zuschneider.

„Auch aus Paris?“

„Nein, aus dem Departement Drôme“, entgegnete Trouille voll Seligkeit und empfand dankbarste Zuneigung für Antoine Chevallier.

„Drôme, Drôme, kenn' ich nicht. Ist das in Frankreich oder in den Kolonien?“

„In Frankreich. Da unten, im Süden.“

„Mag sein“, erklärte der Pariser skeptisch. „Frankreich ist groß. Was für ein Geschäft hast du?“

„Ich bin Buchhalter.“

„Da hast du auch nichts zu lachen.“

Trouille fand jetzt Muße, mit einiger Verwunderung das Zimmer zu betrachten, in dem sie lagen. Die Wände waren mit perlgrauer Seidentapete bespannt, und von der Decke

zielten Liebesgötter herab, die nicht aus der Werkstatt irgendeines Anstreichermeisters hervorgegangen waren.

„Das Zimmer ist nicht übel, wie?" meinte der Zuschneider. „Ich kann dir nur sagen, man lebt hier wie ein Großfürst von ehemals."

„Sind viele Kameraden da?" fragte Trouille, der Begegnungen fürchtete.

„Ganz wenige. Das Landhaus ist erst vor zwei Monaten als Lazarett gestiftet worden. Von Guerbois, dem reichen Schokoladenmenschen, dessen einziger Sohn gefallen ist. Guerbois, du kennst ihn, der die Katzenzungen macht, mit denen man die kleinen Mädchen verführt."

„Ja, natürlich."

„Er erhält das ganze Lazarett aus eigenen Mitteln. Na, du wirst Augen machen. Die Verpflegung in dem Lokal ist erstklassig. Ich denke mit Kummer an den Tag, wenn ich hier 'raus muß. Aber ich darf mich nicht beklagen, fünf Wochen lang habe ich immerhin wie ein Munitionsfabrikant gelebt."

„Auf Kosten eines Beines."

Chevallier zuckte die Achseln.

„Mein Gott, man muß immer alles bezahlen. Das geht nicht anders. Willst du keine Zigarette?"

„Danke, später, nach dem Diner."

„Heute ist nicht viel los mit dir", behauptete Chevallier, der den Hausbrauch kannte. „Heute kriegst du nur Hühnerbouillon. Wegen des Wundfiebers, weißt du. Der richtige Freßbetrieb beginnt erst morgen, wenn du eine gute Nacht gehabt hast. Ich bin jedenfalls sehr zufrieden, daß ich wieder Gesellschaft habe. Dein Vorgänger ist nämlich vor vier Tagen gestorben. Ein hochmütiger Bursche übrigens, Gott hab' ihn selig. Ein Mechaniker. Alle Mechaniker sind hochmütig. Findest du nicht?"

Trouille nickte, ermüdet von dem rieselnden Geschwätz des Einbeinigen.

„Freilich, dich werde ich auch nicht lange hier behalten", fuhr der Zuschneider bekümmert fort. „Mit deiner Daumengeschichte bist du noch nicht Domino. So was heilt in einer Woche, und dann schicken sie dich wieder in den Heldengraben."

„Ich habe auch einen Schlag ins Genick gekriegt, durch den mein Arm gelähmt ist."

„Ach, das ist vortrefflich!" rief Chevallier entzückt. „Das ist ein Haupttreffer. Da bist du fein heraus. Lähmung ist überhaupt das beste, was es gibt."

Der Rosenschimmer des Sonnenuntergangs war zerflossen. Graue Luft stand in dem Krankenzimmer und warf drohendes Dunkel in die Ecken. Der kleine Vogel piepste nicht mehr. Eine Glocke bimmelte schwermütig in der Ferne.

„Wo sind wir eigentlich?" fragte Trouille unvermittelt.

„Wie sagst du?!"

„Wo wir eigentlich sind?"

„Du willst mich wohl zum besten haben?"

„Gewiß nicht, Kamerad. Ich bin heute früh beim Morgengrauen irgendwo auf dem Feld aufgelesen und dann halb im Dusel hierher gebracht worden, ohne mir die Gegend anzusehen, wie du dir denken kannst."

„Das stimmt. Wir sind in Saint Germain-en-Laye. Eine verdammt noble Gegend, wie?"

Die Schwester trat ein. Chevallier versteckte hastig seine Zigarette.

„Wie geht es Ihnen?" fragte sie Trouille freundlich.

„Danke, Schwester, ganz gut. Nur ein wenig Kopfschmerzen."

„Haben Sie Hunger?"

„O ja, Schwester."

Sie nickte ihm zu, knipste das Licht an und verließ das Zimmer.

„Ein nettes Mädel, die Schwester Raymonde", sagte Chevallier augenzwinkernd. „Und Geld hat sie auch. Sie ist die Nichte des Schokoladenmenschen, muß du wissen. Wenn ich zehn Jahre jünger wäre — bist du verheiratet?"

„Nein", antwortete Trouille, ohne nachzudenken.

„Na, dann vorwärts! Die wäre so was für dich. Du mußt sie in dich verliebt machen."

Trouille deutete lächelnd auf sein Gesicht.

„Wenn du rasiert bist, wirst du gar nicht übel aussehen. Und auf das Gesicht kommt es auch gar nicht an, mein Lieber. Wenn du nur sonst in Ordnung bist! Ich kenne die Weiber."

Der Chefarzt in Begleitung des Assistenten erschien zur Abendvisite und trat an das Bett Trouilles heran.

„Was macht der Hasenfuß?" fragte er lächelnd und hatte seinen ganzen Zorn vergessen.

„Danke, Herr Doktor, dem Hasenfuß geht's gut."

Der Assistenzarzt maß die Temperatur und meldete: „38,5."

„Hast du gar keine Kopfschmerzen?"

„Doch, Herr Doktor."

„Das ist recht. Warum soll dir der Schädel nicht brummen, wenn du absolut narkotisiert werden willst?“

Er wendete sich zu Chevallier.

„Dich brauche ich gar nicht zu fragen, wie's dir geht. So gesund wie du ist überhaupt kein Mensch in Saint Germain. Na, nächste Woche kriegst du dein Bein, dann kannst du wieder allen Schürzen in Panam nachlaufen.“

„Sie sollte meine Frau hören, Herr Doktor“, rief der Zuschneider fröhlich. „Dann hätten Sie nichts zu lachen.“

Als die Ärzte das Zimmer verlassen hatten, erklärte Chevallier tiefsinnig:

„Ich glaube, die tubibs sind mir noch zuwiderer als die Mechaniker.“

Nach der Abendsuppe fühlte sich Trouille sehr matt und wollte schlafen, aber die Angst, sich im Fieberschlaf durch ein deutsches Wort zu verraten, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er mußte sich unbedingt so lange unter Kontrolle halten, bis sein Zimmergenosse eingeschlafen war.

Es war ein mühseliges und anstrengendes Taumeln zwischen Wachsein und Auslöschen, zwischen Steigen und Fallen in tiefe Abgründe, zwischen Wirklichkeit und Traumdunkel. Sooft er das Bewußtsein verlor, saß er bei Schilling in der Friedrichstraße einem jungen Mädchen gegenüber, dessen Antlitz wie eine blasse Scheibe in ungeheuerer Entfernung zu schweben schien. Das Quälendste in diesem Traumbild war, daß er sich an den Namen des Mädchens trotz allen Anstrengungen nicht zu erinnern vermochte.

Als er sich wieder einmal zusammenriß und aus den Tiefen wolkiger Träume auftauchte, hörte er das röchelnde Schnarchen Chevalliers. Nun kann ich beruhigt schlafen, dachte er und freute sich. Aber jetzt floh ihn der Schlaf. Er wurde ganz wach und ließ seine Augen durch das Zimmer wandern, das im stumpfen, grünen Licht der Nachtlampe lag. Er lauschte der schweren Stille, die durch das taktmäßige Atmen des Zuschneiders noch gehoben wurde, und fühlte plötzlich das unwiderstehliche und krankhafte Verlangen, seinen Namen zu rufen. Wie eine Besessenheit packte ihn diese lächerliche Sehnsucht und entriß seinem sich sträubenden Mund, den Vernunft nicht schließen konnte, den Namen Alexander Bessel, den er vier- oder fünfmal, immer stärker werdend im Ton, wiederholte.

Endlich wurde er ruhig und überließ sich dem wollüstigen Gefühl, unausdenkbarer Gefahr entronnen zu sein. Antoine Chevallier schnarchte weiter. Die Stille war ungebrochen.

Auf dem Kästchen neben dem Bett lagen seine Militärpapiere und die Brieftasche, die man aus der Uniform hervorgeholt hatte, bevor sie gereinigt wurde. Trouille öffnete die Brieftasche und entdeckte mit herzlähmendem Entsetzen, daß sie außer hundertsechzig Francs einen Hundertmarkschein enthielt.

Auf welche Weise war der französische Soldat Henri Trouille zu dem deutschen Geld gekommen? Wer ist Henri Trouille überhaupt gewesen? Wie eine steile Flamme stand vor ihm die Frage, deren Lösung ihn vor Tod und Verderben bewahren konnte. Wer ist Henri Trouille gewesen? Maler oder Apache, Bäckergehilfe oder Schullehrer, Taschendieb oder Beamter in einem Ministerium?

Er gab das verzweifelte und hoffnungslose Raten auf und überlegte, wie er sich dieses lebensgefährlichen Scheines entledigen könnte, der ihn mit treuherzigen blauen Augen anzulächeln schien. Wenn man deutsches Geld bei ihm fand, war er jedem Verdacht und schwerer Bestrafung ausgesetzt. Am besten wäre es, noch jetzt, mitten in der Nacht, aufzustehen und den bedrohlichen Schein, in kleinste Teile zerrissen, in den Abtritt zu werfen. Er gab den Plan auf, da er den Weg nicht kannte und Fragen vermeiden wollte.

Während er den Hundertmarkschein in seiner zitternden Hand hielt, erblickte er den offenen Kamin, der in einer Ecke des Zimmers stand und Rettung verhieß. Wenn es ihm gelang, das Geld zu verbrennen, war die Gefahr beseitigt, die vom Schweigen der Nacht ins Maßlose vergrößert wurde. Vielleicht hatte Chevallier, der Zigarettenraucher, Zündhölzer.

Er schlüpfte aus dem Bett und schlich, so leise er konnte, zu dem Schneider, auf dessen Nachtkästchen er mit seliger Freude Zündhölzer erblickte, die er, vorsichtig wie ein Dieb, an sich nahm. Nun ging er mit angehaltenem Atem zum Kamin und zündete mühsam den Hundertmarkschein an. Das Papier brannte schlecht und kohlte. Eine ganze Weile, die dem angespannt Lauschenden wie Stunden erschien, dauerte es, bis das Geld sich in ein Häufchen schwärzlicher Asche verwandelt hatte.

Trouille legte die Zündhölzer zurück und kroch in sein Bett, voll stillem Jubel über die Abwendung der Gefahr, die ihn hätte vernichten können. Erst jetzt spürte er den weithin strahlenden Schmerz im Nacken wieder, diesen tückischen und grellen Schmerz, den der haarige tubib bisher keiner Aufmerksamkeit gewürdigt hatte.

Mit der Seelenruhe eines Mannes, der sich gerettet weiß, durchstöberte Trouille den weiteren Inhalt der Brieftasche. Er fand einen verknitterten und schmutzig gewordenen Brief, den er im schmalen Licht der Nachtlampe zu entziffern begann. Es war der zärtlich-besorgte und kummervolle Brief einer Mutter, die nach der Gesundheit des Sohnes fragte, die täglich für seine Wiederkehr betete und zum Schluß ganz bescheiden von dem schlechten Geschäftsgang berichtete. Sie schickte herzliche Grüße von Germaine und blieb für immer seine treue alte Mutter Pélagie Trouille. Aus Stil und Inhalt zu schließen, war die Schreiberin dieses Briefes, der vom 2. Juni 1918 datiert war, eine einfache Frau, die in dürftigen Verhältnissen lebte. Auf der Rückseite des Umschlags stand ihre Adresse: Pélagie Trouille, Cannes, 6 Rue Félix Faure.

Dumpfe Rührung bemächtigte sich Bessels, als er an diese arme alte Frau in Cannes dachte, die nie, niemals erfahren konnte, was aus ihrem Sohn geworden war. Aber diese Rührung wich sehr schnell betäubendem Schreck über die neue Gefahr, die drohend und unheilverkündend in der Ferne aufstieg und die nicht durch einfaches Verbrennen eines Stücks Papier im Kamin beseitigt werden konnte. Diese Mutter in Cannes würde, solange sie lebte, niemals aufhören, nach dem Schicksal des vermißten Sohnes zu forschen und dem Geheimnis seines Verschwindens nachzuspüren. Diese Mutter in Cannes hielt Bessels Leben und Sterben in ihren welken Händen.

Dunkle Ahnung von kaum zu überblickenden Gefahren, die sein im Fieber beschlossenes Unternehmen auf Schritt und Tritt umlauerten, erfüllte sein Gehirn mit solchen Schrecknissen, daß sich ein Schrei der Verzweiflung seiner stöhnenden Brust entrang.

Die Schwester kam eilig in das Zimmer und fragte besorgt:

„Was ist Ihnen? Haben Sie Schmerzen?"

Er griff wie ein Kind, das sich im Dunkel fürchtet, nach der Hand des jungen Mädchens und stammelte mit angstzerrissener Stimme:

„Ich habe schlechte Träume gehabt, Schwester."

13.

Als Frau Bessel in Malmö ankam, hatte der Regen aufgehört. Sie behob Geld bei der Bank, an die sie ihr Schwiegervater gewiesen hatte, erledigte die Formalitäten, die für die

Überfahrt nach Kopenhagen notwendig waren, aß in einem von Händlern aller Nationen erfüllten Saal zu Mittag und tat dies alles mit starrer, nur auf das Nächstliegende gerichteter Sachlichkeit, die weiterreichenden Gedanken keinen Raum gab.

In den Nachmittagsstunden fuhr sie nach Dänemark hinüber und freute sich, an die Reling gelehnt, des grüngewellten Wassers, des blauen Himmels, der sanften Luft und all der Weite und Ferne, die ihr Auge erfassen durfte. Während dieser kurzen Seereise erschien es ihr, als hätte sie nun ein volles Leben abgeschlossen und steuerte neuer Zukunft entgegen, die neben Unerforschlichem Lösung und Tod verhieß.

Auf dem Landungsplatz stieg sie in einen Wagen und ließ sich zu einem Hotel fahren, dessen Name ihr von einer Reise in Erinnerung geblieben war, die sie vor Jahren als ganz junges Mädchen mit ihrem Vater unternommen hatte. Die Fahrt durch die helle und bewegte Stadt, deren Tempo ihrem Lebenswillen entgegenkam, belebte ihr hartgewordenes Gesicht und erfüllte sie mit nicht zu begründender Zuversicht. Man sah so viele fröhliche junge Mädchen auf flinken Fahrrädern durch die Straßen gleiten, Mädchen, die gleichmäßig blond waren und ihr Lächeln wie eine Rose im Mund trugen, Mädchen, mit denen sich Helene Bessel irgendwie verwandt und verbunden fühlte, daß vor dem Zauber dieser heiteren Stunde die Schatten späterer Tage zurückwichen.

Als der Wagen vor dem Hotel auf dem Rathausplatz hielt, antwortete der Portier, der höflich grüßend an den Schlag getreten war, auf Frau Bessels deutsche Anfrage in französischer Sprache:

„Ich bedaure sehr, Madame, es ist kein Zimmer frei. Wenn Sie wünschen, will ich Sie vormerken."

„Damit ist mir nicht gedient."

„Vielleicht können Sie im Palads-Hotel ein Zimmer bekommen, Madame."

Während der Kutscher zum Palads-Hotel fuhr, fühlte Helene heißen Zorn über das Französisch-Parlieren des dänischen Bedienten. Sie erinnerte sich deutlich, wie sehr beflissen diese freundlichen und geschmeidigen Angestellten Deutsch gesprochen hatten, als sie mit ihrem Vater in dem Hotel abgestiegen war. Es waren eben andere Zeiten gewesen. Nun war Deutschland in Not, und jeder Stiefelputzer durfte sich überheblich zeigen.

Die ganze Freude an der hellen Stadt war der jungen Frau verdorben, seitdem der schwere Kampf des deutschen Volkes ihr so deutlich gemacht wurde.

Der Portier vom Palads-Hotel erwiderte auf englisch, daß alle Zimmer besetzt seien.

„Ich verstehe nicht Englisch", sagte Helene schroff und gab dem Kutscher, einem alten Mann, der nicht leugnete, Deutsch zu verstehen, Auftrag, zu irgendeinem andern Hotel zu fahren.

Frau Bessel begann langsam zu begreifen, was die schonenden und verhüllenden Nachrichten vom Rückzug im Westen, die sie in einer Berliner Zeitung beim Mittagessen in Malmö gelesen, in Wahrheit zu bedeuten hatten. Es stand sehr schlecht um Deutschland. Darum vergaßen die dänischen Hausknechte ihr Deutsch.

Ermüdend und niederdrückend war die Rundfahrt bei den Hotels, deren Türhüter in allen möglichen Ententesprachen — einer redete sogar Italienisch, was, dänisch gefärbt, pervers klang — höflich bedauerten, keinen Platz zu haben. Beim sechsten oder siebenten Gasthof, es war auf dem Vestre Boulevard, erschien endlich ein junger, flotter Mensch, der nicht nur Deutsch, sondern sogar Berlinisch sprach. Helene hätte ihm vor Freude die Hand geben mögen, so heimatlich vertraut in ihrer Verlassenheit klang der Tonfall.

„Sie werden kaum 'n anständiges Zimmer finden, gnädige Frau", meinte der Berliner. „Kopenhagen ist von Schiebern und Deserteuren besetzt."

Frau Bessel betrachtete ein wenig verblüfft den stattlichen jungen Menschen, der einen durchaus unverletzten und kriegsverwendungsfähigen Eindruck machte.

„Was soll man da beginnen? Selbst wenn ich mich entschließen wollte, noch heute abend nach Berlin heimzureisen, bekäme ich in der kurzen Zeit kaum das Visum."

„Müssen Sie unbedingt in Kopenhagen wohnen, gnädige Frau?"

„Nein, durchaus nicht."

„Oh, dann ist die Sache ganz einfach. Wir haben in der Umgebung Kopenhagens sehr gute Häuser, wo sie bestimmt 'n Zimmer finden. Wenn es Ihnen angenehm ist, gnädige Frau, will ich gleich mal anrufen."

„Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet."

Sie stieg aus dem Wagen und folgte dem Sekretär in das Bureau.

„Ich werde es zunächst mit Klampenborg versuchen. Das ist ganz nahe, Sie können mit der Straßenbahn hinfahren."

In Klampenborg war kein Zimmer frei.

Die junge Frau machte ein enttäuschtes Gesicht.

„In Skodsborg haben wir hoffentlich mehr Glück", tröstete der Berliner. Nachdem er Anschluß bekommen hatte, meldete er voll Freude: „Im Badehotel sind Zimmer frei. Unter welchem Namen darf ich bestellen, gnädige Frau?"

„Frau Helene Bessel."

Sie dankte dem hilfreichen Deserteur und fuhr mit einem Auto, das ihr der junge Mensch zu erschwinglichen Bedingungen verschafft hatte, nach Skodsborg. Wundervoll erschien Helene diese Fahrt durch den verschleierten Sommerabend, auf einer fröhlich in die Ferne laufenden Straße, an koketten Landhäusern vorbei, die im Untergangsrot glänzten, Buchenwälder zur Linken, das sanft schaukelnde Meer zur Rechten.

Das Hotel, ein hoher, massiger Bau, der allein und über der Straße erhöht dastand, war Frau Bessel sympathisch, die Angestellten verstanden, wenn auch zögernd, Deutsch, und das Zimmer, im dritten Stockwerk gelegen, war groß und gut eingerichtet. Sie fühlte sich sehr wohl, als sie nach dem Abendessen, das sie auf dem Zimmer eingenommen hatte, im Schlafrock auf dem Balkon saß, der durch Wandschirme gegen seitliche Blicke geschützt war. Sie hatte das beruhigende Gefühl von Freiheit, von Losgelöstsein, von körperlicher Unabhängigkeit. Es war eine unbeschreibliche Wohltat, sich selber leben zu dürfen, nicht mehr von den Triebblicken Thorsten Gleerups versengt zu werden und Alexander Bessel nicht mehr belügen zu müssen.

Im Hotelgarten saßen viele fröhliche Menschen beim Nachtessen, und ihr Lachen, das vom Abend gedämpft wurde, belästigte nicht. Ein kleines Streichorchester spielte sanft geschwungene französische Walzer, deren parfümierte Schwermut sich der einfallenden Dämmerung anschmiegte. Auf der Strandpromenade gingen junge Leute, weißgekleidet und im Rhythmus der Wellen, die gluckend an das Ufer schlugen. Jenseits des Sunds, am schwedischen Ufer, wo Thorsten Gleerup und Fräulein Lundbye und andere schmerzliche Erinnerungen hausten, blinkten die ersten Lichter auf.

In dieser Abendstunde versuchte Helene Bessel sich selber Rechenschaft abzulegen. Sie tat es ohne Verhüllungen und Einschränkungen, ohne Scheu vor Wahrheit, ohne die Augen zu verschließen vor dem, was kommen mußte. Ich bin irregegangen, dachte sie, aber nun habe ich mich gefunden. Schweres Lehrgeld habe ich bezahlt, aber jeder muß einmal im Leben

Lehrgeld bezahlen. Und wer umfällt, soll aufstehen und weitergehen. Nur nicht liegenbleiben! Auf das Liegenbleiben kommt es an. Und jetzt erkannte sie auch ihren Mann. Sah ihn mit neuen Augen, die bisher durch romantisch verlogene Schleier geblickt hatten. Er war nicht bezaubernd, die prahlerische Jugend Thorstens hing nicht wie ein Glorienschein um sein Haupt, er hatte nichts vom Künstler an sich, aber er war sachlich und gediegen und zuverlässig, er war so, wie ihr Mann sein mußte.

Sie erkannte ihren Mann, jetzt, da alle Erkenntnisse zu spät kamen. Es war ihr klar, daß kein Weg zu dem Mann zurückführte, den sie für immer verloren hatte. Mit einer Lüge belastet, die jede freundliche Stunde verdüsterte, vermochte sie an der Seite des Ahnungslosen nicht weiterzuleben. Und wenn sie ihr schmähliches Vergehen eingestand, diesen tragischen Betrug, der nicht mit Liebe entschuldigt werden konnte, der nichts war wie feiges Ausspannen, wie Fahnenflucht, wie Kampfesüberdruß, so erschien ihr Verzeihung, zu der sich Alexander möglicherweise herbeiließ, noch unerträglicher als Lüge. Man konnte nicht, auch wenn man zu Buße und Reue bereit war, neben einem Mann leben, der eine niemals tilgbare Hypothek auf der Seele der Frau besaß.

Das kleine Streichorchester war längst verstummt. Niemand saß mehr im Garten oder wanderte auf der Strandpromenade. Nebeldunst lag über dem Meer und verhüllte die schwedischen Lichter.

Helene stand auf und trat in ihr Zimmer. Sie schlief bald ein und erwachte zu einem Tag, der wie ein Fest der Jugend winkte mit seiner Sonne, mit hellschimmernden Buchenwäldern und dem unbewegten Meer, das einer gebuckelten silbernen Schale glich. Sie verbrachte diesen Tag und die folgenden mit Spaziergängen auf der Strandpromenade oder durch die parkähnlichen Wälder und sog die neue, nie gekannte Einsamkeit wie einen Wundertrank mit tiefen Zügen ein. Auf diesen Wanderungen beschäftigte sie sich mit Plänen, wie sie ihr entgleistes Leben neu aufbauen könnte, ohne daß sie auch nur einen festen Umriß ihrer Zukunft zu erblicken vermochte. Von Reue über das Geschehene wurde sie nicht gequält, aber das Bewußtsein, ihren Mann verloren zu haben, war wie eine offene Wunde, die tiefer und tiefer fraß.

Nach einer Woche, die sie in Skodsborg verbracht hatte, fühlte sie sich stark genug, in die Heimat zurückzukehren, deren

gefährdetes Schicksal sie undeutlich mit dem ihren verknüpfte. Sie ahnte, beeinflußt von dänischer Geringachtung alles Deutschen und von feindlich triumphierenden Gesprächen, die während der Mahlzeiten an ihr Ohr gedrungen waren, den tiefen Sturz ihres Volkes, das sich noch in ahnungsloser Sicherheit wiegte.

Sie fuhr auf dem Landweg über Hamburg nach Hause und war erschüttert, als sie deutsche Gesichter wiedersah, die blaß und hager waren, ausgehöhlt von vier Jahren übermenschlichen Widerstands und unfaßbarer Entbehrungen. Ihr eigenes Leid erschien lächerlich klein, wenn sie diese Menschen betrachtete, die gebeugt, aber nicht niedergezwungen, den Weg nach Golgatha zogen. Erst jetzt, da sie aus dem Ausland kam, erkannte sie das herzzerreißende Elend, das sie im stumpfen Einerlei des Alltags von ihrem gesicherten Landhaus im Grunewald nie zu sehen vermocht hatte.

Sie betrat spät am Abend ihr Haus und wunderte sich nicht, daß auch ihr schönes Heim von unnennbarer Traurigkeit erfüllt war, die wie welker Duft durch alle Räume strich. Das Schlafgemach, das sie mit Alexander geteilt hatte, war ihr fremder als das helle, freie Hotelzimmer in Skodsborg, in dem heute schon irgendein anderer schlief. Sie kam sich wie ein geduldeter Gast vor, der davor zittern muß, am nächsten Morgen vor die Tür gesetzt zu werden. Als sie im Bett lag, merkte sie deutlich, wie unsicher ihre Zukunft war, da sie kaum wußte, wohin die ersten Schritte gehen sollten. Durfte sie in diesem Hause bleiben? Mußte sie das Ende des Krieges abwarten, ehe sie von ihrem Mann schied? Viele Fragen stiegen in dieser Nacht auf und fanden keine Antwort.

Am folgenden Vormittag fuhr Helene Bessel zu Tante Micelentz, um sich mit ihr zu beraten. Sie hatte keine Angst vor Unzartheiten, sie fürchtete nicht, verlacht zu werden, sie nahm alles gern auf sich, wenn sie nur nicht mehr zu lügen brauchte.

„Tag, Lene", rief die alte Dame fröhlich. „Haste doch noch von den schwedischen Brüdern heimgefunden? Nu laß dich mal angucken. Gut siehste aus, nur 'n bißken zu feierlich, sonst bin ich mit dir zufrieden. Setz' dich nieder und erzähl' mir was von den Neutralen."

Helene zögerte ein wenig, bevor sie sagte:

„Tante Dora, du bist eine kluge Frau."

Die alte Dame begriff sofort und begann zu lachen, daß ihr Bauch wackelte.

„Schwindel, nicht wahr, Leneken? Glatter Schwindel!"

Helene nickte. „Du bist 'n patentes Mädel! Du läßt dir nichts vormachen. Komm' her, Leneken, ich muß dir 'nen Kuß geben." Sie drückte der Nichte einen schallenden Kuß auf den Mund.

„Der schwedische Kunstschütze ist erledigt?"

„Ja, Tante Dora, die Geschichte ist aus. Aber —"

„Nee, Lene, kein Aber. Aus ist aus. Und hin ist hin, Anna Maria Fiedlerin. Schluß, Punktum, Streusand drauf."

Helene schüttelte den Kopf. „Nein, Tante, so einfach geht die Sache nicht. Thorsten Gleerup ist erledigt, aber ich muß meine Schulden bezahlen."

„Unsinn", rief Frau Mielentz und wurde ernst. „Wenn kein Gläubiger da ist, zahlt man keine Schulden."

„Es gibt Schulden, die man bei Heller und Pfennig bezahlen muß, auch wenn kein Gläubiger da ist."

Sie erhob sich und sagte leidenschaftlich:

„Tante Dora, das mußt du verstehen. Du mußt. Ich kann mit diesem Betrug auf der Seele nicht länger mit Alex zusammen leben. Und ich kann mir auch nicht verzeihen lassen. Ich kann einfach nicht."

„Immer sachte mit die jungen Pferde! Du hast gesagt, daß ich 'ne kluge Frau bin, Lene. Und ich bin vielleicht wirklich nicht ganz dumm. Darum hör' mich an: Du hast kein Recht, dich aufs hohe Roß der Wahrheit zu setzen und unschuldige Leute zusammenzureiten. Mit der Wahrheit mußte umgehen, wie wenn se rationiert wär'. Wahrheit ist nicht für alle Tage. Und unser Leben ist so armselig und be—scheiden, daß man sich mit 'n paar gesunden Lügen weiterhelfen muß."

Helene widersprach mit einer Handbewegung.

„Wenn de Buße tun willst, so mach' das mit dir allein ab, ohne daß 'n anderer darunter leidet. Es ist dumm und protzenhaft und feig, vor seiner Schuld davonzulaufen und den Mann im Stich zu lassen. Wenn de was gutmachen willst, mußte es an ihm, nicht an dir."

„Wie soll ich es gutmachen?" fragte die junge Frau zweifelnd.

„Mit Liebe, mein Kind, mit tausendtausendfacher Liebe."

„Es geht über meine Kraft, Tante Dora. Ich bin nicht robust genug, um mit dieser Lüge weiterzuleben. Ich muß

Alexander verlassen, obwohl es mir gerade jetzt nicht leicht wird, das darfst du mir glauben. Ich habe nur zu überlegen, ob ich sogleich sein Haus verlassen oder das Kriegsende abwarten soll."

„Du wirst jedenfalls warten müssen."

„Warum?"

„Weil — tu' mir den Gefallen und setz' dich nieder, ich vertrage das Herumstehen nicht. Weil — weil dein Mann vermißt gemeldet ist."

Das Gesicht der jungen Frau wurde grau. Sie starrte die Tante mit weitaufgerissenen Augen an, die nichts zu begreifen schienen.

„Vermißt?" fragte sie mit tränenschwerer Stimme.

Frau Mielentz begann zu trösten.

„Vermißt ist nicht tot, Lene. Er lebt hoffentlich und ist in Gefangenschaft und wird, sowie er kann, Nachricht schicken. Solang' man lebt, ist nichts verloren. Nur die Toten haben verspielt."

„Vermißt, vermißt", wiederholte Frau Bessel, als könnte sie das Grauen vor dem schrecklichen Wort nicht anders überwinden.

Die alte Dame erzählte in möglichst leichtem Ton die Geschichte von Fritz Leckebusch, der über ein Jahr lang verschollen war.

Helene hörte nicht hin und blickte mit brennenden Augen ins Leere. Ihre Schuld wurde riesengroß.

„Du mußt warten, Leneken. Da hilft nu nichts. Wir alle müssen warten. Und wenn Alex zurückkommt, mußte seinen Eintritt segnen und darfst ihm nicht wehe tun."

„Ich will alles ertragen, wenn er nur wiederkehrt", flüsterte die junge Frau demütig.

Als sie nach Haus kam, war ihr erster Weg in das Arbeitszimmer ihres Mannes, wie wenn sie hoffte, hier einen Hauch des Vermißten zu finden. Steif und feierlich standen die Bücher an den Wänden und schienen auf ihren Herrn zu warten, dessen Liebe ihnen fehlte. Wunderlich vertraut und fremd zugleich war alles, was diesen Raum erfüllte. Unter buschigen Augenbrauen blickten Nietzsches Augen furchtlos in letzte Einsamkeiten. Eine Madonna des Botticelli lächelte ihm schwermütig zu.

Nur *eine* Lüge schrie grell von der Wand und befleckte

den Frieden dieses Zimmers: das Bild der Helene Bessel, gemalt von Thorsten Gleerup.

Die junge Frau stieg auf einen Sessel und holte das Bild des fremden, lächelnden Mädchens herunter.

14.

Henri Trouille saß neben seinem Kameraden Chevallier auf der Terrasse von Saint Germain und ließ seine Augen wandern, die sich an der jauchzenden Schönheit der Welt berauschten. Er sah zu seinen Füßen die Seine, die vielfach gekrümmt, wie ein blaues Seidenband, an diesem wolkenlosen Augustnachmittag dahinzog, er sah ein Boot, in dem ein Soldat einem lustigen Mädel gegenübersaß, gemächlich nach Maisons-Laffitte schwimmen, er sah, wenn er die Blicke hob, die grünen Hügel von Montmorency und die Türme von Saint Denis und noch ferner, in Dunstschleier gehüllt, die Basilika von Sacré-Cœur auf dem Montmartre. Zur Rechten schwang sich wie ein heller Schrei der Eiffel-Turm in die Höhe, und der Mont Valérien stand breit und schützend vor der Stadt Paris.

Heißes Dankgefühl für diese Stunde, die ihn ein gnädiges Schicksal erleben ließ, überfloß Henri Trouille. Man muß leben, dachte er voll Inbrunst und gab sich hemmungslos der Seligkeit des Augenblicks hin.

Gevatter Chevallier rauchte melancholisch eine Zigarette nach der andern. Es war heute sein letzter Tag in Saint Germain, denn morgen verließ er das Lazarett, das bis auf das letzte Bett besetzt war, und kehrte ins tätige Leben zurück.

„Kriege sind ganz dumm, mein Lieber", erklärte er nach einer langen Pause. „Das sage ich nicht meinetwegen. Mir kommt es auf ein Bein nicht an, ich kann auch als Krüppel mein Brot verdienen, aber trotzdem sind Kriege dumm, denn sie beweisen gar nichts. Wenn uns die Boches besiegt hätten, wären wir doch immer die geblieben, die wir gewesen sind. Und wenn jetzt wir die Boches verhauen, so kann man sie auch nicht débocher. Habe ich recht oder nicht?"

„Du hast recht."

Der Zuschneider dachte eine Weile nach und fuhr dann fort zu philosophieren:

„Die Großen, nur die Großen, die nicht in den Schützengraben müssen, machen den Krieg und hetzen uns wie die Bluthunde aufeinander. Weißt du, ich bin kein Defaitist, aber wir sind Narren, daß wir kleinen Leute uns gegenseitig totschlagen. Ich habe nichts gegen die Boches. Hast du was gegen sie?"

„Ich habe nichts gegen sie", erwiderte Henri Trouille bedrückt.

Die ganze Landschaft verdüsterte sich mit einem Male und begann sich vor ihm zu drehen. Jäher Schwindel erfaßte ihn. Alle Muskeln in seinem Gesicht bebten. Ihn fror plötzlich vor nackter, besinnungsloser Angst, die mit eisigen Fingern seine Eingeweide zusammenpreßte. Er begriff nicht, wie es hatte geschehen können, daß er, der Spießer Alexander Bessel, sich in dieses ebenso lächerliche wie furchtbare Abenteuer gestürzt hatte, das ihn mit Gefahren bedrohte, denen er nicht gewachsen war. Kläglich und elend erschien er sich in der Rolle eines Filmhelden, die ihm ein Fiebereinfall, ohne Klarheit zu Ende gedacht, aufgezwungen hatte. War es nicht letzter Wahnsinn, als Henri Trouille auf dieser Terrasse zu sitzen und von der Gnade des Zufalls abzuhängen, der ihn in der nächsten Stunde als Spion entlarven und an die Mauer stellen lassen konnte? Das Unverständlichste war ihm, daß er in dieses lebensgefährliche und kitschige Erlebnis, das seiner kaufmännischen Bedächtigkeit so sehr widerstrebte, hineingetaumelt war um einer Frau willen, an deren Gesichtszüge er sich an diesem Augustnachmittag kaum mehr klar erinnern konnte. Um einer Frau willen, die ihm jetzt, in diesem Augenblick panischen Schreckens, so gleichgültig war wie unten im Boot das lachende Mädel, das mit seinem Schatz gegen Maisons-Laffitte ruderte. Wie unausdenkbar fern war Helene Bessel! Und gab es etwas Gleichgültigeres auf der Welt als die Frage, ob diese Frau einen jungen Maler liebte oder nicht? Welcher unbegreiflichen Eitelkeit zuliebe hatte er sein Leben aufs Spiel gesetzt, ein Leben, für das er seinem Vater und einer alten Mutter Rechenschaft schuldete?

„Wann lassen sie dich aus dem Lazarett?" fragte Chevallier, der stumpfsinnig auf die Dächer von Vésinet hinuntergeblickt hatte.

„Ich weiß nicht."

„Was sagt denn der tubib?"

„Er spricht sich nicht aus. Die Wunde ist verheilt, aber der Arm bleibt lahm, so scheint es. Ich werde massiert und elektrisiert, aber es hilft nichts.“

„Das alte Lied“, meinte der Zuschneider und nickte wie einer, der Bescheid weiß.

„Glaub' mir, die tubibs können nichts als schneiden. Wenn sie nicht mit dem Messer arbeiten dürfen, stehen sie da wie Kühe vor der neuen Stalltür.“

Henri Trouille fühlte tiefe Zärtlichkeit für den Einbeinigen, dessen Teilnahme seine Aufregung beschwichtigte.

„Du mußt jedenfalls schlau sein“, fuhr Chevallier fort. „Sonst schicken sie dich wieder an die Front.“

„Wie wäre das möglich?“ fragte Trouille entsetzt, der an diese Möglichkeit noch nicht gedacht hatte.

„Tatata, mit so einem armen Teufel wie du macht man nicht viel Federlesens. In meiner Korporalschaft war ein Kerl, dem drei Finger fehlten! Wie gefällt dir das?“

„Aber ich bin doch gelähmt!“

„Dann setzen sie dich irgendwo in eine Schreibstube, was auch kein Vergnügen ist.“

„Ja, was soll ich denn machen?“

„Vor allem geh' nicht aus dem Lazarett, wenn sie dich nicht aus dem Heer entlassen wollen. Begreifst du? Auf Erholungsurlaub laß dich unter gar keinen Umständen ein. Du verlangst geheilt zu werden. Basta.“

Trouille lächelte ungläubig.

„Ich kann schön verlangen! Wenn sie mich fortschicken, bin ich draußen.“

„Nein, das wagen sie nicht. Hinterland und Etappe sind immer feig, das könntest du schon wissen. Du sagst einfach, daß du eine Waise bist und allein dastehst und niemanden hast, der dich pflegt.“

Schweigen. Stille. Aus dem Wald kamen Vogelrufe. Man hörte das Keuchen einer Lokomotive, die einen langen Zug über die Seinebrücke schleppte.

„Wann kommt die Kommission wieder ins Lazarett?“ fragte der Zuschneider.

„Nächste Woche, meint Schwester Raymonde.“

„Wirst du vorgestellt werden?“

„Ich denke, ja.“

„Dann vergiß nicht: Wenn du entlassen werden willst, mußt du unbedingt auf Rente und Zivilversorgung verzichten, sonst kommst du nicht frei. Bei mir war's ja anders. Mit einem Ein=

beinigen können sie nichts anfangen. Mir haben sie Rente bewilligen müssen."

„Ich pfeif' auf die Rente, wenn sie mich nur freilassen."

Antoine Chevallier blickte träumerisch nach Paris hinüber, über das sich immer dichtere Dunstnebel senkten.

„Morgen um diese Zeit sitze ich schon drüben in meiner Wohnung, in Clichy."

Er wies mit dem Finger in die Gegend, wo Clichy lag.

„Ich hoffe, du besuchst mich, wenn du nach Panam kommst. Sechsunddreißig, Boulevard Victor Hugo. Schreib' dir's auf."

„Ich merke es mir, Chevallier."

„Arbeit hab' ich auch schon", erklärte der Zuschneider. „Mein alter Patron nimmt mich wieder auf. Anständig von dem Mann, wie?"

„Sehr anständig."

„Aber, weißt du, eigentlich freu' ich mich gar nicht über das Leben, das jetzt wieder beginnen wird. Der Krieg hat mich ein wenig verwöhnt. Lächerlich, das zu sagen, aber es ist doch so. Man hatte keine Sorgen, man brauchte sich um nichts zu kümmern, man lebte wie im Dusel dahin und hatte weder Steuer noch Miete zu bezahlen. Stimmt das oder stimmt das nicht?"

„Ja," entgegnete Trouille zögernd und warf unwillkürlich einen Blick auf die Prothese, „aber —"

„Natürlich, ich weiß schon, was du sagen willst, ich meine auch nur, daß es nicht leicht ist, sich ins Bürgerliche zurückzufinden. Was wirst denn du beginnen, wenn sie dich freilassen?"

„Ich weiß es noch nicht."

Trouille, der vor jeder nächsten Stunde zitterte, die jäh einbrechende Gefahren bringen konnte, hatte noch nie Ruhe gefunden, darüber nachzudenken, was er, wenn er entlassen werden sollte, in Paris beginnen würde. Es erschien ihm zwecklos, Pläne für ferne Tage zu machen, die zu erleben sein gehetztes Gehirn für unmöglich hielt.

Chevallier blickte auf seine Uhr und erhob sich.

„Wir müssen gehen."

Sie marschierten langsam in die Stadt zurück, die friedlich und beruhigt in der Abendsonne schimmerte.

„Denk' dir," erzählte der Zuschneider, „an der kleinen Zehe des Beines, das sie mir abgeschnitten haben, besaß ich ein Hühnerauge, das mir höllisch wehtat. Aber kannst du verstehen, daß mich jetzt, da ich ein Kunstbein habe, das verfluchte Hühnerauge noch immer schmerzt?"

„Das ist ein Erinnerungsschmerz."

„So, Erinnerungsschmerz heißt man das? Ein schönes Wort. Aber verstehen tu' ich die Sache deswegen doch nicht. Na, man muß nicht alles verstehen wollen."

Am nächsten Morgen begleitete Trouille seinen entlassenen Kameraden bis zum Gartentor des Lazaretts. Er wäre gern mit ihm bis zum Bahnhof gewandert, aber er durfte das Haus nicht verlassen, bevor der Morgenrundgang der Ärzte erledigt war.

Chevallier war in gedrückter Abschiedsstimmung und humpelte verdrießlich, einen Koffer in der Hand, durch den gepflegten Garten, der morgendlich duftete.

„Eigentlich schicken sie einen wie 'n Hund weg, den man nicht mehr brauchen kann", meinte er gekränkt. „Kaum, daß ich Schwester Raymonde noch die Hand hab' drücken dürfen. Es ist ekelhaft. Wenn du nicht bei mir wärst, ging' ich wie ein Sträfling, den das Zuchthaus entlassen hat, aus diesem Tor. Ist es nicht wahr?"

„Es ist wahr, mein Freund, aber tröste dich. So wird es den Soldaten auf der ganzen Welt ergehen."

Sie standen beim Gartentor und nahmen Abschied.

„Und wenn du nach Panam kommst, vergiß nicht, mich aufzusuchen. Ich werde mich sehr freuen. Leb' wohl, mein Alter."

„Leb' wohl, mein Freund."

Henri Trouille sah dem Invaliden nach und hatte ein schweres Herz.

Nach dem Abgang des Zuschneiders fühlte er sich sehr verlassen, da er sich den jungen Burschen, die jetzt seine Zimmergefährten waren, nicht anschließen konnte. Er schlenderte stets allein durch die kleine Stadt und verbrachte die Tage in einer seltsamen Dämmerung zwischen Traum und Wirklichkeit. Er entdeckte ein Museum, aber das altgallische Kramzeug, von Cäsar bis zu den Karolingern, ödete ihn an.

Einmal, in einer drückend schwülen Stunde, trat er in die Kirche und stieß auf das Grabdenkmal Jakobs II., der als Verbannter in Saint Germain gelebt hatte und hier gestorben war. Während er die Inschrift entzifferte, fiel ihm Fontane ein:

> „Es kommt ein Wetter, es braust ein Strom,
> Die Lüge muß verderben — —
> Die Stuarts stehen all' zu Rom
> Und müssen alle sterben."

Er erschrak bis auf den Tod, als er sich dabei ertappte, daß er den Vers laut vor sich hin gesprochen hatte. Zum Glück war niemand in seiner Nähe außer einem alten Weiblein, das in inbrünstiges Gebet versunken war und nichts hörte. Trotzdem verließ er eiligst die Kirche, als wäre er verfolgt vom tausendstimmigen Echo: Die Lüge muß verderben — —

Am nächsten Tag besuchte er die Kirche wieder und setzte sich auf eine Bank, wunderlich beschwichtigt von der Stille und von der Dämmerung, die den Raum erfüllten. Es fehlte nicht viel, daß er in seiner bitteren, übermenschlichen Not gläubig geworden wäre und von einem ungekannten Gott Rettung erbeten hätte. Tiefsitzende Scheu vor feigem Selbstbetrug und sein skeptisch-nüchterner Verstand bewahrten ihn vor seelischem Zusammenbruch, obwohl er keinen Tag mehr auf das Narkotikum der brausenden Orgel und des blauwallenden Weihrauchs verzichten konnte, das ihn mit sanfter Betäubung den lauernden Gefahren der Wirklichkeit entrückte.

Schließlich spürte Henri Trouille noch die Stadtbibliothek im Rathaus auf, wo er viele Nachmittagsstunden als einziger Gast in dem hochgewölbten Lesesaal versaß, über köstliche alte Bücher gebeugt, die ihn das jammervolle Elend seines bedrohten Lebens vergessen ließen. Der Bibliothekar war ein alter Herr mit weißen Locken, der einem Abbé aus königlichen Zeiten glich und für seinen treuen Leser sehr bald Zuneigung empfand. Unermüdlich schleppte er die seltensten Schätze herbei und breitete sie mit Stolz vor dem verletzten Soldaten aus, dessen bewundernde Worte er wie späte Anerkennung für seine Tätigkeit genoß. Vom Krieg sprach dieser alte Mann wie von einer nebelhaften und unklaren Angelegenheit, die in keiner Weise wichtig genommen werden konnte, da sie in den Büchern seiner Bibliothek noch nicht behandelt war.

Henri Trouille war so tief in sein geruhsames Leben eingesponnen, das zwischen Kirche, Büchern und verträumten Spaziergängen durch den Wald von Saint Germain hinfloß, daß es wie ein entsetztes Erwachen für ihn war, als er eines Tages vom Chefarzt ins Bureau gerufen wurde.

„Es hat keinen Zweck, Sie noch länger hier zu behalten, mein Tapferer", begann der Bärtige und rieb sich die Hände. „Da ich die Wahrheit über alles liebe, muß ich Ihnen sagen, daß ich Ihren Arm von heut auf morgen nicht beweglich machen kann. Ich will damit nicht behaupten, daß der Arm immer lahm bleiben wird, aber vollständige Heilung ist vielleicht erst in

Jahren zu erzielen. Und so lange werden Sie kaum hier bei uns weilen wollen, wie?"

„Nein, Herr Chefarzt", erwiderte Trouille mit weißen Lippen.

„Na ja, das dachte ich mir. Es ist schade um die Zeit, die Sie hier verlieren, statt Ihren Geschäften nachzugehen. Dabei dürfen Sie natürlich den Arm nicht vernachlässigen. Massage und Influenzströme, mehr sage ich nicht. Verstanden?"

„Jawohl, Herr Chefarzt."

„Dann werde ich Sie also morgen der Kommission vorstellen."

Henri Trouille machte kehrt und wendete sich zum Gehen. Als er schon bei der Tür stand, fragte der Arzt ganz beiläufig:

„Wie ist es eigentlich mit der Rente, mein Tapferer? Stellen Sie Ansprüche an den Staat?"

„Nein, Herr Chefarzt."

Trouille verließ, wie vor den Kopf geschlagen, das Bureau und setzte sich in einen stillen Winkel des Gartens. Willenlos in sein unabänderliches Geschick ergeben, starrte er mit stumpfen Augen in die Luft und hing seinen verwirrten Gedanken nach. Wie ein Paradies, aus dem er jetzt vertrieben wurde, erschien ihm das gesicherte Leben in Saint Germain, das ein Bett für ihn übrig hatte und ihn mit Nahrungssorgen verschonte und vor neugierigen Fragen bewahrte. Ihn dünkte, niemals friedlichere und verantwortungslosere Tage erlebt zu haben als in diesem verschlafenen, von galanten Erinnerungen müde gewordenen Städtchen, das mit gutmütig blinzelnden Augen auf den Seinebogen hinabsah. Er hatte sich dem Rhythmus dieses aufs engste beschränkten Daseins wie ein Mönch angepaßt und darüber allen Mut zum Kampf verloren. Er hatte sich hier, so weh es auch tat und obwohl er den Zusammenhang nicht begriff, sogar mit den französischen Siegen abgefunden, von denen er mißtrauisch und immer ein wenig ungläubig in den Pariser Zeitungen las, und mit baldigem Frieden gerechnet in der Hoffnung, bis dahin im sicheren Asyl bleiben zu können und dann, wenn die Grenzen geöffnet wurden, ohne Schwierigkeit nach der Schweiz fahren zu dürfen.

Nun war mit einem Schlag dieser rosenfarbene Traum zerronnen, und er stand der unerbittlichen Wirklichkeit gegenüber, mit der zu ringen er sich vollkommen unfähig fühlte. Er begriff nicht, was für ein Leben er sich mit den wenigen Francs, die Henri Trouille ihm hinterlassen hatte, aufbauen konnte. Und wie sollten seine auf ein bürgerliches Kaufmannsdasein eingestellten Nerven es ertragen, Tag und Nacht auf der Hut vor

stets drohender Entdeckung zu sein? Er wußte keine Antwort auf die Fragen, die ihn bedrängten und die Luft um ihn herum vergifteten.

Am nächsten Tag wurde er der Kommission vorgeführt. Die ganze Förmlichkeit dauerte eine Minute. Der Chefarzt stand neben dem Vorsitzenden, einem alten Obersten mit fanatischen Augen unter buschigen Brauen, und wies auf ein Protokoll hin, das sich offenbar auf Henri Trouille bezog.

„Zu jedem Militärdienst ungeeignet, aus dem Heer zu entlassen", knarrte eine heisere Stimme.

Wie ein Todesurteil klangen Trouille die Worte ins Ohr.

„Falls Sie Anspruch auf einen Entlassungsanzug erheben," fuhr die Stimme fort, „haben Sie sich an Ihr Regiment zu wenden. Ebenda erhalten Sie den Rest Ihres Soldes."

Gleich einem Trunkenen taumelte er aus dem Zimmer. Er wußte nur, daß er keinen Entlassungsanzug bekam, daß er in seiner geflickten, schlechtpassenden Uniform das Lazarett verlassen mußte, daß ihm gleich der erste Schritt in die Freiheit unübersteigliche Hindernisse schuf.

Auf dem Korridor begegnete er Schwester Raymonde.

„Wie ist es Ihnen ergangen?" fragte sie freundlich.

„Ich bin entlassen, Schwester."

Er mußte sich zusammennehmen, um nicht aufzuheulen.

„Ich gratuliere."

Er blickte sie verständnislos an und vergaß zu danken.

„Muß ich schon heute das Lazarett verlassen, Schwester Raymonde?"

„Aber nein, durchaus nicht. Sie können ruhig bis morgen bleiben."

„Danke, Schwester."

Er freute sich des Tages, den er gewonnen hatte, des Tages und der letzten wohlbehüteten Nacht.

Nachmittag nahm er Abschied von der Stadt, von der Terrasse, von dem schönen Wald, dessen Blätter bereits herbstlich glühten, von der Kirche, die den Stuart schützte, und von der Bibliothek im Rathaus.

Der alte Bibliothekar war aufrichtig betrübt, als er vernahm, daß ihn sein treuer Leser verließ. Er hielt die Hand des entlassenen Soldaten, der in schäbiger Uniform, den Arm in der Binde, wie ein Bettler vor ihm stand, lange fest und sagte sehr herzlich mit seiner milden Abbéstimme:

„Wenn es Ihre Geschäfte erlauben, kommen Sie bald wieder, mein Herr. Glauben Sie mir, nur die Bücher sind wirklich und bleiben. Das Leben ist Lüge und geht vorüber, mein Herr.“

15.

Als Henri Trouille aus dem Bahnhof Saint Lazare auf die Rue de Rome trat, stieß eine Dirne raubvogelartig gegen ihn und suchte sich seiner zu bemächtigen. Mit sehr höflichen Entschuldigungen, da er durchaus nicht aufzufallen wünschte, machte er sich von dem Fräulein frei, das ihn mit unflätigen Schimpfworten übergoß.

Er ging weiter, in der Richtung der Madeleinekirche, mit gleichsam tastenden Schritten, als fände sein Fuß keine Erde, die ihn zu tragen vermochte. Niemals hatte er tiefere Einsamkeit gekannt als in dieser lauten Stunde, niemals abgründigere Verlassenheit als im Herzen von Paris, niemals unwiderruflicheres Losgelöstsein von andern zweibeinigen Geschöpfen als im Menschenstrom dieser Straßen. An jeder Ecke lauerte Gefahr. Die nächste Minute war erfüllt von würgender Ungewißheit. Er hing in der Luft, in einer schwer atembaren Luft, die ihn feindselig umwehte.

Wie ein Traumwandler schritt er dahin, in einem Übermaß von seelischer Angespanntheit und Bereitschaft, in einem unnatürlich gesteigerten Lebensgefühl, das jeden Augenblick in unberechenbare und wilde Verwegenheit umzukippen drohte. Er mußte einige Male die Zähne in die Unterlippe einhaken, um den krankhaften Trieb zu unterdrücken, der ihn zwingen wollte, auf dem Boulevard „Deutschland über alles in der Welt“ zu singen. Diesen Höhepunkten seiner Erregtheit folgte schwere Mattigkeit, die ihn stumpf weitertraben ließ.

Ein Polizist trat ihm in den Weg und fragte:

„Ihre Papiere, wenn's beliebt?“

Henri Trouille blieb stehen, wie vom Blitz getroffen, und starrte den Mann mit wahnsinnig gewordenen Augen an. Sein Herzschlag stockte.

Der Polizist wiederholte die Aufforderung.

Trouille erwachte aus dem Starrkrampf, der ihn gefesselt hielt. Urweltlicher Trieb, sein Leben zu erhalten, löste ihm die Zunge. Er begann zu schreien, mit einer nie gehörten, keifenden Stimme:

„Sie sehen doch, daß ich verwundet bin!"

Weiber blieben stehen. Zwei Soldaten, junge Menschen, machten halt.

„Den Arm in einer Binde tragen kann bald einer", behauptete der Schutzmann, der bemüht war, sein kugelsicheres Dasein durch rücksichtsloses Auffjagen von verächtlichen Individuen zu verdienen, die sich infamerweise dem Tod entziehen wollten.

Wieder ein verstörter Schrei: „Ich bin verwundet!"

Er zog den Arm aus der Binde und zeigte mit aufreizender Gebärde den Frauen und Soldaten die verstümmelte Hand.

„Laß den armen Poilu in Frieden!" zeterten die Weiber.

„Hau' dem Drückeberger eins in die Fresse!" verlangten die Soldaten und nahmen Trouille in die Mitte.

Der Polizist wurde bleich und wich zurück.

„Ich tue nur meine Pflicht, meine Herren", sagte er entschuldigend.

Plötzliches Mitleid mit dem Mann überkam Trouille und zwang ihn, den Entlassungsschein aus der Tasche zu holen und dem Polizisten vorzuweisen.

Der Schutzmann dankte mit übertriebener Höflichkeit und ging freundlich grüßend seines Weges.

Die Weiber machten sich davon. Die Soldaten lachten und verschwanden.

Henri Trouille zitterte am ganzen Leib, während ihn seine tastenden Schritte weitertrugen. Allmählich gewann er seine Fassung wieder. Das Erlebnis, siegreich überstanden, machte ihm Mut und stärkte sein Herz, das des Schreckens müde geworden war. Verwirrende Abenteuerlust schlich ihm ins Blut, das die heiße Wollust gesetzlosen Lebens zu ahnen begann.

Der Zusammenstoß mit dem Polizisten erweckte seine Anpassungsfähigkeit und gab ihm Sicherheit, die er vor einer Stunde noch für unmöglich gehalten hätte. Es gelang ihm, mit nüchternen Augen das Bild der Pariser Straßen aufzunehmen. Er sah, daß viele Geschäfte gesperrt waren, und las befriedigt die Anzeigen im Fenster der Auslage, daß Butter fehlte, daß es kein Petroleum gab und daß heute keine Schokolade verkauft werden durfte. Die Brüder leben auch nicht wie Gott in Frankreich, stellte er mit kleinlicher Genugtuung fest, deren er sich eigentlich schämte.

Nun, da Ruhe und Klarheit über ihn gekommen waren, überlegte Trouille seine nächsten Schritte. Vor allem galt es,

Unterkunft zu finden. Er dachte an irgendein kleines Studentenhotel im Lateinischen Viertel, wo er am leichtesten ein Zimmer um wenig Geld mieten zu können hoffte. Bevor er auf die Wohnungssuche ging, mußte er sich allerdings, soweit seine Geldmittel es zuließen, ein wenig ausrüsten, da er nichts besaß als das, was er auf dem Leib trug. Es erschien ihm auch wichtig, mit einem Gepäckstück in der Hand aufzutreten, wenn er das natürliche Mißtrauen gegen einen zerlumpten und hablosen Soldaten mit Erfolg überwinden wollte.

Ohne Zaudern ging er in die Samaritaine und musterte zunächst mit den Blicken eines Geizhalses die Preise des Kaufhauses, die ziemlich mäßig waren. Freilich, auf den Wunsch, einen bescheidenen Zivilanzug zu erwerben, mußte er verzichten, obwohl das Ausziehen der Uniform zweifellos sehr wichtig gewesen wäre. Er begnügte sich, nur das Allernotwendigste an Wäsche und Toilettegegenständen einzukaufen, und war verzweifelt, als die Endsumme über hundert Francs betrug. Er zögerte mit der Bezahlung und überlegte, welchen Kauf er rückgängig machen könnte, aber er fand nichts, nichts. Zwei Hemden, sechs Taschentücher, ein Beinkleid, Kamm, Zahnbürste, ein Stückchen Seife, nichts war zu entbehren. Er erlegte seufzend das Geld und ließ alle Gegenstände in eine wunderschöne Pappschachtel verpacken, die, an einem echten Lederriemen getragen, auch einem vornehmen Reisenden keine Unehre gemacht hätte.

Sehr befriedigt verließ er das Kaufhaus und wechselte über den Pont Neuf auf das linke Ufer hinüber. Als er die Bücherstände auf dem akademischen Ufer erblickte, hatte er alles vergessen, Gefahr, Drohung der Zukunft und die Notwendigkeit, Obdach zu finden. Erinnerung an jene lächerlich fernen und verklärten Zeiten, da er viele Stunden seiner Jugend bei den Büchern unter grünen Bäumen verbracht hatte, zog ihn wieder zu den Händlern, die, alte gebeugte Männer, unverändert ihre Pfeife rauchten und mit philosophischem Gleichmut auf den strömenden Fluß sahen.

Diese Bücherstände erschienen dem Doktor Bessel als das Beste von Paris, von Frankreich vielleicht. Sie versöhnten ihn mit vielem und beschwichtigten seinen Haß gegen welsche Art. Er blieb, in grotesker Unbekümmertheit, bei den Büchern stehen, wie wenn er in dieser Stunde nichts Wichtigeres zu tun hätte, als hier Schätze zu entdecken, die man als glücklicher Finder voll Freude nach Haus tragen konnte. Er blätterte, von niemandem gestört, in der Geschichte der Manon Lescaut

und las mit Hingabe ein paar Seiten. Wenn er von dem Buch aufblickte, sah er die dunkeln Türme von Saint Sulpice.

Er bekam einen Band Stendhal in die Hand und stieß auf den Satz:

„Wenn der Deutsche in Stimmung ist, bringt ein fallendes Blatt auf seine Seele dieselbe Wirkung hervor wie der Untergang eines Königreiches."

Henri Trouille lächelte. Ja, so waren die Deutschen. So war er selber.

Er hob das Buch in die Höhe und fragte den Händler:

„Wieviel?"

„Zehn Sous, mein Herr."

Er zahlte und zog mit seinem erbeuteten Stendhal ab. Freilich, als er dem betörenden Zauber der Bücherstände entronnen war, überfloß ihn leise Scham über den Kauf und über sein unentschuldbares Vergessenwollen der Wirklichkeit. Die Welt war kein Büchersaal.

In einer Seitenstraße des Boulevard Saint Michel entdeckte er ein Hotel garni, dessen schmutzige und verwahrloste Fassade ihn zu einem ersten Versuch einlud. Er öffnete, nicht ohne Herzklopfen, die kreischende Milchglastür. Links vom Eingang war ein Bureau, von dem man durch ein kleines Fenster die Gäste im Auge behalten konnte.

Trouille klopfte schüchtern an und trat ein, nachdem er ein rauhes „Herein" abgewartet hatte.

Beim Schreibtisch saß eine sehr dicke und übermäßig gepuderte Frau mit einem bedrohlichen Busen, der bastionsartig vorsprang, und musterte den Soldaten mit raschen, wenig wohlwollenden Blicken. Sie war in den besten Jahren.

„Guten Tag, Madame", grüßte Trouille und stellte seine schöne, riemengegürtete Pappschachtel vor sich auf den Boden, um günstigen Eindruck zu machen. „Verzeihung, Madame, könnte ich ein Zimmer, ein ganz bescheidenes Zimmer im letzten Stockwerk bekommen?"

Die Hochbusige blickte durch das kleine Fenster auf den Hausflur und fragte mißtrauisch:

„Sie sind allein?"

„Ich bin allein, Madame."

„Sie sind Urlauber?"

„Ich bin entlassen, Madame."

Er wies auf den Arm in der Binde.

„Haben Sie Papiere?"

„Jawohl, Madame."

Er holte seine Dokumente aus der Tasche und überreichte sie mit einer Verbeugung der Gepuderten, die einen Kneifer aufsetzte und die Papiere zu prüfen begann.

„Wie lange gedenken Sie hierzubleiben, mein Herr?"

Es war klar, daß sie freundlicher und entgegenkommender wurde.

„Das kann ich heute noch nicht sagen, Madame."

„Wieviel wollen Sie bezahlen, mein Herr?"

Ein kleines Lächeln kroch über ihr verfettetes Gesicht.

„Nicht zuviel, Madame", antwortete Trouille und schickte ein kümmerliches Lächeln zurück.

„Sind Ihnen zwei Francs für den Tag zu viel?"

„Durchaus nicht, Madame."

Er zog zwanzig Francs hervor und legte sie auf den Tisch.

„Ich will sogleich für zehn Tage im vorhinein bezahlen, Madame."

„Das ist nicht notwendig, mein Herr", sagte die Dicke. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen."

Ihr Busen begann zu wogen.

„Es ist mir lieber so, Madame."

„Wie es Ihnen beliebt."

Sie nahm das Geld und stand auf. Dann legte sie ein Anmeldeblatt auf den Tisch und bat Trouille, sich auf den erhitzten Sessel zu setzen und das Blatt auszufüllen. Während er schrieb, blieb sie hart neben ihm, so daß ihre widerliche Nähe das Atmen erschwerte.

„Die Brotmarke können Sie erst morgen bekommen", erklärte sie, nachdem er sich von dem vulkanischen Sessel erhoben hatte.

„Das macht nichts, Madame."

„Ich will Ihnen gern für heute mit einer Marke aushelfen", fuhr sie fort und verdrehte gefährlich die Augen.

„Danke, Madame, Sie sind zu liebenswürdig, aber ich besitze noch einige Marken vom Lazarett", log er, um sich der Wogenden nicht zu verpflichten.

Sie seufzte und zog an einer Glockenschnur. Dann begab sie sich zu dem Wandbrett, an dem Zimmerschlüssel hingen, und schien zu überlegen, welches Zimmer sie dem neuen Mieter anweisen sollte.

Ein junges, sich in den Hüften wiegendes Mädchen, dem ein ewiges Lächeln um den lasterhaften Mund spielte, trat in das Bureau.

„Paulette, führen Sie den Herrn auf Nr. 59."

Das Mädchen musterte den Soldaten, der sich vor Madame verneigte, vom Kopf bis zu den Füßen und ging mit ihm aus dem Zimmer. Sie kletterten über eine dunkle, in Spiralen steigende Treppe in die Höhe.

Das Mädchen trällerte. Die Luft roch schlecht.

Nr. 59 lag im dritten Stockwerk. Es war ein mageres Zimmer, dessen Fenster auf einen Lichtschacht hinausging.

„Haben Sie noch irgendwelche Wünsche, mein Herr?" fragte das lächelnde Mädchen und wippte bezaubernd auf den Fußspitzen.

„Dürfte ich Sie um ein wenig Wasser zum Waschen bitten?"

Sie verzog geringschätzig den Mund und holte ein Krüglein voll Wasser.

Als Trouille allein war, begann er die Schätze seiner Pappschachtel auszupacken und in dem Wandschrank zu verstauen, dessen Schublade er zuvor gereinigt hatte. Dann wusch er sich, putzte seine Schuhe, bürstete die Uniform und setzte sich in den wackelnden Lehnstuhl beim Fenster, das er geöffnet hatte. Dick und regungslos stand die Luft im Lichtschacht.

Er zündete sich eine Zigarette an und blickte dem Rauch nach, der in der Luft kleben blieb und sich nicht verzog. Sehnsucht beschattete ihn, nicht etwa nach der Villa im Grunewald, die in blasser Erinnerung verdämmerte, sondern nach dem hellen und gastfreundlichen Lazarettzimmer in Saint Germain, vor dessen Fenster eine Platane stand. Es schien ihm jetzt, als wären die tubibs, Schwester Raymonde und der alte Bibliothekar treubesorgte Freunde gewesen, die er undankbaren Herzens verlassen hatte.

Die Traurigkeit dieses erbärmlichen Hotelzimmers machte ihn welk und verzagt. Wenn er den ganzen Abend hier sitzenblieb, stürzte ihn Verzweiflung kopfüber in den Lichtschacht, dessen Boden ekler, grünfauliger Schlamm war. Er erhob sich eilig, aus Furcht, daß er seinen Entschluß wieder ändern könnte, und flüchtete aus dem dumpfen Raum. Tastete den dunklen Gang entlang, kam an einem offenstehenden Zimmer vorbei, in dem Paulette, das Stubenmädchen, vor dem Spiegel stand und mit dem Farbstift ihren Augenbrauen teuflischen Schwung gab, und erwischte die Stiege, die er mit Vorsicht hinabkletterte. Nachdem er den Schlüssel an das Wandbrett gehängt und ein freundliches Lächeln der dicken Dame in den besten Jahren erwidert hatte, trat er auf die Straße, die schon im Schatten lag, und atmete die Luft des Abends mit Behagen

ein. Es tat ihm wohl, menschliche Gesichter zu sehen und rasselnde Wagen und laufende Hunde.

Er wanderte zum Boulevard und verspürte plötzlich nagenden Hunger, als er die Tische vor den Wirtschaften und Kaffeehäusern erblickte. Ohne zu überlegen, nur dem Schrei seines Magens gehorchend, setzte er sich an ein Tischchen der Taverne gegenüber dem Luxembourg-Garten und bestellte bei dem Kellner ein Beefsteak.

Während er auf das Essen wartete, saß er in tiefer Selbstvergessenheit da und sah mit beseligten Augen zu dem Garten hinüber, dessen Bäume in unwahrscheinlichem Lilalicht schwammen, das allmählich nachdunkelte und in schweres Blau überging. Wie in einem Traum zogen Menschen an ihm vorüber, junge und alte, Greise und Knaben, Frauen und Mädchen, eilige und langsame, suchende und zielbewußte. Er hörte das Scharren der Gehenden, Bruchteile von Gesprächen, Stimmen der Trauer, hinflatterndes Gelächter und die spitzen Schreie der Zeitungsverkäufer, die neue Siege verkündeten.

Der Kellner stellte den Braten vor ihn hin und entfernte sich. Zu spät fiel es Trouille ein, daß er, dem bisher Schwester Raymonde das Essen zerkleinert hatte, das Fleisch nicht schneiden konnte. Er suchte vergebens den Kellner, dessen Hilfe er erbitten wollte, und warf zwischendurch ratlose Blicke auf seinen Teller.

Da trat ein junges Mädchen an seinen Tisch heran und sagte in einem herzlichen und selbstverständlichen Ton:

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, mein Herr, will ich Ihnen gern helfen."

„Danke, mein Fräulein, Sie sind zu liebenswürdig", erwiderte Trouille, überrascht und ein wenig verlegen.

Sie setzte sich ungezwungen neben ihn, zog ihre dünnen Handschuhe aus und begann mit hausfraulichem Eifer das kleine Stück Fleisch zu zerlegen. Er sah ihr dankbar zu, bemerkte, daß sie nicht hübsch, aber jung und hochgewachsen war und eine aufgestellte Stumpfnase besaß, die frech gewirkt hätte, wenn die Augen nicht so braun und tief gewesen wären.

„Bitte, mein Herr", sagte sie und lächelte ihm zu. Herzensfreundlichkeit und Mitleid und ein wenig Gefallenwollen lagen in diesem Lächeln.

„Wie soll ich Ihnen danken, mein Fräulein!"

„Aber durchaus nicht. Es macht mir Freude, Ihnen zu helfen."

Sie zog langsam ihre Handschuhe an.

„Darf ich Sie bitten, mir noch ein wenig Gesellschaft zu leisten, mein Fräulein?“

Er fragte zögernd, da er sich nicht klar wurde, welcher Art diese junge Dame angehörte.

„Sie erwarten niemand?“

„Ich bin allein.“

Sie streifte wieder ihre Handschuhe ab.

„Dann bleibe ich sehr gern.“

Sie unterstrich das „sehr gern“ mit einem sanften Augenaufschlag.

„Aber bitte, essen Sie doch, mein Herr, sonst wird der Braten kalt.“

„Darf ich Sie einladen, mein Fräulein, etwas zu nehmen?“

Seine Aufforderung klang zaghaft und spröde, denn er überlegte, wie gering sein Vermögen war.

„Danke, mein Herr, ich habe bereits gegessen.“

Er atmete auf und wurde ohne nationalökonomische Hemmungen liebenswürdiger.

„Aber Sie müssen unbedingt etwas trinken, mein Fräulein.“

„Ich werde einen bock nehmen.“

Er rief den Kellner.

„Sie sind schwerverwundet?“ fragte sie mit einer Stimme, die vor Teilnahme zitterte.

„Es ist nicht so schlimm. Der Daumen ist verloren, und der Arm bleibt gelähmt.“

„O mein Gott!“

Sie preßte ihre Hand gegen das Herz und bekam einen feuchten Schimmer in die Augen.

Er war von diesen Erscheinungen so gerührt, daß er sich gezwungen fühlte, dem Mädchen eine Freundlichkeit zu sagen.

„Ich bin nicht zu beklagen. Heute aus dem Lazarett entlassen, habe ich das Glück, Ihnen zu begegnen.“

Er bemerkte mit unbehaglicher Verwunderung, daß das Fräulein, das er immerhin für eine Abenteuersucherin gehalten hatte, heftig errötete.

„Sind Sie Pariser, mein Herr?“ fragte sie ablenkend.

„Nicht von Geburt, aber ich habe vor dem Krieg zumeist in Paris gelebt.“

„Sie sind Künstler, nicht wahr?“

„O nein, wie kommen Sie darauf?“

„Ich weiß selber nicht. Oder doch. Ich urteilte nach Ihrer Hand.“

„Ich bin Kaufmann.“

Sie zeigte sich sehr überrascht.

„Ich hätte Sie niemals für einen Kaufmann gehalten, mein Herr.“

Sie blickte ihn so neugierig an, daß er leise Unruhe verspürte.

„Ich bin Leiterin eines Hutsalons in der Rue Royale“, sagte sie unvermittelt, als hielte sie es für nötig, irgendwelches Mißtrauen zu zerstreuen.

„Das ist eine schöne Stellung“, erwiderte er mit unwillkürlicher Hochachtung und konnte sich einer Regung von Neid gegenüber dem gesicherten Leben dieser jungen Person kaum erwehren.

„Es geht. Sind Sie verheiratet, mein Herr?“

„Nein.“

Log er vielleicht? Nein. Henri Trouille war nicht verheiratet. Das heißt, man konnte es nicht wissen. Was wußte er denn von dem Mann? Qualvoll und bedrückend unheimlich stieg wieder die Frage in ihm auf: Wer ist Henri Trouille gewesen?

„Haben Sie Schmerzen?“ fragte sie voll Mitgefühl.

„O nein, nicht im geringsten, mein Fräulein.“

„Sie bekamen plötzlich einen leidenden Ausdruck im Gesicht.“

„Ich bin sehr vergnügt,“ beeilte er sich zu sagen, „und ich freue mich, daß Sie hier sind und Ihre Zeit einem armen Soldaten opfern.“

„Es ist durchaus kein Opfer. Ich wollte nur ins Cinéma gehen.“

„Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie später ins Cinéma.“

Sie bezeigte lebhafte Freude.

„Wollen Sie wirklich? Das wäre sehr nett von Ihnen.“

Er zündete eine Zigarette an und fühlte sich mit einmal sehr wohl. Es war köstlich, hier zu sitzen, gesättigt und einem jungen, freundlichen Mädchen gegenüber, unter einem hohen Himmel, an dem der Vollmond wie eine Honigscheibe über den dunklen Bäumen des Luxembourgs hing.

Dankbarkeit über die Gnade des Lebens erfüllte sein Herz.

„Es ist jetzt sehr hübsch in Paris, nicht wahr?“ fragte sie, als erriete sie die Stimmung dieser Minute.

Er nickte.

„Eine Zeitlang war es ungemütlich, aber jetzt können die Boches mit ihren Ferngeschützen nicht mehr schießen, und auch die Gothas sind verschwunden."

Die Gothas sind verschwunden, dachte er, und der Doktor Alexander Bessel ist verschwunden, und vieles, vieles andere ist verschwunden, um niemals mehr wiederzukehren.

Er bezahlte dem Kellner die Rechnung und schritt neben seiner Begleiterin der Stadt zu. Sie ging bescheiden und doch selbstbewußt an seiner Seite, hielt Schritt mit ihm und war besorgt, daß niemand an seinen verwundeten Arm stieße. Als sie bei der Kasse des Cinéma standen, duldete sie nicht, daß er sich dem Gedränge aussetzte, und kaufte selber die Eintrittskarten. Auch war sie nicht zu bewegen, sich mehr als für eine Karte das Geld von ihm zurückzahlen zu lassen. Seine Hochachtung vor ihrer Uneigennützigkeit wuchs ins Ungemessene.

Der kleine Saal war dichtgefüllt. Man zeigte den gerührten Besucherinnen einen verfilmten Roman aus dem „Petit Journal", der den poetischen Titel „Die Grasmücke" führte. Auch Trouilles Begleiterin war von den Schicksalen der kleinen Fauvette so ergriffen, daß sie in einer vielleicht unbewußten Regung nach seiner Hand langte und sie während des ganzen Aktes nicht mehr freigab. Er ließ die bescheidene Zärtlichkeit schüchtern über sich ergehen und saß ein wenig hölzern da, unfähig, den Vorgängen des Melodramas zu folgen, das sich, von schmachtender Musik unterstützt, auf der Leinwand abrollte.

Als der Saal erhellt wurde, gab die junge Dame mit verschämter Bewegung Trouille die Hand zurück und wischte sich Tränen aus den Augen.

„Es ist wunderschön, nicht wahr", meinte sie begeistert und sah ihn fragend an.

Er bestätigte bereitwillig die Wunderschönheit.

Als der nächste Akt gedreht wurde, holte sie, jetzt fast selbstverständlich, wieder seine Hand heran und hielt sie in ihrem Schoß fest.

Es ist unbedingt ein Traum, daß ich hier sitze, dachte Henri Trouille und schloß die schmerzenden Augen. Wenn ich erwache, steht Sauergrün, unser alter Prokurist, da und legt mir Briefe zur Unterschrift vor.

Eine Stunde später verließen sie das Cinéma und marschierten den mondbeglänzten Boulevard zurück.

„Nächste Woche wird der zweite Teil der ‚Grasmücke' gespielt. Wir wollen ihn sehen, nicht wahr?"

Sie ging an seinem Arm.

„Selbstverständlich", antwortete er und hatte das erschütternde Gefühl, daß nächste Woche ein unendlich weit hinausgestreckter Termin war, den zu erleben nur ein besonders wohlwollendes Schicksal gestattete.

„Wo wohnen Sie, mein Fräulein?" fragte er, nachdem sie eine ziemliche Strecke gewandert waren.

„Im Quartier Montparnasse. Und Sie?"

Er nannte Hotel und Straße.

„Bleiben Sie jetzt in Paris?"

„Ich hoffe sehr."

Er fühlte einen leisen Druck ihres Armes.

Als sie den Boulevard Montparnasse erreicht hatten, sagte sie plötzlich:

„Nun will ich Sie bis zu Ihrer Wohnung begleiten."

Er versuchte Einwendungen.

„Sie können doch den Weg nicht allein zurückgehen, mein Fräulein."

„Oh, das macht mir nichts. Die Nacht ist so schön. Ich fürchte mich nicht."

Wie du willst, dachte er ungeduldig. Ich werde den weiten Weg nicht noch einmal zurücklaufen. Ich kann mein einziges Paar Schuhe nicht kaputt machen. Die Sohlen sind ohnedies bereits bedenklich dünn.

Dann standen sie eine ganze Weile vor seinem Hotel, verlegen und unschlüssig, in mühsam hinschleichendem Gespräch. Es gelang Trouille nicht, seine wunderlich verästelten Hemmungen zu überwinden. Die Scham über sein armseliges, verschmutztes Zimmer ließ sich nicht besiegen und noch weniger eine tiefwurzelnde Regung von Aberglauben, die es nicht erlaubte, die Gewogenheit einer Stunde auszunutzen. Angst vor dem Morgen zwang ihn zu Verzicht.

„Ich heiße Jeanne", sagte das junge Mädchen, als es Trouille die Hand zum Abschied reichte.

16.

Henri Trouille erwachte spät am Tage aus unruhigem, oft gestörtem Schlaf. Während der ganzen Nacht war Lärm in dem Hotel gewesen: Kommen und Gehen, Gelächter, Streit und kleine Schreie.

Als er das Zimmer verließ, begegnete er Paulette, die matt wie eine Fliege im Winter und mit schwunglosen Augenbrauen an ihm vorbeikroch.

Im Bureau saß vor dem Schreibtisch ein Polizist und verglich das Eintragebuch mit den Anmeldeblättern. Die fette Hauswirtin stand hart neben ihm, den Busen gegen seine Schulter gepreßt. Es schien ihre Lieblingsstellung zu sein.

Trouille erschrak sehr, als er den Polizisten erblickte. Während er mit unsicheren Fingern den Schlüssel an das Brett zu hängen bemüht war, rief ihn die Dicke an.

„Treten Sie ein, mein Herr, wenn es Ihnen beliebt."

Er grüßte heiser und kam mit schwankenden Schritten näher.

„Dies ist Herr Trouille", sagte die Wirtin zu dem Mann der Sicherheit.

Das ganze Zimmer begann sich im Kreis zu drehen.

„Ihre Papiere, mein Herr."

Er warf einen kurzen Blick auf den Entlassungsschein und dankte.

„Das geht sehr gut, mein Herr."

Eine Welle von Dankbarkeit floß durch das Herz des Soldaten. Er nahm die Brotkarte in Empfang, die ihm die Gepuderte überreichte, und zog sich mit stummer Verbeugung zurück.

Die Sache geht gut, dachte Trouille befriedigt, als er erhobenen Hauptes, ohne einem Blick auszuweichen, durch die Straßen wanderte. Aber je länger er marschierte, desto drückender lastete die neue Sorge auf ihm, die Sorge um Brot. Was half ihm persönliche Sicherheit, wenn er nicht imstande war, Arbeit und Verdienst zu finden? Freiheit ohne Arbeitsmöglichkeit war wertlos. Wenn es ihm nicht gelang, sehr bald, in den allernächsten Tagen, irgendwo unterzukommen, war er verloren. Seine Barschaft betrug vierundzwanzig Francs.

Wie findet man Arbeit? Die Frage stieg so drohend vor ihm auf, daß kalter Schauer über seinen Rücken rann. Er war bis zum Fluß gekommen und sah mit sehnsüchtigen Augen zu der langen Reihe von Bücherkästen hinüber, deren Schätze unter einem fröhlichen Himmel ausgebreitet lagen. Er unterdrückte die Schwäche mit Anstrengung und ging über die Brücke, ziellos und ohne Zuversicht.

Schließlich kaufte er einige Zeitungen, in der Hoffnung, Anzeigen vom Arbeitsmarkt zu finden, und warf die Blätter enttäuscht weg. Masseurinnen, Handpflegerinnen und Sprachlehrerinnen für amerikanische Soldaten boten ihre Dienste an.

Stelldicheins wurden verabredet, stärkende Chinaweine empfahlen sich, und junge Männer versprachen wohlhabenden älteren Damen Herz und Hand.

An einer Straßenecke im Innern der Stadt standen zwei verwundete Soldaten und bettelten ohne Scham die Vorübergehenden an. Ich müßte mich zu ihnen stellen, dachte Trouille entmutigt und schlich weiter.

Auf dem Boulevard Sebastopol entdeckte er ein Stellenvermittlungsbureau, dessen Hilfe er in Anspruch nehmen wollte. Ohne zu zögern, trat er in das geschäftsmäßig und solid ausgestattete Zimmer und sah sich einem älteren Herrn gegenüber, der vor einem mit Adreßbüchern bedeckten Schreibtisch saß. Es war ein würdiger Mann mit flatterndem Schnurrbart und aufgestelltem eisengrauen Haar, der den Eindruck eines entlassenen Majors machte und ein giftgrünes Bändchen im Knopfloch trug.

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?" fragte der Dekorierte mit biederer und ehrenfester Stimme.

„Ich suche Stellung, mein Herr."

„Ausgezeichnet! Sie konnten sich an keine geeignetere Firma wenden, mein Herr, das darf ich trotz aller Bescheidenheit ruhig behaupten. Wir haben die besten Verbindungen, sowohl in Paris als auch in der Provinz."

Er machte mit der Hand eine ausschweifende Bewegung über die Adreßbücher hinweg und öffnete dann mit Würde ein stattliches Hauptbuch.

„Ich will Sie sogleich vormerken, mein Herr. Darf ich um Namen und Adresse bitten?"

Trouille diktierte voll Hochachtung alles Nötige und beobachtete hoffnungsselig, wie feierlich der Major die Eintragungen vollzog.

„Welche Art von Stellung ziehen Sie vor, mein Herr?"

„Ich bin Buchhalter. Ich beherrsche die einfache und amerikanische Buchhaltung."

„Vortrefflich, mein Herr. Sie werden in wenigen Tagen von uns hören."

Trouille dankte gerührt und erhob sich.

„Als Einschreibegebühr sind zehn Francs zu entrichten, mein Herr", erklärte der Major nebenhin und prüfte den Glanz seiner Fingernägel.

Trouille fühlte einen leisen Stich im Herzen. Zehn Francs! Das war beinahe die Hälfte seines Vermögens.

„Zehn Francs?" fragte er bekümmert.

Der Major nickte ihm treuherzig zu.

„Verzeihung, mein Herr," stammelte Trouille voll Scham, „ich bin ein armer entlassener Soldat. Wäre es Ihnen durchaus unmöglich, den Preis zu ermäßigen?"

Wolken stiegen auf der Stirn des würdigen alten Herrn auf, der sein liebenswürdig lächelndes Gesicht wie eine Maske abriß und mit erkalteter Stimme sagte:

„Wieviel wollen Sie bezahlen, mein Lieber?"

„Die Hälfte, wenn Sie gütig gestatten. Sobald ich eine Stellung habe, werde ich mich gewiß erkenntlich zeigen."

„Na schön, geben Sie her. Ich will dieses eine Mal eine Ausnahme machen, schon mit Rücksicht darauf, daß Sie für unser geliebtes Vaterland geblutet haben."

Wie ein Waldhornsolo klangen die letzten Worte.

Trouille dankte heftig für das Entgegenkommen und bezahlte fünf Francs, die der Major sehr großartig in seine Westentasche steckte.

„Schicken Sie mir, bitte, recht bald Nachricht. Ich bin in Not, mein Herr."

„Wir werden alles tun, was in unserer Macht steht", behauptete der Major mit strenger Miene und verabschiedete den Soldaten.

Als Trouille auf die Straße trat, hatte er das deutliche Gefühl, von einem Bauernfänger betrogen worden zu sein. Eine Sekunde lang überlegte er, ob er nicht zurückgehen und von dem bändchengeschmückten Gauner sein Geld verlangen sollte, aber er gab den Gedanken sofort auf, in einer Regung von Feigheit, die eine Hoffnung zu verschütten fürchtete. Mit fünf Francs war eine Hoffnung nicht zu teuer bezahlt, auch von dem ärmsten Teufel nicht.

Hunger trieb ihn in eine kleine Wirtschaft, die, nach ihrem Aussehen zu schließen, billiger sein dürfte als die Taverne, wo er gestern abend, in Gesellschaft eines jungen Mädchens, kapitalistenmäßig gespeist hatte. Er bekam in der Kneipe ein sehr unsicheres Ragout, das er keiner näheren Untersuchung unterziehen wollte. Er aß mit halbgeschlossenen Augen und mit angehaltenem Atem, fühlte sich sehr bald bis zum Ekel gesättigt und beschloß mit Speisesoda als Dessert das Mahl.

Als er, viele Zigaretten rauchend, um den übeln Fettgeschmack auszulöschen, in sein heimatliches Viertel zurückwanderte, denn er war zu müde und zu entmutigt, heute noch etwas zu unternehmen, geriet er allmählich in sanftes Philo-

sophieren, zu dem ihn seine Lage verführte. Armut war nie an ihn herangetreten, denn von der schweren Zeit in dem kleinen Laden in der Friedrichstraße hatte er nur eine verschwimmende Kindheitserinnerung, die von Jahr zu Jahr mehr verblaßte. So lange er denken konnte, hatten sie dank dem Vater in behaglichem und aufsteigendem Wohlstand gelebt. Für Armut hatte er bis heute nur literarisches Mitgefühl gehabt, wie der Gesunde für eine Krankheit, deren Erscheinungen er beschreiben kann, ohne ihr Wesen zu fühlen.

Jetzt begriff Doktor Alexander Bessel Armut. Armut war ranziges Fett und ein verwanztes Zimmer, Armut war, wenn man eine Woche lang das durchgeschwitzte Hemd auf dem Leib tragen und ein Bad für feierliche Gelegenheiten aufsparen mußte, Armut war schlechte Luft und schnelles Altern und früher Tod.

Er schritt über die Brücke und hatte in dieser Stunde nur einen scheelen Blick für die lockenden Bücher der Läden. Betrüger und Lügner waren sie, die von der Schönheit des Lebens erzählten.

Noch schlimmer als Armut erschien ihm Arbeitslosigkeit. Heute verstand er die dumpfe Verzweiflung des Unbeschäftigten, der durch die Straßen schleicht und Arbeit sucht, Arbeit, sonst nichts. Der Doktor Alexander Bessel hatte sich in seinem schönen, behaglichen Studio angelegentlich mit Sozialpolitik und Arbeiterproblemen beschäftigt, aber im tiefsten Grund waren ihm Worte wie Arbeitslosenfürsorge und Arbeitsnachweis nicht mehr als theoretische Begriffe gewesen, mit denen er verstandesmäßig manipulierte, ohne daß sein Gefühl sie erfaßte.

Vor dem Krieg hatte die Firma Bessel beabsichtigt, die Fabrik zu vergrößern und in einen Vorort zu verlegen. Er erinnerte sich, daß für die erprobten Stammarbeiter auch eine Kolonie von Einfamilienhäusern geplant war. Ganz deutlich sah er die Skizzen dieser Häuser vor sich. In jedes Fenster hatte der schönheitsdurstige Architekt blutrote Geranienstöcke gestellt. Wie lächerlich waren diese Kinkerlitzchen! Arbeit war das Wichtigste, anständig bezahlte und menschenwürdige Arbeit. Die Geranien kaufte sich die Frau des Arbeiters selber, wenn sie Freude daran hatte.

Henri Trouille trat in den Luxembourg-Garten und setzte sich auf eine Bank. Er sah den Spielen der Kinder zu oder starrte den weißen Wolkenflocken nach, die unter tiefblauem Hintergrund hinjagten, freute sich an dem schattigen Grün des

Gartens, an schimmernden Statuen, am Schreiten junger Mädchen, an den welken Düften des sterbenden Sommers und rauchte friedlich wie ein pensionierter Beamter seine Zigarette.

Aber das bescheidene Glück dieser Stunde hielt nicht an und wich sehr bald quälenden Erkenntnissen. Mit grausamer Nüchternheit stellte er fest, daß er der harten Lebensprobe, die jetzt von ihm verlangt wurde, kaum gewachsen war. Er war ein Träumer, von Büchern verdorben, durch Zivilisation geschwächt, von Bildung zersetzt und hielt sich für unfähig, ein neues Leben, gleichviel auf welchem Grund, aufzubauen. Sein Vater, in ähnlicher Lage, hätte sich nicht damit begnügt, in diesem schönen Garten zu sitzen und gemeinplätzigen Gedanken nachzuhängen. Er wäre der Arbeit nachgelaufen und hätte sie gefunden.

Als es im Garten zu dämmern begann, packte den Doktor so heftige Angst vor der Einsamkeit des Abends, daß ihm Jeanne, die Modistin, wie eine überirdische Retterin erschien. Er bereute tief, kein Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen, dessen Liebesbereitschaft er so sehr enttäuscht hatte, verabredet zu haben. Wie sollte er sie, die einzige, die ihm über seine grenzenlose Verlassenheit hinweghelfen konnte, wiederfinden? Die Hoffnung auf ein Glück des Zufalls war gering. Trotzdem verließ er hastig den Garten, so stark war seine Sehnsucht nach Menschennähe und sein Verlangen, die eigene Stimme zu hören, und setzte sich, da er die Ausgabe in der Taverne scheute, vor dem benachbarten Kaffeehaus nieder. Mit gespannten Blicken, als hinge sein Schicksal von dieser Begegnung ab, musterte er die vorbeiflutenden Menschenmassen und wurde immer verzagter, je weiter die Stunde vorrückte.

Als er schon jede Hoffnung aufgegeben hatte, kam Jeanne vorüber. Er grüßte laut, sie blickte auf, dankte freundlich und ging weiter. Er saß eine Sekunde wie vor den Kopf geschlagen da und begriff nicht, was geschehen war. Dann sprang er auf und stürzte ihr nach.

„Guten Abend, Fräulein Jeanne", sagte er atemlos und blickte sie mit hilfesuchenden Augen an. „Warum gingen Sie vorüber, ohne haltzumachen? Sind Sie mir böse?"

„Aber durchaus nicht, mein Herr."

Sie sprach zurückhaltend und ein wenig förmlich.

„Ich dachte während des ganzen Nachmittags an Sie, Fräulein Jeanne, und freute mich, Sie wiederzusehen."

„Wirklich?“ Sie blickte ihn ungläubig an. „Verzeihen Sie meinen Zweifel, aber ich muß mich erst auf Ihre Psychologie einstellen, mein Herr. Ich glaubte annehmen zu dürfen, daß ich Ihnen vollkommen gleichgültig bin, und wollte Ihnen nicht mehr lästig fallen. Das ist alles, mein Herr.“

„Sie tun mir unrecht, Fräulein Jeanne. Sie ahnen nicht, wie dankbar ich für Ihre Gesellschaft bin und wie sehr ich mich freue, mit Ihnen sprechen zu dürfen.“

Er erschrak vor der Wärme seines Tons, der das junge Mädchen irreführen mußte. Er redete wie ein sehnsüchtiger Verliebter und war doch nur ein sich Verlierender, der die Nähe eines Menschen suchte.

„Sie sind sehr seltsam“, sagte Jeanne nachdenklich.

Sie schritten eine ganze Weile schweigend den Boulevard hinunter. Als sie beim Carrefour de l'Observatoire angelangt waren, fragte das junge Mädchen:

„Haben Sie schon gespeist, mein Herr?“

„Jawohl“, log er, denn er fürchtete, zu Ausgaben verleitet zu werden, die seine wenigen Francs nicht erlaubten.

„Was haben Sie den ganzen Tag getan, wenn ich fragen darf?“

„Ich hatte Geschäfte, Fräulein Jeanne.“

Sie bogen in den Boulevard Montparnasse ein und marschierten nebeneinander, als hätten sie ein gemeinsames Ziel.

„Sie sind heute so schweigsam, Fräulein Jeanne. Wenn ich Sie störe oder Ihnen sonst irgendwie unbequem bin, sagen Sie es, bitte, ohne Umschweife.“

„Sie stören mich durchaus nicht, mein Herr. Ich wollte nach Haus gehen.“

„Dann gestatten Sie mir wohl, Sie bis zu Ihrer Wohnung zu begleiten.“

Sie nickte und bog vom Boulevard in die Rue Huyghens ein.

„Oder wollen wir uns nicht noch ein wenig vor ein Kaffeehaus setzen, Fräulein Jeanne? Es ist noch früh am Abend.“

„Ich möchte lieber nach Haus gehen. Ich bin müde. Wir haben jetzt sehr viel im Geschäft zu tun. Die neuen Herbst- und Wintermodelle werden besichtigt.“

Er fühlte leisen Schmerz über ihre kühle Sachlichkeit, die so sehr von dem herzlichen Entgegenkommen des gestrigen Abends abstach, und sah mit Bangen den nächsten Minuten entgegen, die ihn wieder in die Einsamkeit zurückstießen.

Vor dem Eckhaus der Straße blieb das junge Mädchen stehen.

„Hier wohne ich."

Jenseits des Boulevards Edgar Quinet war der Friedhof von Montparnasse.

„Ist es Ihnen nicht ein wenig unheimlich, Fräulein Jeanne, so nahe beim Friedhof zu wohnen?"

„Unheimlich? Nein. Die Toten sind brave Leute, die niemandem etwas zuleide tun."

Es stimmt nicht, dachte er. Henri Trouille ist tot, so tot, wie ein Mensch nur sein kann, und dennoch droht mir von keinem Lebenden mehr Gefahr als von diesem ausgelöschten Henri Trouille, den ein schnellfließender Bach Gott weiß wohin getragen hat.

Er riß sich mit Gewalt von den Gedanken los, die ihm dumpfe Angst durch das Blut jagten, und fragte demütig:

„Darf ich Sie morgen wiedersehen, Fräulein Jeanne?"

„Liegt Ihnen wirklich etwas daran?"

„Sie sind mir mehr, als Sie ahnen, Fräulein Jeanne."

Sie blickte ihn mit ihren schönen, tiefen Augen an, als wollte sie das Rätsel dieses Mannes lösen, das ihr schwieriger und geheimnisvoller erschien als alle Filmdramen, die sie jemals gesehen hatte.

„Ich gehe, wenn das Wetter schön ist, jeden Abend gegen halb Sieben über den Pont Saint Michel", sagte sie, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

„Vielen Dank. Ich werde da sein. Guten Abend, Fräulein Jeanne."

Sie stand maßlos erstaunt da. Er ging wirklich weg? Sie begriff nichts, nichts.

„Sie gehen jetzt tatsächlich nach Haus?" fragte sie, fast gegen ihren Willen, von brennender Neugier überwältigt.

„Jawohl, Fräulein Jeanne."

Sie holte tief Atem und sagte mit bebenden Lippen:

„Wenn Sie nichts anderes vorhaben, wollen Sie nicht für eine halbe Stunde zu mir kommen?"

Er starrte sie verlegen und in großer Ratlosigkeit an. Wie konnte man den Mißverständnissen begegnen, die diese Einladung mit sich bringen mußte? Wie konnte er dem jungen Mädchen beibringen, daß er kein Abenteuer, sondern einen Menschen suchte? Wo lebte die Frau, die einen Mann nicht verachtete, der Kameradschaft und nicht Liebe verlangte?

Sie wurde sehr bleich über die Beleidigung, die sie erfuhr, und rief zornig:

„Sie machen ein Gesicht, mein Herr, als fürchteten Sie, in eine Räuberhöhle gelockt zu werden. Es scheint, daß Sie eine ganz falsche Vorstellung von mir haben. Wenn ich Ihnen die Ehre erweise, Sie zu mir zu bitten, so dürfen Sie dies als Zeichen meines sehr hohen Vertrauens zu Ihnen nehmen, als nichts anderes, denn ich kenne Sie ja gar nicht. Wer bürgt mir dafür, daß Sie mich nicht erschlagen und ausplündern?"

„Ich bin weder Räuber noch Mörder, Fräulein Jeanne, das wissen Sie sehr genau", erwiderte er voll Trauer über diese Unterhaltung. „Wenn ich zögerte, Ihre freundliche Einladung sofort und mit dankbarer Freude anzunehmen, so geschah es nur, weil ich fürchtete, Ihnen Ungelegenheiten zu bereiten."

Ihre Stimme besänftigte sich.

„Sie können um meinetwillen ganz unbesorgt sein, mein Herr. Ich glaube, ich bin die einzige Partei in diesem Haus, die Miete bezahlt. Alle andern nehmen das Kriegsgesetz in Anspruch und bezahlen keinen Sou. Ihre Empfindlichkeiten sind also überflüssig."

Sie öffnete die Tür und ging in das Haus, gefolgt von dem verstörten Trouille, der sich seiner Lächerlichkeit bewußt wurde.

Die Wohnung lag im Zwischenstock. Jeanne ließ ihren Gast in das Vorzimmer eintreten und machte Licht.

„Haben Sie große Angst?" spottete sie.

Er lächelte gequält und folgte Jeanne in einen kleinen Salon, der, mit ungewöhnlichem Geschmack eingerichtet, einem Schmuckkästchen glich. Die Wände waren mit zartgeblümten Seidentapeten verkleidet, zierliche Möbel standen auf dem dicken Teppich, der über das ganze Zimmer gespannt war, und durch die Kristallscheiben eines hochbeinigen Schränkchens glitzerten Silber und Porzellan. Die offenstehende Tür ließ das Schlafzimmer sehen, einen Traum von lachsroter Seide.

Jeanne nahm ihren Hut ab und sagte lächelnd:

„Guten Abend, mein Herr."

Er stand da, eingeschüchtert von dem fremdgewordenen Glanz dieser Wohnung, und drehte befangen seine Mütze zwischen den Fingern.

„Nehmen Sie Platz, wenn's beliebt."

Er setzte sich behutsam auf einen kleinen, seidengrauen Sessel.

„Sie staunen über meinen ‚Luxus', nicht wahr?"

„Ich bin ein wenig überrascht, Fräulein Jeanne, ich gestehe es. Ihre Wohnung ist entzückend."

Sie strich ihre Haare zurecht und antwortete kühl:

„Sie ist ganz nett, aber" — sie machte eine kleine Pause — „Sie denken falsch, mein Herr."

Er wollte widersprechen.

„Still! Ich weiß, was Ihr erster Gedanke war, als Sie hier eintraten. Aber, noch einmal, Sie denken falsch."

Sie setzte sich ihm gegenüber.

„Diese Wohnung hat mir mein Freund eingerichtet. Er war ein sehr netter und guter Junge. Ich sage: war, denn er ist im ersten Kriegsmonat gefallen."

Sie hielt inne und runzelte die Stirn, als dächte sie über sehr Schwieriges nach.

„Seit vier Jahren ist er nun tot. Das ist eine lange oder kurze Zeit, je nachdem. Mir erscheint es wie eine Ewigkeit, daß er nicht mehr lebt. Wir haben uns sehr geliebt, und ich habe viel um ihn geweint, aber alles hat Grenzen, die nicht zu überschreiten sind. Jetzt, denken Sie, jetzt kann ich mich nicht einmal an den Klang seiner Stimme mehr erinnern. Ist es nicht grausam und demütigend? Die Toten verlieren mehr als ihr Leben."

Henri Trouille hörte andächtig und ergriffen zu. Er war verliebt in das Leid dieser Frau, die ihn an ihrem Schicksal teilnehmen ließ.

„Er sah Ihnen übrigens ein wenig ähnlich, obwohl er viel jünger war als Sie."

Sie erhob sich, holte aus dem Schlafzimmer eine Photographie und zeigte sie ihm.

Er entdeckte keine Ähnlichkeit.

„Deswegen trat ich auch gestern zu Ihrem Tisch und half Ihnen. Es ist sonst nicht meine Art, auf diese Weise Bekanntschaften zu machen."

Sie trug das Bild zurück und fragte in verändertem Ton:

„Ist es nicht nett bei mir? Nicht viel netter als in irgendeinem stumpfsinnigen Kaffeehaus?"

„Ich bin Ihnen wirklich von Herzen dankbar für Ihre gütige Einladung", erwiderte er und sprach die Wahrheit. Wie ein gesegnetes Narkotikum empfand er die Stille und Geborgenheit dieser Zimmer, die vom Duft des jungen Mädchens erfüllt waren.

„Und dennoch haben Sie sich ein wenig vor mir gefürchtet, gestehen Sie es nur ein", lachte sie fröhlich und fuhr blitzschnell mit den Fingern durch sein Haar.

„Gefürchtet? Nein, gewiß nicht, Fräulein Jeanne. Ich bin nur ein wenig, wie soll ich sagen, pedantisch und schüchtern."

Sie schlug vor Vergnügen die Hände zusammen.

„Schüchtern nennen Sie das? O mein Gott!"

Er freute sich über ihre gute Laune und stimmte in die Heiterkeit ein.

„Was darf ich Ihnen anbieten, mein Herr? Wollen Sie Tee? Oder ein Glas Porto?"

Ohne seine Antwort abzuwarten, stellte sie eine Weinflasche und einen Teller mit kleinen Bäckereien auf den Tisch.

„Die Plätzchen müssen Sie versuchen. Eigenes Erzeugnis. Ich koche und backe nämlich rasend gern, müssen Sie wissen. Für mich allein lohnt es sich allerdings nicht."

Er trank und aß, mehr als bei einem solchen Besuch üblich war, denn er verspürte gewaltigen Hunger, und lobte die Kochkünste Jeannes über alle Maßen. Die Anerkennung machte ihre Augen leuchten.

„Sie dürfen auch rauchen."

„Danke, Fräulein Jeanne, aber ich will Ihnen die schönen Möbel nicht verräuchern."

„Mein Gott, was liegt an den dummen Möbeln! Ich pfeife darauf. Bitte, rauchen Sie."

Sie rieb ein Zündholz an und zwang ihn, eine Zigarette in Brand zu setzen.

„Sie sind ein sehr merkwürdiger Mensch", sagte sie plötzlich, nachdem sie eine Weile sein Gesicht geprüft hatte. „Ich habe gestern abend noch viel über Sie nachgedacht."

„Es ist wenig Merkwürdiges an mir, Fräulein Jeanne", wehrte er ab.

„Doch. Zum Beispiel, verzeihen Sie, ich will nicht indiskret sein, warum tragen Sie noch Uniform? Sie sind doch entlassen."

Eine Ahnung von Gefahr störte ihn aus seiner Versunkenheit auf.

„Meine Zivilkleider liegen in Cannes bei meiner Mutter und müssen mir erst zugeschickt werden. Sie sehen, die Lösung dieses Rätsels ist ziemlich einfach."

„Entschuldigen Sie meine dumme Neugier, die vielleicht Teilnahme und Sympathie für Sie ist."

„Ich bin überzeugt davon, Fräulein Jeanne."

Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

„Sie haben Kummer, mein kleiner Henri", flüsterte sie zärtlich. „Wollen Sie sich mir nicht anvertrauen?"

„Es sind geschäftliche Sorgen, Fräulein Jeanne."

Sie fragte zögernd und voll Zartgefühl:

Sind Sie vielleicht augenblicklich in finanziell bedrängter Lage?"

„O nein!"

Seine Antwort kam hart und abweisend. Jeanne starrte ihn ratlos an.

In dieser Minute fiel Trouille sein Lazarettgefährte Chevallier ein, an den er, seitdem er in Paris war, noch nicht ein einziges Mal gedacht hatte. Gleich morgen wollte er ihn aufsuchen. Vielleicht wußte der Zuschneider Rat und Brot für ihn. Die Zeit drängte und kannte kein Erbarmen. Es hatte keinen Zweck, hier bei diesem freundlichen und guten Mädel zu sitzen, das einen fröhlicheren Gast verdiente als ihn.

„Sie sind verstimmt und traurig", klagte sie. „Habe ich Sie, ohne es zu wollen, irgendwie verletzt?"

„Nicht im geringsten, Fräulein Jeanne. Ich kenne kein liebenswürdigeres und gütigeres Geschöpf in ganz Paris als Sie."

Er sprach wahrer, als sie ahnen konnte, die ungläubig den Kopf schüttelte.

„Ich kann Sie nicht verstehen", erwiderte sie leise.

Er umfaßte mit schuldbewußten Blicken ihre schlanke Mädchengestalt und stand plötzlich auf. Je früher er diesem hoffnungslosen Beisammensein ein Ende machte, desto besser war es, denn niemals vermochte er dieser jungen Pariserin zu erklären, warum die Liebe zu kurz kommen mußte, wenn man um sein Leben kämpfte.

„Ich will jetzt gehen, Fräulein Jeanne", sagte er demütig. „Tausend Dank für die freundliche Einladung."

„Sie wollen jetzt gehen?"

Er nickte. Ein Zucken lief um ihren enttäuschten Mund.

Sie standen sich gegenüber und blickten einander in die Augen.

„Einen Kuß können Sie mir wenigstens zum Abschied geben", meinte sie mit einem bitteren Lächeln.

Als er verlegen auf sie zutrat, schlang sie die Arme um seinen Hals und saugte sich an seinen Lippen fest. Er machte sich behutsam frei und wendete sich zum Gehen.

„Gute Nacht, Fräulein Jeanne."

Sie begann mit einem Male stürmisch zu lachen und sagte mit gutmütigem Spott:

„Wissen Sie, mein Lieber, wenn Sie nicht diese Uniform trügen, würde ich darauf schwören, daß Sie kein Franzose sind."

17.

Trouille war nach Clichy hinausgefahren, um Chevallier aufzusuchen, und wanderte in Gedanken versunken den Boulevard Victor Hugo entlang, bis er auf den Friedhof von Batignolles stieß. Er machte bestürzt halt und wehrte sich mit allen Kräften gegen das abergläubische und entmutigende Gefühl, das ihm diese Begegnung einjagte.

Zwischen Friedhöfen verlief sein Leben in Paris.

Er überwand seine Scheu und trat zaudernd in den Friedhof. Es war ein ärmlicher Ruheplatz für kleine, unberühmte Leute, deren Tod außer den nächsten Angehörigen niemandem in der Welt nahegegangen war. Nun schlafen sie hier, nur für ein paar Jahre, weil sie arm waren und ausgeschaufelt wurden, um andern namenlosen Proletariern Platz zu machen. Bis über das Sterben hinaus rächte sich Armut.

Er wandelte langsam auf den Kieswegen zwischen den Gräbern und gedachte voll bitterer Sehnsucht seiner Eltern, die vielleicht zu dieser Stunde auch schon in der Erde lagen. Er erinnerte sich seiner Frau und empfand das Leid, das sie ihm angetan hatte, wie etwas sehr Kleinliches, fast Gleichgültiges. Es schien ihm, als ob er selber unklare Schuld an dem Entgleiten seiner Frau trüge. Vielleicht hatte er zu wenig Liebe in sich. Ein kleines Modistenmädel, das ihm, ohne zu rechnen, ihr Herz entgegenbrachte, konnte ihn beschämen. Die Angst um das bißchen Leben hatte den Rest von Liebe ausgetrocknet.

Trouille verließ hastig den Friedhof, der so quälende Gedanken erweckt hatte, und begann das Haus zu suchen, in dem der Zuschneider wohnte.

Im dritten Stockwerk einer bösartigen Zinskaserne hauste Chevallier.

Eine hagere Frau mit sauerem Gesicht und mit mißtraui-schen Augen öffnete. Ihre Stimme war scharf wie ein Rasier-messer.

„Sie wünschen?"

„Verzeihung, Madame," stammelte Trouille, verzagt über den Empfang, „ich möchte Herrn Chevallier sprechen. Er ist mein Kamerad. Wir lagen nebeneinander im Lazarett. Ich heiße Trouille, Henri Trouille."

Der Schneider kam eilig aus dem Zimmer gehumpelt und rief voll Freude:

„Salut! Salut! Das ist fein, daß du gekommen bist."

Er umarmte den Gast und schrie:

„Das ist mein Freund Trouille, von dem ich dir erzählt habe, Madeleine."

„Brülle doch nicht so! Hier ist niemand schwerhörig", keifte Madeleine und ging in die Küche, deren Tür sie dröhnend zuschlug.

Chevallier blickte ihr beschämt nach und meinte kleinlaut:

„O die Frauen, mein Freund! Man versteht sie nicht immer. Aber komm' weiter, wenn's beliebt."

Er führte ihn in das Zimmer, das in peinlichster Sauberkeit strahlte. Zwei hübsche Mädchen von acht und neun Jahren saßen beim gedeckten Tisch und standen sofort auf, um den Gast zu begrüßen.

„Das sind meine Mädels", stellte der Vater vor und strich ihnen über die Köpfe. „Ich bin froh, daß es Mädels sind. Wenigstens müssen sie nicht in den Krieg, wenn die Schweinerei in zwanzig Jahren wieder losgeht. Länger dauert der ewige Friede ja doch nicht, denn die Boches, mußt du wissen, werden es nicht lange ertragen, von uns besiegt worden zu sein. Bitte, nimm Platz. Du mußt einen Löffel Suppe mit uns essen."

Trouille sträubte sich und deutete mit bedenklicher Miene in die Richtung, wo die Küche lag.

„Was fällt dir ein! Du kennst sie nicht. Sie ist gar nicht so. Im Gegenteil. Sie hat das beste Herz von der Welt, sie kann es bloß nicht zeigen."

Die Frau trat mit der dampfenden Suppenschüssel in das Zimmer.

„Nicht wahr, Madeleine, du hast das beste Herz von der Welt?" scherzte Chevallier.

„Sei still, Hanswurst!"

Hanswurst lachte verlegen und holte einen Teller, den er vor seinen Freund hinstellte. Trouille zog aus seiner Tasche zwei Tafeln Schokolade hervor, die er, statt Mittag zu essen, für teueres Geld gekauft hatte, und gab sie den Kindern, die vor Freude erröteten. Mutter Madeleine ließ sich nicht bestechen.

Die karge Mahlzeit verlief in ziemlicher Verstimmung, die der Hausherr vergebens mit krampfhaften Scherzen zu lösen bemüht war. Dem Gast blieb jeder Löffel Suppe im Hals stecken. Wie haßte er in dieser Stunde die schamlose Armut!

Nach Tisch erklärte Chevallier augenzwinkernd:

„Wir wollen unsere Zigaretten auf der Straße rauchen, wenn es dir recht ist."

Er wagte nicht, dem Kameraden einzugestehen, daß Frau Madeleine das Rauchen im Zimmer mit Rücksicht auf die Vorhänge verboten hatte.

Der Gast war glücklich, dieses glückliche Familienheim verlassen zu dürfen, und nahm mit Vergnügen von der Frau des Hauses Abschied.

„Bleib' nicht in der Kneipe kleben!" rief sie dem einbeinigen Ehegemahl drohend nach.

„Man hat's nicht leicht, lieber Freund", klagte der Zuschneider, als sie auf die Straße traten und ihre Zigaretten angezündet hatten. „Der Teufel ist in die Frau gefahren, der Teufel oder der Krieg. Früher war sie nicht so. Vielleicht ist ihr das lange Alleinsein zu Kopf gestiegen. Wer kennt sich in den Weibern aus! Du kannst froh sein, daß du nicht verheiratet bist. Wie?"

„Ich höre dir zu."

„Weißt du, manchmal habe ich direkt Sehnsucht nach dem Unterstand. Kleine Stiche sind schwerer zu ertragen als Granatsplitter."

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander in der Richtung zum Friedhof.

„Ich wollte dich fragen, mein Lieber," begann endlich Trouille sehr zurückhaltend, „ob du keine Stelle für mich weißt. Ich nehme jede Arbeit an."

Chevallier blieb stehen und sah den Kameraden mitleidig an.

„Du bist im Druck, wie? Ich möchte dir gern aushelfen, aber ich kann nicht. Die Gevatterin Madeleine führt strenge Rechnung."

„Ich wollte dich nicht anpumpen, mein Freund. Ich suche Arbeit."

„Halt! Ich weiß etwas für dich. Mein Patron sucht einen Buchhalter. Du kannst doch Buch führen, amerikanisch oder mexikanisch oder was weiß ich? Ich will mit dem Patron sprechen."

„Ich würde dir von Herzen danken", sagte Trouille, und seine Stimme schwankte.

„O lala, das ist doch keine Sache. Ich werde noch morgen vormittag dem Alten die Geschichte vortragen. Wenn er ja sagt, schicke ich dir sofort einen Blauen, damit du dich vorstellen kannst. Wo wohnst du?"

Trouille gab seine Adresse.

„Nun will ich wieder nach Haus gehen, mein Alter", meinte der Schneider, der auf seine Uhr geblickt hatte. „Madeleine kränkt sich, wenn ich zu spät heimkomme. Man muß Rücksicht auf die Frauen nehmen. Es geht nicht anders."

Trouille verabschiedete sich und fuhr, um eine Hoffnung reicher, in die Stadt zurück. Als er nach Haus ging, blieb er vor einem Heeresbericht stehen, dessen Zahlengewirr ihm aufgefallen war, und las mit mißtrauischen Augen die ungeheuerlichen Beute- und Gefangenenziffern. Wie war das möglich, fragte er sich, auch wenn nur die Hälfte dieser Zahlen der Wahrheit entsprach? Was war mit dem deutschen Heer geschehen? Warum wichen wir zurück?

Fragen ohne Antwort schossen auf ihn los und quälten sein Herz mit schwerer Sorge um Deutschland, das er besiegt sich nicht vorzustellen vermochte. So bitter und vergiftend war dieser Kummer, daß er darüber sein belangloses Einzelschicksal vergaß. Was lag an ihm, wenn die Heimat zusammenbrach?

Voll Haß starrte er in alle diese fröhlichen und übermütigen Gesichter, auf denen Abglanz des Sieges ruhte, und empfand es als tiefste Erniedrigung, daß ein höhnisches, selbstverschuldetes Schicksal ihn zwang, die Uniform des triumphierenden Feindes zu tragen. Und zum zweitenmal an diesem Tag gedachte er seiner Frau, jener fernen und unwahrscheinlichen Frau Helene Bessel, die ihn in diese würdelose und bedrohliche Lage hineingehetzt hatte.

Zerbrochen und gedemütigt wankte er nach Haus, in dieses schimpfliche Hotel, dessen ranzige Luft ihm den Magen hob, schlich geekelt an der hochbusigen, dicken Vettel vorbei, die mit einer ebenso feisten Katze spielte, stieß auf dem schmalen Gang mit der trällernden und einhertänzelnden Paulette zusammen, die gutgelaunt ihn in den Arm kniff, und warf sich in seinem

Zimmer stöhnend auf das Bett, dessen Verkommenheit ihm Tränen der Scham erpreßte.

Auch diese Nacht verging und ebenso der nächste Tag, den zweck- und ziellose Jagd nach Arbeit ausfüllte. Abends erwartete er auf der Brücke Jeanne, die freundlich und nachsichtig war, ihn wie einen schonungsbedürftigen Kranken behandelte und sich bis zu ihrer Wohnung begleiten ließ, wo sie Abschied von ihm nahm, ohne ihn zu einem Besuch einzuladen. Er litt unter dieser Geringachtung und wagte doch nicht, einen Wunsch zu äußern, der mißverstanden werden mußte.

Wieder trat er über die Schwelle des Absteigehotels, holte den Schlüssel vom Brett und wollte zu seinem Zimmer hinaufklettern, als ihn Madame Maurose, so hieß die Gepuderte, mit lockender Stimme anrief.

„Es ist ein Brief für Sie gekommen, mein Herr."

Ein Brief! Sein Herz begann in ungewisser Freude laut zu hämmern.

Die Dicke reichte ihm mit bezaubernden Lächeln den Brief und ließ ihre Blicke schmelzen.

„Danke, Madame", antwortete er und stürzte aus dem Bureau.

Im verdächtigen Halblicht des Hoteleingangs las er, daß Chevalliers Patron, Herr Ragueneau, morgen um elf Uhr vormittags seinen Besuch erwarte.

Immer wieder las Trouille die wenigen Zeilen seines Kameraden, die einen Weg ins Leben wiesen und ihn vor dem Untergang bewahrten. Er zweifelte nicht, daß seine Bewerbung Erfolg haben würde, denn er war fest entschlossen, jede Arbeit zu übernehmen und sich mit dem geringsten Gehalt zu begnügen.

Die neue Hoffnung stählte sein Herz und trieb ihn wieder auf die Straßen, die er in leichter Trunkenheit ohne Ziel durchwanderte. Eine Weile später erwachte in ihm wütender Hunger, den während des ganzen Tages Kummer und viele Zigaretten unterdrückt hatten, und ließ ihn in eine Wirtschaft gehen, wo er den Rest seines Vermögens bedenkenlos aufaß.

Am folgenden Morgen wandelte er schon eine halbe Stunde vor Elf in der Rue Réaumur vor dem Haus Ragueneaus auf und ab und wartete den Glockenschlag ab, um auf die Minute pünktlich einzutreten.

Man wies ihn in ein Bureau, in dem ein welker, dünnhäutiger Mann beim Schreibtisch saß und den Eintretenden mißtrauisch betrachtete.

„Sie sind Herr Trouille?"
„Zu dienen, mein Herr."
Warum klang seine Stimme so unsicher?
„Sie verstehen amerikanische Buchhaltung?"
„Vollkommen, mein Herr."
„Warum stellen Sie sich in Uniform vor?"
Lähmung überfiel Trouille. Die Schwierigkeit der Kleidung hatte er im Glückstaumel des gestrigen Abends übersehen.
„Meine Zivilkleider sind noch nicht eingetroffen, mein Herr", stammelte er mit versagender Stimme.
Herr Ragueneau rieb sich die Nasenwand, bis sie errötete.
„Ihre Papiere, wenn's beliebt."
Trouille holte mit eilfertigen Fingern seine Militärdokumente aus der Tasche und überreichte sie dem Chef.
Ragueneau warf einen erstaunten Blick auf die Papiere und fragte ungeduldig: „Was soll ich damit?"
Der Soldat starrte den Dünnhäutigen ratlos an. Der Sessel, auf dem er saß, begann zu schwanken wie bei hohem Seegang.
„Ich will Ihre Zeugnisse sehen."
In diesem Augenblick war es Trouille, als säße er nicht in Paris, sondern im Bureau eines Berliner Kaufmanns in der Friedrichstadt oder in Rom oder in Budapest. Die Kaufleute, die Beamten, die Gendarmen, die Menschen der ganzen Welt waren gleich. Jeder verlangte Papiere, Zeugnisse, Bescheinigungen.
Besinnungsloser Haß durchtobte Trouille. Welche Wollust wäre es gewesen, diesem welken Kapitalisten an die Gurgel zu springen und ihn so lange zu würgen, bis ihm die Gier nach Zeugnissen verging.
Verflucht sei die Menschheit, deren höchste Gottheit Papier war!
Verflucht sei die Menschheit, die nicht existieren konnte, wenn sie nicht durch Diplome, Zeugnisse, Heimatsscheine, Geburtsbestätigungen, Patente, Testamente, Heiratsurkunden, Ausweise und Pässe geschützt wurde!
„Ihre Zeugnisse", wiederholte Ragueneau.
„Ich besitze keine Zeugnisse", sagte Trouille schroff und drohend.
„Sie müssen doch Zeugnisse haben?"
„Ich verlor sie, als ich einrückte."
Bevor er den aussichtslosen Kampf endgültig aufgab, machte er einen letzten Versuch, den Mann, der sich mit irgendeinem

gefälschten Wisch begnügt hätte, durch Menschlichkeitsgründe zur Vernunft zu bringen.

„Nehmen Sie mich probeweise in Ihre Dienste, mein Herr", bat er demütig. „Überzeugen Sie sich, ob ich die Arbeit leisten kann, die Sie verlangen. Sie dürfen mich ohne Kündigung wegjagen, jeden Tag, jede Stunde. Ich bin während der Probezeit mit der geringsten Entlohnung zufrieden. Was riskieren Sie, mein Herr?"

Ragueneau schüttelte den Kopf.

„Das ist unmöglich. Das widerspricht kaufmännischem Brauch."

Trouille stand auf. Aus seinem mager gewordenen Gesicht schlugen Flammen der Verzweiflung.

„Wo waren Sie zuletzt in Stellung?" fragte der Chef, bedrückt von den Haßwolken, die das Bureau plötzlich verdüsterten. „Ich will mich erkundigen. Wenn die Auskunft gut ist, nehme ich Sie auf."

„Danke. Bemühen Sie sich nicht. Ich verzichte. Guten Tag, mein Herr."

Als er auf der Straße war, mußte er mit letzten Nervenkräften an sich halten, um nicht wie ein Besessener mit wilden Schreien diese papierne Menschheit anzuklagen. Er taumelte mit einknickenden Knien durch die Stadt und fühlte voll Entsetzen, daß er der Grenzscheide zwischen Vernunft und Irresein immer näherkam. Zweimal stellten ihn Polizisten und verlangten, seine Papiere zu sehen. Er wies sie ihnen hohnlächelnd vor und schritt weiter.

Wie lächerlich war es gewesen, daß er sich vor diesen armseligen Franzosen gefürchtet hatte! Was konnten sie ihm anhaben? Sie konnten ihn an die Wand stellen und niederknallen. Und was weiter? Nichts. Schluß.

Tiefste Gleichgültigkeit gegen das ganze Weltenschicksal breitete sich über ihn. Ob die Franzosen siegten oder die Deutschen, die Schwarzen oder die Gelben, das war den Hungernden dieser Zeit vollkommen Wurst. Nur die nagende Sehnsucht, Arbeit zu finden und sich sattessen zu können, flatterte als letzte menschliche Regung wie ein vergehendes Licht über den Weg, der in das Nichts führte.

Trouille suchte die Sous aus allen Taschen zusammen und kaufte sich Zigaretten, um dem Hunger, der immer lauter schrie, das Maul zu stopfen. Er kam über den Nachmittag hinweg, der mit Plänen erfüllt war, die der Wirklichkeit niemals stand-

hielten, aber als der blaubeleuchtete Abend über Panam lag, bellte sein betrogener Magen von neuem los.

Plötzlich entdeckte Trouille mit ungeheurer Freude, daß er noch einen Wertgegenstand besaß, den er zu Geld machen konnte. Seine Armbanduhr. Sie war zwar nur aus Nickel, aber einige Francs gab der Trödler wohl doch dafür. Er stolperte durch die engen Gassen der Altstadt und fand einen Händler, der ihm nach langem Feilschen fünf Francs für die Uhr bot.

Glückstrahlend verließ der Doktor den Trödelladen und lief in die nächste Kneipe, um sich den Magen vollzustopfen. Niemals während seines ganzen Lebens hatte ihm irgend etwas besser geschmeckt als dieses Stückchen Fleisch, das in einer trüben Brühe schwamm. Niemals hatte er mit größerem Genuß einen Schoppen Wein getrunken als dieses herbe Zeug, das ihm die Kehle verbrannte.

Vollkommen befriedigt schlenderte Bessel rauchend nach Haus, legte sich zu Bett und schlief sofort ein.

Als er am folgenden Morgen erwachte, hörte er Regen rauschen. Graugelb stand der Lichtschacht vor dem Fenster.

Wie eine unermeßliche Last, die kein menschliches Wesen zu tragen vermochte, drückte die Hoffnungslosigkeit des fahlen Regentages auf seine Brust.

Trouille beschloß, nicht aufzustehen. Wohin sollte er marschieren mit seinen zerrissenen Schuhen, die Wasser durchließen? Welchen Zweck hatte es, den Körper zu ermüden, dem er keine Nahrung zuführen konnte? Nicht ein Sou war in seinen Taschen. Er konnte ruhig liegen bleiben und in diesem elenden Allerweltsbett verrecken. Ohne Geld war man wie ein Toter.

Er zündete eine Zigarette an, starrte mit leeren Augen zur Decke, von der lange Spinnfäden wehten, und lauschte der endlosen Melodie des Regens, der irgendwo auf Blechdächern trommelte.

Als Paulette eintrat, um das Zimmer in Ordnung zu bringen, erstaunte sie, den Herrn von Nr. 59 noch im Bett zu finden, und kam mit einem neugierigen Lächeln auf den lasterhaften Lippen näher.

„Schlafen Sie immer bei offener Tür?“

„Ich vergaß, gestern abend zuzusperren.“

Der Klang seiner Stimme machte sie aufmerksam. Sie streifte das auffordernde Lächeln ab und fragte teilnahmvoll: „Sind Sie krank?“

„Ein wenig, Paulette.“

Sie setzte sich auf den Bettrand und seufzte.

„Soll ich den Arzt für Sie holen?“

„Danke, Paulette, es wird schon wieder besser werden.“

Sie überlegte eine Weile.

„Kann ich nichts für Sie tun?“

„Schönen Dank, Paulette, ich brauche nichts.“

Sie erhob sich, ging auf den Fußspitzen, holte frisches Wasser und verschwand.

Mittags erschien sie abermals, schön frisiert, mit einem blendendweißen Schürzchen geschmückt, und brachte dem kranken Soldaten eine Schale Suppe.

„Das müssen Sie nehmen“, sagte sie herzlich. „Das wird Ihnen guttun.“

Trouille kämpfte mit Tränen. Was für ein gutes Kind war diese kleine, liederliche Paulette trotz ihren teuflisch geschwungenen Augenbrauen!

Er trank die Suppe voll Gier und wäre restlos glücklich gewesen, wenn ihm das Mädchen auch ein Stück Brot geschenkt hätte.

„Ich habe jetzt nichts zu tun. Wenn es Ihnen recht ist, will ich Ihnen gern ein wenig Gesellschaft leisten.“

„Sie sind sehr lieb, Paulette.“

„O lala, man muß sich gegenseitig helfen, nicht wahr?“

Sie setzte sich wieder auf den Bettrand, zog eine zerknitterte Zeitung hervor und begann mit ungeübter Stimme vorzulesen. Sie las alles, vom Anfang bis zur Romanfortsetzung.

Der Doktor hörte, ohne zu verstehen, dem eintönigen Singsang zu, der sich dem Rhythmus des Regens anzupassen schien, und gedachte mit Verwunderung seines früheren Lebens, das gesichert und ohne Liebe für die Menschen zwischen Fabrik und Landhaus verlaufen war. Niemals hatte ihn der Gedanke an das Schicksal seiner armen und bedrückten Brüder dauernd aufgestört und die feige Stille seines schönen Arbeitszimmers zerrissen, wenn er, auf seelische Bereicherung bedacht, bei den hochmütigen Büchern saß, die ihn in seiner geistigen Selbstsucht bestärkten. Er war stets ein korrekter, fleißiger und pflichtgetreuer Mensch gewesen, aber dies war zu wenig, er erkannte es in der dämmernden Regenstunde, da die kleine Paulette ihm aus der Zeitung vorlas. Man mußte sich um die Menschen kümmern, nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus innerer Liebe. Um die kleinen Leute mußte man sich kümmern, denn nur die Armen waren gut und mitleidig. Nie, keinen Tag lang durfte man das Bewußtsein des Elends anderer verlieren.

Ich will vieles gutmachen, wenn ich noch einmal in das Leben Alexander Bessels zurückkehren sollte, dachte er schuldbewußt und stöhnte laut auf.

Paulette unterbrach sich im Lesen und fragte:

„Haben Sie Schmerzen?"

„Nein, mein Kind", erwiderte er verlegen und küßte ihre Hand.

Sie blickte ihn verwirrt an und fand kein Wort der Entgegnung.

Eine Glocke schrillte.

„Der Teufel hole das Pack!" rief sie wütend und stand auf. „Ich muß jetzt gehen. Wenn ich Zeit habe, komme ich wieder."

Sie kam während des ganzen Abends nicht wieder.

Trouille erwartete sie vergeblich und mußte die verwegene Hoffnung auf eine Abendsuppe aufgeben.

Erst tief in der Nacht erschien Paulette und schlich, in Strümpfen gehend, leise zu dem Bett. Der Soldat erwachte nicht aus dem schweren Schlaf seiner Erschöpfung.

Paulette beugte sich über den Schlummernden und küßte ihn sanft auf die Stirn.

18.

„Es gibt nichts Positiveres als Brot", las Trouille, der an einem Bücherstand lehnte, und lachte höhnisch auf.

Gut gebrüllt, Löwe! Ganz vorzüglich gebrüllt!!

Es gibt nichts Positiveres als Brot. Und es gibt nichts Negativeres als Henri Trouille. Haha!

Er starrte mit glasigen Blicken das aufgeschlagene Buch an und kämpfte mit schweren Übelkeiten. Sein Magen wand sich in wilden Krämpfen.

Kristallklarer, blauer Himmel wölbte sich nach dem gestrigen Regen über Paris.

Brot schrie es aus dem Buch. Brot! B r o t!

Er mußte die Augen abwenden. Statt der Bücher sah er lauter braune, knusperige Brotlaibe.

Man müßte diesen kleinen, wunderhübschen Lederband einstecken, riet sein empörter Magen. Einstecken und beim nächsten Händler verkaufen. Glatt stehlen müßte man dieses nutzlose Bändchen. Das Gehirn, in atavistischer Regung, wehrte den

Versucher mit Worten von vorgestern ab: Diebstahl! Verbrechen!!

Der Magen krümmte sich vor Lachen: Das Verbrechen haben die Satten erfunden!

Der Doktor warf das Buch hin, das wie Feuer zwischen seinen Fingern brannte, und flüchtete.

Es hatte keinen Sinn, ein Bändchen zu stehlen, für das man zwanzig Sous bekam. Morgen müßte er wieder stehlen. Nur dumme arme Teufel taten das. Man mußte einmal gründlich stehlen und dann angesehener Mitbürger werden, Geheimer Kommerzienrat, wenn möglich, oder Hoflieferant. Hurra. Hurra. Hurra.

Wie ein wildes Tier jagte er durch die Straßen. Er begriff, was Zeitungsleser beim Frühstück nie begriffen, daß man einen Menschen um einer einzigen Zigarette willen totschlagen konnte. Rote Nebel schwammen vor seinen gehetzten Augen. Oder war es die Sonne, die mit rosigem Lächeln unterging? Die Tage wurden schon kürzer.

Schlimmer als Hunger war die Gier nach Tabak. Zum Wahnsinn trieb diese ungestillte Leidenschaft. Einmal fand der Doktor im Straßenschmutz einen brennenden Stummel, aus dem er lechzend die letzten Züge sog. Er würde diesen Zigarettenrest nicht verschmäht haben, auch wenn ihn ein Aussätziger weggeworfen hätte.

Ich bin verloren, erkannte Trouille, dem die zwei Züge aus der Zigarette das Gehirn erhellt hatten. Ich muß in die Seine springen oder mich den Behörden stellen, die mich als Spion erschießen werden, oder einen letzten Versuch mit Saint Germain machen. Vielleicht nehmen mich die tubibs wieder auf. Vielleicht spricht Schwester Raymonde für mich. Aber wie komme ich nach Saint Germain?

Es wurde wieder finster in seinem Kopf. Nur der neu aufgestachelte Hunger nach Zigaretten lebte noch.

Boulevard Sebastopol.

Der Hundsfott, der wie ein Major auf dem Theater aussah, der Schuft, der ein giftgrünes Bändchen im Knopfloch trug und armen Teufeln die letzten fünf Francs aus der Tasche lockte, fiel Trouille ein. Er suchte das Haus des Stellenvermittlers und donnerte mit der Faust gegen die Tür. Er wollte sein Geld zurückverlangen, und wenn der Gauner es nicht gutwillig hergab, ging es dem Kerl an den Kragen. Die Späße waren zu Ende. Man ließ sich nichts mehr gefallen. An die Laterne mit den Betrügern!

Das Bureau blieb stumm und verschlossen. Trouille gab den lächerlichen Kampf mit der Tür auf und zog mit schmerzender Faust ab.

An einer Straßenecke begegnete er zwei zerlumpten Soldaten, die schamlos bettelten. Warum betteln sie immer paarweise? fragte sich Trouille und blieb bei ihnen stehen.

„Schenk' mir eine Zigarette, mein Kamerad."

Die bettelnden Soldaten zuckten die Achseln.

„Unmöglich, mein Alter. Wir haben heute abend noch nichts eingenommen. Diese Schweine von Bürgern haben ein verhärtetes Herz."

Wenn diese Schweine von Bürgern verhärtete Herzen haben, dachte Trouille im Weitertaumeln, und wenn wir andern hungern und betteln müssen, dann soll diese ganze verpestete Welt zugrunde gehen!

Er machte, in siedendem Grimm, eine wilde Gebärde der Verzweiflung gegen die Stadt. Dann überquerte er die großen Boulevards und stieg die Straßen zum Montmartre hinan. Sein Atem keuchte. Die Knie brachen ein.

An die Mauer eines schmutzigen Hauses gelehnt, in einer schmalen, übelriechenden Straße blieb Trouille stehen und wartete, daß sein tobendes Herz sich beruhige. Plötzlich, wie unter dem Druck einer Zwangsvorstellung, begann er, gleich den bettelnden Kameraden von vorhin, mit kläglicher Stimme zu murmeln:

„Mitleid, meine Damen! Ein armer, hungernder Soldat. Mitleid, meine Damen! Ein armer, hungernder Soldat."

Er plapperte die Worte unermüdlich und eintönig, als drehte er eine tibetanische Gebetmühle.

Er hätte ebensogut zehntausendmal „Om mani padme hum" hersagen können. Die Damen gingen vorüber. Die Herren wichen aus. Alle Menschen waren taub geworden. Die Bürger hatten wahrlich harte Herzen.

Wie Mückensummen flüsterte seine tote Stimme durch den Abend.

Eine ältliche Dirne mit narbigem Gesicht, ihr Handtäschchen schwenkend, kam auf den Soldaten zu, machte halt vor ihm, sah ihm in die Augen und öffnete das Täschchen, aus dem sie ein paar Sous hervorholte.

„Da, mein Kleiner, nimm das", bat sie mit zerfressener Stimme. „Mehr habe ich nicht."

Tränen stürzten über Trouilles Gesicht.

„Nimm doch, mein Kleiner“, drängte die alte Dirne gerührt und schneuzte sich. „Die Zeiten sind schlecht. Was tun? So nimm doch.“

Sie drückte ihm die Münzen in die Hand.

„Wenn du auf mich warten willst, bringe ich dir in zwei Stunden mehr. Vielleicht habe ich Glück.“

„Danke, Madame“, schluchzte er.

„Nichts zu danken. Auf Wiedersehen, mein Kleiner.“

Sie stelzte weiter, täschchenschwingend und beständig umkippend mit ihren hochgestöckelten Schuhen, die schiefgetreten waren.

Der Doktor stellte seine Gebetmühle ab und trocknete die Augen. Dann zählte er mit stumpfer Ruhe die Münzen. Es waren fünfzig Centimes. Wie juckender Ausschlag brannte die Scham über die tiefste Erniedrigung, zu der ein Mann hinabsteigen konnte.

Trouille verließ seinen Bettelposten und wanderte weiter, bis er zu einem Tabakladen kam. Er trat ein und kaufte für das Geld der Dirne Zigaretten.

Rauchend und ohne Ziel schleppte er sich durch die Straßen, die allmählich breiter und vornehmer wurden. Nun stampfte er über die großen Boulevards, die von Lärm und Menschen erfüllt waren. Satte Herrschaften saßen vor den Kaffeehäusern und tranken ihr Schnäpschen. Die Dirnen trugen tadelloses Schuhwerk. Siegreiche Offiziere lächelten huldvoll auf die Menge herab. In stolzen Autos glitten die Schieber durch das wunderschöne Leben hin.

Wie bitter schmeckte die Zigarette der armen Dirne!

Jetzt kann ich beruhigt krepieren, dachte Doktor Bessel und starrte mit inbrünstigem Haß auf das elegante Gesindel, das vor dem Café Américain beisammenhockte. Aber vor dem Tod müßte man noch eine Bombe — — —

Er dachte den Gedanken nicht zu Ende. Wie vom Blitz getroffen blieb er plötzlich stehen und fühlte, wie sein Kopf durch einen unterdrückten Schrei gleichsam in zwei Teile gespalten wurde.

Vor ihm, nicht drei Schritte entfernt, saß bei einem Tischchen der alte Georgakopoulo, stutzermäßig angezogen, mit einer gefüllten Nelke im Knopfloch, das Haar silberweiß, den Schnurrbart pechschwarz gefärbt, Georgakopoulo saß hier mit einem zufriedenen Lächeln auf dem schlauen Gesicht, Sophokles Georgakopoulo, der seit vielen Jahren der Firma Julius Bessel in

Berlin Tabake lieferte. Ihre Blicke stießen aufeinander und blieben in der Luft kleben. Dem Griechen fiel das Einglas aus dem entsetzten Auge, das ein Gespenst zu sehen glaubte.

Trouille hakte seinen Blick los und schwankte mit Schritten, die keinen Boden zu berühren schienen, auf das Tischchen zu. Sein Mund war von einem irrsinnigen Lächeln schiefgezogen. Obwohl er in dieser Sekunde vollkommen bewußtlos handelte, spürte er die Augen der amerikanischen Offiziere, die beim Nebentisch saßen und ihn für einen Betrunkenen hielten, und leistete die Ehrenbezeigung.

Dann ergriff er die Hand Georgakopoulos, hielt sie mit zitternder Energie umschlossen und sagte röchelnd:

„Guten Abend, Herr Georgakopoulo. Sie erinnern sich hoffentlich meiner. Trouille. Henri Trouille."

Der Grieche rang nach Luft. Seine Kiefer schlotterten.

„Aber natürlich. Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Herr Trouille. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Trouille?"

Bessel ließ die Hand los und setzte sich nieder.

Schwarze Schleier senkten sich über seine Augen. Er war dem Zusammenbruch nahe. Mit letzter Kraft tastete er nach dem Schnapsgläschen, das vor Georgakopoulo stand, und leerte es.

„Verzeihen Sie", flüsterte er.

Die Schleier vor den Augen lösten sich, und die hohlen Wangen flammten auf.

Georgakopoulo nickte höflich. Seine Schnurrbartspitzen bebten.

„Ich habe Ihnen viel zu erzählen", sagte Trouille mit Anstrengung. Seine Zunge war geschwollen und rissig.

„Ich kann es mir denken, Herr Trouille."

Die Augen des Griechen schweiften unruhig über die Umgebung.

„Müssen wir hier sitzenbleiben, Herr Georgakopoulo?"

„Ich erwarte meine Freundin, aber nichtsdestoweniger —"

„Nein, nein. Lassen Sie sich nicht stören. Vielleicht kann ich morgen — —"

Er unterbrach sich und lallte dann mit heiseren Kehllauten:

„Ich verhungere. Leihen Sie mir ein paar Francs."

„Oh, mein Gott."

Aus einem Wagen stieg eine elegante junge Person und kam auf Georgakopoulo zu. Eine Wolke von Duft umfloß sie. Viele gierige Blicke hingen an ihr.

„Guten Abend, mein Liebling“, sagte sie mit geschulter Stimme, die Innigkeit ausdrückte.

„Fräulein Bonvallet von der Porte Saint-Martin, mein Freund, Herr Trouille“, stellte Georgakopoulo vor.

Trouille erhob sich mühsam und machte eine Verbeugung.

„Sie sind verwundet, mein Herr?“ fragte die Schauspielerin und blickte auf seinen Arm. Sie hatte kühle, graue Augen.

„Ein wenig, mein Fräulein.“

Sie stellte noch viele Fragen und bezeigte Teilnahme für den Kriegsbeschädigten. Er antwortete verwirrt und schwerfällig. Ihn fror vor Hunger.

„Wir wollen dinieren gehen, mein Kind“, meinte Georgakopoulo.

„Schon? Ist es nicht ein wenig zu früh?“

Trouille durchbohrte sie mit gehässigen Blicken.

„Ich denke nicht. Übrigens habe ich Hunger.“

„Bitte, wie du willst, mein Liebling.“

Bei „Liebling“ tremolierte ihre Stimme automatisch.

„Herr Trouille will uns die Ehre geben, mit uns zu speisen.“

Trouille errötete heftig.

„Ich weiß nichts, was mir mehr Freude machen könnte, mein Herr“, erklärte die Schauspielerin verbindlich und spielte Henri Bataille.

„Wir wollen zu Ciro gehen, wenn es dir recht ist, mein Kind.“

Sie machte ein Mäulchen.

„Mein Gott, Ciro! Findest du das Essen bei Ciro möglich?“

„Es ist anderswo nicht besser, mein Herz.“

Sie erhoben sich und gingen die wenigen Schritte nach der Rue Daunou.

Ein Tisch, bedeckt mit Filetstickerei; Chrysanthemen in langstieligen Vasen; glitzernde Kristallgläser.

„Was wollen Sie trinken, lieber Freund?“

„Es ist mir gleichgültig, Herr Georgakopoulo.“

In seiner Kehle saßen lockere Tränen. Er mußte sich Gewalt antun, um nicht nach dem Brot zu greifen, nach diesem sehr positiven Brot, das der Kellner auf den Tisch stellte.

Endlich, endlich kam die Suppe, eine höchst kunstvolle Suppe, die mit altem, trockenem Sherry gewürzt war. Trouille leerte die Schale in einem Zug. Sein Magen gurgelte. Zehn solcher Schälchen hätten dem Verhungerten kaum genügt, um die knurrende Bestie in seinem Körper ein wenig zu beruhigen.

Er mußte nach dem Brot greifen, das verlockend vor seiner Nase stand. Er brach kleine Stücke ab und schob sie in den Mund. Es gab nichts Besseres auf der Welt als Brot. Wie ein beschenktes Kind lächelte er stillvergnügt vor sich hin.

„Lieben Sie Donnay?“ fragte die Schauspielerin und machte ihm Augen.

„Brot ist mir lieber“, wollte er entgegnen und zwang sich zu einem gleichgültigen: „Nicht sehr, mein Fräulein.“

Ein stolzer Fisch wurde von dem herzoglichen Diener zelebriert.

Dem Doktor lief der Speichel im Mund zusammen. Er aß mit nicht zu beherrschender Gier. Je weiter das Mahl vorschritt, desto rosiger wurde seine Laune. Er begann fröhliche Geschichten aus dem Feld zu erzählen, bewährte und erlogene Schützengrabenheiterkeiten, in denen Antoine Chevallier Meister gewesen war. Die junge Schauspielerin konnte mit ihrem perlenden, auch von der Kritik anerkannten Lachen glänzen und zeigte sich sehr dankbar. Ihr Füßchen spielte mit seinen zerrissenen Schuhen. Es machte keinen Eindruck auf ihn. Aber der Wein war vorzüglich. Die ganze Welt schien auf das trefflichste eingerichtet zu sein. Nur am Schluß der Mahlzeit gab es einen peinlichen Zwischenfall. Trouille holte eine Zigarette aus der Tasche und wollte sie anzünden, als mit einmal die Pracht dieses üppigen Tisches in bodenlose Tiefe versank. Nichts blieb übrig wie ein schwarzgähnendes Loch, aus dem das narbige Gesicht der alten Dirne auftauchte, die ihm ihre letzten zehn Sous für Zigaretten geschenkt hatte.

Trouille hielt das brennende Zündholz in der Hand und konnte nicht verhindern, daß jählings Tränen über seine Wangen rollten.

Fräulein Bonvallet und Georgakopoulo starrten ihn sehr verlegen an.

„Was ist Ihnen, mein Herr?“ fragte die Schauspielerin mit halber Stimme, die von Mitleid durchflutet war.

Der Doktor riß sich zusammen.

„Verzeihen Sie“, stammelte er. „Meine Nerven sind hin. Ich habe da draußen einen Schock erlitten. Verzeihen Sie.“

„Sie Armer“, vibrierte die Schauspielerin. Wie eine matte Perle hing ihr eine Träne im Augenwinkel.

Trouille ließ die Zigaretten der Dirne verschwinden und nahm eine echte „Georgakopoulo“, die der Grieche ihm anbot. Das Gespräch kam wieder in Gang. Fräulein Bonvallet er=

kundigte sich, ob Trouille eine „marraine“ besitze. Nein, er hatte keine Patin. Als Georgakopoulo einmal vom Tisch aufstand, bat sie den Soldaten, sie zu besuchen.

„Ich werde mich sehr freuen, mein Herr“, flötete sie lyrisch und gab ihm ihre Adresse.

Nach dem Essen wollte man in ein geheimes Tanzlokal fahren, das augenblicklich sehr in Mode war. Trouille lehnte die Einladung, mitzukommen, sehr entschieden ab. Er habe den Abend nicht mehr frei.

Während sich die junge Schauspielerin vor dem Aufbruch das Gesicht puderte und dem geschädigten Lippenrot nachhalf, steckte Georgakopoulo dem Doktor verstohlen Geld und seine Visitenkarte zu.

„Ich erwarte Sie morgen vormittag, lieber Freund“, sagte er herzlich.

Sie verließen das Lokal und gingen miteinander bis zum Boulevard des Capucines, wo die Zeitungsausrufer tobten. Es regnete Siege.

Georgakopoulo und seine Freundin nahmen Abschied von Trouille und stiegen in einen Wagen.

Bessel zog das Geld aus der Tasche und besah es. Es waren zwei Hundert-Francs-Scheine. Traumhaft und unwirklich erschien es ihm, daß er so reich geworden war. Er hatte wohl mehr Glück gehabt als die gutherzige alte Dirne, die nicht gezögert hatte, dem armen Soldaten alles zu schenken, was sie besaß. Aber nun sollte ihre Güte belohnt werden. Er wollte mit ihr teilen.

Eilig setzte er sich in Bewegung und marschierte zum Montmartre zurück. Es gelang ihm, wenn nicht alles täuschte, Straße und Ecke wiederzufinden, wo er bettelnd die Gebetmühle gedreht hatte, und er wartete mit fiebernder Spannung auf seine Wohltäterin. Dankbar rauchte er ihre Zigaretten und wartete. Stunden verrannen. Sie kam nicht. Viele Frauen zogen an ihm vorüber, junge und alte, große und kleine, dicke und dürre, aber die eine, deren narbiges Gesicht er unter Tausenden erkannt hätte, tauchte nicht wieder auf. Sie hatte wahrscheinlich kein Glück gehabt und konnte ihr Versprechen nicht halten.

Tiefe Trauer befiel Trouille. Allzu tückisch war die Ungerechtigkeit, die es nicht gestatten wollte, daß eine gute, mitleidige Herzensregung belohnt wurde. Er sah die Unglückliche durch die Straßen streichen, täschchenschwingend und mit brennenden Füßen, im Taumel der Verzweiflung, die er so gut

kannte. Durch das ganze Viertel sah er sie mit erlöschender Hoffnung wanken, ohne daß ihr Stern sie zu dieser Ecke geleitet hätte, wo ein Hundert-Francs-Schein sie erwartete.

Die Straße wurde stiller und einsamer. Die letzten Frauen krochen in ihre Höhlen zurück. Es ging auf Mitternacht. Trouille mußte es aufgeben, seine Freundin wiederzufinden. Er verließ seinen Posten, kehrte zweimal zurück, um sich keiner Versäumnis anzuklagen, und machte sich endlich schweren Herzens auf den Heimweg. Obwohl er zum Niederbrechen müde war, schleppte er sich zu Fuß nach Haus, denn es wäre ihm wie ein Verbrechen erschienen, gleich einem satten Bürger im Wagen zu fahren, während jene Frau wanderte und wanderte.

Er schlief bis spät in den Tag hinein und war maßlos überrascht, als er die zweihundert Francs wiedersah, von denen er geträumt zu haben glaubte.

Das Bureau Georgakopoulos war in der Rue Vivienne. Als Trouille in das Kontor trat, in dem fast lauter Mädchen beschäftigt waren, und seinen Namen nannte, wurde er sofort in das Zimmer des Chefs geführt, der ihn ungeduldig erwartete. Georgakopoulo schloß vorsichtig die gepolsterte Doppeltür, umarmte Trouille, schüttelte ihn bei den Schultern und fragte erregt:

„Mensch! Doktor! Um des Himmels willen, wie ist das möglich? Erzählen Sie! Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen."

Trouille hatte ein irres Lächeln auf den Lippen.

„Es gibt keinen Doktor mehr, Herr Georgakopoulo. Der Doktor Alexander Bessel ist tot und schwimmt in irgendeinem französischen Bach. Nur Henri Trouille lebt noch."

Der Grieche blickte ihn verstört an und führte ihn zu einem Klubsessel.

„Setzen Sie sich, Doktor. Sie sind ein wenig nervös. Ich begreife es."

Er schenkte ihm ein Gläschen Kognak ein.

„Trinken Sie, Doktor."

„Bitte, sagen Sie nicht Doktor zu mir. Es macht mich verrückt. Trouille, Henri Trouille. Und sprechen Sie auch nicht Deutsch zu mir, ich ertrage es nicht."

Georgakopoulo machte ein bekümmertes Gesicht. Er bot dem Gast eine Zigarette an und fragte behutsam auf französisch:

„Wollen Sie mir nicht erzählen, wie dies alles gekommen ist?"

„Das will ich gern, Herr Georgakopoulo, wenn Sie Zeit für mich haben."

„Ich stehe Ihnen vollkommen zur Verfügung."

Trouille begann seine Erzählung, stockend und ein wenig gelangweilt, denn es schien ihm, als berichtete er von den romanhaften Erlebnissen eines Fremden, mit dem er nichts zu schaffen hatte. Er verschwieg die Liebe seiner Frau zu dem Maler und gab als Gründe für die gefährliche Verwandlungskomödie sein Wundfieber und Angst vor dem Stacheldrahtlager an.

Georgakopoulo hörte mit steigender Teilnahme zu und konnte kaum mehr ruhig sitzenbleiben. Er stöhnte, seufzte, knurrte und wischte beständig Schweiß von der Stirn.

„Als ich Ihnen gestern begegnete, war ich eine halbe Stunde vor dem Tod", schloß Trouille und nahm eine frische Zigarette.

Der Grieche sprang auf und lief wie ein Besessener durch das Zimmer.

„Toll! Toll!" rief er außer sich. „Daß Doktor Alexander Bessel aus der Firma Julius Bessel solche romantische Streiche macht, ist unfaßbar."

„Sprechen Sie nicht Deutsch, Herr Georgakopoulo", bat Trouille leise. „Ich sterbe vor Heimweh, wenn ich Deutsch höre."

Der Grieche nahm wieder Platz und sagte mit tiefer Besorgnis:

„Wissen Sie, mein Lieber, daß Sie sich in ein lebensgefährliches Abenteuer eingelassen haben? Wenn die Schweinerei herauskommt, blühen Ihnen ein paar Jahre Kerker."

„Oder man stellt mich an die Mauer."

„Hören Sie auf!" wehrte Georgakopoulo entsetzt ab und hielt sich die Ohren zu. „Mit solchen Dingen treibt man keinen Scherz."

„Mir ist nicht zum Scherzen, ich finde mich nur mit der Wirklichkeit ab."

Georgakopoulo dachte so angestrengt nach, daß ihm die Stirnadern anschwollen. Seine Pupillen weiteten sich vor lauter Schlauheit.

„Ist es ganz unmöglich", fragte Trouille, „einen Paß nach der Schweiz zu bekommen? Henri Trouilles Papiere sind ja in Ordnung."

„Was fällt Ihnen ein? Jetzt während der Offensive? Seit zwei Monaten will ich nach der Schweiz fahren und kriege keine Ausreiseerlaubnis, ich, Sophokles Georgakopoulo, Lieferant der französischen Tabakregie."

„Wie gehen die Geschäfte?" erkundigte sich Trouille mit jäh erwachendem Galgenhumor.

Der Grieche begann vergnügt zu lachen. Tausend Fältchen gruben sich in sein braunes Gesicht.

„Sie können sich denken, was jetzt verdient wird. Man schämt sich beinahe, daß die Menschen so dumm sind. Aber bei euch ist es wohl nicht anders. Auch die Firma Bessel dürfte ohne Verlust arbeiten?"

Alte, vergessene Bitterkeit stieg in Trouille auf.

„Wissen Sie, was jetzt unsere Khedive kostet? Zwanzig Pfennig!"

„Donnerwetter!"

„Und die Hedschira fünfundzwanzig!"

„Kinder! Kinder! Dagegen sind wir ja die reinsten Waisenknaben."

Georgakopoulos Gesicht wurde wieder ernst. Er sagte, als schlösse er eine Gedankenreihe ab:

„Vor allem ist es heller Wahnsinn, daß Sie in Uniform herumlaufen. Wenn Sie einem Regimentskameraden begegnen, sind Sie futsch."

„Ich hatte kein Geld, um mir Zivilkleider zu kaufen."

„Natürlich. Aber jetzt dürfen Sie keine Minute verlieren, um wieder Bürger zu werden."

„Wir haben ein Konto in der Schweiz, beim Schweizerischen Bankverein in Zürich. Könnten Sie mir nicht behilflich sein, dort Geld zu beheben?"

„Nicht zu machen, lieber Freund. Wie soll ich Ihre Unterschrift nach der Schweiz bringen? Aber das ist auch gar nicht notwendig. Ich stelle Ihnen selbstverständlich zur Verfügung, wieviel Sie brauchen. Genügen vorläufig fünfzigtausend Francs?"

„Sie sind wohl nicht bei Trost? Was soll ich mit so viel Geld?" Er sprach mit einem Male Deutsch.

„Man kann nie genug Geld haben, besonders wenn man Butter auf dem Köpfchen hat."

„Und Sie wollen mir wirklich eine solche Summe leihen?"

„Aber Menschenskind, Sie sind mir auch für eine Million gut, trotz dem schlechten Markkurs und obwohl man jetzt Trouille zu Ihnen sagen muß."

„Dank, Dank", stammelte der Doktor verwirrt und reichte dem alten Geschäftsfreund die Hand.

„Hier haben Sie zehntausend Francs in bar", sagte Georgakopoulo und holte das Geld aus der Schreibtischlade hervor. „Den Rest weise ich Ihnen an den Crédit Lyonnais an, wenn es Ihnen recht ist. Außerdem habe ich Ihnen eine Brieftasche gekauft, damit Sie das Geld einstecken können. Und hier sind Adressen von einem anständigen Schneider und von einem Hemdenmacher."

Die Nerven des Doktors hielten nicht stand. Er legte den Kopf auf seinen Arm und schluchzte.

„Sie müssen Nachsicht mit mir haben, Georgakopoulo. Ich bin tatsächlich niedergebrochen. Während meines ganzen Lebens habe ich nicht so viel geheult wie in den letzten Tagen. Ich schäme mich."

„Kein Grund, sich zu schämen. Solange man weinen kann, ist nichts verloren."

„Ich will Ihnen einen Schuldschein über die Summe schreiben, Georgakopoulo."

„Lächerlich. Das ist nicht notwendig."

„Doch. Mein Leben gilt nicht viel."

Er stellte den Schein aus und gab ihn seinem Retter.

„Kann Ihnen Ihre Hilfeleistung nicht gefährlich werden, Georgakopoulo?"

„Mein Gott, ich fürchte mich nicht. Ich bin ein alter Mann, trotz meinem schwarzgefärbten Schnurrbart. Und die Zeiten, die jetzt kommen, werden hart und grausam gegen uns Alte sein." Er gab dem Gespräch eine andere Wendung. „Hören Sie zu, Doktor, mit den Zivilanzügen allein ist nichts getan. Sie müssen auch Paris verlassen. Paris ist für Berliner gegenwärtig ein gefährlicher Aufenthaltsort. Sie müssen in die Provinz. Die gute Provinz ist sicherer und weniger nervös als Paris. Ich habe eine gute Idee für Sie, wie mir scheint. Sie werden nach Marseille gehen und meine dortige Filiale leiten."

„Ist das zu machen?"

„Ganz leicht. Es trifft sich ausgezeichnet, daß mein bisheriger Vertreter eingezogen wurde. Ich habe jetzt nur einen jungen Mann in Marseille sitzen. Die Branche kennen Sie, und wenn Sie mir auch ein paar Geschäftsgeheimnisse abgucken, so macht es mir nichts aus. Wir werden trotzdem im Frieden wieder miteinander arbeiten. Sie kriegen achthundert Francs im Monat, ebenso wie Ihr Vorgänger —"

„Das nehme ich nicht an."

„Können Sie ruhig nehmen. Sie müssen dafür auch arbeiten, denn mit einem Scheinposten ist Ihnen nicht gedient. Es ist der einzige Weg, um, wenn es soweit ist, einen Paß nach der Schweiz zu kriegen. Abgemacht?"

„Abgemacht. Sobald ich neu eingekleidet bin, reise ich nach Marseille."

„Schön. Dann überweise ich Ihnen Ihr Geld nach Marseille. Wenn Sie es geschickt anstellen, können Sie als Filialleiter der Firma Georgakopoulo, der für das Vaterland geblutet hat und überdies ein hübsches Bankkonto besitzt, Stadtverordneter von Marseille werden." Er lachte gutmütig. „Sie müssen sich unbedingt den Titel Direktor beilegen, gleich Ihrem Vorgänger, denn Sie glauben gar nicht, wie empfindlich Franzosen auf Titel und Ordensbändchen reagieren. Es scheint Naturgesetz zu sein: Je demokratischer ein Volk ist, desto größer seine Sehnsucht nach dem verlorenen aristokratischen Paradies."

„Wie lange dauert noch der Krieg nach Ihrer Meinung, Georgakopoulo?"

„Er kann in einigen Monaten, vielleicht in einigen Wochen zu Ende sein."

„Wie steht es mit uns?" fragte der Doktor zaghaft. „Die französischen Heeresberichte lügen ja unverschämt."

Der Grieche wiegte den Kopf hin und her.

„Ich fürchte, daß sie ausnahmsweise der Wahrheit nahekommen. Die Sache scheint sehr schlecht für Deutschland zu stehen."

Bessel brauste auf.

„Sie wollen mir doch hoffentlich nicht einreden, daß wir den Krieg verlieren?"

„Ihr habt ihn schon längst verloren."

„Sagen Sie das nicht, Georgakopoulo. Sie tun mir weh."

„Es hilft nichts, lieber Freund, den Kopf in den Sand zu stecken. Der Krieg ist für euch verloren seit dem Tag, da ihr euch Amerika zum Feind gemacht habt. Wissen Sie, Doktor, ich habe Deutschland immer aufs höchste bewundert, seinen Fleiß, seine Tüchtigkeit, seine Kaufleute, den ganzen Betrieb. Alles andere verstehe ich nicht und kann es auch nicht beurteilen, denn ich bin nur ein einfacher Tabakhändler. Ich war während der ganzen Kriegsjahre fest davon überzeugt, daß ihr das Rennen machen werdet, aber im Frühling bin ich in Bordeaux gewesen und habe die Amerikaner arbeiten gesehen.

Donnerwetter! Hut ab! Wir können alle einpacken, alle, nicht bloß ihr. Ganz Europa kann einpacken. Doktor, Sie würden es nicht für möglich halten, was diese Burschen aus Bordeaux gemacht haben. Was sage ich, Bordeaux! Aus ganz Frankreich! Es ist ein schwacher Trost, aber glauben Sie mir, in diesem Kampf gibt es nur einen Sieger, und der heißt Amerika. Und wer weiß, ob nicht eines Tages, wir werden ihn kaum erleben, England und Frankreich es bedauern werden, daß Amerika und nicht Deutschland diesen Krieg gewonnen hat."

Der Doktor erhob sich und sagte beklommen:

„Seien Sie mir nicht böse, Georgakopoulo, aber ich kann von alldem nichts glauben."

„Ich wäre sehr zufrieden, wenn ich unrecht hätte, Doktor, davon dürfen Sie überzeugt sein."

„Leben Sie wohl, Georgakopoulo, und seien Sie versichert, daß ich nie vergessen werde, was Sie für mich getan haben."

„Es ist doch so wenig und kaum der Rede wert. Ich wollte, ich könnte Sie nach der Schweiz bringen, das wäre wertvoller. Vorläufig müssen wir Zeit gewinnen. Sie wissen ja, wer Zeit gewinnt, lebt."

Als der Doktor auf die Straße trat, rieselte wie ein Schauer Angst vor Entdeckung über seinen Rücken.

In dieser Stunde, da er fröstelnd durch die schmale Rue Vivienne schritt, enthüllte sich ihm ein armseliges Geheimnis der menschlichen Seele: Nur wer etwas zu verlieren hatte, fürchtete den Tod.

19.

Fräulein Jeanne stieß einen leisen Schrei der Überraschung aus, als sie Trouille erblickte, der sie auf dem Pont Michel erwartete.

„Ich habe Sie im ersten Augenblick gar nicht erkannt, mein Herr", sagte sie eingeschüchtert von dem prachtvollen englischen Anzug, den ihr sonderbarer Verehrer heute trug. „Sie sehen ganz verändert aus, aber zu Ihrem Vorteil, wie ich hinzufügen möchte."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Fräulein Jeanne. Verzeihen Sie, daß ich mich einige Tage nicht blicken ließ, aber ich hatte sehr viel zu tun."

„Ihre Geschäfte gehen gut, nicht wahr? Überflüssige Frage, man braucht Sie ja bloß anzusehen. Es ist nett von Ihnen, daß Sie sich meiner erinnert haben."

„Wir sind doch gute alte Freunde."

Sie seufzte hörbar.

„Was beginnen wir mit dem Abend, Fräulein Jeanne? Wollen wir in die Stadt fahren?"

„Unmöglich. Ich bin nicht angezogen, mein Herr."

Er sah zum erstenmal, daß ihre Kleidung, die dem hungernden Soldaten den Eindruck überwältigender Eleganz gemacht hatte, sehr bescheiden war.

„Wollen Sie nicht mit mir ins Cinéma gehen, mein Herr? Wir könnten den zweiten Teil der ‚Grasmücke' ansehen."

„Ausgezeichnet, Fräulein Jeanne. Ich bin sehr begierig, zu erfahren, wie es Fauvette weiterhin ergeht."

Als sie im Kino saßen, kehrte die Stimmung von jenem ersten Abend nicht wieder. Jeanne schien ihm irgendwie entfremdet zu sein, war förmlich und zurückhaltend, nahm seine Hand nicht in ihren Schoß. Auch das Schicksal der ‚Grasmücke' ergriff sie nicht, die sehr oft statt auf die Leinwand auf ihren Nachbarn blickte. Nach der Vorstellung überredete Trouille seine Freundin, mit ihm in der Taverne Abendbrot zu essen. Sie sträubte sich lange, bevor sie seinem Wunsch nachgab. Erst nach einigen Gläsern Weines löste sich ihre Befangenheit und wich der alten Vertraulichkeit, die zwischen ihr und dem armen Soldaten bestanden hatte.

„Denken Sie," sagte sie lachend, „ich bildete mir immer ein, Sie wären ein verwunschener Prinz und gingen in einer Verkleidung spazieren. Nicht wahr, Sie heißen auch gar nicht Trouille?"

„Aber gewiß, Fräulein Jeanne", erwiderte er heftig beunruhigt.

„Mein Gott, Sie müssen mir Ihren wahren Namen nicht sagen. Ich verlange es nicht. Was sind Namen!"

„Sie irren sich, Fräulein Jeanne, ich heiße wirklich Trouille."

Er holte seine Papiere eilfertig aus der Tasche.

„Bitte, überzeugen Sie sich."

In wunderlicher Aufregung sah er zu, wie sie die Papiere studierte. Seitdem er wieder Bürger geworden war, witterte er überall Gefahr.

„Seltsam", sagte Jeanne mit unerklärbarem Instinkt, der

Trouille wie Atem aus dem Jenseits anwehte. „Ich hätte niemals geglaubt, daß Sie wirklich Henri Trouille heißen."

Er lächelte gezwungen und steckte seine Papiere in die Tasche.

„Wie kommen Sie zu diesem Glauben, Fräulein Jeanne? Sehe ich nicht wie ein Mann aus, der Henri Trouille heißt?"

„Nein."

„Sondern?"

Sein Herz schlug stürmisch. Welche gefährliche und sentimentale Dummheit war es gewesen, am letzten Pariser Abend diesem kleinen Mädel eine Freude machen zu wollen!

Sie überlegte eine Weile und sagte dann lachend:

„Sie könnten Bolo-Pascha heißen."

Er atmete erleichtert auf, denn in dieser beklemmenden Sekunde war er auf das Unwahrscheinlichste gefaßt gewesen.

„Na, Sie wünschen mir ja alles Gute, Fräulein Jeanne."

Bevor sie aufbrachen, sagte Trouille:

„Da ich morgen Paris verlassen muß —"

„Oh, Sie verreisen?"

Die Heiterkeit verschwand aus ihrem Gesicht und machte bitterer Enttäuschung Platz.

„Nur für kurze Zeit, Fräulein Jeanne. Ich habe in Lyon zu tun und bin in einer Woche wieder zurück."

Sie schüttelte den Kopf.

„Verzeihen Sie, aber Sie sprechen die Unwahrheit."

„Wie dürfen Sie das sagen, Fräulein Jeanne!"

Sie ergriff seine Hand und blickte ihm fest in die Augen.

„Nicht böse sein, mein Freund. Jetzt wird mir ganz deutlich, was für ein Mensch Sie sind."

Er saß starr da und bemühte sich, ihren Blick auszuhalten.

„Sie sind ein Mensch, der nicht lügen kann und doch immer lügen muß."

„Sie beleidigen mich, Fräulein Jeanne."

„Das will ich nicht. Was ich wollte, wäre, daß Sie mir Vertrauen schenkten. Sie könnten mir alles sagen, auch wenn Sie Deserteur oder Dieb oder Verbrecher wären —"

„Damit kann ich Ihnen leider nicht dienen, Fräulein Jeanne", unterbrach er sie spöttisch. „Ihre Phantasie ist vom Cinéma verdorben."

„Verzeihen Sie", sagte sie in verändertem Ton. „Ich weiß nicht, was ich spreche. Ich benehme mich wie ein gemeines

Weib. Ich habe zuviel Wein getrunken. Verzeihen Sie, mein Freund."

Er küßte ihre Hand.

„Wir wollen Frieden schließen, kleine Jeanne."

„Ich schäme mich."

Er holte ein schmales Samtschächtelchen aus der Tasche und überreichte es ihr.

„Erlauben Sie mir, meine liebe Jeanne, Ihnen dieses kleine Andenken an mich zu verehren."

Sie betrachtete ihn voll Mißtrauen und öffnete zögernd die Schachtel. Ein dünnes Goldarmband, mit einem schönen Smaragd geziert, blinkte ihr entgegen. Sie klappte die Schachtel zu und schob sie schroff zurück.

„Wenn Sie für mich nichts anderes übrig haben wie diesen Goldreif, dann danke ich, mein Herr."

Sie war ehrlich entrüstet und stand auf.

„Aber entschuldigen Sie, mein liebes Fräulein Jeanne, Sie können doch dieses kleine Andenken von mir annehmen."

„Haben Sie wirklich kein Gefühl dafür, mein Herr, daß Sie mich damit beleidigen? Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, mein Herr."

Er begriff nichts. Kenntnis der Frauen war niemals seine starke Seite gewesen.

„Solche Geschenke macht man einer Geliebten, aber nicht einer Frau, die einem gleichgültig ist. Verstehen Sie, mein Herr?"

„Ich verstehe kein Wort", entgegnete Trouille mit ärgerlichem Lachen.

„Dann haben Sie die Nerven eines Boche."

Er steckte achselzuckend das verschmähte Armband in die Tasche, und sie marschierten nebeneinander den Boulevard hinunter. Jeanne sprach kein Wort, und seine Versuche, sie zu versöhnen, scheiterten.

Höchst merkwürdige Geschöpfe sind diese Frauen, dachte der Doktor überrascht. Die einen sind beleidigt, wenn man ihnen nichts schenkt, die andern, wenn man ihnen etwas schenkt. Henri Trouille hätte es wohl besser verstanden, mit Pariserinnen umzugehen.

Sie standen vor dem Haus in der Rue Huyghens.

„Wollen wir wirklich im Zorn auseinandergehen, Fräulein Jeanne?"

„Ich bin nicht mehr zornig. Ich vertrage nur lasterhafte Männer nicht."

Sie sagte es so ernst und überzeugt, daß er hell auflachen mußte.

„Leben Sie wohl, und reisen Sie glücklich, mein Herr."

Sie öffnete das Tor und verschwand.

Er stand kopfschüttelnd eine ganze Weile unter ihren Fenstern und ging dann langsam nach Haus, in das schäbige Absteigehotel, das er aus Aberglauben nicht verlassen hatte, obwohl ihn gerade hier der Umschwung seiner äußeren Verhältnisse verdächtig machen konnte.

Das goldene Armband mit dem Smaragd schenkte er der kleinen Paulette, die in dieser Abschiedsnacht teuflischer geschwungene Augenbrauen hatte denn je. Am nächsten Tag reiste Henri Trouille nach Marseille.

Es war eine Fahrt voll von Beklemmungen und eingebildeten Schrecknissen. Seine Nerven waren im Aufruhr. Mißtrauen gegen die Mitreisenden quälte ihn und machte seine Haltung unsicher. Wenn der Schaffner in das Abteil trat, stockte sein Herzschlag. Sooft er zu schlafen versuchte, stand das zerschmetterte Gesicht Henri Trouilles höhnisch grinsend vor seinen Augen, die er nicht mehr zu schließen wagte. Wenn er zum Fenster in die gleitende Nacht hinausblickte, starrte ihm Henri Trouille entgegen. Aus dem Spiegel, der in die Wand eingelassen war, lächelte ihm der Tote vertraulich zu. Überall war Trouille, der Verräter.

Der Doktor saß zitternd in seiner Ecke und zündete mit unsicheren Fingern eine Zigarette an der andern an. Nun ahnte er, was Verfolgungswahn war. Seine Vernunft ließ ihn im Stich und lieferte ihn gnadenlos finsteren Mächten aus, denen er nicht zu entrinnen vermochte. Er peinigte sich mit Vorwürfen, den Rat Georgakopoulos befolgt zu haben, der ihn nach Marseille gewiesen hatte. Es war eine fremde Stadt, in der er keinen Menschen kannte. Wie sicher und heimatlich erschien ihm in dieser Nacht Paris, wo er Freunde besaß, Menschen, mit denen er sprechen konnte, Paris mit seinen vertrauten Straßen, mit der Bücherlände, mit dem Luxembourg-Garten, mit dem kleinen Hotel, in dem die dicke Madame Maurose saß und die zierliche Paulette mit lasterhaften Lippen lächelte. In sehnsüchtiger Dankbarkeit gedachte er aller Menschen, die seinen Hungerweg gekreuzt hatten. Man war verloren und ausgestoßen, wenn man keine Genossen des Glücks, des Elends, des Verbrechens besaß.

Als der Morgen dämmerte, wurde Bessel ruhiger, aber nicht sicherer. Er ergab sich kampflos in sein Geschick. Henri

Trouille starrte nicht mehr durch das Fenster und aus dem Spiegel, er war versunken und verweht.

Mit vielen Stunden Verspätung traf der Zug am Abend in Marseille ein. Der Doktor stieg aus, ungläubig und wie im Traum, denn er vermochte es nicht zu fassen, daß diese Fahrt wirklich zu einem Ziel geführt hatte, ohne daß er entdeckt, verhaftet oder auch nur kontrolliert worden wäre.

Er kehrte in einem Hotel der Rue Noailles ein, das ihm Georgakopoulo empfohlen hatte, wurde von dem Besitzer, einem älteren Herrn mit merkwürdig jungen Augen, wie ein guter Bekannter aufgenommen, nachdem er sich als Direktor Henri Trouille von der Firma Sophokles Georgakopoulo vorgestellt hatte, aß im Speisesaal, inmitten von laut schwatzenden und heftig gestikulierenden Menschen, die ihm nichts taten, ein ausgezeichnetes Mahl mit gutem Appetit und begab sich sehr bald zu Bett, um trotz dem südlich tobenden Geschrei der Straße nach wenigen Minuten in Tiefschlaf zu versinken.

Als er erwachte, hatte er die Krise überwunden und beschloß, einen Spaziergang durch die Stadt zu machen, nachdem er den Plan studiert hatte, der ihm von Georgakopoulo mitgegeben worden war. Er wanderte durch die Cannebière zum alten Hafen, freute sich an den edlen Gesichtern der vielen indischen Soldaten, denen er auf dem Weg begegnete, wurde immer beruhigter, als er merkte, daß kein Polizist ihn auch nur eines Blickes würdigte, und entschied sich dafür, von Sehnsucht nach Menschen getrieben, sogleich, obwohl er laut Vertrag seine Stelle erst am 1. Oktober antreten sollte, das Haus seiner zukünftigen Tätigkeit aufzusuchen.

Das Bureau und die Lagerräume der Firma Georgakopoulo befanden sich auf dem Quai de la Joliette, in der Nähe des Zollamtes, und Trouille fand sich nach einigen Irrwegen zu dem Haus hin. Als er in das Bureau eintrat, bot sich ihm ein Bild dar, das ihn als ordnungsliebenden Geschäftsmann empörte.

Ein älterer Mann, der Buchhalter offenbar, saß vor der aufgeschlagenen Strazza und las, aus einer Pfeife rauchend in der Zeitung, ohne sich um den Eintretenden zu kümmern. Zwei Angestellte, die den Eindruck von Kriegsbeschädigten machten, spielten unter wilden Ausrufen Karten. Ein sehr eleganter junger Mann, der wie ein Berufstangotänzer aus einem Nachtlokal aussah, schäkerte mit einem bildhübschen Schreibmaschinenfräulein und verhinderte es, den eingespannten Brief zu beendigen.

„Guten Tag, meine Herren", sagte der Doktor mit zorniger Stimme. „Verzeihen Sie, wenn ich störe. Meine Name ist Trouille. Herr Georgakopoulo hat mich als Direktor des Marseiller Hauses bestellt."

Die Wirkung seiner Worte war überwältigend komisch. Der Buchhalter zerknüllte die Zeitung und verschluckte sich am Rauch. Die beiden Spieler warfen die Karten unter den Tisch und wetteiferten in Verbeugungen. Das hübsche Fräulein begann energisch zu klappern. Nur der junge Mann mit der Berufstänzergestalt hatte seine Fassung nicht verloren und ging mit weltmännischer Sicherheit auf Trouille zu.

„Guten Tag, Herr Direktor. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Asdrubale Modaneta. Der Chef hat uns Ihre Ankunft bereits angezeigt, aber wir haben Sie nicht so bald erwartet, wie Sie sehen."

Er lächelte mit sehr weißen Zähnen so liebenswürdig und entwaffnend, daß ihm Trouille versöhnt die Hand reichte. Modaneta stellte die andern Angestellten vor, die zerknirschte und bußfertige Gesichter machten, und geleitete dann Trouille in das Privatkontor des Direktors.

„Sagen Sie, mein Lieber," fragte Trouille in freundschaftlichem Ton, denn er war davon unterrichtet, daß dieser elegante und reiche Jüngling nur Volontärsdienste leistete, „sagen Sie, mein Lieber, wie können Sie diese Schweinerei hier dulden?"

Modaneta verbeugte sich geschmeidig.

„Sie haben vollkommen recht, Herr Direktor, aber es gibt einige Entschuldigungen. Wollen Sie nicht rauchen, Herr Direktor?" Er holte eine Blechschachtel mit Zigaretten heran und reichte seinem Vorgesetzten Feuer. „Erstens gibt es augenblicklich wahrhaftig nichts zu tun. Unser Schiff mit der neuen Ware trifft erst im Oktober ein. Die Magazine sind ganz leer, wie Sie sich überzeugen können, Herr Direktor."

„Und zweitens?"

„Zweitens, um die peinliche Wahrheit zu sagen, haben die Leute keinen Respekt vor mir."

„Das liegt doch wohl an Ihnen."

„Ja und nein, Herr Direktor. Ich bin nämlich, erschrecken Sie, bitte, nicht, ich bin aus Venezuela. Kennen Sie Venezuela? Ein beklagenswertes und rückständiges Land, mein Herr. Ich weiß nicht einmal, ob wir an dem gegenwärtigen Krieg zur Hebung der Kultur, Verzeihung, beteiligt sind. Keinesfalls haben wir Truppen in Europa. Unsere Armee leistet Wunder der Tapferkeit im eigenen Land."

Trouille mußte über den jungen Menschen lächeln, der zu ihm sprach, als wüßte er, daß er einen Deutschen und keinen Franzosen vor sich hatte.

„Obwohl es heute gewisse Vorteile bietet, Venezolaner zu sein, entschuldigen Sie meine Offenherzigkeit, Herr Direktor — man darf nämlich am Leben bleiben und gerade Glieder behalten, worauf ich ziemlichen Wert lege —, so sind auch einige Nachteile nicht zu vermeiden. Ein Paß aus Venezuela genießt, wie Sie sich denken können, nur geringes Ansehen, und dauernder Aufenthalt in Paris ist für einen strammen jungen Menschen nahezu unmöglich, denn man wird so lange behelligt, bis man verschwindet. Und selbst hier, in Marseille, wird man bisweilen vorwurfsvoll angesehen, weil man nicht im Schützengraben ist oder in einem Heldengrab ruht, aber das liegt in der menschlichen Natur: der Kranke haßt immer den Gesunden."

„Sprechen Sie immer so unvorsichtig, mein Lieber?" fragte Trouille. „Auch ich bin im Feld verwundet worden."

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, ich wollte weder Ihnen noch einem andern Ihrer tapferen Volksgenossen nahetreten, ich bemühte mich nur, zu erklären, warum ich mir im Bureau keinen Respekt verschaffen kann. Der Buchhalter hat einen Sohn verloren, und die beiden Herren, die Karten gespielt haben, sind Kriegsverletzte. Der eine ist mit einem Lungenleiden nach Hause geschickt worden, der andere besitzt ein Kunstbein. Sie werden begreifen, Herr Direktor, daß die Herrschaften mich für sehr minderwertig halten."

„Und das Schreibmaschinenfräulein?"

„Mein Gott, sie ist doch verteufelt hübsch, die kleine Yvonne", antwortete Modaneta mit naivem Lächeln.

Trouille wünschte die Lagerräume zu sehen und verließ, von dem Volontär begleitet, das Bureau, das jetzt von Arbeit dampfte. Der Verwalter, der bereits gewarnt und aus der Kneipe geholt worden war, erwartete die Herren diensteifrig und zeigte unter verlegenen Beteuerungen die vernachlässigten Magazine, die er in der kurzen Zeit noch nicht hatte reinigen lassen können.

Der neue Direktor, von seinem preußischen Ordnungssinn überwältigt, erklärte drohend:

„Wenn die Magazine in einer Woche nicht blitzblank sind, fliegen Sie, mein Lieber, dafür garantiere ich Ihnen."

Der Verwalter schwor bei allen Heiligen, daß alles geschehen

werde, und streckte gegen den scharfen Vorgesetzten die Zunge aus, als er hinter ihm marschierte.

„Wenn Sie mich in Ihrer freien Zeit ein wenig über die hiesigen Verhältnisse orientieren wollten," sagte Trouille nach dem Verlassen der Lagerräume zu dem Venezolaner, „so wäre ich Ihnen sehr dankbar. Ich bin ganz fremd in Marseille."

„Ich stehe mit dem größten Vergnügen zu Ihren Diensten, Herr Direktor", erwiderte Modaneta voll Begeisterung. „Wenn Sie gestatten, will ich Sie sofort begleiten. Wir schließen nämlich um ein Uhr das Bureau. Es genügt vollkommen. Von Acht bis Eins kann die einlaufende Post mit Leichtigkeit erledigt werden, und sonst gibt es nichts zu tun. Wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Direktor, behalten wir diese erfreuliche Arbeitszeit während des Septembers bei."

Bessel hatte nichts dagegen. Sein jäh erwachter Arbeitstrieb erschien ihm plötzlich tragikomisch und wich wieder unbestimmter Schwermut, die sein Herz bedrückte.

Modaneta, der seine Bureaufreunde benachrichtigt hatte, daß trotz dem neuen Herrn um ein Uhr geschlossen werden könne, kehrte zurück und schlug vor, zum Frühstück zu fahren. Er führte seinen neuen Vorgesetzten natürlich in die „Réserve" und überredete ihn, die Bouillabaisse zu versuchen.

„Ich weiß nicht, ob Ihnen das Zeug schmecken wird," meinte er mit gutmütigem Spott, „aber es hilft nichts, man muß sich daran gewöhnen. Wer nicht selber nach Knoblauch duftet, wird sich niemals in Marseille wohlfühlen."

Als Trouille seine Brotkarte hervorsuchte, um sie dem Kellner zu geben, winkte Modaneta lächelnd ab:

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Direktor, in den besseren Lokalen Marseilles macht man diese deutschen Erfindungen nicht mit."

Der Doktor fühlte sich aufgerichtet von der unbekümmerten Laune des jungen Menschen, in dessen ironischen Ton einzustimmen ihm leider seine Rolle verbot, und empfand freundschaftliche Dankbarkeit für den Venezolaner, den ihm ein gütiger Zufall in den Weg geschickt hatte.

„Verzeihen Sie eine Frage, Herr Direktor, sind Sie verheiratet?"

Nein, Direktor Trouille war ein lediger Mann.

„Oh, das ist ausgezeichnet. Dann haben wir ein weites Feld vor uns. Es ist jetzt sehr lustig in dem alten Marseille."

Der Doktor erinnerte sich eines Rates Georgakopoulos,

der ihm nahegelegt hatte, so bald wie möglich eine eigene Wohnung zu mieten und Steuer zu bezahlen. Nichts entwaffnete das Mißtrauen von Behörden unwiderstehlicher als eine Steuerquittung. Steuerzahler waren immer Staatserhalter.

„Sie könnten mir einen großen Dienst erweisen, Herr Modaneta," sagte er, als sie beim Mokka angelangt waren, „wenn Sie mir gelegentlich eine hübsche eingerichtete Wohnung besorgen wollten."

„Mit tausend Freuden, Herr Direktor. Wohnungsuchen ist eine Leidenschaft von mir, besonders jetzt. Man kann auf diese Weise die amüsantesten Bekanntschaften von Strohwitwen machen. Wie hoch wollen Sie in der Miete gehen?"

„Das überlasse ich Ihnen, ich kenne die Verhältnisse zu wenig. Im übrigen bin ich nicht unvermögend."

Der Venezolaner wurde immer entzückter von seinem neuen Direktor.

Sie verbrachten den ganzen Tag und die halbe Nacht miteinander, in deren Verlauf Doktor Bessel nicht ohne inneres Widerstreben eine Menge Geld ausgab und viele Menschen kennenlernte: Börsenmänner, eine argentinische Tänzerin vom Palace-Kasino, einen Magistratsbeamten, zwei Schiffsreeder, den schwedischen Konsularattaché, eine sehr liebliche englische Liedersängerin vom Alcazar Lyrique, zwei Kaffeehändler aus Brasilien, einen Herrn vom Crédit Lyonnais und Madame Blanche.

Dieses tolle und wirbelnde Leben, das ihm mühelos Bürgerrecht in Marseille verschaffte, machte Trouille vier Tage mit. Er erwachte sehr spät, ohne jemals ausgeschlafen zu sein, ging für eine knappe Stunde ins Bureau, wo er gähnend Briefe unterschrieb, frühstückte in großer Gesellschaft und spielte dann endlose Dominopartien im Café du Commerce, bis ihn der Abendbummel abberief. Eines Tages, da er durch die Cannebière schritt und unzählige Male den Hut lüften mußte, fiel ihm ein, daß er jetzt bereits die prominentesten Leute der Stadt kannte und sich nun ein wenig zurückziehen durfte, um auszuschlafen und sich auf sich selber zu besinnen. Auch mußte er Modaneta Zeit lassen, endlich die versprochene Wohnung zu suchen, da er nicht zu lange mehr im Hotel bleiben wollte.

Am ersten Abend, da Trouille zu früher Stunde sein Zimmer betrat, geschah es ihm, daß er nicht einschlafen konnte. Er lag viele Stunden wach und kämpfte mit feindseligen Gedanken, die aus allen Windrichtungen auf ihn losfuhren und ihn marterten. Mit Selbstbetäubung ließ sich die Gefahr nicht be=

seitigen, die über seinem Kopf hing gleich einer schweren Gewitterwolke, bereit, sich im nächsten Augenblick zu entladen.

Er verbrachte zwei einsame und schwermütige Tage, die unter beständigem, dumpfem Druck lagen. Wo er ging, öffneten sich Abgründe neben dem Weg des Friedlosen, der jenseits der Bürgerlichkeit nicht atmen konnte. Am dritten Tag, Trouille schritt langsam den Hafenkai entlang, riß das Gewölk, das seinem Verstand die Aussicht versperrt hatte, und ließ ihn erkennen, von welcher Seite die Gefahr drohte, deren Näherkommen seine Nerven ahnten. Wie ein Blitz fuhr diese Erkenntnis vor seinen entsetzten Augen nieder.

Die Gefahr kam von der alten Mutter Henri Trouilles in Cannes.

Diese Mutter konnte niemals aufhören, nach ihrem Sohn zu forschen. Sie schrieb an die Feldpostadresse und später an das Regiment, das den Brief an das Lazarett in Saint Germain weiterleitete. Das Lazarett ließ möglicherweise durch die Polizei den gegenwärtigen Aufenthaltsort des entlassenen Henri Trouille feststellen und teilte ihn der besorgten Mutter mit, die mit dem nächsten Zug nach Marseille reiste, um den geliebten Sohn zu umarmen.

Kalte Schweißtropfen perlten auf Bessels Stirn. Die Gefahr war größer und näher, als er je geahnt hatte. Er verwünschte Georgakopoulo, der, ohne Kenntnis der Zusammenhänge, ihn nach Marseille geschickt hatte, mitten ins Verderben hinein. Er überlegte, ob es nicht klüger wäre, noch heute abend nach Paris zu fahren und sich in dem kleinen Hotel der Madame Maurose zu verbergen, und gab den Gedanken wieder auf, da er einsah, daß ihn der Aufenthalt in Paris vielleicht vor einer persönlichen Begegnung mit der Mutter, aber keinesfalls vor ihren Nachforschungen bewahrte.

Es gab nur einen Ausweg aus dieser Not: Man durfte vor der Gefahr nicht fliehen, man mußte ihr entgegengehen und die drohende Faust in ihr Maul stecken, um sie zum Schweigen zu bringen. Er mußte nach Cannes fahren, vor die Mutter hintreten, sich als guten Kameraden Henri Trouilles vorstellen und ihr einen Roman von dem Sohn erzählen.

Diese Fahrt war ein tollkühnes Wagnis, denn in Cannes gab es zweifellos Leute, die Henri Trouille kannten, aber in Marseille untätig sitzenzubleiben und auf das Niedersausen des tödlichen Schlages zu warten, war ein noch gefährlicheres Unternehmen, dem seine Nerven nicht gewachsen waren.

Die Gewißheit, daß er entdeckt war, bot immer noch die

Möglichkeit, sich irgendwo zu verkriechen, er dachte in diesem Augenblick an die kleine Wohnung seiner beleidigten Freundin Jeanne, und war in jedem Fall dem Zweifel vorzuziehen, der ihn in den Wahnsinn treiben mußte.

Er wäre am liebsten auf der Stelle nach Cannes gefahren, aber da er dort zu nächtigen nicht wagen durfte, verschob er die Reise auf den nächsten Morgen. Er brachte es aber nicht über sich, für diese Nacht in sein Hotel zurückzukehren, wo ihn vielleicht heute schon eine alte Frau hoffnungsselig erwartete, und suchte die vernachlässigte Lebemännergesellschaft auf, die sein Wiederkommen sehr stürmisch feierte. Am frühen Morgen, nach einer Nacht, erfüllt von krampfhafter und verzweifelter Lustigkeit, setzte er sich in den Zug nach Cannes.

Henri Trouille fuhr zu seiner Mutter.

20.

Vorsichtig und behutsam, wie ein Mann, der barfüßig über Glasscherben wandeln muß, ging Trouille vom Bahnhof nach der Rue Félix Faure. Mit unverlöschbaren Lettern war die Adresse der Mutter, die er in jener Lazarettnacht aus dem Brief erfahren hatte, in sein Gedächtnis eingehämmert.

Er suchte das Haus Nr. 6 und entdeckte einen kleinen Ansichtskartenladen, über dem ein Schild mit dem Namen P. Trouille befestigt war. In das Innere des Ladens konnte er keinen Einblick gewinnen, da die Glastür mit ausgehängten Karten verdeckt war. Das Blut hämmerte in seinen Schläfen, als er an dem kleinen Geschäft vorbeiging, in das er nicht einzutreten wagte. Er wollte Fassung gewinnen und seinen öden Magen beruhigen, bevor er den Schritt tat, der über Leben und Tod entschied. Beglückt über den Aufschub, den er sich verstattete, marschierte er zum Boulevard de la Croisette, wo er sich in dem Garten einer Konditorei niederließ und einige Sandwichs mit einem Gläschen Portwein bestellte.

Vor ihm lag, schimmernd wie ein dunkler Saphir, der Golf, über dem heiße Septembersonne brütete, in grünem Licht blinkten die Lerinischen Inseln, zu seiner Rechten starrten die braunen Zacken des Estérelgebirges. Mit nüchterner Gelassenheit betrachtete er das Bild und empfand Haß gegen diese Allerweltsschönheit, die von viel zu vielen Augen betastet war, gegen dieses verkitschte blaue Meer und gegen diese ewig grin-

sende Sonne, die zu keiner Tagesstunde von ihrem entzauberten Ansichtskartenhimmel verschwand. Zehrende Sehnsucht nach den kargen Kiefernwäldern der Heimat überfiel ihn, den das gewalttätige Licht der blauen Küste blendete.

Vieles, ja alles müßte man auf sich nehmen, wenn man noch ein einziges Mal auf den Sandwegen des Grunewaldes spazierengehen dürfte. So stark stand das lockende Bild der Heimat vor seinen Augen, daß der Trieb, zu leben und die Hindernisse der Stunde zu überwinden, in ihm erwachte und sein Herz stählte. Henri Trouille war tot. An seinem jammervollen Ende trug Bessel keine Schuld. Nicht er war es gewesen, der einer alten Mutter Leid bereitete. Was er getan hatte, verletzte hochmütige Ansprüche starrer Gesetze, aber keine menschlichen Rechte. Henri Trouille konnte es gleichgültig sein, wenn ein anderer noch eine kleine Weile mit seinem Namen weiterlebte. Der Tote durfte ihm das bißchen Leben gönnen.

Der Doktor erhob sich und ging mit entschlossenen Schritten nach der Rue Félix Faure. Ohne zu überlegen, was er der Mutter sagen wollte, alles der Eingebung des Augenblicks überlassend, öffnete er die Glastür und trat in das kleine Geschäft ein.

Ein junges Mädchen, das hinter dem Ladentisch saß, stand auf, strich mit den Händen die Hüften hinunter, als wollte es die Falten des Rockes ausbügeln, und fragte mit beruflicher Liebenswürdigkeit:

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

Eine halbe Sekunde lang zuckte durch Bessel der feige Gedanke, ein Dutzend Ansichtskarten zu kaufen und wieder zu verschwinden. Er überwand die Schwäche und sagte mit spröder, widerspenstiger Stimme:

„Ich möchte Madame Trouille sprechen, mein Fräulein."

Das Mädchen riß die Augen auf und fragte unsicher:

„Wen, bitte?"

„Madame Trouille."

„Oh, mein Herr, Madame Trouille ist tot."

Der Doktor hielt sich an dem Ladentisch fest. Grauen vor Unfaßbarem durchrieselte ihn.

„Madame Trouille ist am fünfzehnten Juli gestorben. Ganz plötzlich. An einem Herzschlag."

Gerettet, jubelte sein Blut. Es war Bessel, als müßte er in die Knie sinken, um dem Schicksal oder Gott oder diesem jungen Mädchen inbrünstig zu danken.

„Das bedauere ich sehr, mein Fräulein."

Und dann, als spräche ein anderer für ihn gegen seinen Willen, fügte er hinzu:

„Ich wollte Madame Trouille Grüße ihres Sohnes überbringen."

Das Mädchen schrie auf:

„Henri lebt, mein Herr?"

Der Schrei erweckte Bessel zum Bewußtsein und zeigte ihm die Gefahr, in die ihn Worte gestürzt hatten, die seinem Mund von einem andern entrissen worden waren.

„Als ich von ihm Abschied nahm, lebte er, mein Fräulein", erwiderte er mit großer Selbstbeherrschung.

„Bitte, mein Herr, erzählen Sie mir von Henri", bat das junge Mädchen und faltete unwillkürlich die Hände. „Nehmen Sie Platz, wenn's beliebt." Sie kam hinter dem Ladentisch hervor und schob dem Besucher einen Sessel hin. „Sie müssen wissen, daß ich die Nichte Madame Trouilles bin. Ich heiße Germaine Decobert, mein Herr."

Der Doktor setzte sich nieder. Viele Gedanken liefen wirr und sich kreuzend durch sein Gehirn. Er erkannte in diesem Augenblick mit lähmender Bestürzung, daß alles, was mit ihm geschah, von einer nicht deutbaren Kraft geleitet und bestimmt wurde, von einer Kraft, die man Schicksal oder Gott oder Instinkt nennen konnte. Aber der Name enthüllte nichts.

Welch ein Glück, daß er gezwungen worden war, die Lüge von Trouilles Grüßen vorzubringen! Niemals hätte er sonst erfahren, daß dieses junge Mädchen eine Verwandte war, die sich gleichfalls um das Los Henri Trouilles bekümmerte. Ohne Kenntnis dieser Beziehung wäre er beruhigt und sicher aus dem Laden gegangen, ohne zu ahnen, daß in seinem Rücken die Gefahr, wenn auch vermindert — denn keine Mutter suchte mehr ihren Sohn — weiter bestand.

„Als ich Henri verließ, lebte er", wiederholte Bessel, jedes Wort bedächtig abwägend. „Beim Abschied, ich wurde verwundet und kam ins Lazarett," er wies auf seinen Arm, „bat er mich, seiner Mutter Grüße zu überbringen, falls der Weg mich nach Cannes führen sollte."

„Von mir sprach er nicht, mein Herr?"

Der Doktor sah in diesem Augenblick zum erstenmal das Mädchen. Er vermochte sich nicht klar zu werden, ob dieses junge Geschöpf schön war. Er fühlte nur, daß er niemals in seinem ganzen Leben ähnliche Augen gesehen hatte, Augen, die so unwahrscheinlich violett waren. Auch die schweren aschblonden

Haare dünkten ihn sehr bewundernswert. Aber am seltsamsten erschien es ihm, daß die Bewegung, die er beim Eintreten in den Laden kaum beachtet hatte, die Bewegung der Hände, die an den Hüften heruntergestrichen hatten, als zärtliche und aufreizende Gebärde jetzt ganz deutlich vor ihm stand.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, daran erinnere ich mich nicht."

Warum er diese Antwort gab, war ihm nicht klar. Keinesfalls tat er es aus Berechnung und um den Toten irgendwie zu schädigen.

„Bitte, mein Herr, was wissen Sie noch von Henri?"

Bessel hatte Mühe, das irrsinnige Lachen zurückzudrängen, das an seinen Lippenmuskeln zerrte. Ihn fragte man nach Henri Trouille! Ihn, den die Frage, wer Henri Trouille gewesen war, Tag und Nacht unablässig quälte und peinigte.

„Wir lagen ungefähr eine Woche nebeneinander im gleichen Unterstand", erzählte er mit zuckendem Mund. Plötzlich und ganz unberechenbar wagte der Doktor tollkühn ein letztes. „Wir hatten uns angefreundet, weil wir, es gibt merkwürdige Zufälle, den gleichen Namen führen. Auch ich heiße Trouille, mein Fräulein."

„Nein!" rief das junge Mädchen erstaunt.

Es schien Bessel, als färbte ein leiser Schatten von Mißtrauen die violetten Augen dunkler.

„Doch, mein Fräulein", entgegnete er zuversichtlich und fast drohend. „Auch ich heiße Trouille, und nicht etwa Pierre oder Jean Trouille, sondern Henri Trouille."

„Wie merkwürdig!" meinte Germaine, ohne länger zu zweifeln, als hätten sie die drohenden Blicke dieses Menschen eingeschüchtert.

„Ich sagte ja, es gibt merkwürdige Zufälle."

Sie schwieg nachdenklich.

„Gegenwärtig lebe ich in Marseille. Ich bin Kaufmann."

Er fühlte sich mit einmal sehr erschöpft.

„Und als Sie von Henri Abschied nahmen, war er gesund, mein Herr?"

„Vollkommen."

„Wie läßt es sich erklären, daß keine Nachricht von ihm kommt? Sein letzter Brief traf zwei Tage vor dem Tod meiner Tante ein. Seither habe ich kein Lebenszeichen von ihm."

Bei dem Wort Lebenszeichen zuckte der Doktor unwillkürlich zusammen. Er sah das Gesicht des Toten wieder, das Loch, das

einst menschliches Antlitz gewesen war, die übriggebliebenen Augen, über die sich heldenhaft der Stahlhelm wölbte.

„Ich habe Henri den Tod seiner Mutter mitgeteilt und keine Antwort bekommen. Ich habe ihm seither noch zweimal geschrieben, ohne daß die Briefe zurückgeschickt worden wären oder daß ich eine Verständigung von seinem Regiment erhalten hätte, falls Henri tot, verwundet oder gefangen wäre. Begreifen Sie das, mein Herr?"

Wilder, besinnungsloser Haß gegen das Mädchen loderte in Bessel auf. Die Mutter war stumm und tot, aber dieses Fräulein beliebte jetzt Briefe zu schreiben, die ihm Freiheit und Leben kosten konnten? In diesem Augenblick wünschte er dem jungen Geschöpf mit den violetten Augen so sehr den Tod, daß es ihm schien, als vermöchte sein Wille, wenn er ihn nur noch ein wenig anspannte, dem Mädchen das Leben zu rauben. Aber diese letzte Anspannung konnte niemals gelingen, denn ein neues seltsames Gefühl, über dessen Art er sich nicht klar wurde, lähmte seinen Haß.

„Ich denke nicht, daß Sie sich beunruhigen müssen, mein Fräulein", antwortete er mit kühler Sachlichkeit. „Unsere Truppen sind in schnellem Vormarsch, so daß die Feldpost kaum Schritt halten kann. Das erklärt alles. Es vergehen vielleicht noch Monate, ehe Sie Nachricht von Henri bekommen."

„Sie glauben also, daß Henri lebt?" fragte Germaine mit unsicherer Hoffnung.

Der Doktor spürte, wie aus allen Poren seines Körpers Schweiß hervorbrach.

„Darüber läßt sich schwer etwas sagen", meinte er langsam und zögernd, als müßte er jedes einzelne Wort seiner Kehle abringen. „Da draußen, nicht wahr, sind Leben und Sterben oft in einer einzigen Sekunde zusammengeballt. Henri kann jetzt leben und, wenn ich diesen Satz beendet habe, ausgelöscht sein."

„O mein Gott!"

Sie sah ihn hilfesuchend und beschwörend an, als läge es nur an ihm, Henris Tod zu verhindern. Als die Blicke des jungen Mädchens auf ihm ruhten, enthüllte dem Doktor sich jählings das rätselhafte Gefühl, das seinen Haß gebrochen hatte. Nie gekannte Begehrlichkeit war es, die ihn erfüllte und sein Blut hitzig durch die Adern jagte. Wie durch einen trunkenen Nebel blickte er nach dieser Frau, die schlank, aber nicht mager, in einem einfachen schwarzen Kleid vor ihm stand, und er mußte sich schmerzliche Gewalt antun, um das Mädchen nicht an sich zu reißen, das ihn wie eine fremde, lockende Blüte verführte.

„Ich bin in einer sehr üblen Lage, mein Herr, wenn Henri nicht schreibt."

„Ich stehe Ihnen gern in jeder Weise zur Verfügung, mein Fräulein."

Seine Stimme schwankte unsicher durch den kleinen Laden.

Germaine machte ein verwundertes Gesicht und strich wieder mit ihren schmalen Händen die Hüften hinunter.

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr, aber wie wollen Sie mir helfen? Sie haben Ihre eigenen Geschäfte, Sie sind ein Fremder —"

„Ich bin Henris Freund."

„Und Sie leben in Marseille."

„Ich habe genügend freie Zeit, mein Fräulein."

Sie ließ ihre Augen über sein Gesicht wandern und zog sich hinter den Ladentisch zurück.

Der Doktor stand auf.

„Ich möchte Ihnen keineswegs meine Dienste aufdrängen, aber wenn Sie des Rates eines erfahrenen Mannes bedürfen, wenden Sie sich an mich", erklärte er in gekränktem Ton.

„Ich danke Ihnen, mein Herr", erwiderte Germaine herzlich und reichte ihm über den Tisch ihre Hand. Sein Herz begann heftig zu schlagen, da er diese Hand in der seinen hielt, und es schien ihm, als hätte er niemals eine heißere und sinnlichere Umarmung erlebt als diesen flüchtigen Händedruck und als wäre ihm niemals eine weiblichere und begehrenswertere Frau begegnet als dieses Geschöpf, das die Augen einer Heiligen und die Hände einer Kurtisane besaß. Ein Rausch der Verjüngung überkam Bessel und ließ Krieg, Not und Todesgefahr in nichts zerfließen. Alles war wesenlos, lügnerischer Traum einer Winternacht, nur dieses junge Mädchen lebte und war Wirklichkeit.

Er ließ ihre kühle Hand los, die ihm das Blut verbrannte, und zwang sich zu einer sachlichen Frage.

„Werden Sie den Laden weiterführen, mein Fräulein?"

„Nein, ich habe den Laden zum ersten Oktober gekündigt. Sie müssen wissen, mein Herr, daß dieses Geschäft, das früher sehr gut ging, durch den Krieg zugrunde gerichtet worden ist. Ich bitte Sie, wer soll heute in Cannes Ansichtskarten kaufen? Die Nigger und Hindus? Diese Leute können ja nicht einmal schreiben. Unser Geschäft lebte von den Deutschen, die ungeheuere Mengen von Ansichtskarten konsumierten."

Sein Herz war von Dankbarkeit bewegt, daß sie „Deutsche" und nicht „Boches" sagte.

„Und was werden Sie beginnen?"

Sie hob ihre Schultern und blickte in die Luft.

„Ich weiß es noch nicht."

„Haben Sie Verwandte?"

„Außer Henri lebt niemand mehr."

Der Doktor nickte, als wäre er in dieser Minute selber im Zweifel, ob Henri Trouille lebte oder nicht.

„Sie dürfen nicht verzagen, mein Fräulein."

„Oh, ich verzage nicht."

Er griff nach seinem Hut.

„Wenn Sie gestatten, mein Fräulein, will ich in den nächsten Tagen wieder bei Ihnen vorsprechen."

„Es wird mir Freude machen, mein Herr."

Er fing einen letzten Schimmer ihrer violetten Augen auf und steuerte der Tür zu.

Als Bessel vor dem Laden stand, war er so erfüllt von dieser Frau, von ihrem Körper, von ihrem Duft, von den Bewegungen ihrer Hände, die zärtlich die Hüften hinunterstrichen, daß er die Verwandlung nicht begriff und mit verirrten Augen in das schreiende Licht des Mittags starrte. Er wanderte wieder zum Strand, setzte sich abermals in einen Garten, aß wie im Traum, ohne etwas zu schmecken, sah Menschen, die körperlos zu schweben schienen, und gab sich ganz seiner süß lastenden Beklommenheit hin.

Erst allmählich bemühte sich sein nüchterner Verstand, diese Verzauberung zu enträtseln. Was war mit ihm geschehen? Machte ihn die südliche Luft trunken oder der aufrührerische Mistral, der zu wehen hatte, oder das liebesmatte Spiel der blauen Wellen, die in nie gestillter Begehrlichkeit gegen das Ufer sprangen? Wodurch entfesselte dieses Mädchen in ihm Ströme von Leidenschaften, stark genug, um ihn fortzureißen und aus seiner Bahn zu schleudern? Lag es daran, daß diese Schlanke in ihren berauschenden Händen sein Schicksal hielt? War seine Sinnlichkeit nichts anderes als verkleidete Todesangst?

Doktor Bessel fand keine Antwort. Es gab Grenzen, die auch schärfster Verstand nicht zu überschreiten vermochte.

Trouille ging zum Bahnhof und fuhr nach Marseille zurück. Nach einer Nacht, die ihn in schweren Schlaf versenkt hatte, begab er sich am Morgen in das Bureau, als suchte er in Arbeit Erlösung von dem Bann, in den er verstrickt worden war. Er besichtigte die Magazine, deren Reinlichkeit am meisten den Verwalter überraschte, prüfte Abschlüsse, diktierte Briefe und erkannte mit Beschämung, daß diese nutzlose und über-

flüssige Tätigkeit das Bild eines jungen Mädchens mit violetten Augen nicht eine Sekunde lang zu verdrängen vermochte.

Gegen zehn Uhr erschien Herr Asdrubale Modaneta im Bureau und begrüßte ohne einen Hauch von Verlegenheit seinen Vorgesetzten.

„Guten Morgen, Herr Direktor", sagte er liebenswürdig. „Ich habe eine ausgezeichnete Wohnung für Sie entdeckt, die Ihnen vielleicht entsprechen dürfte. Eine Wohnung mit allen Bequemlichkeiten." Er lächelte zweideutig. „Wenn Sie Lust haben, können wir die Sache heute nachmittag besichtigen."

„Vielen Dank, mein Lieber", erwiderte Bessel herzlich und war nahe daran, dem flotten, jungen Menschen, dessen schwarzglänzende Haare beständig in die Stirn fielen, von seinem seltsamen Erlebnis zu berichten. Er bezwang sich, weil er die weltmännische Überlegenheit in Liebesdingen und den Spott des Venezolaners fürchtete.

Nach dem Frühstück fuhren sie in die Rue de Rome, wo die bequeme Wohnung lag.

Eine auffallend hübsche Brünette mit sehr beweglichen dunklen Augen und viel zu roten Lippen öffnete.

„Madame Giraudon", stellte Modaneta vor.

Die Wohnung war so nett, daß die Anpreisungen, in denen sich die Vermieterin gefiel, durchaus überflüssig waren, aber Bessel konnte dennoch eine leise Abneigung gegen dieses Heim nicht überwinden und wurde darin bestärkt, als Madame Giraudon erzählte, daß sie ihren geliebten Mann vor drei Jahren im Krieg verloren hätte und seither Witwe wäre. „Seither" betonte sie.

Der Doktor erbat sich Bedenkzeit und nahm Abschied.

Modaneta war enttäuscht, daß seine Wahl so wenig Beifall gefunden hatte.

„Das ist nichts für mich", erklärte Direktor Trouille. „Ich ziehe eine Wohnung ohne Witwe vor, lieber Freund."

„Sie tun sehr unrecht, die Witwe Giraudon zu verschmähen, aber Ihr Wunsch ist mir Befehl. Sind Sie nur gegen Witwen, Herr Direktor, oder überhaupt gegen weibliche Hausgenossen?"

Bessel lächelte.

„Ich liebe eine sachliche Wohnung."

„Hoffentlich gelingt es mir, etwas Ähnliches in Marseille zu finden, obwohl die Schwierigkeiten größer sind als Sie ahnen."

Der Doktor verbrachte einen ruhelosen Nachmittag im Kaffeehaus und verlor alle Dominopartien gegen Maître

Hamelin, einen dicken und stets gutgelaunten Rechtsanwalt, der nicht müde wurde, die Unaufmerksamkeit seines Gegners in freundschaftlicher Weise zu verspotten.

Als der Abend dämmerte, machte Bessel einen langen Spaziergang über die Corniche, betrachtete gleichmütig das sanft schaukelnde Meer und spielte mit dem romantischen Gedanken, daß plötzlich ein deutsches Unterseeboot auftauchte, ihn an Bord nähme und geradeswegs in die Heimat trüge. Dieses Erlebnis erschien ihm so nahe gerückt und möglich, daß er sich angstvoll fragte, ob er der Einladung folgen sollte, ohne Germaine Decobert zuvor noch einmal gesehen zu haben. Er verließ mit hastigen Schritten die Corniche und freute sich, der Versuchung des Meeres entronnen zu sein.

Müde und weißbestaubt kam er nach Haus und saß stundenlang in seinem einsamen Zimmer, von Gedanken bedrängt, die gleich Seifenblasen aufstiegen und zersprangen, wenn man sie festhalten wollte. Spät in der Nacht, als der Lärm der Straße schon verebbt war, fiel ihm ein, daß seine Sicherheit es verlangte, das junge Mädchen nicht aus den Augen zu lassen und dieser Person, der einzigen in Frankreich und in der ganzen Welt vielleicht, die an dem Schicksal Henri Trouilles Anteil nahm, nahezubleiben.

Nichts hinderte ihn, dessen Vertrag mit Georgakopoulo am 1. Oktober in Kraft trat, die Tage bis dahin zu verleben, wo er wollte. Welchen Zweck hatte es, in Marseille spazierenzugehen, statt in die Nähe Germaines zu ziehen, deren Schritte zu überwachen oder gar zu leiten die Klugheit gebot? Er führte einen mächtigen Bau von Beweisgründen auf, die seinen Plan zu rechtfertigen bestimmt waren, und fühlte sich seiner sehr sicher, als die Vernunft bereitwillig die letzten Steine zur Krönung des Baues herbeigeschleppt hatte.

Der Doktor atmete befreit auf, nachdem sein Entschluß unverrückbar und unwiderleglich geworden war, und erhob sich, um schlafen zu gehen. Er kam an einem Spiegel vorbei und blieb gebannt stehen. Wie fremd und verzerrt war das Gesicht, das ihm entgegenstarrte! Blickten die Augen des Doktors Alexander Bessel immer so unsicher? Liefen in jeder Stunde diese verräterischen Falten von der Nase zu den Mundwinkeln?

Und es war ihm plötzlich, als spräche der Spiegel mit der Stimme der kleinen Modistin Jeanne:

„Du bist ein Mensch, der nicht lügen kann und doch immer lügen muß."

21.

Knapp vor Mittag traf Henri Trouille in La Napoule ein und marschierte, von einem barfüßigen Jungen gefolgt, der sein Gepäck trug, in glühendem Sonnenbrand dem kleinen Strandhotel zu, das ihm empfohlen worden war.

Der Ort, ein bescheidenes Fischerdorf, gefiel ihm sehr gut, nicht allein wegen der ländlichen Stille und des freien Ausblicks auf das lässig lungernde Meer, sondern vor allem wegen der Nähe Cannes', von dem ihn nur einige Kilometer trennten. Das Hotel war ein altes, schmalfenstriges Haus mit einer Terrasse und lag am Strand. Ein sehr junges Mädchen, das Trouille für eine Russin zu halten geneigt war, lehnte im dürftigen Schatten an der Hausmauer neben dem Eingang und blickte dem Ankommenden mit verwunderten, wenn nicht spöttischen Augen entgegen.

Trouille grüßte und trat in das Haus. Der Junge stellte den Koffer auf den Boden, lief mit wilden Sprüngen auf eine Tür zu, öffnete sie und schrie triumphierend:

„Madame Roumanille, ich habe Ihnen einen Gast gebracht."

Eine sehr hurtige Frau mit zinnoberrotem Gesicht stürzte aus der Küche, als fühlte sie sich verfolgt von den scharfen Gerüchen siedenden Olivenöls und gedünsteten Knoblauchs, die ihr unerbittlich nachsetzten, und reichte, freudig bewegt, Bessel die Hand, die sie zuvor an ihrer fettigen Schürze abgewischt hatte.

„Es macht mir großes Vergnügen, mein Herr, daß Sie mein Haus mit Ihrem Besuch beehren."

„Kann ich ein Zimmer haben, Madame Roumanille?"

„Aber gewiß, mein Herr", erwiderte sie geschmeichelt und wurde blau vor Freude, weil der Fremde sich ihren Namen gemerkt hatte. Während sie ihn einlud, ihr zu folgen, hatte sie sich von ihrer Schürze befreit und sie dem Jungen zugeworfen, der sie in die Küche beförderte.

Auf dem Weg zum ersten Stockwerk stellte Trouille sich vor, erzählte, daß er im Krieg verwundet worden wäre, wies auf seinen Arm hin, den er noch immer in der Schlinge trug, obwohl er längst gelernt hatte, den lahmen Arm zu gebrauchen, und erklärte seine Absicht, sich an einem ruhigen Ort von den Anstrengungen des Feldzuges zu erholen.

„Ich verstehe vollkommen, mein Herr", behauptete die Roumanille. „Sie können es nirgends besser finden als hier. Was

Ruhe betrifft, ist La Napoule konkurrenzlos an der ganzen Küste."

Sie öffnete ein großes, kühles Zimmer, das einfach, aber sehr sauber war.

„Ich habe zum Glück noch mein bestes Zimmer frei. Wenn es Ihnen nicht zu teuer ist, mein Herr, möchte ich es Ihnen sehr empfehlen."

„Was kostet das Zimmer, Madame Roumanille?" fragte er, um der Höflichkeit zu genügen.

„Es ist, wie gesagt, nicht billig, mein Herr", erwiderte sie stockend und ließ ihre Augen unruhig rollen. „Es kostet mit ganzer Verpflegung, die reichlich und nicht schlecht ist, ich habe einen gewissen Ruf als Köchin, fragen Sie, wen Sie wollen, sogar Carolus Duran, der große Maler, Sie haben ihn gewiß gekannt, ist manchmal aus Saint Aigulf hierhergekommen, nur um bei mir zu speisen —"

„Ich bin vollkommen überzeugt, Madame Roumanille, aber das Zimmer?"

„Kostet sieben Francs, mein Herr", stieß sie hervor und schien von ihrer Verwegenheit aufs höchste überrascht zu sein. „Ich habe natürlich auch billigere Zimmer, zu sechs Francs, zu fünfeinhalb Francs, zu — —"

Er unterbrach sie, weitere Preissenkungen verhütend.

„Ich nehme dieses Zimmer, Madame Roumanille."

Sie sah mit ungeheuchelter Verehrung zu ihm auf und fand keine Worte, die der Größe dieses Augenblicks entsprachen.

„Sie haben wohl die Liebenswürdigkeit, meinen Koffer hinauftragen zu lassen, Madame Roumanille."

„Gewiß, mein Herr, es wird sogleich geschehen." Sie wendete sich zum Gehen. „Und das Frühstück ist um ein Uhr, das Diner um Sechs, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr."

Der Doktor stand beim Fenster, betrachtete den gelben Strand, das schimmernde Meer, dessen Bläue von diesem einfachen Zimmer aus nicht mehr verlogen erschien, die lateinischen Segel, die auf der Reede schaukelten, und hatte plötzlich das Herz voll von Erinnerungen an deutsche Nordseeinseln, wo er in ähnlichen Zimmern gehaust hatte mit dem Blick auf Strand, Meer und Fischerboote. Aber diese Erinnerungen erweckten bittere Schwermut, denn sie brachten ihm zum Bewußtsein, daß er ein friedloser Verbrecher geworden war, dessen Freiheit von jeder Willkür des Zufalls abhing.

Als er um ein Uhr in das Speisezimmer trat, das ein schmaler, langgestreckter Raum war, saßen die Gäste des Hauses

bereits erwartungsvoll beim Tisch, obwohl mit dem Auftragen des Frühstücks noch nicht begonnen worden war. Der Doktor bemerkte sofort, daß, wohl ihm zu Ehren, ein frisches, blütenweißes Tuch den Tisch schmückte, auf dem überdies vor seinem Platz eine Vase mit sehr stark duftenden Blumen stand, deren Name ihm unbekannt war.

An der Spitze der Tafel prangte ein älterer, höchst würdevoller Mann in exotischer Uniform, die mit den buntesten Orden, in allen Farben und aus allen Nutzmetallen, behängt war. Zu seiner Rechten saß eine trotz ihrer Üppigkeit äußerst schüchterne Frau, die ein dürftiges schwarzes Seidenkleid trug, das peinlich an viele Todesfälle und Hochzeiten erinnerte. Zur Linken des Häuptlings in vollem Kriegsschmuck saß das junge hübsche Mädchen, das der Doktor beim Eintritt in das Haus bemerkt hatte. Außer diesen drei Personen war noch eine ältere, sehr knochige Dame anwesend, die man auf der ganzen Welt auch ohne Paß widerspruchslos als Engländerin anerkannt hätte.

Bessel machte vor den Herrschaften eine Verbeugung und stellte sich als Direktor Trouille aus Marseille vor. Die ungeheuere Spannung, die sich in dem Zimmer angesammelt hatte, gab ein wenig nach. Der Vorsitzende erhob sich, als beabsichtigte er, eine längere Rede zu halten, und sagte mit bemerkenswerter Schlichtheit:

„Oberst Jovan Simonitsch, Exzellenz, ehemaliger Minister des Königreichs Serbien."

Er machte eine kleine Kunstpause, um dem Fremden Zeit zu lassen, sich von seiner Betäubung zu erholen. Nach der Pause setzte er die Vorstellung fort und wies zunächst auf die schüchterne Dame im verblichenen Hochzeitskleid:

„Meine Frau, Exzellenz Anastasia Simonitsch."

Auf das junge Mädchen deutend:

„Meine Tochter Ljuba."

Ljuba lächelte spöttisch.

Exzellenz Simonitsch nahm wieder Platz, rieb erwartungsvoll seine Hände und schien angestrengt nachzudenken.

Die knochige Dame nannte ihren Namen: „Miß Dorothy Cullough" und fragte auf englisch in durchaus hoffnungslosem Ton:

„Sprechen Sie vielleicht Englisch?"

„Ein wenig, Miß Cullough", erwiderte Trouille, als ahnte er, welche Freude er damit dem alten Fräulein bereitete.

„Ach, wie sehr fein!" rief die Miß entzückt und errötete vor Glück wie ein junges Mädchen. „Ich sehne mich so hart nach allem Englischen, aber in diesem unglücklichen Land versteht kein Mensch meine Sprache. Es ist sehr beklagenswert. Ist es nicht?"

„Es ist nicht zu entschuldigen, Miß Cullough."

„Ich glaube fest, daß Sie der erste Franzose in La Napoule sind, der Englisch versteht, in der Tat."

Exzellenz Simonitsch mißbilligte dieses englische Gespräch aufs äußerste und ließ sich zu einem Ausruf in serbischer Sprache verleiten, der keinesfalls eine Freundlichkeit für die britische Nation bedeutete.

Trouille, dem der Platz neben dem jungen Mädchen angewiesen war, setzte sich nieder und richtete, um den Unwillen über seine englischen Kenntnisse zu besänftigen, einige höfliche Worte an Exzellenz Anastasia, die darüber in peinliche Verwirrung geriet und angstvoll zu ihrem Gatten aufblickte. Der Oberst eilte seiner bedrängten Frau zur Hilfe und befreite sie aus ihrer taktisch gefährdeten Lage.

Ljuba lächelte unentwegt. Es war ein haltloses, verzerrtes Lächeln, das jeden Augenblick umkippen konnte.

„Darf ich fragen, mein Fräulein," erkundigte sich Trouille vorsichtig, „was so sehr Ihre Heiterkeit erregt?"

Ljuba sah ihm gespannt in die Augen und erwiderte fast unterwürfig:

„Ich finde alles so schrecklich komisch, mein Herr. Verzeihen Sie."

Madame Roumanille erschien und trug die erste Platte auf. Sie begann die Runde natürlich bei dem vornehmen neuen Gast, der vergeblich zugunsten der anwesenden Damen auf diese Ehre verzichten wollte.

Gleich nach Madame Roumanille betraten zwei wunderliche Menschen das Speisezimmer und gingen oder schlichen vielmehr, scheu und bedrückt, zum unteren, entfernten Ende des Tisches, wo für sie gedeckt war. Die Hereinschleichenden waren ein junger polnischer oder russischer Jude mit entsetzlich blassem Christusgesicht, aus dessen Augen der Tod schrie, und eine alte Frau, seine Mutter anscheinend, ein kleines Weiblein mit Scheitel und lang herabbaumelnden goldenen Ohrringen.

Die beiden Leute machten eine schüchterne Verbeugung vor dem oberen Ende des Tisches, wo die Vornehmen und Gewaltigen dieser Erde saßen, unter ihnen ein Oberst mit vielen Orden, und nahmen schweigend Platz.

Ihre Verbeugung wurde von niemandem erwidert.

Trouille fragte leise:

„Warum sitzen diese Leute abgesondert von uns?“

„Es sind Juden, mein Herr“, erwiderte Exzellenz Simonitsch, teils verächtlich, teils bedauernd.

Vielleicht war ein gehetztes, dem Schutz von Gesetzen entrücktes Leben, wie es Bessel jetzt führte, nötig, um sein Gerechtigkeitsgefühl zu empören und ihn für diese beiden Ausgestoßenen eintreten zu lassen, die schimpflicher behandelt wurden als Nigger, Singalesen oder chinesische Kulis. Niemals wäre es dem Doktor in seinem früheren gesicherten Dasein eingefallen, irgendwie seine kühle Zurückhaltung aufzugeben und gegen ein Unrecht laut zu protestieren. Wie ein undurchdringlicher Panzer hatte stilisierte Bürgerlichkeit sein Herz gegen solche Ausbrüche geschützt, die ihm fast ein wenig lächerlich erschienen wären. Heute, da er selber ein Unterdrückter war, geriet sein ganzes Blut in Aufruhr. Er sprang jählings auf und ging, zur maßlosen Verblüffung seiner Tischgenossen und der Wirtin, mit raschen Schritten auf die beiden jüdischen Menschen zu, die mit erschreckten, furchtsamen Augen seinem Näherkommen entgegensahen.

„Gestatten Sie freundlich,“ sagte Bessel sehr laut, „daß ich mich Ihnen vorstelle. Direktor Trouille.“

Der kranke Jude erhob sich verwundert und erwiderte mit schwacher, heiserer Stimme in verständlichem Französisch: „Ich danke, mein Herr. Mein Name ist Regierer, Simche Regierer. Dies ist meine Mutter.“

Auch die alte Frau war aufgestanden.

Der Doktor verneigte sich vor den beiden und kehrte zu seinem Platz zurück.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ erklärte der Oberst mit einschmeichelnder Stimme, „ich konnte nicht ahnen, daß Sie Israelit sind.“

„Sie sind im Irrtum, Herr Oberst, ich bin kein Jude.“

Exzellenz Simonitsch machte ein vollkommen ratloses Gesicht.

„Mister Trouille ist einfach ein Gentleman“, rief die Engländerin begeistert und trank ihm zu.

Als Madame Roumanille mit der zweiten Platte wieder bei Trouille beginnen wollte, sagte er leise zu ihr:

„Sie würden mich sehr glücklich machen, Madame Roumanille, wenn Sie diesmal bei Frau Regierer anfangen wollten.“

„Aber mit dem größten Vergnügen, mein Herr", entgegnete die Wirtin freundlich und marschierte tapfer in das Ghetto des Speisezimmers.

Frau Regierer geriet über diese Aufmerksamkeit in tiefe Verwirrung, während ihr Sohn den Vorgang nicht zu beachten schien.

Nach dem Frühstück verließ der Doktor das Haus, um ein wenig spazierenzugehen, denn nach Cannes wollte er erst in den Abendstunden fahren. Er schlenderte nachdenklich den Strand entlang und setzte sich, von der Hitze bald ermüdet, in einen Sessel, der im dünnen Schatten einer Korkeiche stand. Wie eine ungeheure Lapislazuliplatte lag das Meer vor ihm. Am Ufer besserten zwei alte Fischer ihre Netze aus. Bronzefarbige kleine Eidechsen zischelten durch den Sand, und die Luft roch nach Eukalyptus.

Eine Frauengestalt wurde sichtbar, in der Bessel beim Näherkommen die Tochter der serbischen Exzellenz erkannte. Sie schritt auf die Korkeiche zu, so daß der Doktor sich bewogen fühlte, aufzustehen und zu grüßen.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich habe Ihnen, wie es scheint, Ihren Sessel geraubt."

„Bitte, bleiben Sie ruhig sitzen. Madame Roumanille hat noch mehr von diesen Strandsesseln. Ich werde veranlassen, daß einer für Sie hier aufgestellt wird."

„Sie sind zu liebenswürdig, aber, bitte, nehmen Sie Platz."

„Danke." Sie hatte sich neben den Sessel in den Sand gesetzt. „Hoffentlich verjage ich Sie nicht? Das täte mir leid."

Er ließ sich widerstrebend nieder. Sie hielt ein Buch in der Hand.

„Darf ich wissen, was Sie lesen, mein Fräulein?"

„Oh, ich lese nicht. Das Buch trage ich nur so in der Hand herum. Statt eines Sonnenschirmes. Ich besitze nämlich keinen Sonnenschirm. Komisch, nicht? Warum sollte ich auch Bücher lesen? Alle Bücher sind so komisch verlogen. Finden Sie nicht?"

„Das möchte ich nicht behaupten."

Ljuba blickte ihn aufmerksam an.

„Sie haben eben keinen Sinn für Komik. Ich zum Beispiel hätte vor Lachen geschrien, wenn ich an Ihrer Stelle das Speisezimmer betreten und diese lächerliche Gesellschaft erblickt hätte, aber Sie haben ein ganz ernsthaftes Gesicht gemacht. Sie sind überhaupt ein sentimentaler Mensch."

„Wie alt sind Sie, Fräulein Ljuba?" fragte er lächelnd.

„Siebzehn Jahre."

„Ja, sehen Sie, ich aber bin einundvierzig Jahre alt und habe deswegen ein wenig Recht, sentimental zu sein."

„Finden Sie diese Bemerkung sehr geistreich?"

„Nicht übermäßig", antwortete er belustigt. „Aber was haben Sie eigentlich gegen mich, Fräulein Ljuba?"

„Ich habe nichts gegen Sie."

„Warum sind Sie so gereizt? Haben Sie Kummer?"

Sie lächelte spöttisch.

„Sagen Sie, Verehrtester, halten Sie diesen alten Narren in Uniform und mit Orden, der sich Ihnen als Exzellenz Simonitsch vorgestellt hat, für einen Schwindler oder nicht?"

„Aber Fräulein Ljuba!"

„Denken Sie, dieser Mann ist wirklich Exzellenz und war tatsächlich einmal Minister? Also wenn das nicht komisch ist, dann weiß ich nicht."

Zum erstenmal stieg in Bessel der Verdacht auf, daß der Geist dieses jungen Mädchens irgendwie aus dem Gleichgewicht geraten war.

„Machen Sie nicht so entsetzte Augen, mein Herr. Bieten Sie mir lieber eine Zigarette an. Wollen Sie?"

Er gab ihr Zigarette und Feuer. Sie rauchte sehr geübt.

„Sagen Sie, Fräulein Ljuba, wie kommt man eigentlich am besten von hier nach Cannes?"

„Sie wollen das Thema ändern, nicht wahr? Ich begreife. Nach Cannes fahren Sie mit der Bahn, wenn Sie arm sind, oder Sie lassen sich im Boot hinrudern, das soll romantisch, aber langweilig sein, oder Sie nehmen, wenn Sie reich sind, ein Auto, das Sie in einer Viertelstunde nach Cannes bringt. Jetzt sagen Sie mir bloß noch, daß Sie im Auto fahren werden."

„Das ist doch ganz klar."

Sie zuckte höhnisch die Achseln.

„Es ist nahezu geschmacklos, für wie dumm Sie mich halten."

„Ja, warum denn?" fragte er verblüfft.

„Entschuldigen Sie, mein Bester, wenn man Geld hat, sehnt man sich doch nicht nach La Napoule."

„Aber wenn man Ruhe sucht."

Sie schüttelte sich vor Lachen.

„Das durfte nicht kommen, mein Lieber, das nicht. Fragen Sie doch Exzellenz Simonitsch, warum er in La Napoule residiert! Wegen der Ruhe, mein Herr, nur wegen der Ruhe."

Plötzliches Mitleid mit diesem jungen Geschöpf, das von rätselhafter Verzweiflung zerrissen war, ergriff den Doktor.

„Kann ich Ihnen irgendwie helfen, Fräulein Ljuba?"

„Wie wollen Sie mir helfen?“ antwortete sie schroff. „Mit Sentimentalitäten kann mir nicht geholfen werden. Ich bin kein schwindsüchtiger polnischer Jude.“

Sie sprang auf und schüttelte den Sand von ihrem weißen Leinenkleid ab.

„Es war jedenfalls ein sehr komisches Gespräch, das wir geführt haben. Vielen Dank. Fahren Sie heute nach Cannes?“

„Ja, mein Fräulein.“

Er erhob sich und ging neben ihr, die kein Wort mehr sprach, dem Strandhotel zu. Vor dem Eingang stand der alte Oberst und winkte dem Paar freundlich zu.

Bessel entschuldigte sich, als ihn die Exzellenz in ein Gespräch verwickeln wollte, und fuhr nach Cannes. Er war sehr ruhig und besonnen, betrachtete seine Gefühle mit skeptischen Augen und schien auf dem Weg nach der Rue Félix Faure ehrlich davon überzeugt zu sein, daß ihn Selbsterhaltungstrieb und nicht Beliebtheit hierherführte. Diese Sicherheit verschwand in dem Augenblick, da er in den kleinen Ansichtskartenladen eingetreten war und den violetten Augen Germaine Decoberts gegenüberstand.

Das junge Mädchen erhob sich, strich mit den Händen die Hüften hinunter und fragte überrascht:

„Sie sind wirklich wiedergekommen, mein Herr?“

„Zweifelten Sie daran?“

„Aufrichtig gesagt, ja.“

„Und warum?“

„Ich weiß es nicht, mein Herr. Aber ich freue mich jedenfalls, daß Sie da sind.“

Sie lächelte und reichte ihm die Hand, die sein Blut in Aufruhr brachte.

„Sie werden mich jetzt sogar öfter sehen, wenn Sie gestatten, mein Fräulein. Ich habe mir nämlich Urlaub von meinem Geschäft genommen und bin nach La Napoule gezogen.“

„Oh, La Napoule ist nett.“

Ja, es gefällt mir besser als Cannes.“

Fast eine Viertelstunde füllte er mit ähnlichen belanglosen Gesprächen aus, ehe er eine Frage wagte, die ihn weiterführen konnte.

„Wann schließen Sie den Laden, mein Fräulein?“

„Das ist verschieden. Wie es mir gerade einfällt. Ich verlöre nichts, wenn ich die Bude überhaupt nicht öffnete. Wissen Sie, was ich heute während des ganzen Tages eingenommen habe?“

Sie öffnete die Lade und zählte das Geld.

„Zwei Francs dreißig.“

Sie lachte.

„Verzeihen Sie meine Verwegenheit,“ stotterte er und errötete in grotesker Weise, „aber wenn Sie irgendwie einer Hilfe bedürfen, stehe ich natürlich —“

„Danke, mein Herr“, erwiderte sie ganz unbefangen. „Ich besitze einige Francs, die mir die Tante vermacht hat.“

Aber eine andere Bitte werden Sie mir vielleicht nicht abschlagen“, sagte er voll Kühnheit. „Wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen, mein Fräulein, mit mir zu dinieren?“

„Das geht kaum, mein Herr. Dieses Cannes ist ein elendes kleines Klatschnest.“

„Was liegt Ihnen an den Leuten! Sie werden doch ohnehin nicht hierbleiben. Bitte, schlagen Sie meine Einladung nicht aus. Ich habe mich so sehr darauf gefreut. Und ich bin allein und kenne hier keine Menschenseele.“

„Liegt Ihnen wirklich so viel daran?“

Ein kokettes Lächeln ging über ihre Lippen.

„Mehr als Sie denken, Fräulein Germaine.“

Sie blickte ihn neugierig an.

„Ist das wahr?“

Seine Hand führte eine lächerliche Tenoristengebärde aus.

„Ich bin doch nur Ihretwegen nach La Napoule gegangen, Fräulein Germaine.“

„Dann darf ich Sie freilich nicht enttäuschen, mein Herr. Das wäre zu grausam. Und die Leute von Cannes können mir gewogen bleiben, nicht wahr?“

Der Doktor lächelte haltlos vor Glück.

„Dann schließen wir die Bude?“

Er nickte fröhlich.

„Aber ich bin gar nicht angezogen, mein Herr. Sie können sich unmöglich mit mir in diesem Kleid zeigen.“

Er widersprach stürmisch.

Sie setzte einen kleinen Hut auf, nahm Handschuhe und Sonnenschirm und verließ mit Bessel den Laden, dessen Tür sie versperrte.

„Wird der Rollbalken nicht herabgelassen?“ fragte der Doktor sachlich.

„Nicht nötig. Wer sollte wohl Lust haben, hier einzubrechen?“

„Ich denke, wir fahren nach der Californie zum Speisen", meinte Bessel, den wieder Befangenheit überfiel, da er die beglückende Nähe des jungen Mädchens fühlte.

„Das ist unmöglich", entschied Germaine. „Um sich dort wohl zu fühlen, muß man wirklich ein wenig angezogen sein."

„Dann gehen wir vielleicht in irgendein Restaurant an der Croisette?"

Sie stimmte zu.

Wie durch einen Traum schritt der Doktor an der Seite dieses jungen Mädchens, dessen Schönheit ihm als unvergleichliches, einmaliges und sich nie wiederholendes Wunder erschien. Er war so versunken in die Musik ihres Ganges, daß er kaum zu reden wagte und Germaine die Führung des Gespräches überließ. Sie plauderte ungezwungen und vertraulich während des ganzen Weges.

Auf der Terrasse in einem Garten am Strand nahmen sie Platz bei einem Tischchen, das von einer rotbeschirmten Lampe beleuchtet war, und wurden von dem alten italienischen Kellner, dem Bessel die Zusammenstellung der Mahlzeit überlassen hatte, sehr aufmerksam bedient. Wie ein Riesenprospekt schlossen der blaue Abend und das dunklere Meer, über das verstreute Lichter zuckten, den Garten ab.

Gleich einer Dame, die an das große Leben gewöhnt war, saß Germaine da und unterhielt ihren Begleiter, der nur spärliche Worte fand, so sehr war er von dem Zauber dieser Stunde überwältigt.

„Ich bin Ihnen eigentlich sehr dankbar, daß Sie mich eingeladen haben", sagte sie und betrachtete gedankenvoll die aufsteigenden Perlen im Weinglas. „Es ist einfach trostlos, Abend für Abend allein in einer ungemütlichen Wohnung zu sitzen, die nach alten Leuten riecht. Können Sie sich ein solches Dasein vorstellen?"

„Es quält mich, daß Sie so leben, Fräulein Germaine."

„Oft sitze ich stundenlang da und träume von einem schönen Landhaus inmitten eines großen Parks, von weiten Fahrten durch die Welt, von grenzenloser Unabhängigkeit, mit einem Wort von Märchen, die sich niemals verwirklichen lassen."

„Warum sollte dies alles unmöglich sein?"

„Weil ich nicht will."

„Das verstehe ich nicht."

„Vielleicht werden Sie es später einmal verstehen." Sie lachte und trank ihm zu. „Lieben Sie das Meer?"

„O ja."

„Es gibt wahrscheinlich sehr großartige Meere, aber dieses Meer da mag ich gar nicht. Es kommt mir vor wie — wie — eine große Oper von Meyerbeer."

Der Doktor zuckte unwillkürlich zusammen. Er hatte das Gefühl, daß diese Bemerkung von Henri Trouille stammte. Henri Trouille war anscheinend Musiker gewesen. Mit aller Kraft mußte Bessel sich bezwingen, um eine Frage zu unterdrücken, die ihm sehr gefährlich werden konnte.

„Ich liebe Berge viel mehr. Ich bin nämlich aus Grenoble. Kennen Sie Grenoble? Es ist die schönste Stadt der Welt. Ich rede Unsinn. Es gibt sicherlich noch schönere Städte. Ich meine auch gar nicht, daß die Stadt besonders schön ist, aber ihre Lage ist unvergleichlich. Berge, hohe, schneebedeckte Berge ringsum."

Sie brach ab und starrte in die Luft, als sähe sie die Berge der Heimat.

„Ihr Landhaus müßte also bei Grenoble stehen, Fräulein Germaine."

„Sie haben es erraten", sagte sie und schlug vor Freude die Hände zusammen. „Bei Grenoble."

Nun, man wird ihr eine Villa bei Grenoble mieten, dachte der Doktor mit einer gewissen Selbstverständlichkeit.

„Ich denke, es wird Zeit, nach Haus zu gehen, mein Herr."

Er beeilte sich, ihrem Wunsch zu entsprechen, denn unklar und verschwommen schwebte die Hoffnung vor ihm, daß dieser glückliche Abend noch nicht sein Ende gefunden habe.

Mit verwegenen Wünschen im Blut schritt er an Germaines Seite und wagte nicht einmal, ihr seinen Arm anzubieten.

„Wie kommen Sie jetzt nach La Napoule?" fragte sie plötzlich.

Ein Stich durchfuhr sein Herz.

„Ich weiß es nicht."

„Am einfachsten ist es, wenn Sie ein Auto nehmen. Ich zeige Ihnen die Garage, wo Sie einen Wagen mieten können."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Fräulein Germaine."

Er begleitete sie zu ihrem Haus, einem alten, düsteren Gebäude, das in einer schmalen, schlechtbeleuchteten Gasse stand.

„Ich danke Ihnen für den schönen Abend, mein Herr."

Sie reichte ihm die Hand, die er mit Küssen bedeckte.

„Muß ich jetzt wirklich schon nach Haus fahren?" fragte er mit einer Stimme, die von Leidenschaft versengt war.

„Mein Gott, was wollen Sie um diese Stunde in Cannes noch beginnen?" antwortete sie unbefangen.

Er wurde plötzlich nüchtern.

Dieses Mädchen war keine Jeanne, die man verschmäht hatte, weil sie einem ihr Herz entgegenbrachte. Dieses Mädchen war vielleicht eine Komödiantin, die sich über ihn alten Esel lustig machte. Dieses Mädchen wußte, was es wert war.

Er überwand seine Enttäuschung und fragte plötzlich:

„Darf ich morgen abend wiederkommen, Fräulein Germaine?"

„Wenn es Sie nicht langweilt," — es schien ihm, als durchschaute sie ihn — „ich werde mich sehr freuen."

Sie schloß das Haustor auf und verschwand mit freundlichem Gruß.

Der Doktor starrte feindselig das Haus an, das ihm wie eine nie zu erobernde Festung vorkam, und entschloß sich endlich, von widerstrebenden Gefühlen gepeinigt, heimzufahren.

Als das Auto vor dem Strandhotel in La Napoule hielt, bemerkte Bessel, daß auf der Terrasse noch eine Gesellschaft beisammen war, die sein Aussteigen mit bewundernder Teilnahme beobachtete. Er bezahlte den Chauffeur und ging auf die Terrasse, um die Herrschaften zu begrüßen. Außer der serbischen Familie, die ihre Gala abgelegt hatte — der Oberst trug eine schäbige Leinenjoppe und sah wie ein armer Bauer aus, Exzellenz Anastasia ließ ihre Üppigkeit in einem weiten Schlafrock ausatmen — saßen um den Tisch, den ein kleines, von unzähligen Nachtschmetterlingen umflattertes Licht beleuchtete, Miß Cullough und die Wirtin.

Madame Roumanille war gekränkt, daß ihr vornehmster Gast das besonders sorgfältig zubereitete Diner im Stich gelassen hatte, aber sie ließ sich rasch versöhnen, als der Doktor erzählte, daß er wichtige Besprechungen mit Geschäftsfreunden in Cannes gehabt hätte.

„Sie verzeihen unseren wenig gesellschaftlichen Anzug, mein Herr," sagte Exzellenz Simonitsch würdevoll, „aber wir sind im Grund einfache Leute, die Ungezwungenheit und Ruhe lieben. Deswegen haben wir auch das bescheidene La Napoule gewählt."

Ljuba, die nicht aufgehört hatte, Bessel mit großen, erstaunten Augen anzustarren, lächelte schmerzlich.

„Ich bitte Sie, Exzellenz, darüber kein Wort zu verlieren. Es wäre zu traurig, wenn ein halbwegs vernünftiger Mensch an solchen selbstverständlichen Bequemlichkeiten Anstoß nähme."

Die Exzellenz nickte befriedigt.

„Der Oberst liest uns jeden Abend die Zeitung vor", erklärte Madame Roumanille. „Er liest vortrefflich."

„Sie würden mich zu großem Dank verpflichten, Exzellenz," bat der Doktor, „wenn Sie in Ihrer Vorlesung fortfahren wollten, zumal da ich heute noch keine Zeitung gelesen habe."

Der Oberst setzte sich eine Hornbrille auf und begann feierlich vorzulesen.

Bessel hatte einen Augenblick lang tiefes Mitleid mit dem alten Mann, aber seine Gedanken wanderten gleich wieder zu Germaine zurück. Er sah, ohne ein Wort von der Litanei des Obersten zu verstehen, träumerisch auf das Meer hinaus, das noch von fackelbeleuchteten Fischerbarken belebt war.

Eine Stunde später erhob sich die Gesellschaft, um schlafen zu gehen.

Als der Doktor schon eine ganze Weile in seinem Zimmer war, hörte er leises Klopfen an der Tür. Er öffnete und fuhr erschreckt zurück, als er Ljuba erblickte. Sie steckte den Kopf durch den Türspalt und flüsterte mit verzweifeltem Lächeln:

„Morgen wird Sie Exzellenz Simonitsch um Geld anpumpen. Ich warne Sie."

22.

„Wir sind in der Fremde vom Krieg überrascht worden", erzählte Simche Regierer mit matter Stimme und in kurzen, abgehackten Sätzen. „Mein Vater ist schon tot. Ich hatte zwei Brüder. Sie waren große, starke Männer mit gesunden Lungen. Sie sind im Krieg gefallen. Sie liegen in irgendeinem Massengrab. Wir wissen nicht wo. Meine Mutter hat niemanden mehr auf der Welt als mich. Wir sind aus Woloshin in Rußland."

Bessel saß neben dem kranken Juden, der, in Decken gehüllt, in einem Strandsessel lag, und ließ Sand durch die Finger rinnen. Wie Vergänglichkeit, Wiederkehr und Ewigkeit empfand er dieses Spiel mit dem rieselnden Sand.

„Ich habe großen Kummer", fuhr der Kranke fort und dämpfte sein Röcheln. „Nicht weil ich sterben muß." Der Doktor wollte einen Einwand machen. „Sterben ist die einzige heilige Handlung, die Gott dem Menschen bewilligt hat. Wir müssen ihm dankbar sein. Ich habe Kummer wegen meiner Mutter."

Die alte Frau saß auf einem lehnlosen Klappstuhl und strickte. Sie hielt den Kopf gesenkt, aber wenn sie aufblickte, hatte sie nur Augen für den Sohn.

„Was geschieht mit der alten Frau, wenn ich sterbe? Sie versteht nur Russisch und Deutsch. Wie kommt sie ohne Hilfe nach Woloshin? Sie wird natürlich in die Heimat zurückwollen, wenn ich tot bin. Sie hat dann nichts mehr als den Friedhof in Woloshin, wo die Gräber ihrer Eltern und ihres Mannes sind."

„Der Weg nach Rußland ist jetzt frei. Warum kehren Sie mit ihr nicht zurück?"

„Sie kennen das Herz dieser Frau nicht. Ihr Herz ist so groß wie das Meer. Niemals wird sie mit mir fahren, denn sie glaubt heilig daran, daß ich hier gesund werde. ‚Du wirst nicht sterben', sagt sie. ‚Du kannst deine Mutter nicht allein lassen. Ich habe dir den Namen Simche gegeben. Du wirst mir kein Leid antun.' Simche heißt nämlich Freude, müssen Sie wissen. Ich habe großen Kummer."

Er schwieg und blickte mit hoffnungslosen Augen auf das Meer hinaus.

Den Doktor quälte es am meisten, daß er der alten Frau, die ihre Ohren mit Watte verstopft hatte, als wollte sie nichts mehr von dieser Welt hören, kein tröstliches Wort sagen durfte.

„Es gibt vielleicht einen Ausweg", meinte er zögernd, nachdem er lange überlegt hatte.

Der Kranke lächelte mitleidig.

„Ich weiß keinen."

„Sie müssen nach der Schweiz übersiedeln, nach Leysin, Davos oder Arosa. Das wird nicht nur Ihnen nützen, sondern auch Ihrer Mutter. Wenn Ihnen etwas zustoßen sollte, dann findet die alte Frau in der Schweiz Russen oder Juden, die ihr behilflich sein werden, in die Heimat zurückzukehren."

„An die Schweiz habe ich auch schon gedacht, aber wie wollen Sie meine Mutter davon überzeugen, daß diese Übersiedlung für mich notwendig ist."

Bessel dachte angestrengt nach.

„Ich glaube, einen Weg zu sehen, Herr Regierer. Ich werde Ihnen einen Arzt schicken, der bestätigen muß, daß Ihrem Zustand das hiesige Klima gefährlich ist. Er kann auch auf die Grippe hinweisen, die an der ganzen Küste herrscht."

Der Schwindsüchtige geriet in freudige Erregung, die er sofort dämpfte, als er die besorgt fragenden Blicke der Mutter auf sich ruhen fühlte.

„Das wäre die Rettung", flüsterte er selig. „Dann könnte ich ruhig sterben." Plötzlich zogen wieder tiefe Schatten über sein Gesicht.

„Ich bin ein Narr. Ich freue mich, ohne zu denken. Wo finden Sie hier einen Arzt, der meiner Mutter alles Notwendige erklären kann?"

„Das überlassen Sie meiner Sorge", entgegnete Bessel zuversichtlich. „Es wird in Cannes oder Nizza zweifellos einen Schweizer Arzt geben, der Deutsch versteht und sich mit Ihrer Mutter verständigen kann. Ich werde diesen Arzt ausfindig machen. Das verspreche ich Ihnen."

„Wenn Sie das wirklich für die alte Frau tun wollen, wird es Ihnen Gott lohnen."

Er konnte nicht weitersprechen. Husten zerriß seine Brust. Die Mutter war aufgesprungen und hielt ihren Sohn, der Freude hieß, mit starken Armen umschlungen, als wollte sie ihn gegen alle Tode der Welt verteidigen.

Nachdem der Anfall vorübergegangen war, verabschiedete sich Bessel und schritt weiter, das Ufer entlang.

Vor einer Strandkiefer, deren Wurzeln fast ins Meer tauchten, saß Miß Cullough und malte.

Der Doktor blieb aus Höflichkeit bei der Engländerin stehen und begrüßte sie.

„Wie Sie sehen, betreibe ich ein trauriges Geschäft, Mr. Trouille", meinte sie mit gutmütiger Selbstverspottung.

„Warum sagen Sie das, Miß Cullough? Dieser Baum im blauen Meer ist wunderschön."

„Der Baum, mag sein. Aber das Bild taugt nichts."

„Ich verstehe zu wenig von Kunst, um urteilen zu können."

„Verlassen Sie sich auf mich. Ich weiß, was Kunst ist, obwohl ich keine Künstlerin bin. Aber was wollen Sie, man muß leben. In London sitzt ein Händler, der immer wieder diesen Baum verlangt und bezahlt. Zum Glück bilde ich mir nicht ein, was Besseres machen zu können, wenn ich nicht für Geld arbeiten müßte. Ich belüge mich nicht."

Bessel wußte nichts zu sagen.

„Da male ich dieses blaue und funkelnde Zeug ab und habe oft Sehnsucht nach einem richtigen Londoner Nebel. Können Sie es verstehen, Mr. Trouille?"

„Natürlich. Die Heimat!"

„Sagen wir: das Klima und die Lebensbedingungen der Heimat, denn mit Sentimentalitäten will ich nichts zu tun haben."

Sie begann wieder zu arbeiten.

Der Doktor empfahl sich und setzte seinen Weg fort. Es wäre herrlich, dachte er, so grenzenlos reich zu sein, daß man

allen Menschen helfen könnte, soweit ihnen mit Geld zu helfen war. Die bittersten Leiden freilich waren nicht mit Geld zu heilen. Was nützten der alten Frau Regierer die Schätze Indiens? Mit Liebe konnte man den Menschen wahrscheinlich viel besser helfen als mit Geld, aber niemals hatte einer an der Straßenecke um Liebe gebettelt, immer nur um Geld.

Da die Frühstücksstunde nahte, kehrte Bessel um und wanderte nach dem Hotel zurück. Vor dem Eingang stand Exzellenz Simonitsch in voller Uniform und spähte aufmerksam nach allen Richtungen. Er wartet auf mich, fühlte der Doktor und errötete vor Scham über die Demütigung, der sich der alte Soldat unterwarf.

Sobald der Oberst Trouille erblickt hatte, marschierte er mit starken, tapferen Schritten auf ihn zu, wie er vielleicht in jungen Jahren gegen eine feindliche Schanze vorgegangen war. Bessel bekam Herzklopfen, als sich der Bittsteller ihm näherte.

„Haben Sie meine Tochter nicht gesehen, mein Herr?" fragte er verbindlich.

„Nein, Exzellenz."

„Ich dachte, sie wäre in Ihrer Gesellschaft."

Ein unterwürfiges und kupplerisches Lächeln bog seinen buschigen Schnurrbart hinunter.

„Na, sie wird schon kommen", sagte er sorglos und schloß sich Trouille an, der seinen Schritt verlangsamte, um dem Obersten Zeit zu lassen.

Exzellenz Simonitsch stieß schnaubend Luft aus, bevor er begann:

„Die Verhältnisse zwingen mich, Sie, mein Herr, in eine Angelegenheit einzuweihen, die mir ebenso schmerzlich wie unangenehm ist. Meine Regierung ist gegenwärtig sehr säumig in der Bezahlung der Bezüge, so daß ich bisweilen in schlimmste Verlegenheit gerate."

Der Doktor machte unwillkürlich eine halbe Bewegung nach der Brieftasche, um den quälenden Augenblick abzukürzen.

„Sie flößen mir so großes Vertrauen ein, mein Herr, daß ich mich an Sie mit der Frage wende, ob Sie mir mit einem kleinen Betrag aushelfen können. Sie erhalten das Geld auf Offiziersehrenwort sogleich zurück, wenn ich von der Regierung meine Bezüge erhalte. Mir genügen augenblicklich dreißig Francs."

„Aber mit größtem Vergnügen, Exzellenz", stammelte Bessel verwirrt und wagte nicht, dem Obersten in die Augen

zu sehen. Er nahm einen Hundert-Francs-Schein aus der Tasche und überreichte ihn dem alten Mann. „Ich habe leider kein Kleingeld, Exzellenz, bitte, nehmen Sie diesen Schein. Es ist ja egal."

„Danke, danke, mein Herr", erwiderte Oberst Simonitsch und zitterte vor Freude am ganzen Leib. „Sie sind wirklich ein Gentleman. Ich beginne zu begreifen, warum Ljuba so sehr von Ihnen schwärmt."

Hund! Schuft! wollte Bessel dem armseligen Kuppler zuschreien, aber er bezwang augenblicklich seine wohlfeile Entrüstung, denn er sah sich selber an der Ecke einer verkommenen Straße auf dem Montmartre stehen und von einer alten Dirne mit narbigem Gesicht ein paar schmählich verdiente Sous annehmen.

Wo lebte ein Mensch, der es wagen durfte, über einen andern zu richten? Und entschuldigte Not nicht jede Gemeinheit und jedes Verbrechen?

Von Hungernden und Verzweifelten müßten Gesetzbücher verfaßt werden, nicht von satten Advokaten und besorgten Kuponabschneidern und feisten Gottesvertretern!

Der Doktor schritt schweigend neben dem Obersten auf das Hotel zu. Im Speisezimmer waren bereits alle Gäste versammelt und unterhielten sich mit Madame Roumanille.

Ljuba wurde sehr blaß, als sie Trouille in Begleitung ihres Vaters eintreten sah, aus dessen Gesicht Zufriedenheit mit dem Lauf der Welt leuchtete.

Simche Regierer und seine Mutter saßen still auf ihren Plätzen.

„Wollen Sie so liebenswürdig sein, Madame Roumanille", wendete sich Bessel an die Wirtin, „mein Gedeck neben Herrn Regierer zu legen?"

„Bitte, mein Herr, wie es Ihnen beliebt."

„Dann rücken wir alle hinunter", erklärte Exzellenz Simonitsch mit Entschiedenheit. „Wir wollen doch in unserem kleinen Kreis keine Gegensätze entstehen lassen."

Ljuba kehrte der Gesellschaft den Rücken und trat zum Fenster. Der kranke Jude war aufgestanden und sagte mit seiner tonlosen Stimme:

„Wenn es Ihnen recht ist, rücken wir hinauf, damit die Herrschaften in ihrer Bequemlichkeit nicht gestört werden."

„Natürlich, das ist der einfachste Ausweg!" rief Madame Roumanille und holte die Gedecke der beiden, so daß jetzt Regierer neben Trouille und seine Mutter neben der Malerin saßen.

Der Oberst, um seinem Wohltäter gefällig zu sein, unterließ es nicht, an Simche Regierer das Wort zu richten, und holte aus seinen Erinnerungen sogar einige russische Brocken hervor, die er der alten Jüdin gnädig zuwarf.

Bessel fuhr bald nach dem Frühstück nach Cannes, um einen Arzt ausfindig zu machen, der Deutsch oder Russisch sprach. Als er vom Bahnhof zur Rue Félix Faure hinunterging, fiel ihm ein, daß er Germaine um Rat fragen könnte, und er wendete sich dem Ansichtskartenladen zu. Die Tür war versperrt. Heftiger Schreck durchfuhr ihn, obwohl seine Vernunft sogleich eingriff und viele entschuldigende Möglichkeiten aufzählte. Seine planlose Angst wich würgender Eifersucht, nachdem er eine Viertelstunde lang vor dem Laden auf und ab gegangen war, ohne daß sich irgend etwas geändert hätte. Das angenehme Fräulein mit den violetten Augen und den lasterhaften Händen hatte offenbar einen Geliebten, den es während der Nachmittagsstunden beglückte. Obgleich ihm die Sache ganz klar zu sein schien, wehrte sich seine Eitelkeit mit allen Kräften gegen ein Bild, das sein Blut aufflammen machte.

Plötzlich kam er auf den prachtvollen Gedanken, Germaines Wohnung aufzusuchen und die Betrügerin, deren erfahrener Tugend er jetzt lebhaft mißtraute, zu überführen. Er fand das alte, festungsartige Haus in der schmalen Gasse wieder, stieg zwei Stockwerke hoch, schritt durch einen dumpfen Gang, der an ein Kloster erinnerte, entdeckte die Tür mit dem Schild: Pélagie Trouille und zog zornig die Glocke, die krächzend zu bimmeln anfing. Der Groll ebbte ab, da seine Gedanken mit der Möglichkeit spielten, daß Germaine vielleicht allein zu Hause sein und seinen Besuch annehmen könnte.

Die Wohnung blieb totenstill. Er läutete ein zweites Mal. Die Glocke erhob unwillig von neuem ihre Stimme.

Sie ist nicht daheim, sagte sich der Doktor mit wieder anschwellender Bitterkeit, oder sie hat Ursache, ihre Anwesenheit zu verleugnen. Gedemütigt schritt er durch den Klostergang, der ihm unheimlich erschien, verließ das Haus, wanderte ratlos in der Stadt herum und trat endlich in ein Kaffeehaus, wo er einen gekränkten, aber immerhin würdevollen Brief an Germaine verfaßte. Nachher ließ er sich vom Kellner das Adreßbuch bringen und entdeckte den Namen eines Arztes, der deutlich Schweizer Herkunft verriet.

Er begab sich sogleich zu diesem Arzt und wurde in ein Wartezimmer geführt, dessen Tisch, wie in allen ärztlichen Wartezimmern der Welt, mit hoffnungslosen alten Witzblättern

bedeckt war, geradeso, als ob erregte oder verzweifelte Kranke durch eine verflossene Nummer des „Le Rire" oder der „Fliegenden Blätter" plötzlich in fidelste Stimmung versetzt werden könnten. Bessel hörte, während er wartete, aus einem Nebenzimmer zwei Kinderstimmen, die Deutsch sprachen, und wurde von der Melodie der heimatlichen Sprache, obwohl sie in Schweizer Tonart gespielt wurde, so tief ergriffen, daß er eine Weile das violettäugige Mädchen und Henri Trouille und sein klägliches Schicksal vergaß. In dieser bittersüßen Minute erkannte er, daß es wohl höflichere, musikalischere, handlichere, von Negern und Eskimos leichter zu erlernende Sprachen gab, aber keine, die menschlicher war als die deutsche.

Der Arzt öffnete die Tür und bat den Wartenden einzutreten.

„Sprechen Sie Deutsch, Herr Doktor?" fragte Bessel und hatte Herzleid, daß er mit diesem Mann nicht in seiner Muttersprache reden durfte.

„Ich bin Schweizer, mein Herr."

Bessel trug dem Arzt den Fall Simche Regierers vor und bat ihn, wenn es ihm irgendwie möglich wäre, bereits morgen nach La Napoule zu kommen, um die Sache in Gang zu bringen.

„Ich kenne die Verhältnisse der Leute nicht, aber es ist selbstverständlich, daß ich für alle Auslagen gutstehe, die Ihnen erwachsen, Herr Doktor."

„Darum handelt es sich nicht. Diese russischen Juden haben übrigens immer Geld, ich weiß es aus meiner Praxis. Das ist auch ganz in Ordnung, denn irgendeinen Ausgleich muß es doch geben, wenn man nicht an allem verzweifeln soll. Leider wird Ihr sehr menschenfreundlicher Plan von andern Schwierigkeiten bedroht, die zu beseitigen ich mich natürlich mit allen Kräften bemühen werde."

„Was für Schwierigkeiten könnten das sein, Herr Doktor?"

„Die Schwierigkeiten, Frankreich zu verlassen. Im gegenwärtigen Augenblick muß um jede Ausreisebewilligung gekämpft werden. Wenn der Kranke wirklich in dem Zustand ist, wie Sie ihn schildern, wird hoffentlich mein Zeugnis genügen, um dem Juden das Sterben in der Schweiz zu ermöglichen. Ich werde mich der Sache jedenfalls annehmen. Sie dürfen darauf rechnen, mein Herr."

Bessel verließ den Arzt mit dem angenehmen Bewußtsein, etwas Gutes getan zu haben, und begab sich abermals zu dem Ansichtskartenladen, dessen Tür noch immer verschlossen war.

Er warf seinen Brief in den Kasten und ging in hilflos schwankender Stimmung zum Bahnhof, um nach La Napoule zurückzufahren. Er glaubte völlig klarzusehen, daß die Gefühle, die ihn mit Germaine verknüpften, nicht Liebe oder Sinnlichkeit waren, sondern nackter Selbsterhaltungstrieb, der keine Gebärde verschmähte. Wenn heute die Möglichkeit bestände, nach der Schweiz zu entkommen, überließe er seelenruhig die hübsche, junge Dame, die sich so sehr für ihren Vetter Henri Trouille interessierte, ihrem Schicksal.

Mit dieser Überzeugung, die seinen Ärger nicht durchaus zu beseitigen vermochte, traf der Doktor in La Napoule ein und wanderte, um seinen Hausgenossen auszuweichen, die ihm jetzt lästig vorkamen, auf den Hügel, von wo man eine sehr gerühmte Aussicht genoß. Als er oben bei der Kapellenruine stand und mit erbitterten Blicken das große Bild betrachtete, überfiel ihn meuchlings unklare Angst, daß er von Gefahr bedroht werde, von einer Gefahr, die irgendwie mit der Abwesenheit Germaines zusammenhing. War es nicht möglich, daß sie auf einen ihrer widerwärtigen Briefe vom Regiment die Antwort erhalten hatte, Henri Trouille wäre aus dem Militärdienst entlassen worden und hielte sich in Marseille auf? Was lag näher, als ihn, der denselben Namen führte und in Marseille wohnte, für einen Betrüger anzusehen? War es nicht wahrscheinlich, daß die reizende Germaine jetzt im Bureau eines Polizeimenschen saß, um ihm den merkwürdigen Fall vorzutragen?

Mit wankenden Knien verließ er den Hügel und marschierte, das Hotel vermeidend, zum Strand. In dieser Stunde panischer und herzzerreißender Angst wurde ihm klar, daß er, wenn ihn nicht heute schon sein Schicksal erreichte, Germaine Decobert so eng an sich fesseln mußte, daß sie ungefährlich und von jedem Unheil, das ihn traf, mitgerissen wurde. Wenn er zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, hätte er es mit Liebe versucht, der besten Sicherung. Jetzt konnte er nur mit Geld und mit den Verlockungen des Reichtums wirken, aber ob dies Mittel waren, ein Geschöpf wie Germaine zu fesseln, der zweifellos schon ähnliche und noch großartigere Anerbietungen gemacht worden waren, erschien durchaus ungewiß. Was blieb ihm zu tun übrig, wenn die Hoffnungen, Germaine zu seiner Geliebten zu machen, schmählich scheiterten?

Er erinnerte sich später, daß sein von besinnungsloser Angst vor vieljähriger Kerkerstrafe demoralisierter Verstand nicht zurückscheute, mit dem verbrecherischen Gedanken einer

Beseitigung Germaines zu spielen. Eine Kahnfahrt nach den Lerinischen Inseln stand verführerisch vor seinen Augen. Das Boot kippte infolge einer ungeschickten Bewegung um. Die schöne Germaine versank. Schrieb keine Briefe mehr. Bekam keine Nachrichten, die andere Leute der Freiheit beraubten. Er erschrak vor den Abgründen, die gleich verborgenen Gletscherspalten in seiner Seele unter einer dünnen Schneedecke von Korrektheit, bürgerlichem Anstand und anerzogenem Pflichtgefühl heimtückisch lauerten.

Nachdem ihn seine tierische Angst bis zu diesem äußersten Rand der Verkommenheit geführt hatte, ermattete sie und lockerte die Schlinge, die würgend um seinen Hals lag. Der Doktor wurde ruhiger, abgestumpfter und hatte fast ein Gefühl der Scham, als er in der Ferne den kranken Juden sitzen sah, dessen Heldenmut sein feiges Anklammern an das Leben in das schimpflichste Licht stellte.

Er ging auf den Platz unter der Korkeiche zu und entdeckte mit Unbehagen, daß Ljuba dort saß, die ihn zu erwarten schien. Seine Verstimmung wich, als er einen zweiten Strandsessel erblickte, der wohl auf ihre Veranlassung hierhergebracht worden war. Es rührte ihn, daß ein Mensch ihm, der vielleicht heute nacht schon auf einer Gefängnispritsche ruhte, Freundlichkeiten erwies.

„Ich warte seit drei Stunden auf Sie", sagte Ljuba.

„Ich hatte keine Ahnung, Fräulein Ljuba."

„Es soll auch kein Vorwurf für Sie sein. Ich wollte Sie Verschiedenes fragen."

„Ich höre."

„Der Oberst Jovan Simonitsch", begann sie mit harter Stimme, „hat Ihnen erzählt, so nehme ich an, daß die Regierung mit dem Bezahlen seiner Bezüge im Rückstande sei. Stimmt das?"

„Jawohl, Fräulein Ljuba."

„Ich halte mich für verpflichtet, Ihnen mitzuteilen, daß dies gemeine Lüge ist. Die gegenwärtige Regierung bezahlt dem Obersten Simonitsch nicht einen Sou. Der Oberst Simonitsch war ein Parteigänger der Obrenovic, hatte gegen die Karageorgievic geputscht und darf nie mehr nach Serbien zurückkehren, wenn er nicht gehenkt werden will. Der Oberst Simonitsch hat immer auf das falsche Pferd gesetzt. Der Oberst Simonitsch lebt seit Jahren von Betrug und von irrsinnigen Hoffnungen. Wir schulden der gutmütigen Madame Roumanille für zwei Monate Miete und Verpflegung, aber der

Oberst Simonitsch ist mit Ihren hundert Francs, die Sie als Sentimentaler ihm geliehen haben, nach Cannes gefahren, um sie in irgendeinem verdächtigen Klub bei der Roulette zu verspielen. Haben Sie alles verstanden, mein Herr?"

„Ich bedaure Ihren Vater auf das tiefste", erwiderte Bessel herzlich.

„Sie bedauern ihn?"

Ihre Augen standen weit offen vor Verwunderung.

„Haben Sie nicht begriffen, mein Herr, daß Sie Ihre hundert Francs nie mehr zurückbekommen werden?"

„Ach, diese paar Francs!"

„Sie sprechen, als ob Sie selber, verzeihen Sie, ein Verbrecher wären."

„Vielleicht bin ich es, Fräulein Ljuba", sagte er mit gezwungenem Lachen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht an sentimentale Verbrecher. Schenken Sie mir eine Zigarette."

Sie rauchten und schwiegen.

Ein großes Kriegsschiff, von Zerstörerbooten umringt, zog eilig vorüber. Die Rauchfahnen blieben unbeweglich zurück und schienen an dem Meer zu kleben.

Fräulein Simonitsch warf das Zigarettenende in den Sand und fragte unvermittelt:

„Wollen Sie mich nicht heiraten?"

Er richtete sich verblüfft auf.

„Aber, Fräulein Ljuba!"

„Komisch, was?" Sie lachte schrill auf. „Höchst komisch. Verzeihen Sie den dummen Scherz. Warum sollten Sie mich heiraten? Aber jetzt werde ich eine ernsthafte Frage an Sie richten."

Sie machte eine kleine Pause.

„Wollen Sie mich nicht zu Ihrer Geliebten haben? Bleiben Sie ruhig sitzen, es geschieht Ihnen nichts. Ich bin jung und nicht häßlich. Ich werde auch treu und anhänglich sein. Überlegen Sie sich die Sache. Vor dem Obersten Simonitsch brauchen Sie keine Angst zu haben. Da Sie ihm hundert Francs statt dreißig gegeben haben, nimmt er ohnehin an, daß ich bereits Ihre Geliebte bin."

Er stand erschüttert auf und streichelte ihr Haar.

„Wie dürfen Sie nur so sprechen, Fräulein Ljuba! Ich verstehe Sie nicht."

Sie schrie:

„Ja, begreifen Sie nicht, daß ich diesen alten Narren, diesen erbärmlichen Obersten Jovan Simonitsch trotz allem und allem liebe und alles zu tun bereit bin, um ihm zu helfen?"

Er hielt ihr seine Hand hin.

„Ich verspreche Ihnen, Fräulein Ljuba, daß ich, wenn ich am Leben bleibe, Ihnen und Ihrem Vater helfen will."

Sie blickte ihn an und begann plötzlich wild zu schluchzen. Er stand ratlos neben ihr.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Ljuba, ich bitte Sie."

„Ich schäme mich, ich schäme mich grenzenlos."

„Sie brauchen sich nicht zu schämen, Fräulein Ljuba. Ich habe vor Ihnen die größte Achtung, die ein Mensch vor dem andern haben kann. Wer sich im Opfer erniedrigt, wird erhöht."

Sie begann unter Tränen zu lächeln und küßte, ehe er sich dagegen wehren konnte, seine Hand.

„Sie sprechen, verzeihen Sie gütigst, wie ein Pope."

Er freute sich, daß sie zur Wirklichkeit zurückgekehrt war, und fragte:

„Glauben Sie, daß Ihr Vater arbeiten würde?"

„Natürlich, mit Leidenschaft sogar. Er wird sofort der beste und anständigste Mensch, wenn er arbeiten darf, aber er ist ein ungeschickter Pechvogel, der keine Arbeit findet und daran zugrunde geht."

„Dann wird es leicht sein, ihm zu helfen. Darf ich offen mit ihm sprechen und mich auf Sie berufen?"

„Selbstverständlich."

„Dann seien Sie guten Mutes, Fräulein Ljuba. Die Schuld an Madame Roumanille wird bezahlt werden, und für irgendeine Stellung in Marseille, wo ich gute Beziehungen habe, verbürge ich mich."

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und fing wieder zu weinen an.

Er grüßte und entfernte sich mit hastigen Schritten, um in das Hotel zurückzukehren. Er wollte Gewißheit haben, ob nicht vielleicht Leute auf ihn warteten, die Auftrag hatten, ihn festzunehmen. Vor dem Haus saß Madame Roumanille und lächelte dem Näherkommenden freundlich zu. Von diesem Lächeln, das ihm Sicherheit zu verbürgen schien, war er so beglückt, daß er bei der Wirtin stehenblieb und liebenswürdige Worte für sie fand.

Dann ging er in sein Zimmer, setzte sich beim geschlossenen Fenster nieder und wurde abermals von seiner grauen, hoff-

nungslosen Stimmung überwältigt. Das leiseste Geräusch auf dem Gang ließ ihn zusammenfahren und brachte sein Herz zum Stillstand. Er fühlte, daß er sich beherrschen mußte, wenn er einem Nervenzusammenbruch entgehen wollte, und riß den Fensterladen auf, um tröstliches Licht einströmen zu lassen. Er sah Regierer neben seiner Mutter sitzen, er erkannte die alternde Engländerin, die in sich versunken und gleichsam in eine Wolke von Einsamkeit gehüllt in einem dicken Buch las, und wurde von seiner erstickenden Angst allmählich erlöst.

Er gedachte des Versprechens, das er Ljuba ohne Überlegung, nur mitleidigem Trieb folgend, gegeben hatte, und begann nachzudenken, wie er, der über die nächste Stunde seines eigenen Lebens nicht bestimmen konnte, andern Menschen helfen sollte.

Endlich fiel ihm ein, sich an Asdrubale Mondaneta zu wenden, dessen Geschicklichkeit ohne Zweifel den richtigen Posten für Jovan Simonitsch finden würde. Er schrieb an den Venezolaner sogleich einen Brief, in dem er, ohne den Zweck dieser Einladung zu erklären, um seinen baldigen Besuch bat. Höchst befriedigt über diesen Ausweg verschloß er das Schreiben und trug es zum Bahnhof, um es ohne Zeitversäumnis noch mit dem Abendpostzug nach Marseille befördern zu lassen. Auf dem Weg mußte er sich eingestehen, daß sein Eingreifen in fremde Schicksale etwas Onkelhaftes an sich hatte und ihn als komische Figur erscheinen ließ, und diese Erkenntnis brachte ihm zum Bewußtsein, daß der Mensch nur gut ist, wenn er selber auf Güte und Nachsicht rechnet.

Beim Diner fehlte Oberst Simonitsch, ein Ereignis, das auf die Tischgenossen großen Eindruck machte, ohne daß darüber gesprochen wurde.

Nur Ljuba sagte, als man sich vom Tisch erhob, leise zu dem Doktor:

„Ihr Geld scheint ihm Unglück gebracht zu haben. Er wird es erst in den Morgenstunden verlieren und mit doppeltem Katzenjammer heimkommen, aber das ist für unsere Zwecke ausgezeichnet.“

Bessel ging auf die Terrasse und setzte sich zu Regierer, der mit seiner Mutter allein war. Es dämmerte, und das graue Licht des Abends wirkte nach den schreienden Farben des Tages geheimnisvoll wie ein Schöpfungsmorgen.

„Ich habe einen Arzt gefunden, der Deutsch spricht“, erzählte der Doktor mit gedämpfter Stimme. „Er wird Sie im Lauf des morgigen Tages besuchen.“

Röte flog über das Gesicht des Kranken.

„Ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen aus vollem Herzen und mit ganzer Seele."

Bessel wehrte ab.

„Es ist so wenig. Ich wollte, ich könnte mehr für Sie tun."

„Sie können nicht mehr für mich tun. Es ist das Höchste, was ein fremder Mensch für mich und meine Mutter tun kann."

„Es sollte keine fremden Menschen geben, Herr Regierer. Können Sie sich zwei Ameisen vorstellen, die sich auf einem Baumstamm begegnen und fremd zueinander sind? Oder glauben Sie, daß Schwalben, die sich zufällig in der Luft treffen, fremd aneinander vorbeifliegen?"

Der kranke Jude betrachtete Bessel aufmerksam und sagte traurig: „Sie haben Kummer, nicht wahr?"

„Ein jeder hat seinen Kummer."

Sie schwiegen lange. Das abendliche Meer rauschte lauter.

„Glauben Sie an Gott?" fragte Simche Regierer schüchtern.

„Ich weiß es nicht."

„Sie sollen an Gott glauben. Je weniger Ihr Verstand sich ihn vorstellen kann, desto heftiger sollen Sie an ihn glauben."

Der Doktor schnitt mit der Hand durch die Luft.

„Das sind Worte."

„Sehr gut", entgegnete Regierer erfreut. „Worte! Und alles, was mit Worten nicht zu fassen ist, ist Gott. Man kann Gott nur erraten."

Ein mystischer Talmudist, dachte Bessel und blieb stumm aus Höflichkeit.

„Sie glauben mir nicht und Sie widersprechen mir auch nicht, weil Sie einen Sterbenden schonen wollen. Aber es geht nicht um mich, sondern um Sie. Haben Sie noch nie darüber nachgedacht, daß es einen Zusammenhang geben muß mit irgendeiner andern Welt, die wir nicht begreifen?"

Warum quält er mich mit seinen Vorstellungen von Gott, fragte sich der Doktor und schüttelte vorsichtig den Kopf.

„Wäre sonst unser Leben nicht allzu sinnlos? Bedenken Sie, Herr: Wir können nicht bloß dazu auf der Welt herumkriechen, um Kinder zu zeugen, an Lungenschwindsucht zu sterben, Geschäfte zu machen und einander totzuschlagen."

Bessel schwieg hartnäckig und erbittert.

„Und glauben Sie, daß irgendein Mensch sterben könnte, wenn es keinen Gott gäbe?"

„Du mußt ins Zimmer gehen, Simche", sagte die Mutter bittend und wies auf das dunkle Meer.

23.

Bessel erwachte nach einer Nacht, die so erfüllt war von Schrecknissen und Angstvorstellungen, daß ihm jetzt übermäßiges Dankbarkeitsgefühl Wasser in die Augen trieb.

Welch täglich sich erneuerndes Wunder war es, daß der Mensch morgens vom Tod erwachte, aus dem Bett steigen und weiterleben durfte! Gab es Wunder, die sich diesem, das die Menschen ohne Staunen und Ergriffenheit hinnahmen, vergleichen ließen?

Er lebte, atmete in Freiheit und sah beglückt Sonnenstrahlen im Zimmer tanzen, die ihren Weg durch die Fensterladen gefunden hatten. In diesem morgendlichen Gefühl des Gerettetseins maßte er sich an, zu verstehen, was der Schwindsüchtige gemeint hatte, als er sagte, Gott ließe sich nur erraten.

Wieder war ihm ein Tag geschenkt worden. Germaine hatte ihn nicht angezeigt. Schimpflich waren seine Mördergedanken gewesen, die nicht davor zurückgeschreckt hatten, eine Unschuldige für sein knabenhaft dummes Verbrechen büßen zu lassen.

Während er sich ankleidete, wurde ihm klar, daß die Gefahr, die heute nacht gnädig an ihm vorbeigegangen war, in jeder kommenden Stunde des Tages wieder auftauchen und ihn verderben konnte. War es Trost, daß für jeden eines Tages das nicht geachtete Wunder des Erwachens erlosch? Es war kümmerlicher Trost, der vielleicht den Verstand, aber niemals das unersättliche Herz befriedigte.

Als er nach dem Frühstück das Haus verlassen wollte, erfuhr er von Miß Cullough, daß ein Arzt bei Simche Regierer weilte. Der Schweizer hatte sein Versprechen pünktlich eingelöst. Bessel wartete in der Nähe des Hauses, um den Arzt nicht zu versäumen, den er über das Ergebnis seiner Untersuchung befragen wollte.

Eine Weile später erschien der Schweizer und begrüßte den Wartenden.

„Es ist mir unbegreiflich," sagte er, „daß dieser Mann noch lebt. Nach allen Regeln der Wissenschaft müßte er seit ungefähr einem Jahr tot sein."

Bessel fror.

„Ich verstehe nicht, womit der arme Teufel atmet. Er besitzt nicht ein Stückchen Lunge mehr. Der Mann muß durch Kiemen atmen."

„Er atmet aus Liebe zu seiner Mutter", entgegnete Bessel beklommen.

„Es ist mir ein vollkommenes Rätsel", wiederholte der Arzt, der nicht geneigt war, sich auf lyrische Erklärungen einzulassen.

„Haben Sie seine Mutter überzeugt, daß Regierer nach der Schweiz müsse?"

„Natürlich. Ein paar Worte genügten. Sie würde lieber heut als morgen reisen."

„Verfügen die beiden über genügende Geldmittel? Ich frage nicht aus Neugierde, wie Sie sich denken können, sondern um nötigenfalls rechtzeitig zu helfen."

„Die Leute scheinen wohlhabend zu sein."

„Und glauben Sie, Herr Doktor, die Ausreisebewilligung für den Kranken erlangen zu können?"

„Ich habe den beiden versprochen, daß sie übermorgen, Montag, werden reisen dürfen, und ich hoffe zuversichtlich, mein Wort halten zu können. An Toten hat Frankreich kein Interesse, verzeihen Sie, mein Herr."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor."

Der Schweizer blieb stehen und zündete sich eine Zigarre an.

„Wissen Sie, eigentlich ist die ganze Geschichte sehr unbehaglich und geht mir gegen das Herz. Ich will Ihnen nicht nahetreten, mein Herr, im Gegenteil, ich achte Ihre edlen Beweggründe, aber ich halte es für ein nutzloses und unmenschliches Opfer, diesen Sterbenden der Marter einer langen Eisenbahnfahrt auszusetzen. Ich sage unmenschlich, weil es ein Wunder wäre, wenn der Mann lebend bis Genf käme, und nutzlos, weil die Mutter, die von der Lebensfähigkeit ihres letzten Kindes überzeugt ist, diesen Tod niemals überleben wird."

„Gestatten Sie mir, Ihnen zu widersprechen, Herr Doktor. Es handelt sich um anderes. Wir müssen dem sterbenden und in Leid um seine Mutter vergehenden Regierer zur Gnade des Todes verhelfen. Sobald Simche Regierer Schweizer Boden unter seinen Füßen spüren wird, wird er ruhig und friedlich sterben können. Ist dafür irgendein Opfer zu groß?"

Der Schweizer reichte Bessel die Hand.

„Sie beschämen mich, mein Herr. Sie sind im Recht. Man darf nicht nützlich, man muß menschlich denken."

Als Bessel vom Bahnhof heimging, begegnete er Ljuba, die ihm aufgelauert hatte.

„Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß der Oberst Simonitsch heute früh zurückgekommen ist. Ohne einen Sou in der Tasche, natürlich. Er mußte sogar zu Fuß von Cannes nach La Napoule wandern. Wenn Sie die Gnade haben wollen, jetzt mit ihm zu

sprechen, so ist er bei der Korkeiche zu finden. Ich habe ihm befohlen, dort zu warten, bis es Ihnen beliebt, hinzukommen."

Der Doktor konnte ein schwaches Lächeln nicht unterdrücken.

„Sie haben viel Kummer mit Ihrem Vater, kleine Ljuba."

„Er ist gut und dumm. Das ist eine gefährliche Mischung. Darf ich Ihnen noch eine Bitte vortragen?"

„Natürlich, Fräulein Ljuba. Ich bitte Sie darum."

Sie errötete heftig.

„Sie sprachen davon, meinem Vater zu helfen und auch die Schuld an Madame Roumanille zu bezahlen."

„Das wird geschehen, Fräulein Ljuba."

„Sie müssen wissen, daß diese Schuld meine arme Mutter aufs tiefste bedrückt. Sie wagt nicht mehr zu sprechen und wagt nicht zu essen."

„Die Sache wird noch heute geordnet werden."

„Sie sind so gut, mein Herr, aber — aber —," sie begann zu stammeln, „ich möchte Sie bitten, das Geld meiner Mutter und nicht dem Obersten Simonitsch zu geben."

„Sie trauen ihm nicht?"

„O ja, gewiß, aber wir wollen ihn nicht in Versuchung führen, bevor er eine Stellung hat. Er ist so schwach."

„Sie sind ein kluges Mädchen, Fräulein Ljuba. Man darf niemanden in Versuchung führen. Darauf kommt es an. Ich werde Ihnen das Geld für Ihre Mutter geben. Wie groß ist die Schuld ungefähr?"

Fräulein Simonitsch hatte ihre ganze verzweifelt-spöttische Überlegenheit verloren. Wie ein kleines Schulmädel stand sie da und antwortete zaghaft:

„Es macht rund sechshundert Francs aus, mein Herr."

Er überreichte ihr einen Tausend-Francs-Schein.

„Bitte, Fräulein Ljuba."

„Aber das sind doch — sind doch — tausend Francs?!"

„Ihre Mutter wird vielleicht noch sonst etwas brauchen, Fräulein Ljuba."

Ljuba faltete vorsichtig den Schein zusammen und fing unvermutet zu schluchzen an.

„Beruhigen Sie sich doch, Fräulein Ljuba", bat er in großer Verlegenheit.

Und während ihr große Tränen über die runden Kinderwangen rollten, stotterte sie mit rührendem Lächeln:

„Sie sind — Sie sind — — der komischste Mensch, den ich in meinem ganzen Leben gesehen habe."

Dann lief sie, entsetzt über ihre Vermessenheit, dem Hotel zu.

Sie hat recht, dachte der Doktor und blickte der Davoneilenden nach. Ich bin der komischste und lächerlichste Mensch auf der ganzen Welt. Tante Mielentz würde sich den Buckel voll lachen, wenn sie mich hier gnadenspendend herumwandeln sehen könnte. Nein, verachten würde sie mich, weil sie sofort begriffe, daß ich aus Feigheit wohltätig bin, daß ich dies alles tue, um mir die Götter gnädig zu stimmen.

Trotzdem setzte er aus Pflichtgefühl seinen Weg fort und wanderte in kläglicher Stimmung zur Korkeiche.

Exzellenz Simonitsch stand stramm und übernächtig da.

„Sie haben mich hierher befohlen, mein Herr", sagte der Oberst unterwürfig.

Das Bild des strammstehenden alten Soldaten beschämte und demütigte Bessel so sehr, daß er am liebsten die Flucht ergriffen hätte.

„Bitte, setzen wir uns, Exzellenz."

Der Oberst gehorchte. Er hatte die Augen eines schuldbewußten Hundes.

„Ich habe Ihrer Tochter versprochen, Ihnen zu helfen, Exzellenz", begann der Doktor mühsam.

„Zu Befehl, mein Herr."

„Ich werde mich bemühen, für Sie eine Stellung zu finden. Ich habe einen meiner Freunde hierher gebeten, der sich Ihrer Sache annehmen wird."

„Zu Befehl, mein Herr."

„Sie wollen doch arbeiten, Exzellenz, nicht wahr?"

„Ich will Tag und Nacht arbeiten, mein Herr."

„Dann ist alles in Ordnung, Exzellenz." Er erhob sich rasch und reichte dem alten Soldaten die Hand.

Oberst Jovan Simonitsch stand wieder stramm da und sagte, die Augen starr auf Bessel gerichtet:

„Ich muß noch melden, mein Herr, daß ich Sie belogen und betrogen habe."

„Bitte, lassen Sie das, Exzellenz", flehte der Doktor.

„Mein armes, geliebtes Kind verlangt es. Ich muß ferner melden, mein Herr, daß ich die hundert Francs, die ich Ihnen herausgelockt, heute nacht in einem schäbigen Tripot verspielt habe."

„Ich begreife das vollkommen", stöhnte Bessel. „Sie wollten Ihre Lage verbessern, nicht wahr, Exzellenz? Sie hofften Geld zu gewinnen für Ljuba und Ihre Frau. Sie haben sehr recht daran getan. Ich an Ihrer Stelle hätte nicht anders gehandelt."

„Ich bin ein verächtlicher Mensch, mein Herr", fuhr der Oberst unbeirrbar fort. „Verzeihen Sie mir. Meine geliebte Tochter Ljuba hat mir befohlen, mich vor Ihnen zu demütigen. Ich tue es mit tausend Freuden und aus fröhlichem Herzen."

Er ließ sich vor Bessel auf die Knie fallen und legte seine Stirn in den Sand.

„Sie sind wahnsinnig geworden! Warum tun Sie mir das an?" schrie der Doktor wie ein Gefolterter und riß den alten Mann in die Höhe.

Als der Oberst wieder aufrecht stand, lief Bessel gleich einem Verfolgten davon. Er lief so weit, bis er keinen Menschen mehr sah, und warf sich atemlos nieder und verbarg sein Gesicht in dem Sand.

Wie unbegreiflich sind Menschen, dachte er und schluchzte haltlos in die Erde hinein. Sie sind Mörder und Heilige, Zerstörer und Aufbauer, tückisch und treu, Dirnen und Engel, frech und demütig, Unterdrücker und Befreier, alles zugleich sind sie. Wie kann man diesen verwirrten Geschöpfen helfen? Niemand kann ihnen helfen, niemand, niemand. Wir sind verlorene Kinder einer gemeinsamen Mutter.

Seine Ekstase wich plötzlicher Nüchternheit. Ich bin ein wenig hysterisch, sagte er sich und erhob sich aus dem Sand. Meine Nerven sind niedergebrochen. Warum heule ich über einen alten serbischen Gauner? Was geht mich ein schwindsüchtiger russischer Jude mit seiner Mutter an, die schmutzige Wattepfropfen in den Ohren trägt? Ich bin ein feiges, sentimentales Schwein.

Er ging finster und mit großen Schritten nach dem Hotel zurück, ohne Simche Regierer und die lächerliche englische Malerin eines Blickes zu würdigen.

Madame Roumanille überreichte ihm ein Telegramm. Modaneta kündigte seine Ankunft für heute nachmittag an. Diese Nachricht machte die Stimmung des Doktors noch bösartiger. Gar so beeilen hätte sich dieser Windbeutel von einem Venezolaner nicht müssen. Was fing er heute mit ihm an? Er mußte nach Cannes, um seine Angelegenheit mit Fräulein Germaine Decobert endlich in irgendeiner Weise zum Abschluß zu bringen.

Beim Frühstück sprach der Doktor kein Wort und hob seine Augen nicht vom Teller. Es war eine ungemütliche halbe Stunde, die alle Anwesenden bedrückte.

Als man vom Tisch aufstand, teilte Bessel die bevorstehende Ankunft seines Freundes dem Obersten mit und ersuchte ihn,

auf den Gast im sogenannten Salon des Hotels zu warten. Auch die Anwesenheit von Frau und Tochter wäre erwünscht.

„Ziehen Sie Ihre Paradeuniform an und schmücken Sie sich mit Ihren sämtlichen Orden", fügte er hinzu und schwelgte in bissiger Ironie. „Ferner bitte ich Sie dringend, in keinem Stadium des Gesprächs vor dem jungen Mann auf die Knie zu fallen. Es ist unanständig, vor Menschen zu knien. Wenn Fräulein Ljuba abermals derartige sadistische Wünsche äußern sollte, so sagen Sie ihr, daß ich in diesem Fall von meinen Versprechungen zurücktreten werde."

„Zu Befehl, mein Herr", erwiderte der Oberst schläfrig.

Bessel ging in sein Zimmer und schämte sich dieser Worte. Es war schimpflich, einen Wehrlosen und Abhängigen zu ironisieren. Die Menschen sind gemein, vor allem anderen sind sie gemein, stellte er fest und wurde eines Lebens überdrüssig, um das er mit niedrigsten Mitteln kämpfte.

Als es Zeit war, begab er sich zum Bahnhof, um den Venezolaner abzuholen.

Asdrubale Modaneta, mit einer viel zu gelben Handtasche bewaffnet, stieg lächelnd aus dem Zug und begrüßte seinen Vorgesetzten auf das herzlichste.

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor, daß Sie mich eingeladen haben. Es ist seit Jahren mein Wunsch, einmal still und friedlich auf dem Land leben zu dürfen. Wenn Sie gestatten, bleibe ich über den Sonntag am Busen der Natur."

Der Doktor lächelte gequält.

„Um Ihre Jugend beneide ich Sie, Modaneta, um nichts anderes."

„Mein Gott, die Jugend! Die Jugend ist eine tragische Angelegenheit. Ich glaube, man schätzt sie nur, wenn sie vorbei ist. Entschuldigen Sie diese primitive Weisheit, aber man soll niemanden durch ungewöhnliche Gedanken erschrecken. Ich habe übrigens eine herrliche Wohnung für Sie entdeckt, Herr Direktor, auf dem Cours Pierre Puget, beste Gegend, eine durchaus sachliche Wohnung ohne Anhängsel und infolgedessen unverschämt teuer."

„Vielen Dank, mein Lieber. Ich werde die Wohnung besichtigen, sowie ich nach Marseille komme. Aber jetzt hören Sie zu, Modaneta, ich muß Ihnen erzählen, weshalb ich um Ihren Besuch gebeten habe."

„Eine Weibergeschichte natürlich?"

„Im Gegenteil. Es handelt sich um einen alten Obersten, Exzellenz und Minister."

„Doch nicht von Venezuela?“ fragte Modaneta entsetzt.

„Nein, fürchten Sie nichts, von Serbien.“

„Der Unterschied wird nicht groß sein. Aber, bitte, erzählen Sie weiter. Oberst, Exzellenz, Minister und Serbien, das ist interessant.“

„Der alte Herr ist augenblicklich in Verlegenheit. Seine Regierung zahlt ihm die Bezüge nicht aus.“

„Wie in Venezuela!“

„Die gute Exzellenz sitzt hier mit Frau und Tochter —“

„Oho, Tochter?“

„Ein bildhübsches, siebzehnjähriges Mädel übrigens. Der alte Mann tut mir leid. Ich möchte ihm gern helfen, aus Mitleid, aus Laune, aus Menschlichkeit —“

„Aus Egoismus, mit einem Wort.“

„Sehr richtig, mein Lieber. Man ist immer aus Egoismus mitleidig. Ich möchte also der alten Exzellenz irgendeine Stellung verschaffen, und da Sie in Marseille Gott und die Welt kennen, habe ich an Sie gedacht. Ich bin überzeugt, daß Sie für den guten Mann irgendeine Sache finden werden, schon um der schönen Augen seiner Tochter willen.“

„Man müßte zuvor diese Augen sehen.“

„Die ganze Familie erwartet Sie mit Sehnsucht.“

„Und der Mann ist eine wirkliche, unverfälschte, gestempelte Exzellenz?“

„Ich garantiere für beste Friedensware.“

„Dann wird es nicht schwer sein, den alten Burschen irgendwo unterzubringen. Als Exzellenz kann man allerlei werden: Verwaltungsrat, Spielklubdirektor, Weinreisender und sogar Versicherungsbeamter.“

Sie waren inzwischen zu dem Strandhotel gekommen, das großen Eindruck auf Modaneta machte.

„Ein fürstliches Etablissement, wahrhaftig. Ich begreife jetzt, warum Sie sich hierher zurückgezogen haben.“

Nachdem er Madame Roumanille kennengelernt hatte, die ihm die zu gelbe Handtasche abnahm, um sie in das für ihn bestimmte Zimmer zu bringen, wurde er von dem Doktor in den Salon geführt, wo die Familie Simonitsch ihrer mit Würde harrte. Die Orden klirrten großartig auf der Brust des Obersten, das Seidenkleid der Exzellenz Anastasia blendete, und Ljuba stand da wie ein ahnungslos süßer Backfisch, der an den Storch glaubt.

Asdrubale Modaneta war von diesem Glanz so eingeschüchtert, daß er die Sprache verlor und linkische Verbeugungen machte.

Man nahm feierlich Platz, und Bessel leitete die Unterhaltung ein, die sich sanft um Wind, Wetter und Krieg drehte. Der Oberst redete bedeutend, auch Mütterchen Anastasia, die sich viel ungezwungener benahm, seitdem Madame Roumanille bezahlt war, plätscherte behaglich in den Wellen des Gesprächs, nur Modaneta blieb schweigsam und befangen. Ein Uneingeweihter hätte glauben müssen, daß der junge Mann mit einem großen Anliegen zu dem serbischen Haudegen gekommen wäre. Ljuba, das gute Kind, lächelte nicht, weder spöttisch noch überlegen. Die ganze Geschichte war durchaus rätselhaft.

Endlich erhob sich der Doktor und sagte zu Modaneta:

„Verzeihen Sie, lieber Freund, wenn ich Sie jetzt verlasse. Ich habe in Cannes zu tun und komme abends zurück. Vielleicht benutzen Sie die Zwischenzeit, um sich mit Exzellenz auszusprechen."

„Bitte, Herr Direktor, lassen Sie sich in keiner Weise stören", erwiderte der Venezolaner sehr höflich.

Bessel verabschiedete sich von der Gesellschaft und fuhr nach Cannes.

Als er in die Rue Félix Faure einbog, zitterte er vor dem Gedanken, daß der Laden auch heute gesperrt sein könnte. Allerdings, wenn er Fräulein Germaine antreffen sollte, dann würde er auf violette Augen nicht mehr hereinfallen, das stand fest. Er hatte nicht die geringste Lust, sich von dieser jungen Dame noch länger als Tölpel behandeln zu lassen.

Er schöpfte tief Atem, bevor er die Schnalle niederdrückte.

Germaine saß hinter dem Tisch, schlug die Augen auf und lächelte dem Eintretenden huldreich zu.

„Guten Tag, mein Fräulein", grüßte Bessel in der feierlichen Haltung eines Leichenbestatters.

„Ich bin eigentlich böse auf Sie, mein Herr", sagte Germaine, während sie aufstand und mit den Händen die Hüften hinunterstrich.

Der Doktor machte ein ebenso dummes wie verblüfftes Gesicht.

„Sie sind mir böse?"

„Natürlich. Ich hatte mich auf den gestrigen Abend gefreut, aber Sie ließen mich im Stich."

„Ich ließ Sie im Stich?"

„Ja, wer denn sonst? Glauben Sie vielleicht, daß ich mehrere Verabredungen für einen Abend habe?"

Bessel büßte schrittweise an seiner Leichenbestatterwürde ein.

„Entschuldigen Sie, Fräulein Germaine, ich war hier. Mein Brief beweist es."

„Aber wann waren Sie hier?"

„Um drei und um vier Uhr. Ich war sogar vor Ihrer Wohnung und läutete an."

Sie lachte.

„Mein Gott, glaubten Sie wirklich, daß ich Sie empfangen hätte?"

„Wäre das etwas so Ungeheuerliches gewesen?"

Sie blickte ihn aufmerksam an und sagte in nachsichtigem Ton:

„Sie scheinen mich für eine Kokotte zu halten, mein Herr."

Nein, aber für eine Komödiantin, wollte er entgegnen und schwieg voll Haß gegen das schöne Geschöpf, das sein Blut entzündet hatte.

„Ich glaube gar, daß Sie jetzt beleidigt sind, mein Herr."

„Ich habe leider nicht das geringste Recht, beleidigt zu sein. Ich muß allerdings gestehen, daß es meine Eitelkeit verletzt, für dümmer gehalten zu werden, als ich bin."

Sie reichte ihm freimütig die Hand.

„Wir wollen nicht streiten, mein Herr. Streiten ist gräßlich."

Während er ihre Hand in der seinen hielt, zerfloß plötzlich sein Groll, weil er sich aller Ängste des gestrigen Tages erinnerte, die unbegründet gewesen waren. Mochte Germaine wo immer geweilt haben, sie hatte keinesfalls bei einem Polizeimenschen Besuch gemacht, um diesen verdächtigen Henri Trouille anzuzeigen. Mußte man nicht dankbar sein für jeden Tag, den einem das Schicksal in Gestalt eines begehrenswerten jungen Mädchens schenkte?

„Machen Sie doch, bitte, kein so tragisches Gesicht, mein Herr."

„Ich habe großen Kummer um Ihretwillen, Fräulein Germaine."

„Das tut mir leid. Das tut mir aufrichtig leid. Nun will ich Ihnen auch sagen, warum Sie mich nicht angetroffen haben."

Sie wird mich belügen, dachte Bessel gequält.

„Ich war — ich war bei der Friseurin, um mir die Haare ondulieren zu lassen. Sie sehen, ich bekenne offen meine Eitelkeit. Ich wollte mich schön machen, weil ich dachte, Sie beabsichtigten vielleicht, nach der Californie zu fahren."

„Das ist entsetzlich!" rief der Doktor erschüttert.

„Entsetzlich ist nicht das Wort, aber ich kam mir einigermaßen lächerlich vor, als ich mit onduliertem Haar und in meinem schönsten Kleid dasaß, um auf Herrn Henri Trouille zu warten, der nicht kam."

Bessel war geschlagen und vernichtet. Während dieses junge Mädchen sich ihm zu Ehren geschmückt hatte, war durch seinen Kopf der verbrecherische Gedanke gelaufen, Germaine wie eine lästige und überzählige Katze zu ertränken. Er war verrückt. Er gehörte ins Irrenhaus.

„Ich bin trostlos", flüsterte er und wagte nicht, seine Augen zu erheben.

„Mein Gott, die Sache ist nicht der Rede wert. Die Californie rennt uns nicht davon. Wir können ein anderes Mal hin, wenn es Ihnen recht ist."

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Germaine."

Er nahm ihre Hand und küßte sie leidenschaftlich.

„Da ist doch nichts zu verzeihen. Es war ein Mißverständnis. Das Leben wäre langweilig ohne Mißverständnisse."

„Und Sie sind mir nicht mehr böse?"

„Aber nicht im geringsten."

„Und Sie erweisen mir wieder die Ehre, in meiner Gesellschaft zu speisen?"

„Mit Vergnügen. Wir können sofort gehen." Sie kam hinter dem Ladentisch hervor, trat ganz nahe zu Bessel heran und flüsterte ihm mit spitzbübischem Lächeln ins Ohr: „Ich habe nämlich Hunger, mein Herr."

Wie ein dummer, verwirrter Junge stand der Doktor Alexander Bessel da, obwohl sein Haar an den Schläfen während der Kriegsjahre grau geworden war. Er begriff nichts von der Art dieser Frau, die ihn vollkommen aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Er begriff nur, daß er dieses wunderschöne Geschöpf begehrte oder liebte — es kam nicht auf Worte an —, wie er noch niemals in seinem ganzen Leben eine Frau begehrt oder geliebt hatte, und daß er vor keiner Schande, vor keinem Verbrechen, vor keinem Tod zurückschreckte, um Germaine Decobert zu besitzen.

Sie saßen wieder auf der Terrasse in dem Strandgarten am gleichen Tisch, wie das letztemal, und wurden von dem alten Kellner wie gute Bekannte begrüßt. Der Abend war blau, das Meer sang, und die schönste Frau der Welt, so erschien sie ihm, saß dem Mitinhaber der Firma Julius Bessel in Berlin gegenüber.

„Sie verhöhnen mich, mein Herr. Ich werde mich in mein einsames Leben schwer zurückfinden, wenn Sie eines Tages genug von mir haben.“

„Dieser Tag wird nie kommen“, beteuerte er und umklammerte sein Weinglas so heftig, daß der Stengel abbrach.

„Haben Sie sich verletzt?“

„Nein, gar nicht. Ich war nur ein wenig zu stürmisch — dem Glas gegenüber.“

„Zeigen Sie mir, bitte, Ihre Hand.“

Sie untersuchte seine Hand und entdeckte einen kleinen, blutenden Riß, den sie mit ihrem Taschentuch abtrocknete.

„Nun werden Sie mir hoffentlich glauben“, lachte er.

„Ich weiß nicht.“

Zwei fette Italienerinnen und ein alter magerer Italiener in Nationalkostümen traten auf das Podium und sangen, von Mandolinengezirpe unterstützt, bald schmachtend, bald übermütig, neapolitanische Volkslieder.

„O fein, heute gibt es sogar Konzert“, rief Germaine entzückt und lauschte hingerissen den ermüdeten Stimmen, die hohe Töne auf Schleichwegen umgingen.

Der Doktor, von der Musik über sich hinausgehoben, sagte plötzlich, während seine Blicke Germaine umfingen:

„Ich möchte gern mit Ihnen in Taormina oder oben in Fiesole in einer kleinen weißen Villa sitzen.“

Sie wendete sich von den Italienern ab, sah ihn an und antwortete mit einer Stimme, die nicht ein bißchen unsicher war:

„Wäre das so unmöglich?“

Bessel errötete. Ihn schwindelte. Welche Möglichkeit lag in diesen Worten? Was bedeutete dies alles? Hatte Leidenschaft seinen Verstand so sehr getrübt, daß er die einfachsten Dinge der Welt nicht mehr begriff? Daß er wie ein verliebter Primaner dasaß, statt mit sachlichen Vorschlägen herauszurücken, auf die diese junge Dame zu warten schien?

Als die Italiener endlich eine Pause machten, nahm der Doktor Anlauf und fragte vorsichtig:

„Haben Sie schon Pläne für Ihre nächste Zukunft, Fräulein Germaine?“

„Ja und nein. Mir liegt das Angebot einer alten Dame aus Dijon vor, die mich als Gesellschafterin engagieren will. Ich habe mich noch nicht entschieden, denn die Stellung ist, aufrichtig gesagt, nicht sehr verlockend. Denken Sie, eine alte,

alleinstehende Dame, die wahrscheinlich launenhaft ist und mich den ganzen Tag quält. Für fünfzig Francs Monatsgehalt und freie Station."

„Diesen Antrag dürfen Sie niemals annehmen", rief er erregt.

„Ich habe wenig Auswahl."

Sie starrte nachdenklich in die Luft. Bessel betrachtete diese violett schimmernden Augen, die bebenden Nasenflügel, den schmalen, roten Mund, der nach Küssen schrie, die lockende Halslinie und fühlte, wie sein Herz in wilden Sprüngen durch den ganzen Körper galoppierte.

„Ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen, Fräulein Germaine", sagte er und bemühte sich, seinem Gesicht das würdevolle Aussehen eines Notars zu geben, der ein Testament vorliest. „Ich bin ein alleinstehender Mann, besitze einiges Vermögen und eine schöne, große Wohnung in Marseille." Er verließ sich auf Modaneta.

Germaine hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu.

„Könnten Sie sich nicht entschließen," fuhr er fort, ein wenig zaghafter, da ihn ihre Blicke beunruhigten, „bei mir die Stellung einer Hausdame anzunehmen? Sie behielten freie Hand in der Wirtschaft und über das Personal, Sie könnten unabhängig ganz nach Ihrem Willen das Haus leiten, und die Gehaltsfrage würde Ihren Wünschen entsprechend geregelt werden."

Germaine wendete langsam ihre Augen von ihm ab und blickte auf das Podium, wo die Italiener das lustig schnatternde „Marecchiare" zu singen angefangen hatten.

„Bekomme ich keine Antwort, Fräulein Germaine?" fragte der Doktor nach einer endlosen Stille.

Germaine lächelte und erwiderte nachsichtig:

„Sie scheinen mich wirklich für eine Kokotte zu halten, mein Herr."

„Aber entschuldigen Sie, ich — ich —"

Er geriet ins Stottern.

„Ich entschuldige Sie selbstverständlich. Ich bin Ihnen sogar dankbar, daß Sie die Form gewahrt haben. Sie hätten mich auch ohne weiteres als Ihre Geliebte engagieren können. Hausdame klingt wenigstens höflicher."

„Entschuldigen Sie, Fräulein Germaine, ich habe bei meinem Antrag nicht einen Augenblick an die Dinge gedacht, die Sie mir unterschieben."

Sie machte eine Abwehrbewegung.

„Oh, bitte, lügen Sie nicht, mein Herr. Lügen ist kläglich. Sie können ganz aufrichtig zu mir sein. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Ich bin nicht beleidigt. Ich laufe nicht vom Tisch weg. Ich trinke sogar Ihren kostbaren Wein."

Sie nippte an ihrem Glas.

„Sie haben zu mir gesprochen wie irgendein Kapitalist zu einer jungen hübschen Proletarierin, die er begehrt."

Dieser elende Henri Trouille ist Sozialist gewesen, dachte Bessel erbittert und wutverzerrt. Ein sozialistischer Musikant ist Henri Trouille gewesen.

„Wenn ich fünfzigtausend Francs Rente besäße, hätten Sie nicht einen Augenblick daran gedacht, mir einen solchen Antrag zu stellen. Ist das richtig oder nicht?"

„Sie verdrehen die Dinge, Fräulein Germaine."

„Nein, mein Herr, ich richte sie gerade. Sie müßten sich abgewöhnen, den Wert der Menschen wie ein Steuerkommissar einzuschätzen."

Ein Anarchist ist dieser Hund von einem Henri Trouille gewesen, sagte sich der Doktor, der auf allen Linien schmählich geschlagen war.

„Sie tun mir unrecht, Fräulein Germaine", erklärte er, als könnte er jetzt noch einen geordneten Rückzug antreten. „Ich bin ein ehrenhafter und anständiger Mensch." Er war nahe daran, von seinen moralischen Heldentaten in La Napoule zu berichten. Daß er die Miete für eine verkrachte serbische Exzellenz bezahlt und einen deutschsprechenden Arzt zu Simche Regierer geholt hatte. Aber waren das wirklich Posten, die man sich gutschreiben konnte? Es schien, als ob er bis zu diesem Augenblick nicht gewußt hätte, was für ein kleiner und schäbiger Mensch er war.

„Dann können wir Frieden schließen", antwortete Germaine und lächelte sanft. „Auch ich bin ein ehrenhafter und anständiger Mensch."

Er hatte das dunkle Gefühl, daß er sich vor dem Mädchen demütigen müßte, wie sich der Oberst Jovan Simonitsch vor ihm gedemütigt hatte, aber die Erkenntnisse dieser Stunde machten ihn nur hart und bitter.

Er bezahlte die Rechnung, und sie verließen schweigend den Garten.

„Sie sind verstimmt", sagte Germaine auf dem Heimweg.

„Ich bin nicht sehr fröhlich."

Pause.

„Es schmerzt mich, daß Sie mir nicht glauben, mein Herr."
„Ich glaube Ihnen, Fräulein Germaine."
„Nein, Sie glauben mir nicht. Sie halten mich für eine abgefeimte Betrügerin."
„Das dürfen Sie nicht sagen, Fräulein Germaine."
Sie standen vor ihrem Haus. Schmal und finster lag die Gasse.
„Morgen kann ich leider nicht kommen. Ich habe einen Gast aus Marseille hier, den ich nicht allein lassen darf. Aber Montag, wenn Sie freundlich gestatten, hole ich Sie wieder ab."
Sie gab keine Antwort.
„Gute Nacht, Fräulein Germaine."
Er reichte ihr die Hand, die sie nahm, ohne ein Wort zu sagen. Sie stand regungslos da und machte keine Anstalten, die Haustür zu öffnen. Der Doktor wurde von ihrer Haltung und von dem Schweigen beunruhigt und wiederholte den Gruß.
„Gute Nacht, Fräulein Germaine."
„Darf ich Sie einladen, mein Herr, meine Wohnung zu besichtigen?"
Wenn Germaine ihm gesagt hätte, daß er der Doktor Alexander Bessel aus Berlin sei, würde er nicht fassungsloser gewesen sein als über diese Aufforderung.
„Wie meinen Sie, bitte?"
„Ich frage, ob Sie nicht meine Wohnung besichtigen wollen?"
Er blickte sie mißtrauisch an. Was hatte diese Einladung zu bedeuten? War Germaine müde geworden, ihre Komödie weiterzuspielen? Nahm sie seinen Antrag an, oder bereitete sie ihm eine neue Niederlage?
„Sie scheinen Furcht zu haben", sagte sie spöttisch.
„Nein, ich überlege nur, welchen Zweck Sie mit Ihrer freundlichen Einladung verfolgen."
„Bitte, wie Sie wollen, ich kann Sie nicht zwingen."
Sie öffnete die Haustür. Der Doktor folgte schweigend.
Germaine holte aus ihrem Handtäschchen eine Wachskerze und entzündete sie. Das kleine zitternde Licht warf riesengroße Schatten. Sie gingen langsam, um die Kerze nicht zu verlöschen, die Stiege hinauf und kamen zu dem Klostergang, der ihnen wie ein dunkler Rachen entgegenstarrte.
„Dieser Gang ist unheimlich", sagte Bessel mit gedämpfter Stimme. „Fürchten Sie sich nicht, Fräulein Germaine?"
„Ich fürchte mich entsetzlich", antwortete sie wie ein kleines ängstliches Kind. „Wenn ich mit Ihnen auf der Terrasse im Strandgarten sitze, fürchte ich mich schon vor diesem Gang."

„Von nun an müssen Sie mir gestatten, Sie stets bis zu Ihrer Wohnungstür zu bringen."

„Das will ich gern annehmen, solange ich noch hier wohne."

Sie hatten den Gang passiert und atmeten unwillkürlich leichter. Germaine schloß die Tür auf, und sie traten in eine Küche. Auf dem kleinen Herd stand eine Petroleumlampe, die das junge Mädchen anzündete.

„Sie erlauben, daß ich vorausgehe, mein Herr. Hier ist mein Salon."

Sie kamen in einen weißgekalkten und hochgewölbten Raum, der wie eine Mönchszelle aussah. Armeleutmöbel standen herum und strömten unstillbare Traurigkeit aus. Bessel betrachtete das schöne Mädchen und dieses trostlose Gemach und fühlte ein Würgen im Hals.

„Darf ich Ihnen noch mein Schlafzimmer zeigen, mein Herr?"

Er nickte stumm.

Sie öffnete eine Tür und leuchtete mit der Lampe.

Das Schlafzimmer sah ebenso aus wie der erste Raum, nur daß hier zwei schmale Betten, ein Schrank und ein eiserner Waschtisch standen. An der Wand hing ein großes Kruzifix. Wie ein wüster Traum war dies alles.

Sie gingen in den Salon zurück. Germaine stellte die Lampe auf den Tisch.

„Bitte, nehmen Sie Platz, mein Herr."

Er setzte sich und blickte das junge Mädchen an, das den Hut abgenommen hatte. Ihr Haar strahlte.

Was in Bessel vorging, hätte er selber nicht erklären können. Überflutendes Mitleid war in ihm und Liebe und Zorn und das bittere Gefühl des Betrogenwordenseins. Es schien ihm, als müßte er seinen Kopf auf den nackten Tisch legen und laut aufschluchzen. Aber da diese Entspannung lächerlich und unmöglich war, wurde er, als kehrten sich alle edlen Gefühle gegen ihn, grausam und bösartig.

„Wollen Sie mit dieser Wohnung Ihre Tugend beweisen?"

Sie wankte und setzte sich ihrem Gast gegenüber.

„Ich wollte nichts beweisen", erwiderte sie mit zuckenden Lippen. „Ich wollte Ihnen nur meine Wohnung zeigen. Sie können daraus jeden Schluß ziehen, der Ihnen beliebt, mein Herr."

Scham verbrannte sein Blut. Er verachtete sich und fand doch kein Wort, das diesem Augenblick gerecht wurde.

Endlich erhob er sich und sagte verzweifelt:

„Darf ich jetzt gehen?"

„Bitte, mein Herr."

Sie standen sich gegenüber. Er trat einen Schritt zurück und sagte, vor Wut bebend:

„Wissen Sie wirklich nicht, daß ich Sie liebe?"

Sie ließ den Kopf ein wenig sinken und entgegnete schüchtern, als wollte sie ihn schonen:

„Sie begehren mich, mein Herr."

„Ich liebe Sie!"

Er schrie es.

Sie schüttelte sanft den Kopf.

Er stürzte zur Tür. Germaine folgte ihm mit der Lampe.

„Bitte, wollen Sie nicht den Haustorschlüssel mitnehmen? Ich müßte sonst wieder den schrecklichen Gang allein passieren. Sie können mir den Schlüssel Montag zurückgeben. Ich habe übrigens noch einen zweiten Schlüssel."

Sie gab ihm den Schlüssel und eine angezündete Wachskerze.

„Gute Nacht, mein Herr."

„Gute Nacht."

Er tappte durch den langen, unheimlichen Gang und fühlte Schauer über den Rücken laufen. Kurz bevor er das Tor erreicht hatte, verlöschte die Kerze. Sein Herz schlug bis zum Hals. Mit zitternden Fingern suchte er das Schlüsselloch, um aus diesem Haus des Grauens herauszukommen.

Aber als er auf die Straße trat und die erste Laterne erblickte, wurde er sofort kühl und nüchtern.

„Falle!" sagte er ohne Überzeugung und zündete sich eine Zigarette an.

24.

Asdrubale Modaneta saß allein auf der Terrasse, denn die andern Herrschaften waren schon lange schlafen gegangen, und erwartete seinen Vorgesetzten. Bisweilen wurde er unruhig, weil er einen Unfall befürchtete, der Trouille zugestoßen sein könnte, aber diese Gedanken machten nicht halt, sondern wanderten weiter über das Meer, in das der Mond schaukelnde Strahlenbahnen einzeichnete. Er begriff nicht, warum er hier saß und unzählige Zigaretten verqualmte, statt sich ins Bett zu legen, aber die Stille dieser schimmernden Nacht hielt ihn fest. Die Hoffnung, heute noch mit Trouille zu sprechen, hatte er all-

mählich aufgegeben und auch seine Besorgnisse verloren, denn er kannte aus eigenem Erleben solche Verhinderungen.

Plötzlich entdeckte er mit großem Erstaunen auf der mondhellen Landstraße in einem Mann, der ganz langsam einherschritt, Herrn Trouille. Die Haltung und das Aussehen des Wanderers erschienen ihm so merkwürdig, daß er nicht aufsprang, um seinem Direktor entgegenzugehen, sondern ruhig sitzenblieb und das Näherkommen abwartete.

Endlich erblickte Trouille den jungen Mann und begrüßte ihn verlegen.

„Verzeihen Sie, lieber Freund, daß ich Sie so lange allein gelassen habe, aber denken Sie, ich konnte in Cannes keinen Wagen auftreiben und mußte den weiten Weg zu Fuß laufen."

„Bitte, bitte, das macht gar nichts, Herr Direktor."

„Ich bin todmüde. Und wie ich aussehe! Es ist ein Skandal!"

Er ließ sich in einen Sessel fallen und wischte den Schweiß von der Stirn. Der Venezolaner betrachtete verwundert das blasse Gesicht, aber er wagte nicht zu fragen, welche Ereignisse seinen Freund in diesen Zustand versetzt hatten.

„Schenken Sie mir eine Zigarette, Modaneta. Ich habe meinen ganzen Vorrat auf dem Marsch aufgeraucht."

Er zündete die Zigarette an und zog den Rauch mit Wollust ein.

„Ah, mein Freund, sitzen tut wohl. Kennen Sie das indische Sprichwort: Sitzen ist besser als stehen, liegen besser als sitzen, aber das beste ist totsein?"

„Dieses Sprichwort mag gut sein für erfolglose Fakire, aber nicht für uns."

„Die ganze Welt ist fakirhaft, Modaneta. Ein jeder sieht nur seinen eigenen Nabel an."

„Gerade das möchte ich heftig bezweifeln", erwiderte Modaneta und lachte ausgelassen.

„Sie sind jung, mein Lieber, freuen Sie sich."

Der Venezolaner hatte eine Antwort auf der Zunge, aber er bezwang sich. Es wurde ihm ganz klar, daß sein verehrter Herr Direktor irgendein unfreundliches Frauenzimmer-Erlebnis hinter sich hatte.

„Erzählen Sie mir, Modaneta, was Sie den ganzen Abend getrieben haben. Wie gefällt es Ihnen am Busen der Natur?"

„Ausgezeichnet, Herr Direktor. Über alle Erwartungen."

„Das freut mich. Haben Sie sich mit dem alten serbischen Operettengeneral ausgesprochen?"

„Gründlich."

„Können Sie was für ihn tun?"

„Jawohl. Ich habe sogar bereits eine Stellung für ihn."

„Das ist ja großartig. Meine Anerkennung. Was für eine Stellung ist es?"

„Er wird mein Schwiegervater."

Bessel sah ihn verblüfft an.

„Machen Sie keinen Unsinn. Was soll das heißen?"

„Ich habe mich heute abend mit Fräulein Ljuba Simonitsch verlobt, infolgedessen wird Exzellenz Jovan Simonitsch mein Schwiegervater."

„Ist das wirklich Ernst, oder halten Sie mich zum Narren?"

„Es ist bitterernst, lieber Herr Direktor. Sie hätten mich eben nicht so lange allein lassen sollen. Aber trösten Sie sich, die Sache war unausbleiblich. Liebe auf den ersten Blick oder Narkose, ich weiß es nicht. Man verlobt sich. Man heiratet und kriegt Kinder, die das gleiche Spiel wieder von vorn beginnen."

Der Doktor reichte dem jungen Menschen die Hand.

„Ich gratuliere Ihnen aufrichtig, Modaneta. Fräulein Ljuba ist ein prachtvolles Mädel. Ich habe die größte Hochachtung vor ihr."

„Und sie vor Ihnen. Es ist einfach, um eifersüchtig zu werden, wie meine liebe Braut von Herrn Henri Trouille schwärmt. Ich muß die junge Dame so schnell wie möglich aus Ihrer gefährlichen Nähe bringen."

Bessel lächelte schwermütig.

„Ich bin nicht gefährlich, Modaneta."

„Man kann nie wissen", scherzte der Venezolaner. „Aber ich will ohnedies mit der neuen Familie in meine Heimat zurück. Ich habe nämlich, aufrichtig gesagt, genug von dem alten, blödsinnig gewordenen Europa, das für die nächsten hundert Jahre erledigt ist. Glauben Sie mir, wir Wilde sind bessere Menschen."

„Als Vertreter wilder Völkerschaften machen Sie einen ausgezeichneten Eindruck, lieber Modaneta."

„Vielen Dank. Ich bin jedenfalls sehr glücklich, mit einem anständigen Vorwand wieder in das teuere Vaterland zurückkehren zu können. Ich muß es schon wegen meines Schwiegervaters tun. In Venezuela wird er als waschechte Exzellenz zweifellos große Karriere machen. Wir haben nämlich kolossalen Verbrauch an Kriegsministern. Wenn mein Schwiegervater Pech hat, kann er sogar Präsident werden, was allerdings eine höchst wacklige und lebensgefährliche Stellung ist. Aber ich bitte Sie, wenn man ehrgeizig ist!"

Der Doktor lächelte und stand auf.

„Wir wollen schlafen gehen, glücklicher Bräutigam. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Direktor."

Bessel erinnerte sich später deutlich, daß er beim Eintritt in sein Zimmer von dem Gedanken überfallen wurde, der ihm die Lösung aller Schwierigkeiten zeigte. Es war ein klarer und einfacher Gedanke, der ohne moralische Hemmungen ausgeführt werden mußte.

Der Doktor machte kein Licht im Zimmer, sondern öffnete die Fensterladen und ließ das Mondlicht einströmen. Dann reinigte er sich von Schmutz und Staub, rückte einen Sessel zum Fenster und setzte sich nieder, um seinen wunderbaren Gedanken in Ruhe und mit Sorgfalt zu Ende zu denken.

Der Gedanke, der sich wie ein wildes Tier auf Alexander Bessel gestürzt hatte, war, daß er Germaine Decobert heiraten mußte.

Ein Verbrechen? Still! Keine großen Worte, rief der Doktor vermeintlichen Gegnern und Richtern zu. Das Verbrechen von heute ist morgen vielleicht ein Verdienst. Und das Verbrechen, das er begehen wollte, war ein Papierverbrechen. Ein Papierverbrechen, meine Herren! Wenn ein Ehemann eine oder zwei Geliebte unterhielt, war er ein todschicker Bengel, ein verfluchter Kerl, den man überall mit Wohlgefallen ansah. Wenn aber einer zwei gültige Trauscheine besaß, war er ein Schwerverbrecher und wurde ins Zuchthaus geschleppt. An Menschenseelen durfte man straflos jede Schandtat verüben, aber das Papier, das heilige Papier wurde geschützt. Waren nicht die meisten Verbrechen Papierverbrechen? Stahl der Banknotendieb nicht Papier? Und waren Wechselfälscher in einer Welt möglich, die vor dem Papier nicht auf dem Bauch lag? Und wenn jemand ein Testament zu seinen Gunsten verbesserte? Und wenn einer den von Gott eingesetzten Landesvater als Idioten aufzeichnete? Und die Bilanzschiebungen in den sauber geführten Hauptbüchern?

Papierverbrechen. Papierverbrechen.

Still! Keine Drohungen, ihr Herren! Man kämpfte um sein Leben, das vielleicht doch noch ein wenig wertvoller war als ein Fetzen Papier. Wenn er heiratete, war er nach menschlichem Ermessen gerettet. Henri Trouille wurde endgültig stumm gemacht.

Doktor Bessel blickte siegreich in die Nacht hinaus. Gegner und Richter hatten sich scheu zurückgezogen, aber trotzdem wurde

er seines Sieges nicht froh. Er wußte besser als seine Ankläger, daß er sich mit einem Verbrechen befleckt hatte, mit einem Verbrechen, das weit zurücklag und jetzt erst deutlich wurde. Oder war es vielleicht kein schimpfliches Verbrechen gewesen, daß er über seine junge Frau, die ihr Glück bei einem andern Mann zu finden gehofft, sich die Rechte eines Sklavenhalters angemaßt und ihr in würdeloser Selbstsucht die Freiheit verweigert hatte?

Wie klein und dürftig war das Papierverbrechen, das nur ein totes Buchstabengesetz verletzte, diesem ersten Verbrechen gegenüber, das er an einer lebenden Menschenseele begangen hatte!

Eine lange Nacht der Reue ging über Alexander Bessel hinweg. Er fühlte mit eisigem Entsetzen die Tragik, die ihn zum Verbrecher vor dem Gesetz machte, weil er sich, ohne strafbar zu werden, an menschlicher Freiheit und menschlichem Selbstbestimmungsrecht vergangen hatte. Aber es gab keinen Ausgang aus der Sackgasse, in die er von seiner eigenen großen Schuld gejagt worden war, er mußte den Becher, den er sich selber eingeschenkt, bis zur bitteren Neige austrinken. Es gab keinen Ausweg, weil er in dieser Nacht der Abrechnung erkannt hatte, daß er Germaine Decobert nicht, um sein armseliges Leben zu erhalten, heiraten wollte, sondern aus unbezwingbarer Liebe, ebenso wie seine Frau von Liebe zu Thorsten Gleerup hingezogen worden war.

Der Doktor gelobte sich, alles gutzumachen, sobald der Krieg zu Ende war und ihn in die Schweiz hinausließ. Die erste Tat seiner Freiheit sollte es sein, Helene die Ehescheidung anzubieten, um ihretwillen, nicht um seine zweite Ehe straflos zu machen.

Der Morgen graute, als Bessel dazu kam, die praktische Möglichkeit der Eheschließung mit Germaine zu erwägen. Genügten seine Dokumente? Welche Förmlichkeiten verlangten die französischen Papieranbeter? Und wie ließen sich vor Germaine Heimatsort und Geburtsjahr Henri Trouilles verbergen? Wenn sie Einblick in die gestohlenen Papiere bekam, war er verloren.

Der Doktor beschloß, noch am heutigen Sonntag nach Marseille zu fahren und seinen Kaffeehausbekannten, den Rechtsanwalt Hamelin, um Rat zu fragen.

Als er übernächtig und blaß zum Frühstück hinunterging, fand er die ganze Gesellschaft mit Ausnahme der alten Malerin, die zum englischen Gottesdienst nach Cannes gefahren war, bereits versammelt. Exzellenz Simonitsch trug schon am frühen Morgen seine sämtlichen Orden und verdüsterte das Zimmer mit unbeschreiblicher Würde. Ljuba errötete sehr anmutig, als Bessel

der serbischen Gesellschaft seine aufrichtigen Glückwünsche darbrachte. Oberst Jovan Simonitsch dankte huldvoll. Selbst die dicke Anastasia nickte gönnerhaft.

Wir sind alle miteinander eine nette Schweinebande, dachte der Doktor befriedigt, während er seine Blicke über die Tafelrunde gehen ließ. Der einzige Anständige unter uns ist dieser kranke Jude, der morgen oder übermorgen sterben wird.

Nach dem Frühstück nahm er den Venezolaner beiseite und sagte:

„Hören Sie zu, Modaneta, ich muß heute nach Marseille fahren. Sie können natürlich bis morgen hierbleiben."

„Wäre es nicht möglich, Herr Direktor, daß Sie mir bis übermorgen Urlaub gäben? Ich möchte nämlich die ganze Familie nach Marseille befördern."

„Selbstverständlich, mein Lieber. Ich werde morgen an Ihrer Stelle das Bureau aufsuchen."

„Vielen Dank, Herr Direktor. Das Geld, das ich Ihnen schulde, werde ich, wenn Sie gestatten, Ihnen nach meiner Rückkehr wiedergeben."

„Was für Geld?"

„Nun die tausend Francs, die Sie Exzellenz Anastasia geliehen haben."

„Modaneta, ruinieren Sie sich nicht für Ihre Schwiegermutter", erwiderte Bessel lächelnd.

„Der Schwiegervater ist viel gefährlicher, verehrter Freund. Er hat mich sogleich nach der Verlobung angepumpt, mit der Begründung, daß er die Miete bezahlen müßte. Erst später erfuhr ich, daß Sie das bereits getan haben. Aber was wollen Sie, alle Kriegsminister lügen, das gehört zum Geschäft."

Nachdem sich Bessel noch die Adresse der gepriesenen Wohnung notiert hatte, nahm er Abschied von Modaneta, der im Sturmschritt zu der Korkeiche eilte, wo ihn Ljuba, das liebe Kind, erwartete.

Simche Regierer saß allein vor dem Hotel und winkte dem Doktor mit freudiger Erregung zu.

„Wir können morgen wegfahren", röchelte er. „Soeben hat der Arzt telephoniert, daß er die Ausreisebewilligung für uns bekommen hat. Mutter packt schon."

„Das ist ja großartig. Freuen Sie sich?"

Der Kranke blickte ins Leere und entgegnete ganz leise:

„Es war die höchste Zeit, mein Herr."

„Reden Sie sich doch nicht solche Dinge ein, lieber Herr

Regierer. Sie werden sich in Leysin ganz gewiß erholen. Auch der Arzt ist davon überzeugt."

Der junge Jude schüttelte langsam den Kopf.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie lügen, aber es ist nicht nötig. Ich werde Leysin niemals sehen."

Bessel stand hilflos und mit klopfendem Herzen neben Simche Regierer.

„Ich muß schon jetzt von Ihnen Abschied nehmen, da ich nach Marseille fahre", sagte er voll Trauer.

„Ich danke Ihnen für alles, was Sie für meine Mutter und für mich getan haben. Gott wird es Ihnen lohnen, auch wenn Sie nicht an ihn glauben. Gott ist nicht kleinlich. Gott liebt alle Menschen mit gleicher Liebe."

Der Doktor schrieb auf einen Zettel seine Adresse.

„Ich habe noch eine Bitte an Sie, lieber Herr Regierer, obwohl Sie sie für Heuchelei halten werden. Schreiben Sie mir, wie Sie in Leysin angekommen sind. Ich würde mich sehr freuen."

Simche Regierer nahm den Zettel und erwiderte sanft:

„Meine Mutter wird Ihnen schreiben, wo ich gestorben bin."

Bessel beugte sich, um seine Tränen zu verbergen, über den kranken Juden und küßte ihn brüderlich auf die hohle, weiße Wange.

Dann ging er hastig, ohne zurückzublicken, zum Bahnhof und stieg in den Zug nach Marseille. Während der ganzen Fahrt stand vor seinen Augen das Bild des Sterbenden, wie er einsam und verlassen vor dem Wirtshaus saß, da oben im Zimmer die Mutter, die schmutzige Wattepfropfen in den Ohren trug, in nicht zu erschütternder Hoffnungsseligkeit für die letzte Reise Simche Regierers die Koffer packte.

Wofür kämpft man? fragte er sich mutlos. Wofür siegt man? Warum quälen die Menschen einander? Wenn doch der Tod als letzter Preis für alle Kämpfe und Siege und Quälereien winkt.

Aber als er zufällig in die Tasche griff und den Schlüssel spürte, der Germaines Haus aufschloß, fand er die Lösung des unverständlichen Rätsels: die Menschen glauben nicht an den Tod. Auch wenn sie Millionen von Leichen gesehen haben, glauben sie nicht an den Tod oder wollen zumindest nicht an ihn glauben. Und es war eigentlich ganz gut, daß die Menschen an das Leben und nicht an den Tod glaubten.

Maître Hamelin, der unverbesserliche Junggeselle, saß trotz dem schönen Wetter im Café du Commerce allein bei einem

Tisch und las mißmutig seine Zeitung. Als er Trouille erblickte, der auf ihn zukam, erglänzte sein dickes rotes Gesicht vor Seligkeit.

„Sind Sie es wirklich oder Ihr Geist?" rief er fröhlich und warf die Zeitung unter den Tisch. „Ja, lieber Freund, wo stecken Sie eigentlich? Ich wollte schon eine Klage wegen böswilliger Geschäftsstörung gegen Sie einbringen."

„Warum denn, lieber Meister?"

„Entschuldigen Sie freundlich, Sie sind doch eine todsichere Rente für mich im Domino."

Bessel lächelte.

„Aber heute, lieber Herr Trouille, bin ich sogar bereit zu verlieren, wenn nur eine Partie zustande kommt. Wissen Sie, warum die meisten Menschen heiraten? Nur wegen der Sonntagsnachmittage! Glauben Sie einem erfahrenen Mann."

„Weil Sie gerade vom Heiraten sprechen, lieber Meister, möchte ich Sie bitten, mir über diese Formalität einige Auskünfte zu geben."

„Da müssen Sie zu mir in die Sprechstunde kommen, lieber Freund", entgegnete der Rechtsanwalt lachend. „Jetzt wollen wir unsere Partie spielen. Kellner, decken Sie Domino auf!"

„Wir werden nicht eher spielen, verehrter Meister, bevor Sie mir nicht Auskunft gegeben haben."

„Was ist denn los? Warum die Eile? Sie denken doch hoffentlich nicht daran, selber zu heiraten?"

„Vielleicht."

„Und da wollen Sie mich zum Mitschuldigen Ihrer Dummheit machen? Niemals, mein Herr."

„Schön, wie Sie glauben, Meister, aber aus unserer Partie wird dann auch nichts."

Maître Hamelin blickte sehnsüchtig nach den Dominosteinen und stöhnte:

„Das ist Erpressung, mein Lieber. Also, was wollen Sie wissen, unglücklicher junger Mann?"

„Wie heiratet man standesamtlich so schnell wie möglich?"

Der Advokat lachte zynisch.

„Oho, es brennt?"

„Es brennt."

„Frühestens in zwei Wochen. Um die beiden Aufgebote kommen Sie nicht 'rum."

„Und welche Papiere sind notwendig?“

Er ironisierte das Wort Papier.

„Geburtsschein und Einwilligung der Eltern, das ist alles. Falls die Eltern gestorben sind, ihre Totenscheine. Merken Sie die Tücke? Dem Heiraten wird keine Schwierigkeit gemacht, aber versuchen Sie es, sich scheiden zu lassen! Da gehören Nerven dazu, mein Alter.“

„Sagen Sie, lieber Meister, genügen statt des Geburtsscheins nicht meine Militärpapiere, aus denen ja ebenfalls zu entnehmen ist, daß ich geboren worden bin? Bis ich nämlich aus meiner Heimat einen Geburtsschein kriege, vergehen Jahre.“

„Das wird ohne weiteres zu machen sein, lieber Freund, zumal da Sie mit den maßgebenden Leuten bekannt sind.“

„Wieso?“ fragte Bessel erstaunt.

„Na, Sie kennen doch Aurillac.“

„Aurillac?“

„Aber natürlich!“ rief der Advokat ungeduldig. „Aurillac, erinnern Sie sich doch, das lange Laster, das damals mit der Argentinierin bei Madame Blanche getanzt hat.“

Trouille konnte sich nicht erinnern.

„Die Hauptsache ist, daß er Sie kennt. Gehen Sie zu ihm in sein Bureau, ihm untersteht nämlich das ganze Heirats- und Sterbegeschäft von Marseille, und tragen Sie Ihre Wünsche vor. Der Kerl ist so boshaft, daß er Sie sogar ohne Papiere verheiratet.“

Unbändiger Jubel erfüllte Bessels Herz. Die Schwierigkeiten einer Verbindung mit Germaine waren hundertmal geringer, als er geglaubt hatte. Germaine wurde sein, und wenn die ganze Welt zugrunde ging!

„Nur noch eine kleine Frage, teurer Meister“, bat Trouille und hielt den zappelnden Rechtsanwalt fest. „Wie bekommt man einen Paß? Man möchte doch auch eine kleine Hochzeitsreise machen, nicht wahr?“

„Lieber Freund, die wahre Hochzeitsreise macht man nach der Scheidung — mit der andern!“

Bessel ließ nicht locker.

„Paß ist eine schwierige Geschichte. Ein anständiger Mensch kriegt heute keinen Paß. Jedenfalls müßten Sie mit der schweren Artillerie auffahren, will heißen, mit dem richtigen Geburts- und Heimatsschein. Auf Ersatzpapiere lassen sich die Herren Drückeberger von der Präfektur nicht ein.“

Maître Hamelin erhob sich und sagte drohend:

„Wenn Sie mich jetzt noch fragen, wie man ein rechtsgültiges Testament auffetzt, werde ich unhöflich, mein Lieber."

„Fürchten Sie nichts, verehrter Meister", antwortete Trouille in fröhlichster Stimmung. „Nun wollen wir Domino spielen."

Niemals hatte er mit größerem Vergnügen an den dicken Advokaten sein Geld verloren als an diesem gesegneten Nachmittag, der ihm Erfüllung eines unwahrscheinlichen Glückstraums verhieß.

Nachdem die Partie beendet war, lud ihn der Rechtsanwalt, der sich seines Gewinnes wieder entledigen wollte, zum Abendessen ein und schleppte ihn später ins Alcazar Lyrique, wo sie Aurillac trafen, der sich mit schadenfrohem Lächeln Herrn Trouille in seiner Heiratssache ganz zur Verfügung stellte.

Am nächsten Morgen besuchte der Doktor, um einer lästigen Pflicht zu genügen, das Bureau der Firma Sophokles Georgakopoulo, fand natürlich alles in schönster Ordnung, scherzte einige Minuten mit dem Buchhalter und mit dem hübschen Schreibmaschinenfräulein und ging wieder weg, um die Wohnung zu besichtigen, die Modaneta empfohlen hatte. Es war eine prachtvolle, ausgezeichnet eingerichtete Sechszimmerwohnung, die Vessel, ohne zu feilschen, sogleich mietete.

Dann begab er sich zum ersten Juwelier der Stadt, kaufte den kostbarsten Verlobungsring, der aufzutreiben war, und fuhr mit dem Nachmittagszug in seliger Hochzeiterstimmung nach Cannes, ohne in La Napoule auszusteigen, denn es reizte ihn nicht, an diesem denkwürdigen Tag mit den serbischen Exzellenzen zusammenzutreffen.

Die einzig übriggebliebene Schwierigkeit, Germaine die genauen Daten der Papiere Henri Trouilles zu verheimlichen, hatte der Doktor bereits während der Fahrt aus dem Weg geräumt. Die Lösung erschien ihm verhältnismäßig leicht. Es mußte verhindert werden, daß die Ehe auch in Cannes aufgeboten wurde, wo Germaine es keinesfalls unterlassen hätte, in einer freien Stunde zum Rathaus zu gehen und die Anschlagstafel zu studieren. Wenn er Germaine bewegen konnte, sogleich nach Marseille überzusiedeln, wurde die Gefahr einer Entdeckung auf ein geringes Maß zurückgeführt, denn das Marseiller Rathaus war groß, und Germaine hatte dann so viel zu tun, daß sie kaum auf den Gedanken verfallen würde, das Aufgebot zu suchen. Das Herz von Glück geschwellt, wanderte er vom Bahnhof nach der Rue Félix Faure und trat in den Ansichtskartenladen der Pélagie Trouille.

Germaine sprang auf und starrte ihn wie ein Gespenst an. Sie wurde abwechselnd blaß und rot.

„Guten Tag, Fräulein Germaine. Was ist Ihnen? Warum erschrecken Sie?“

„Verzeihen Sie“, antwortete sie verlegen. „Ich war so überrascht, Sie wiederzusehen.“

„Ich versprach doch, heute zu kommen.“

„Trotzdem. Entschuldigen Sie. Ich glaubte nicht, daß Sie jemals wiederkämen.“

„Warum denn, Fräulein Germaine?“

„Ich habe mich schlecht benommen, mein Herr. Ich bin grausam und hoffärtig gewesen.“

„Es ist ja nicht wahr, Fräulein Germaine“, rief er in fröhlichster Laune. „Wenn sich einer von uns beiden schlecht benommen hat, so war ich es.“

„Nein, ich war es. Ich habe mit meiner Armut geprahlt, wie wenn sie ein besonderes Verdienst oder ein Vorzug wäre. Sie sind ein viel besserer Mensch als ich. Jetzt, da Sie wiederkommen, sehe ich es deutlich.“

Er wurde ernst.

„Ich bin nicht besser als Sie, ganz gewiß nicht. Nur in einem Punkt bin ich Ihnen voraus: ich liebe Sie, während ich Ihnen gleichgültig bin.“

„Sie sind mir durchaus nicht gleichgültig.“

Bitterkeit erfüllte ihn. Hatte er wirklich nur eine Sekunde lang glauben dürfen, daß dieses junge Mädchen in Liebe zu ihm entbrennen könnte?

„Ich danke Ihnen, Fräulein Germaine“, sagte er herzlich, nachdem er seine Eitelkeiten überwunden hatte. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir erlauben, Sie zu sehen. Ich danke Ihnen, daß mein altes Herz noch einmal erglüht.“

Sie betrachtete ihn nachdenklich und reichte ihm nach einer kleinen Weile die Hand.

„Ich glaube, ich habe Ihnen unrecht getan.“

Plötzlich schlug ihre Stimmung um.

„Jetzt genug der Lyrik“, erklärte sie und lachte. „Verzeihen Sie, es ist unweiblich, ich weiß, aber ich hasse Lyrik. Ich wäre viel lieber immer lustig und gutgelaunt. Ich hätte so viel Talent zum Fröhlichsein, wenn einen das Leben nur ein bißchen zu Atem kommen ließe.“

Er hörte ihr zu wie einer sehnsüchtigen Melodie, die sanfter Wind von fernen Ufern zu ihm wehte.

„Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind, Herr Henri Trouille. Es war gestern grenzenlos traurig ohne Sie. Denken Sie, ich habe mich so sehr an Ihre Gesellschaft gewöhnt, daß ich mir ganz verlassen vorkomme, wenn Sie nicht da sind. Wollen wir die schreckliche Kartenbude verlassen?"

Sie setzte ihren Hut auf.

„Verstehen Sie, mein Herr, warum diese armen Deutschen immer Ansichtskarten schreiben? Ich habe es nie begriffen, obwohl wir doch froh sein mußten, daß es Menschen mit solchen Lastern gibt."

Der Doktor lächelte. Germaine zog die Handschuhe an und blickte durch die Tür zum Himmel.

„Wissen Sie, daß es regnen wird, mein Herr?"

„Ich habe eine Bitte, Fräulein Germaine."

„Bewilligt. Ich habe vieles gutzumachen."

„Ich möchte heute nicht gern in ein Restaurant gehen, besonders da man nicht im Freien sitzen kann. Ich möchte hundertmal lieber, daß wir uns viele schöne und gute Dinge einkaufen und in Ihrem Speisezimmer dinieren."

„Das ist eine glänzende Idee", rief sie fröhlich und schlug die Hände gegeneinander. „Aber ich habe gar nichts zu Hause, außer Brot und Tee."

„Wir kaufen, was nötig ist."

„Aber schnell, schnell! Kommen Sie, bevor es zu regnen anfängt."

Sie verließen eilig den Laden und machten einen Rundgang durch alle Geschäfte, die Bessel entdecken konnte. Er kaufte so viel ein, als hätte er eine Kompagnie zu verpflegen. Germaine hörte nicht auf zu lachen.

„Sie sind unvernünftig, mein Lieber. Das können wir doch nicht in drei Monaten aufessen."

Mit unzähligen Paketen beladen erreichten sie das düstere Haus, als die ersten Tropfen fielen.

„So kostspielige Lebensmittel hat dieses alte Zimmer wohl noch nie gesehen", lachte Germaine, während sie den Tisch deckte und die Büchsen, Tiegel und Flaschen zu ordnen versuchte.

Bessel saß schweigend da und sah beglückt ihrer Arbeit zu. Er glaubte niemals ein gemütlicheres Heim gekannt zu haben als diese weißgekalkte und hochgewölbte Mönchszelle, die von einem jungen Mädchen mit violetten Augen in das herrlichste Prunkgemach der Welt verwandelt wurde.

„Ist es nicht vornehm bei mir?“ fragte Germaine in ausgelassener Selbstverspottung, während sie nebeneinander bei Tisch saßen.

„Ich vermag mir nicht vorzustellen, daß es irgendwo vornehmer sein könnte als bei Ihnen, Fräulein Germaine.“

„Danke, mein Herr. Nur die Tafel finde ich ein wenig zu protzig. Ich werde Sie für morgen abend wieder einladen müssen, damit wir uns durch den Schlaraffenberg durchessen. Bitte, schenken Sie mir nicht mehr ein. Ich sehe gewiß schon wie eine Pfingstrose aus.“

Der Regen prasselte wolkenbruchartig auf die Dächer nieder.

„Dieses Diner bei Fräulein Decobert war wirklich ein großartiger Einfall, mein Herr. Stellen Sie sich vor, daß wir jetzt auf unserer Terrasse säßen.“

„Das ist einfach nicht auszudenken.“

Sie begann den Tisch abzuräumen und fragte plötzlich ernsthaft:

„Aber wie kommen Sie Ärmster nach La Napoule?“

„Wollen Sie mich denn schon wegschicken?“

„Um Gottes willen, nein, aber ich denke an Ihre Zukunft.“

„Ich fürchte mich nicht. Mit solcher Leidenschaft kann es nicht lange regnen.“

Sie lachte.

„Verzeihen Sie, daß ich fortwährend lache, aber ich bin so vergnügt. Dank für den schönen Abend, mein Herr.“

„Ich habe für diesen Abend zu danken, den ich bis zu meiner letzten Stunde nicht vergessen werde. Entschuldigen Sie, jetzt bin ich wieder lyrisch, aber wenn man verliebt ist, kann man der Lyrik schwer ausweichen.“

Sie hatte sich ihm gegenüber gesetzt und blickte ihn nachdenklich an. Wunderliche Befangenheit entstand plötzlich zwischen ihnen. Der Doktor schwieg und überlegte, wie er seine Bewerbung einleiten sollte. Es erschien ihm ganz aussichtslos, daß dieses junge schöne Mädchen jemals einwilligen könnte, seine Frau zu werden.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte Germaine behutsam. „Sie machen ja ein verzweifeltes Gesicht.“

„Ich überlege eine Frage, die ich an Sie richten möchte, Fräulein Germaine.“

„Mein Gott, da müssen Sie erst lange überlegen?“

„Die Sache ist nicht ganz einfach.“ Er rang in lächerlicher Weise nach Atem und legte seine Zigarette weg. „Sie wissen,

daß ich Sie liebe, Fräulein Germaine, obwohl Sie vorgestern ein anderes Wort für meine Liebe gefunden haben."

Sie machte eine Abwehrbewegung.

„Sie hatten vielleicht recht. Der Antrag, den ich Ihnen zu stellen wagte, war jedenfalls taktlos und beleidigend. Ich bitte um Ihre Verzeihung."

„Sie beschämen mich."

„Ich möchte Ihnen heute einen ehrlicheren Antrag machen. Wollen Sie meine Frau werden, Fräulein Germaine?"

Sie lehnte sich in ihrem Sessel zurück und starrte den Doktor an.

„Ich liebe Sie, wie ich noch niemals in meinem Leben eine Frau geliebt habe, Fräulein Germaine. Ich würde alles tun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen ein angenehmes und fröhliches Leben zu bereiten. Ich bin nicht mehr jung und kann nicht verlangen, daß Sie mich lieben, aber Sie würden sich an mich gewöhnen, Fräulein Germaine. Ich bin ein anständiger Mensch und würde Ihnen, solange ich atme, dankbar sein, wenn Sie meine Frau werden wollten."

Sie erhob sich und ging langsam zum Fenster. Die Stirn gegen die Scheibe gepreßt, blickte sie in den Regen hinaus.

Der Doktor blieb regungslos beim Tisch sitzen. Es schien ihm, als wäre er der verlassenste Mensch, der auf der Welt lebte. Schmähliches Verbrechen war es, wenn ein alter Mann Jugend begehrte. Mit welchem Recht durfte er Germaine an sich fesseln? Betrog er sie nicht um Liebe? War sie nicht tausendmal besser daran, wenn sie sich einem jungen Strolch in die Arme warf, den sie liebte?

Germaine kam vom Fenster zurück.

„Ich müßte Ihnen dankbar sein, mein Herr, für die große Ehre, die Sie mir erweisen. Verzeihen Sie, ich kann es nicht."

Ihre Stimme wurde hart und laut.

„Ich kann es nicht. Ich kann es nicht."

Bessel erhob sich mühsam, als läge Blei in seinen Gliedern.

„Ich sehe mein Unrecht ein, Fräulein Germaine. Entschuldigen Sie einen alten Narren. Wenn Sie gestatten, will ich Sie jetzt allein lassen."

„Bitte, bleiben Sie."

Er stand ratlos da.

„Ich bitte Sie herzlich, bleiben Sie."

Er hielt sich an einer Sessellehne fest, um nicht zusammenzubrechen.

„Sie müssen mir doch wenigstens erlauben, mein Herr, Ihnen mein elendes Benehmen zu erklären."

„Sie brauchen nichts zu erklären, Fräulein Germaine. Ich verstehe alles."

„Sie verstehen nichts, mein Herr. Bitte, nehmen Sie wieder Platz."

Er setzte sich.

„Sie wollen mich heiraten, mein Herr, und ich müßte Ihnen die Füße küssen, daß Sie daran denken, mich zu Ihrer Frau zu erheben. Wissen Sie, welcher entsetzliche Gedanke mich davon zurückreißt? Der Gedanke, daß Sie mich für eine Betrügerin und Komödiantin halten."

„Wie dürfen Sie das sagen, Fräulein Germaine!"

„Es ist die Wahrheit, die nackteste Wahrheit. Sie lieben mich vielleicht, aber trotzdem halten Sie alles, was ich tue und spreche, für Berechnung. Sie denken sich: Da ist ein sehr schlaues Mädel, das meine Verliebtheit ausnutzen will, um Madame Trouille zu werden, und weil mir für mein Wohlbefinden kein Opfer zu groß ist, so werde ich die Person heiraten. Und sehen Sie, mein Herr, da ich diesen Gedanken klar von Ihrer Stirn ablese, bringe ich es nicht über mich, Ihnen auf den Knien zu danken, daß Sie mich zu Ihrer Frau machen wollen. Lieber gehe ich elend zugrunde."

„Was soll ich Ihnen darauf antworten, Fräulein Germaine?" fragte der Doktor bedrückt.

„Die Wahrheit, mein Herr, nichts als die Wahrheit."

„Die Wahrheit ist, daß ich Sie liebe."

„Es ist nicht die ganze Wahrheit. Wenn Sie mich lieben, dürfen Sie mich nicht belügen. Haben Sie mich für eine Komödiantin gehalten, Herr Trouille?"

Er sprang auf und rief wie ein Gefolterter, dem man mit Marterwerkzeugen die Wahrheit entriß:

„Ja, Fräulein Germaine, ich habe Sie für eine Komödiantin gehalten."

Sie wich einen Schritt zurück und sah ihn wie eine übernatürliche Erscheinung voll Scheu an.

„Ja, ich habe Sie für eine Komödiantin gehalten, als Sie sich weigerten, meine Geliebte zu werden. Aber ebenso ist es heiligste Wahrheit, daß ich niemals, nicht eine Sekunde lang, daran gedacht habe, Ihre Weigerung hätte den Zweck, mich zur Heirat zu zwingen. Sie haben mir meinen heimlichsten und schändlichsten Gedanken entrissen, Fräulein Germaine, und

ich danke Ihnen dafür. Aber jetzt habe auch ich das Recht, daß Sie meiner Wahrheit glauben."

„Ich glaube Ihnen", antwortete sie tonlos.

Und plötzlich, ehe er es verhindern konnte, sank sie vor ihm in die Knie und beugte ihre Stirn bis zu seinen Füßen.

„Ich will auch gern Ihre Frau werden."

Er hob sie verlegen vom Boden auf und fühlte dumpfes Unbehagen über diese übertriebenen Vorgänge, die er hysterisch nannte. So sehr ihn auch die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches beglückte, sein skeptischer Verstand wehrte sich vergebens gegen den Gedanken, daß jetzt die Hauptszene der Wahrheitskomödie vor ihm aufgeführt worden war. Er konnte in dieser Stunde nicht begreifen, daß ein armes junges Mädchen wegen einer überspitzten und vielleicht unwichtigen Leidenschaft für Klarheit sein Lebensglück oder zumindest seine Erlösung aus Not zu opfern imstande war. Wenn es wirklich solche Menschen gab, dann stand er, Alexander Bessel, viel tiefer, als er in quälender Selbsterkenntnis je geahnt hatte.

Dieses lächerliche und undankbare Mißtrauen zerfloß in nichts, als er in die strahlenden Augen Germaines blickte. Und wenn sie ihn tausendfach belog, war sie, die ihm ihre Jugend und Schönheit schenkte, nicht die Betrogenere?

„Ich verdiene es nicht, daß Sie meine Frau werden wollen", sagte er voll Reue, denn er erinnerte sich, daß er in selbstsüchtiger Verkommenheit nicht gezögert hatte, dem jungen Mädchen den Tod zu wünschen.

„O still!" rief sie und hielt ihm den Mund zu. „Zerstören Sie mir nicht das Glück dieser Stunde."

Sie zog ihre Hand weg und trat einen Schritt zurück.

„Ich bin so glücklich, daß ich am liebsten weinen möchte, aber denken Sie: ich kann nicht weinen. Ist das nicht schrecklich? Sie kriegen eine Frau, die nicht weinen kann."

Aber ich kann weinen, dachte der Doktor und mußte alle Kraft zusammennehmen, um seine Tränen der Seligkeit herunterzuschlucken.

„Wollen Sie wirklich eine solche Frau heiraten?"

„So schnell wie möglich, Germaine. In zwei Wochen, wenn Sie nichts dagegen haben."

„In zwei Wochen soll ich Frau Henri Trouille sein? Ist das möglich?"

„Gewiß, wenn Sie Ihre Papiere hier haben."

„Ach, ich habe schrecklich viele Papiere."

Sie lief in das Schlafzimmer und brachte eine buntbemalte Holzschachtel, deren Inhalt sie auf den Tisch schüttete.

„Genug Papier", sagte sie vergnügt und wühlte mit leichtsinnigen Fingern in den feierlichen Dokumenten. „Was für Zeugnisse brauche ich eigentlich?"

„Ihren Geburtsschein, Germaine, und die Totenscheine Ihrer Eltern und Ihrer Tante."

Er fühlte, wie ihm die Unwahrheit das Blut ins Gesicht trieb.

Germaine stöberte in den Papieren und sah die rote Lüge nicht.

„Hier ist meine Geburtsbestätigung. Hier der Totenschein meines Vaters, hier der Totenschein von Onkel Trouille —"

„Den will ich zur Vorsicht auch mitnehmen", sagte er hastig.

„Es ist schauerlich, daß man zum Heiraten so viele Totenscheine braucht."

Sie schob nachlässig zwei Papiere beiseite.

„Das sind Geburts- und Heimatsschein von Henri."

Zittern durchlief den ganzen Körper Bessels. Da lagen zwei dumme, gleichgültige Papiere, zwei erbärmliche Wische, die ihm Freiheit und Heimat wiedergeben konnten. Zorn und Bitterkeit peitschten sein Blut, während er die beiden welken Dokumente anstierte, die Herren über sein Leben waren. Wie irrsinnig war die Menschheit, die sich von Papieren beherrschen ließ!

„Hier sind die Totenscheine meiner Mutter und von Tante Trouille. Haben wir jetzt alles?"

„Jawohl, Germaine", antwortete er mit erstickter Stimme und barg die Papiere vorsichtig in seiner Tasche.

Germaine warf die andern Dokumente kunterbunt in die Holzschachtel und trug sie in das Schlafzimmer zurück.

„Ich habe noch eine Bitte, Germaine. Meine Geschäfte rufen mich nach Marseille zurück. Vielleicht begreifen Sie es, wie qualvoll und unerträglich für mich die Tage bis zu unserer Heirat sein würden, wenn ich Sie so lange nicht sehen könnte. Wäre es nicht möglich, daß Sie schon jetzt nach Marseille übersiedelten? Sie könnten unsere Wohnung beziehen, während ich bis zum Hochzeitstag im Hotel bliebe. Wollen Sie, Germaine?"

„Natürlich, gern. Was soll ich denn allein hier in diesen schrecklichen Zimmern beginnen? Ich bin froh, wenn ich den unheimlichen Gang nicht mehr sehe."

„Vielen Dank, Germaine. Sie machen mich sehr glücklich. Darf ich fragen, bis wann Sie reisefertig sein werden?"

„Von mir aus können wir schon morgen nach Marseille übersiedeln", erwiderte sie lachend. „Ich bin ja so arm wie eine Kirchenmaus."

Du bist die reichste Frau der Welt, dachte der Doktor beschämt, denn du bringst mir die kostbarste Mitgift, die eine Braut jemals ihrem Mann gebracht: Freiheit und Heimat.

„Meine ganzen Schätze füllen einen kleinen Koffer."

„Dann reisen wir morgen nachmittag, wenn es Ihnen recht ist Germaine."

Sie nickte ihm fröhlich zu.

Er erinnerte sich des protzigen Ringes, den er in der Tasche trug. und überreichte ihn zögernd seiner Braut.

„Das ist Ihr Verlobungsring", sagte er und versuchte schüchtern, ihr den Ring an den Finger zu stecken.

Sie blickte in maßloser Verwirrung von ihrer geschmückten und funkelnden Hand zu Bessel hinüber und flüsterte mit zuckenden Lippen:

„Ich glaube, Sie werden mich noch das Weinen lehren, Henri."

„Das will ich nicht, um des Himmels willen", rief der Doktor voll abergläubischen Entsetzens.

Sie schüttelte verwundert den Kopf und sagte, als wäre sie mit sich allein:

„Es ist wie im Märchen."

„Jetzt will ich gehen, Germaine. Der Regen hat aufgehört."

„Oh, Sie wollen schon gehen?"

Sein Herz begann heftig zu schlagen, obwohl er die Frage nicht mißdeutete.

„Es ist spät. Sie müssen schlafen, Germaine."

Sie nahm die Lampe vom Tisch und begleitete Bessel in die Küche.

„War das nun unser Verlobungsabend?" fragte sie und lächelte ihn mit violetten Augen an.

„Ich denke wohl, Germaine."

„Aber so eine ganz richtige Verlobung war es doch nicht."

„Ja, warum denn nicht?"

„Weil — — weil du mir keinen Kuß gegeben hast, du schrecklicher Mensch."

Sie stellte die Lampe weg und küßte den schrecklichen Menschen mitten auf den Mund.

25.

Alexander Bessel fürchtete sich vor seinem Glück. Wenn er beim Mittagsmahl in dem schönen, gemütlichen Speisezimmer seiner jungen Frau gegenüber saß, geschah es oft, daß ihn jäher Schwindel überfiel, der Wirklichkeit und Traum durcheinanderwarf.

Wie war es möglich, daß er, der Verbrecher, der seines Lebens nicht sicher war, so unmenschlich glücklich sein durfte? Seine Brüder schmachteten in elenden Lagern, während er in Freiheit war und die schönste Frau besaß. Die Heimat brach zusammen, aber er lebte wie auf einer seligen Insel, weit weg von Menschenleid. Eine Frau, durch Gesetze und Papiere gefesselt, wartete in Berlin sehnsüchtig auf ihre Befreiung von ihm, der ohne Mühe und straflos sein Glück an sich gerissen hatte. Niemals, niemals war eine größere Ungerechtigkeit geduldet worden als diese seligen Wochen, die Alexander Bessel jetzt durchlebte.

„Was hast du, Henri?" pflegte die junge Frau zu fragen, wenn sie die Verstörung merkte, die sein Gesicht friedlos machte.

Er sank vor ihr in die Knie, barg seinen Kopf in ihrem Schoß und flüsterte verzagt:

„Ich bin zu glücklich, Germaine."

„O du dummer, lieber Narr!" rief sie und richtete seinen Kopf auf und küßte ihn leidenschaftlich.

Er versuchte, die Aufrichtigkeit der Liebe Germaines zu bezweifeln, nur um das Übermaß seines Glücks zu schmälern. Sie spielte ihm Liebe vor, es war klar. Warum sollte sie ihn lieben? Aber ihre Leidenschaft war echt. Niemals hatte er die Seligkeiten geahnt, mit denen diese violettäugige junge Frau ihn berauschte und bis zu den Sternen erhob.

Viele Stunden der Nacht lag er wach, lauschte den Atemzügen der Geliebten und hatte das Gefühl, das Schicksal demütig um Gnade anflehen zu müssen, daß diese Nacht nicht die letzte sei. Wie sollte er es ertragen, jetzt für Jahre in einen Kerker geschleppt und seiner Frau beraubt zu werden? In vielen schlaflosen Nächten überlegte er, ob er Germaine nicht sein furchtbares Geheimnis preisgeben und von ihr die beiden elenden Papiere erbitten solle, die im Wäschekasten des Schlafzimmers lagen, um mit ihr in die Schweiz, in die Freiheit zu fliehen. Er wagte es nicht, weil ihn der Gedanke lähmte, daß Germaines Liebe nicht stark genug wäre, um einen Deutschen

als Gatten zu ertragen. Und was half ihm Freiheit, wenn er seine Frau verlor? In kümmerlicher Feigheit wagte er es nicht einmal, die beiden Papiere zu stehlen und Germaine erst jenseits der Grenze die Wahrheit zu gestehen. Zu keiner einzigen Tat vermochte sich Bessel in diesen grausam-seligen Wochen aufzuraffen, obgleich er wußte, daß ihm der Tag der Abrechnung nicht erspart bleiben konnte.

Die Stunde, da er Germaine die volle Wahrheit sagen mußte, rückte näher und näher. Wenn der Krieg beendet war, brach seine Lüge zusammen, da er im Frieden aus hundert Gründen das Leben als Henri Trouille nicht fortführen konnte. Er mußte vor allem Helene die Freiheit wiedergeben, um straflos in seine Heimat zurückkehren zu können.

Dies alles wußte der Doktor und tat nichts, sondern begnügte sich, schuldbewußt nach allen Richtungen auszuspähen, von welcher Seite der tödliche Schlag auf ihn niedersausen würde, denn daß dieses Glück nicht von Dauer sein konnte, fühlte er voll Entsetzen.

Für Georgakopoulo arbeitete er mit Feuereifer, gleichsam als könnte er durch seinen Fleiß den Grimm des Schicksals besänftigen. Er beschenkte jeden Bettler, dem er begegnete, er spendete Geld für alle möglichen Wohltätigkeitszwecke, er ging in Kirchen, nur um einige Münzen in den Opferstock zu werfen, er legte sich lächerliche Bußen auf, setzte Tage fest, an denen er nicht rauchen wollte, und war sich bei allen diesen Handlungen bewußt, daß es nutzlos war, um Gnade zu winseln. Die Lüge muß verderben!

An einem Regentag, zu Beginn des Novembers, zeigte das Schicksal dem Mann, der Unheil erwartete, zum erstenmal die drohende Faust.

Der Doktor hatte, wie jeden Morgen, von Germaine schwermütigen Abschied genommen, denn es erschien ihm ungewiß, ob sein Glück bis zum Abend andauern würde, und war ins Bureau gefahren. Es gab jetzt viel Arbeit, aber die Angestellten, deren Ehrgeiz durch das Beispiel ihres Direktors erweckt worden war, entpuppten sich als tüchtige Leute, zumal seitdem Asdrubale Modaneta ausgeschieden war, der vor einigen Tagen mit seiner jungen Frau und mit den serbischen Exzellenzen die Reise nach Venezuela angetreten hatte.

Gegen zehn Uhr vormittags kam der Buchhalter in das Privatkontor Bessels und erbat Verhaltungsmaßregeln, wie die Beschwerde der Regie über einige Ballen gelieferten Tabaks, deren Gewicht angeblich nicht gestimmt hätte, zu erledigen

wäre. Nachdem Bessel Bescheid gesagt hatte, entfernte sich der Buchhalter, um bei der Tür stehenzubleiben und ganz nebenbei zu bemerken:

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, ich vergaß, Ihnen mitzuteilen, daß heute früh ein Soldat hier war, der den Auftrag hatte, Sie zu bitten, Sie möchten sich noch im Lauf des heutigen Tages beim Generalkommando einfinden."

Der Doktor fühlte, wie eine eiserne Hand sein Herz zusammenpreßte, aber es gelang ihm, seine Todesangst zu überwinden und mit beherrschter Stimme zu fragen:

„Sagte der Mann nicht, um was es sich handelte?"

„Nein, Herr Direktor."

„Haben auch Sie keine Vermutung?"

„Vielleicht wollen sich die Herren vom Generalkommando ebenfalls beschweren. Wir haben, wie Sie sich erinnern, Herr Direktor, dem fünfzehnten Armeekorps Zigaretten geliefert. Die Herrschaften sind niemals zufriedenzustellen."

„Ich will nachmittags hingehen, dann werden wir wissen, was für Wünsche die Leute haben."

„Sie sollen sich im Zimmer einundvierzig melden, Herr Direktor", erklärte der Buchhalter und verließ das Bureau.

Das ist das Ende, dachte Bessel und starrte mit den Augen eines zu Tode gehetzten Tieres vor sich auf den Tisch. Das Ende knapp vor Torschluß.

Er war so sehr von Schreck und Angst gepackt, daß er im ersten Augenblick des Alleinseins das Gefühl hatte, als verbreitete sich die Lähmung des Armes durch den ganzen Körper. Er wartete jetzt und jetzt, daß die Lähmung auch sein Herz ergriffe und ihn von diesem elenden, verfluchten Leben befreite.

Nachdem sich der Krampf gelöst hatte, war Bessels erster Gedanke Flucht. Romantisches Entweichen nach Spanien über gefährliche Schmugglerpfade der Pyrenäen schwebte ihm vor und verhieß Befreiung. Er gab den Gedanken sehr bald entmutigt auf. Ihm fehlten die Nerven, um ein solches Unternehmen auch nur mit geringster Aussicht auf Erfolg beginnen zu können. Er würde gefangen werden, bevor er die Berge auch nur von weitem erblickt hätte.

Ein zweiter Gedanke war, nach Haus zu fahren und Germaine und sich zu töten. Aber warum sollte die junge Frau das Glück, das sie ihm geschenkt hatte, mit dem Tod bezahlen? War das die Art, in der Doktor Alexander Bessel für die Seligkeit dieser Wochen dankte? Er wurde schamrot, daß

ein solcher Gedanke seinem Verbrechergehirn entspringen konnte, und erkannte als einzigen Ausweg, daß er sich selber töten mußte, wenn er wirklich im Generalkommando verhaftet werden sollte. Aber vor seinem Tod war es Pflicht, die Zukunft Germaines sicherzustellen.

Er schrieb einen ausführlichen Brief an Sophokles Georgakopoulo, den er bat, seiner Frau, Germaine Trouille, die Summe von zweihunderttausend Francs auszubezahlen. Zur Deckung dieses Betrages legte er eine Anweisung auf den Schweizerischen Bankverein bei. Sollte das Züricher Konto nicht genügen, so möge Georgakopoulo diesen Schuldschein Herrn Julius Bessel in Berlin überreichen, der den letzten Wunsch seines Sohnes ohne Einrede erfüllen werde.

Diesen Brief, sorgfältig gesiegelt, schickte der Doktor nicht mit der Post nach Paris, sondern verschloß ihn im Tresor des Bureaus, wo ihn Georgakopoulo, der seine baldige Ankunft in Marseille angekündigt hatte, sicherlich finden mußte.

Es regnete, als Bessel das Haus verließ, um sich zum Generalkommando zu begeben. Eine halbe Minute lang schwankte er, ob er zuerst heimfahren sollte, um die violetten Augen Germaines noch ein letztes Mal vor seinem Tod wiederzusehen, und stand von dem Plan ab, weil er begriff, daß diese Begegnung seine Kräfte verringerte, die für die nächste Stunde zusammenzuraffen höchstes Gebot war. Es wurde ihm klar, daß die Behörde nur Verdacht, aber keine Gewißheit haben konnte, sonst hätte sie ihn ohne weiteres verhaften lassen und nicht zu einem Besuch eingeladen.

Er kaufte in einem Waffengeschäft einen Browning, den er in der Tasche seines Überrockes verbarg, und betrat mit der fiebernden Ruhe eines Menschen, der um sein Leben kämpfen wollte, das Gebäude des Generalkommandos.

Zimmer einundvierzig. Ein älterer Hauptmann, anscheinend aus dem Ruhestand hervorgeholt, ein gelber, verdrossener Mann mit stechenden Augen, saß beim Schreibtisch. Ein junger, kriegsbeschädigter Korporal arbeitete an einem Tischchen, das vor dem Fenster stand.

Bessel trat ein, grüßte und stellte sich vor.

Der Hauptmann erwiderte den Gruß mit einem kaum erkennbaren Kopfnicken und betrachtete Trouille mit frechen Polizistenblicken.

Unbändiger Haß gegen diese uniformierte Überheblichkeit erwachte in dem Doktor und verjagte alle Angst um sein

bißchen Leben. Er hielt den Blick des bösartigen militärischen Tieres gelassen aus und zwang den Gegner zum Rückzug.

„Den Akt Henri Trouille", kommandierte der Hauptmann mit einer schartigen Stimme.

Der Korporal stand auf und ging zu einem Wandschrank, der bis zur Decke reichte und mit Akten angefüllt war.

Bessel lächelte höhnisch, als er diese Papiermassen erblickte. Wenn ich nicht in den nächsten fünf Minuten tot bin, dachte er, und wenn ich jemals Machthaber in einer Revolution sein könnte, dann wäre es meine wichtigste Aufgabe, alle Dokumente auf einem ungeheuren Scheiterhaufen zu verbrennen, der die ganze Welt erleuchten müßte.

Der Korporal kletterte auf einer Leiter in die Höhe und holte den Akt herunter, den er dem Hauptmann übergab.

„Henri Trouille, geboren 15. Mai 1880 in Chabeuil, Arrondissement Valence, Departement Drôme. 124. Linienregiment. Verwundet. Lazarett St. Germain-en-Laye. Ohne Rentenanspruch aus dem Heeresdienst entlassen. Jetzt Angestellter der Firma Sophokles Georgakopoulo in Marseille. Wohnhaft 32, Cours Pierre Puget. Stimmt das?"

„Haargenau, Herr Hauptmann."

Mit jähem Ruck riß der Hauptmann seinen Kopf herum und fragte überraschend in deutscher Sprache:

„Sprecken Sie Deutsch?"

Mit unbegreiflicher Selbstbeherrschung hielt Bessel den heimtückischen Angriff aus.

„Sprecken Sie Deutsch?"

„Wie beliebt, Herr Hauptmann?"

„Ich frage, ob Sie Deutsch sprechen", wiederholte der Aktenheld auf französisch.

„Nein", antwortete Bessel sehr scharf und wunderte sich, daß seine Nerven ihn nicht im Stich gelassen hatten.

Der alte Krieger blätterte verdrießlich und enttäuscht in den Papieren.

„Kennen Sie eine Frau Minze Regierer?"

„Jawohl, Herr Hauptmann."

„Wollen Sie sich über Ihre Beziehungen zu dieser Deutschen äußern?"

Die eisernen Finger, die Bessels Herz zusammenpreßten, lösten sich.

„Eine Deutsche, die Regierer heißt, kenne ich nicht. Wohl aber ist mir eine alte russische Jüdin bekannt, die den gleichen Namen trägt."

„Woher kennen Sie Frau Minze Regierer?"

„Aus La Napoule. Das ist ein kleiner Ort in der Nähe von Cannes. Ich wohnte dort im September einige Tage lang und lernte einen jungen schwindsüchtigen Juden mit seiner Mutter kennen. Die Leute waren Russen und hießen Regierer. Der junge Mensch stand vor dem Tod und wurde von seinem Arzt nach der Schweiz geschickt. Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dieser langen Geschichte behellige, die für Sie gar kein Interesse haben kann, da Sie von einer deutschen Frau sprechen."

Der Hauptmann entnahm den Akten eine Schweizer Postkarte und reichte sie dem Doktor.

„Bitte, lesen Sie."

Bessel, der den Inhalt der Karte ahnte, überflog sie, ohne mit einem Muskel des Gesichts zu zucken, und gab sie dem Uniformträger zurück.

„Ich erlaubte mir bereits einmal zu bemerken, daß ich Deutsch nicht verstehe. Sie würden mich daher zu Dank verpflichten, Herr Hauptmann, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, mir den Inhalt der Karte zu übersetzen."

Der Inhalt lautete, wie der Doktor sich überzeugt hatte, folgendermaßen:

„Lieber Herr!

Ich geb' Ihnen zu wissen, daß mein geliebter Sohn in der Nacht unseres Ankommens in Genf gestorben ist.

Mit Achtung
Frau Minze Regierer."

Der Hauptmann übersetzte in zweckmäßigerer Art:

„Lieber Freund!

Ich teile Ihnen mit, daß mein Sohn heute nacht in Genf gestorben ist. Sonst habe ich nichts Neues zu melden.

Ihre dankbare
Frau Minze Regierer."

Es kostete Bessel seine letzte Nervenkraft, um diese empörende Fälschung zu ertragen. Seine Finger krampften sich um den Browning und lechzten danach, dieses uniformierte Reptil niederzuschießen.

„Der arme Teufel!" sagte Bessel, der sich überwunden hatte. „Aber es war ja vorauszusehen."

„Legen Sie Wert auf den Besitz dieser Karte?"

„Selbstverständlich, Herr Hauptmann. Wenn aber die Nachricht vom Tod des Herrn Regierer für unser Vaterland von politischem oder militärischem Interesse ist, bin ich gern bereit, zu verzichten."

Der Hauptmann, dessen Gesicht noch um einige Töne gelber geworden war, überreichte dem Doktor die Karte.

„Haben Sie sonst noch irgendwelche Wünsche, Herr Hauptmann?"

„Ich danke, mein Herr."

Bessel ging aus dem Zimmer. Seine Knie wankten.

Er wanderte ziellos durch die Straßen und wurde durch den rieselnden Regen an einen anderen Tag erinnert, da er in die Konditorei Schilling eingetreten war, um mit einem jungen Mädchen zu sprechen, dessen Namen er vergessen hatte. Wenige Monate lagen zwischen heute und jener Dämmerstunde, die ihn verzweifelt auf die regennasse Friedrichstraße hatte starren lassen, aber es schien ihm, als wäre in diesem Zeitraum ein langes, bis zum Rand gefülltes Leben abgelaufen, reich an Hunger, Elend und unausdenkbarem Glück.

Allmählich entspannten sich seine Nerven und verloren die Herrschaft über den Mann, der sich über den guten Ausgang des Verhörs nicht mehr zu freuen vermochte.

Beinahe hätte er gewünscht, daß die Geschichte nicht so glatt und glimpflich erledigt worden wäre. Das war blinder Feuerlärm gewesen. Erste Warnung des Schicksals. Um sein verbrecherisches Glück zu bezahlen, mußte er ganz andere Opfer bringen. Er fühlte es klar.

Tropfnaß kam Bessel nach Haus, erzählte seiner Frau von dem armen Juden, der Freude Regierer geheißen hatte, und von dem lächerlichen Spionageverdacht, in den er durch die deutsche Todesanzeige geraten war.

„Wenn wir einmal nach Genf kommen, wollen wir das Grab dieses tapferen Menschen besuchen", sagte Germaine voll Mitleid.

Vielleicht hätte Bessel in dieser Stunde der Geliebten gebeichtet, wenn er nicht von dem Gedanken zurückgehalten worden wäre, daß ein Gesuch um einen Paß nach der Schweiz, jetzt knapp nach dem Verhör, ihn verdächtig machen mußte. Es war notwendig, acht bis zehn Tage zu warten, wenn man nicht durch ein überstürztes Reisegesuch alles gefährden wollte.

Der Doktor war über die Verzögerung, die einfachste Klugheit gebot, nicht ungehalten und freute sich wie ein Bankrottierer, der den Zusammenbruch für kurze Zeit hinausschieben kann.

Noch ein Tag, noch eine Nacht wurde dem tückisch lauernden Verhängnis erpreßt. Man konnte nicht mehr vom Leben verlangen.

Als Bessel am nächsten Morgen ins Bureau kam, erinnerte er sich seines an Georgakopoulo gerichteten Briefes und öffnete ihn, um einige Unklarheiten richtigzustellen. Auch fiel ihm ein, daß er Vater und Mutter ein paar herzliche Abschiedsworte schreiben könnte, falls er die Waffe, die er von nun ab stets in der Tasche trug, gegen sich richten müßte. Er schrieb in gerührter und wehleidiger Stimmung den Brief an die Eltern und entschloß sich nachher, auch von Helene Abschied zu nehmen und ihre Verzeihung zu erbitten. Die Briefe steckte er in eine gemeinsame Hülle, versiegelte sie sorgfältig und legte sie wieder in den Tresor.

Nachdem dies geschehen war, ließ sich der Doktor in unbegreiflicher Vertrauensseligkeit von der Stille und von dem Frieden dieses Tages und der folgenden Tage täuschen und sah gefaßt der Zukunft entgegen.

Die traurigen Berichte aus Deutschland zerrissen sein Herz, und es gab Stunden, da er bereit war, hundertfach sein armseliges Leben hinzugeben, wenn er damit die Heimat vor dem Untergang bewahren könnte. In kälteren Stunden erkannte er, daß diese Opferbereitschaft, so ehrlich und aufrichtig sie empfunden war, nur eine billige Phrase war, denn er wußte jetzt genau, daß das alte kaiserliche „Es-ist-erreicht"-Deutschland nicht zu retten war, auch wenn tausend Alexander Bessels in Frankreich zum Tod verurteilt würden. Von dieser Erkenntnis ausgehend, begriff er, daß der nahende Waffenstillstand ihm vielleicht zur Freiheit verhelfen würde, denn die Schwierigkeiten, einen Paß nach der Schweiz zu bekommen, verringerten sich ohne Zweifel, wenn der Krieg einmal zu Ende war.

Eine Woche nach der Einvernahme beim Generalkommando wurde der Doktor ein zweites Mal vom Schicksal alarmiert.

Es war ein klarer, sonniger Tag, als Bessel sein Bureau verließ und gemächlich den Hafenkai entlang schlenderte, ganz in sich versunken und ohne der Menschen zu achten, die ihm entgegenkamen.

Plötzlich hörte er, und es war ihm, als hörte er die Stimme des letzten Gerichts:

„Hallo! Mr. Bessel, was treiben Sie in Marseille?"

Er biß sich ins Fleisch der Unterlippe, um jeden Laut zu verhindern, und hob seine Blicke nicht.

Erst als er merkte, daß ihm ein Mann den Weg versperrte, sah er auf und erkannte mit einer Beherrschung, die gleichsam alle Nervenleitungen durchschnitt, Llewellyn, der in der Uniform eines amerikanischen Offiziers vor ihm stand, den langen, gemütlichen Llewellyn, mit dem die Firma Julius Bessel in Berlin kurz vor dem Krieg wegen einer neuen Maschine unterhandelt hatte. Die Maschine war, soweit man aus dem Modell ersehen konnte, außerordentlich gewesen. Der Doktor hatte es durchgesetzt, daß sie gekauft wurde, obwohl sein Vater eigentlich dagegen war.

„Ich bedaure, nicht Englisch zu verstehen, mein Herr", sagte Bessel mit einer Stimme, deren Klang er noch nie gehört hatte.

Llewellyn lachte.

„Mr. Bessel, alter Junge, behandeln Sie mich nicht als Grünhorn!"

Den Bruchteil einer Sekunde lang überlegte der Doktor, ob es nicht klüger wäre, sich dem Amerikaner anzuvertrauen, aber er gab den Gedanken wieder auf. Dieser Mann war jetzt Offizier, und der Zauber des jungen Militarismus hatte ihn wahrscheinlich so sehr bestrickt, daß er ohne Zögern Pflicht über Menschlichkeit stellte.

„Verzeihung, mein Herr, ich verstehe Englisch leider nicht."

Der Amerikaner machte ein finsteres Gesicht und sagte in mühsamem Französisch:

„Sie sind Doktor Alexander Bessel. Warum leugnen Sie?"

„Sie verkennen mich, mein Herr. Ich habe den Namen Bessel noch nie in meinem Leben gehört."

„Goddam, das ist stark!"

„Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie dienlich sein, mein Herr?"

Llewellyn wies auf einen Polizisten, der zehn Schritte von ihnen entfernt stand, und erklärte drohend:

„Ich könnte Sie auf der Stelle verhaften lassen —"

„Bitte, versuchen Sie es, mein Herr", antwortete Bessel und krampfte seine Finger um den Browning.

„Ich werde es nicht tun, weil es mir keinen Spaß macht. Ich ziehe es vor, selber Detektiv zu spielen, Mr. Bessel."

„Viel Vergnügen, mein Herr. Guten Tag."

Er grüßte höflich und ging mit langsamen Schritten der Cannebière zu. Wie ein Automat marschierte er, ohne sich umzublicken, da es ihm ziemlich gewiß erschien, daß er von Llewellyn

verfolgt wurde, und trat mit der Sicherheit eines Nachtwandlers in ein Haus, das, wie ihm bekannt war, einen zweiten Ausgang nach der Rue de Pavillon besaß. Sobald er diese Straße erreicht hatte, beschleunigte er seine Schritte und fand einen Wagen, in den er hastig einstieg. Als Ziel gab er, um seine Spur zu verwischen, falls Llewellyn den Durchgang entdeckt hätte, das Haus der Witwe Giraudon in der Rue de Rome an, wohin ihn Modaneta einst geführt hatte. Er verließ den Wagen, entlohnte den Kutscher und mietete eine Weile später, als er merkte, daß die Luft rein war, einen andern Wagen, der ihn nach Haus brachte.

Während dieser Fahrt erkannte Bessel, daß die Zeit des angstvollen Hindämmerns von einem Tag zum anderen endgültig vorüber war. Jetzt mußte der Versuch, einen Auslandspaß zu bekommen, gemacht werden, gleichviel ob er gelang oder nicht. Die Stunde der letzten Entscheidung war da. Er überschätzte nicht die Gefahr, die ihm von Llewellyn drohte, aber es war klar, daß der Amerikaner in kurzer Zeit herausfinden würde, unter welchem Namen und in welcher Stellung Bessel sich in Marseille verbarg.

Vielleicht mußte er dem Schicksal noch dankbar sein, daß es ihm Llewellyn in den Weg geschickt hatte, der ihn zu dem so lange hinausgeschobenen Entschluß zwang, Germaine die Wahrheit zu sagen. Nun, da er keinen andern Ausweg sah, erschien ihm das Geständnis nicht mehr so schrecklich. Willigte sie ein, ihn zu retten, gut, er nahm das Geschenk an. Weigerte sie sich, dann hatte er einen Browning in der Tasche. Er war müde, so müde, daß er den Tod als Befreier von den Qualen eines solchen Lebens begrüßte. Noch heute abend wollte er Gewißheit haben, wie das Los für ihn entschied. Gefaßt und in das Unabänderliche ergeben, betrat er seine Wohnung und hatte das selige Gefühl, in den nächsten Stunden von seiner Lüge erlöst zu werden.

Seine Büßerruhe wurde aufgestört, als er in das Speisezimmer kam und den Tisch nicht gedeckt fand. Was war geschehen? Hatte Germaine ihn verlassen? War, allen Vorsichtsmaßregeln zum Trotz, die sämtliche Briefe nach seinem Bureau geleitet hatten, ein Schreiben seiner Frau an Henri Trouille zurückgekommen und hatte die Wahrheit enthüllt?

Der Doktor stürzte in das Schlafzimmer und erblickte seine Frau, die auf der Ottomane lag. Er beugte sich zärtlich über sie und fragte:

„Was ist denn, mein Herz?"

„Ach, ich ärgere mich so sehr, mein Lieber. Denke dir, die

Köchin ist krank geworden, und jetzt kriegst du nichts zu essen. Du mußt ins Restaurant gehen, es bleibt nichts anderes übrig."

„Aber du, Germaine? Was fehlt dir?"

„Ich weiß nicht, Henri, ich fühle mich so matt und habe furchtbare Kopfschmerzen."

Er griff zitternd nach ihrer Hand.

„Du hast Fieber, mein Engel. Du mußt sofort ins Bett."

„Warum nicht gleich ins Hospital? Amélie, die Köchin, hat sich auf der Stelle ins Krankenhaus bringen lassen."

Angst rüttelte mit eisigen Händen an Bessels Herz.

„Ich beschwöre dich, meine Geliebte, lege dich ins Bett. Margot wird dir helfen. Oder ist auch sie krank?"

„Oh, der fehlt nichts."

„Hast du einen Arzt holen lassen?"

„Mein Gott, wozu einen Arzt?"

„Ich werde sogleich einen Arzt rufen."

„Aber du mußt doch essen, Henri."

„Später, später, mein Herz."

Er rief Margot, küßte seine Frau und eilte davon.

Der erste Arzt war nicht daheim. Wie ein Wahnsinniger lief Bessel weiter.

Wer dachte jetzt an Llewellyn!

Eine Apotheke.

„Bitte, mein Herr, geben Sie mir die Adressen der nächstwohnenden Ärzte."

„Wir wollen telephonisch anfragen, wer von den Herren zu Hause ist, damit Sie unnütze Wege ersparen."

„Danke, mein Herr, danke."

Wie gut und hilfreich sind die Menschen, dachte der Doktor und wartete schlotternd auf das Ergebnis der Anfragen.

„Doktor Dézaley ist zu Hause. 11, Rue Dragon."

„Tausend Dank, mein Herr."

Im Wagen nach der Rue Dragon. Ein alter, freundlicher Mann mit weißem, buschigem Schnurrbart. Gewesener Schiffsarzt. Während der Fahrt erzählte er von Tonkin und Anam. Er roch heute noch nach fernen Ländern und nach Millionen verrauchter Zigaretten.

Germaine lag im Bett. Ihr Gesicht glühte. Die violetten Augen waren dunkel.

„Wie geht es dir, mein Herz? Herr Doktor Dézaley."

Sie nickte dem alten Arzt freundlich zu, der aus einem schmierigen Futteral das Fieberthermometer hervorzog, mit nikotin=

gelben Fingern das Hemd der jungen Frau öffnete und das Thermometer in die Achselhöhle steckte.

„Du mußt essen gehen, Henri", sagte Germaine und lächelte.

Der Arzt nahm das Thermometer heraus und las ab. Aus seinem Gesicht war nichts zu ersehen.

„Ich werde Ihnen eine Schwester besorgen", sagte er, während er bedächtig das Thermometer in das Futteral schob.

„Nein, keine Schwester", rief Germaine. „Bitte, Henri, keine Schwester. Ich fürchte mich vor Schwestern."

Der Arzt zuckte die Schultern.

„Wie Sie wollen. Es wäre nur wegen der Einpackungen."

„Vielleicht könnte ich sie machen, Herr Doktor. Außerdem haben wir noch ein Hausmädchen hier."

Doktor Dézaley hüllte Germaine in nasse Tücher. Margot und Bessel sahen aufmerksam zu.

Der Arzt verabschiedete sich von der Kranken und ging mit dem Hausherrn in das Arbeitszimmer.

„Was ist es, Herr Doktor?" fragte Bessel und klammerte sich mit den Augen an das alte, gutmütige Gesicht.

„Grippe, mein Herr."

„Ist es gefährlich?"

Seine Stimme kippte um.

„Mein Gott, Sie wissen ja, ungefährlich ist diese Teufelsgrippe nie. Madame ist so jung. Wir wollen sehen. Eine Lungenentzündung wird kaum zu vermeiden sein. Das Fieber ist jetzt schon hoch. 39,5."

„Herr Doktor!" stammelte Bessel und ergriff hilfesuchend die Hand des Arztes.

„Nur Ruhe, mein Herr", tröstete der alte Mann. „Es ist noch kein Grund, zu verzweifeln. Darf ich Sie um Feder und Tinte bitten? Ich will ein Rezept aufschreiben, ein guterprobtes Mittel, das oft Wunder gewirkt hat. Phenazetin, Aspirin und Koffein. Die Dosierung ist von mir. Es ist eines der wenigen Rezepte, die ich überhaupt verschreibe."

Sie verließen gemeinsam das Haus und fuhren zur Apotheke.

„Die Einpackungen wiederholen Sie bis Mitternacht jede Stunde, mein Herr", erklärte der Schiffsarzt und zog mit Behagen den Rauch seiner Zigarette ein. „Nachher nur, wenn das Fieber nicht sinken sollte, sonst lassen Sie die Kranke schlafen. Sie müssen ein Fieberthermometer in der Apotheke kaufen. Ich komme früh am Morgen wieder. Guten Abend, mein Herr."

Bessel stieg aus und lief in die Apotheke.

Ewigkeiten verrannen, bis der Mann mit den Pulvern fertig wurde. Wie gleichgültig arbeiteten alle Apotheker!

Späte Nacht. Ein grünes Lämpchen leuchtete. Stille, fürchterliche Stille ringsum. Nur das Röcheln und Rasseln in der Brust Germaines.

Bessel saß neben dem Bett seiner Frau. Wie ein Toter saß er neben dem Bett seiner Frau. Er lauschte den schweren Atemzügen. Eine Uhr tickte.

Vor dem Wäscheschrank, in dem die Papiere Henri Trouilles lagen, stand grinsend der Tod.

„Der Gang ist so unheimlich. Ich fürchte mich. Henri, hilf mir."

Germaine sprach im Fieber.

40,5 las Bessel vom Thermometer ab. Er machte einen neuen Wickel.

Germaine lachte.

„Sie scheinen mich für eine Kokotte zu halten, mein Herr."

Wieder Stille. Die Lungen rasselten.

Sie muß sterben, dachte Bessel. Ich habe ihr den Tod gewünscht. Jetzt stirbt sie freiwillig. Für mich stirbt sie. Für meine Freiheit stirbt sie.

Simche Regierer, wo ist Gott?

Simche Regierer, wo ist dein Gott? Man kann ihn nur erraten? Ich errate ihn nicht!

Er fiel auf die Knie und hob die Arme in die Höhe.

Ich errate dich nicht, Gott, Gott, Gott, aber ich bitte dich, rette diese Junge und Schöne. Nimm mein altes Leben für das ihre. Simche Regierer, sprich für mich. Simche Regierer, wenn du bei Gott bist, bitte für mich!

Der Doktor ließ die Arme sinken und stand auf.

Niemand wird ihr helfen. Nur mir wird geholfen werden.

Die Lüge siegt. Immer und ewig siegt die Lüge.

Wie ein Toter saß Alexander Bessel neben dem Bett seiner Frau.

Der Morgen dämmerte. Von der Straße kamen Geräusche. Ein Wagen fuhr. Rauhe, unausgeschlafene Stimmen sprachen.

Der Doktor erhob sich und ging leise zu dem Wäscheschrank. Er wollte die Papiere der Freiheit stehlen und vernichten. Vielleicht nahm irgend jemand das Opfer an.

Als er auf halbem Weg war, hörte er die Stimme Germaines hinter sich:

„Warum schläfst du nicht, Henri?"

Sein Herz stand still vor Entsetzen. Er war ein Verfluchter, dessen Opfer nicht angenommen wurde.

Er wankte zum Bett zurück, ergriff die schmale Hand und fragte zitternd:

„Wie geht es dir, mein geliebtes Herz?"

Sie antwortete lange nicht. Sie blickte ihn nur an und drückte sanft seine Hand. Krampf verzerrte ihr Gesicht und entriß den Augen, die wieder violett geworden waren, zwei langsam rollende Tränen.

„Wie geht es dir, mein geliebtes Herz?"

„Ich muß sterben, Henri."

Er fuhr sie grob an.

„Sprich nicht solchen Unsinn, Germaine."

„Jetzt habe ich zum erstenmal geweint, Henri. Jetzt muß ich sterben."

Sie schien bei klarem Bewußtsein zu sein.

Bessel beugte sich über ihre Hand, um sein zuckendes Gesicht zu verbergen.

„Du darfst nicht traurig sein, mein kleiner Henri. Wir sind vier Wochen lang sehr glücklich gewesen. Ich danke dir für alles. Wie im Märchen war es. Jetzt ist das Märchen aus, und alle gehn nach Haus. Jetzt ist das Märchen aus, und alle gehn nach Haus."

Den letzten Satz wiederholte sie unzählige Male. Das Fieber hatte sie wieder überwältigt.

Margot trat leise ein.

Der Doktor erhob sich und ging in sein Zimmer. Er legte den Kopf auf den Tisch und weinte, weinte, ohne aufzuhören.

Dann kam der alte Schiffsarzt und streichelte mit freundlichen Händen Bessels Kopf.

„Mut, mein Freund, Mut."

Bessel riß sich zusammen und stand auf.

„Es ist keine Hoffnung mehr, nicht wahr, Herr Doktor?"

Seine Stimme klang stumpf und hart.

Doktor Dézaley schüttelte den Kopf.

„Die Agonie ist bereits eingetreten. Es kann nur mehr einige Stunden dauern."

Der Hausherr holte vom Schreibtisch eine Zigarettenschachtel, bot dem Arzt an und zündete sich selber eine Zigarette an.

„Ich werde gegen Mittag nach dem Rundgang bei meinen Kranken wiederkommen, mein Herr."

Bessel blieb vor dem alten Mann stehen und fragte sachlich: „Glauben Sie an Gott, Herr Doktor?"

„Ich bin Freidenker, mein Herr", antwortete der Schiffsarzt ausweichend.

„Es wäre mir Trost, zu wissen, warum Sie nicht an Gott glauben."

„Ich bin zu bescheiden, mein Herr. Ich wage nicht, mir vorzustellen, daß sich mit uns armseligen Säugewesen ein Gott beschäftigt, aber es gibt begnadetere Menschen als mich, die keinen Zweifel haben, daß sie in Gottes Schutz stehen. Ich habe die höchste Achtung vor diesen glücklichen Leuten."

„Ein schwindsüchtiger russischer Jude hat mir einmal gesagt, daß man Gott nur erraten könne."

„Das ist sehr leicht möglich, obwohl ich mir nicht vorzustellen vermag, daß Gott sich nur von einigen auserwählten Menschen erraten lassen sollte. Die Juden allerdings haben stets gute Beziehungen zu Gott gehabt. Aber auch wir andern werden, so hoffe ich, Gnade vor Gott finden, um unserer Bescheidenheit willen."

Bessel begleitete den alten Mann bis zum Wohnungsausgang und kehrte dann zu Germaine zurück.

Sie lag bewußtlos und röchelte. Ihr Mund schnappte nach Luft.

Viele Stunden saß der Doktor regungslos neben der Sterbenden und starrte auf eine bestimmte Rosenknospe im Tapetenmuster der gegenüberliegenden Wand, denn er wagte nicht, das geliebte Gesicht mit seinen Blicken zu beunruhigen. Sterben ist die einzige heilige Handlung, die Gott dem Menschen bewilligt hat, so hatte Simche Regierer gesprochen, zu dem die Gedanken des Doktors immer wieder zurückliefen. Man durfte Simche Regierer glauben, denn er hatte mehr gewußt und mehr gelitten als andere Menschen.

Mittags kam der alte Schiffsarzt wieder.

„Sie spürt nichts mehr", flüsterte er Bessel tröstend zu und wischte den Schweiß von der Stirn der Sterbenden.

Stunden krochen hin. Wie langsame, zögernde Tropfen fielen die Minuten in das Nichts.

Noch einmal schlug Germaine die Augen auf, die blaß vor Angst waren, und blickte ihren Mann an. Sie sah ihn an, wie man einen Fremden ansieht. Ein letztes Schluchzen stieg aus ihrer Kehle.

Dann wurde sie jählings still. Ihr Blick, der über sein Gesicht hinirrte, glitt ab und brach.

Bessel küßte die Augen und drückte sie zu.

Lange, lange betrachtete er das edle Antlitz und erkannte, von Schauern überflossen, in der Stunde ihres Absterbens, warum er diese Frau so sehr geliebt hatte. Die tote Germaine glich einer fernen Frau, die ihn zurückgestoßen hatte, weil sie einen andern liebte. Nun hatte er Helene zum zweitenmal verloren.

Der Doktor ging zum Fenster und öffnete es. Er sah viele Flaggen, die stolz in die Höhe stiegen. Er hörte die irrsinnigen Schreie der Zeitungsausrufer und das Donnern der Geschütze von den Forts und das fromme Läuten aller Kirchenglocken der Stadt. Die ganze Welt frohlockte über Deutschlands Zusammenbruch.

26.

Am letzten Tag seines Aufenthaltes in Marseille stand Henri Trouille vor dem Grab Germaines, um Abschied von der Geliebten zu nehmen. Es war ein heller Dezembertag mit blankem Himmel und mit fröhlichen Winden. Die Sonne lächelte herablassend und eitel wie eine schöne Frau.

Ein hoher Obelisk aus edlem, dunklem Marmor erhob sich über dem Grab und trug in Goldbuchstaben die wenigen Worte:

Ci-gît

Germaine Trouille

Und darunter in kleiner Schrift:

> Je me suis tu, je n'ouvre pas la bouche,
> Parce que c'est toi qui l'as fais.
> Psaume 39, 10

Den Vers hatte Bessel in einem alten Psalmenbüchlein gefunden, das bei den Papieren Henri Trouilles gelegen hatte. Ganz zufällig, beim Blättern in dem frommen Buch, war er auf den Spruch gestoßen, der sich für keines Menschen Grab besser eignete als für das Germaines:

> Ich schweige und will meinen Mund nicht auftun,
> Denn du hast's getan.

Das schöne junge Mädchen schwieg und tat ihren Mund nicht auf, damit Alexander Bessel in die Freiheit zurückkehren konnte. Niemals mehr wird Germaine Trouille mit schlanken Fingern die Hüften hinunterstreichen. Niemals mehr wird es wieder so violette Augen in der Welt geben.

Germaine Trouille.

Lüge! Lüge! Noch der Tod ward belogen, wenn die allmächtigen Papiere es verlangten. Unter falschem Namen schlief Germaine Trouille hier den ewigen Schlaf.

„Leb' wohl, Germaine, leb' wohl, mein geliebtes Herz", flüsterte Bessel und kniete nieder und küßte die feuchte Erde des Grabes. Dann entfernte er sich mit raschen Schritten und ging zu dem Friedhofsverwalter, dem er einen größeren Betrag für die Pflege der letzten Ruhestätte seiner Frau überreichte.

Auch zu dem Friedhofsgärtner begab er sich und traf das alte, verhutzelte Männlein im Gewächshaus.

„Die schönsten Blumen auf das Grab von Germaine Trouille, mein Herr! Und immer Veilchen, solange es nur möglich ist!"

„Sie können sich auf mich verlassen. Die Toten dürfen nicht betrogen werden."

„Sie hatte violette Augen gehabt, mein Herr", stammelte der Doktor und begann bitterlich zu weinen.

Der alte Gärtner wendete sich scheu ab und beschäftigte sich mit seinen Blumen.

Bessel stieg in den Wagen und fuhr heim. Der Haushalt wurde, um Verdacht zu vermeiden, vorläufig nicht aufgelöst. Nur die Köchin Amélie, die wieder gesund geworden war, hatte der Doktor entlassen.

Als er seine Wohnung betrat, fragte er das Stubenmädchen:

„Gibt es etwas Neues, Margot?"

„Herr Georgakopoulo hat angerufen und sich zum Diner eingeladen. Ich habe alles Notwendige veranlaßt."

„Danke, Margot."

„Auch einige Briefe sind vom Bureau hierhergeschickt worden. Sie liegen im Zimmer des Herrn."

Er ging hastig in sein Zimmer und entdeckte voll Entsetzen, daß es die Briefe waren, deren Eintreffen er während der letzten Wochen mit Angst erwartet hatte. Oh, das Schicksal arbeitete zielbewußt und unbarmherzig. Noch am letzten Abend warf es ihm mit heimtückischer Gebärde diese Briefe auf den Tisch.

Es waren die Briefe, die Germaine Decobert dem toten Henri Trouille geschrieben hatte.

Die erste Regung des Doktors war, die Briefe ungelesen zu verbrennen, denn er ahnte instinktmäßig ihren Inhalt. Er war es Germaine schuldig, ihr Geheimnis zu wahren. Lange, lange kämpfte er mit sich, bis er der unbezähmbaren Neugierde unterlag, zu erfahren, wer Henri Trouille gewesen war. Nicht um Germaine ging es ihm, denn was immer auch in diesen Briefen stand, sie war ihm während ihrer kurzen Ehe das treueste und beglückendste Weib gewesen, und die Erinnerung an diese seligen Wochen konnte durch nichts getrübt werden.

Aber Henri Trouille! Sollte er sterben, ohne zu wissen, wer Henri Trouille gewesen war?

Jäh entschlossen riß er den jüngsten Brief auf und begann zu lesen.

„Mein geliebter Henri!"

Bessels Herz krampfte sich zusammen. Er ließ das Blatt sinken. Wie ein Leichenschänder kam er sich vor. Dennoch las er weiter.

„Du wirst mir niemals den Schmerz verzeihen, den ich Dir heute zufügen muß, ich weiß es. Du wirst niemals verstehen, warum ich einen Schritt tue, der Dir verächtlich und treulos erscheinen muß. Trotzdem kann mich nichts davon zurückhalten, Dir die volle Wahrheit zu schreiben.

Ich heirate, mein geliebter Henri. Ich heirate in vierzehn Tagen Deinen Freund, der ebenso heißt wie Du.

Ich bettle nicht um Deine Verzeihung, und ich verschmähe es, mich zu rechtfertigen. Du weißt, daß ich Dich schon als halbwüchsiges Mädel geliebt und niemals an dem Triumph Deines Genies gezweifelt habe. Acht lange Jahre bist Du geliebt worden, Henri, wie noch nie ein Mann geliebt worden ist. Jetzt bin ich müde geworden und heirate einen andern. Der Krieg hat mich müde gemacht und die Not und das Alleinsein und — verachte mich! — der unheimliche Gang, der zu unserer Wohnung führt. Wir Frauen sind schwache und armselige Geschöpfe.

Ich heirate Deinen Freund Trouille, nicht weil er reich ist und mich dem Elend entreißt, sondern weil er mich liebt. Henri, wir sind wehrlos, wenn man uns liebt. Ich will damit nicht sagen, daß ich meinen zukünftigen Mann liebe. Es wäre Lüge. Aber ich bin ihm von ganzem Herzen dankbar und werde ihm stets eine treue und ergebene Frau sein. Und wenn es mir eines Tages gelingen sollte, ihn zu lieben, wie er es verdient, so werde ich sehr glücklich sein.

Das ist die volle Wahrheit, mein geliebter Henri.

Leb' wohl und verzeih mir, nicht heute, das kannst Du nicht, aber vielleicht in zehn oder zwanzig Jahren, wenn ich eine alte Frau geworden bin, die Dich in nichts mehr erinnert an

Deine arme Germaine."

Bessel faltete den Brief zusammen und steckte ihn in den Umschlag.

Es ist mein Los, nicht geliebt zu werden, dachte er und gab sich grenzenloser Bitterkeit hin. Was für ein glücklicher und beneidenswerter Kerl war dieser tote Trouille, der von einer Germaine geliebt wurde! Und der lebende Thorsten Gleerup, der von Helene Bessel geliebt wurde!

Was für glückliche Burschen gab es auf der Welt!

Aber allmählich wurde er ruhig und besänftigt. Hatte er etwas Neues aus diesem Brief erfahren? Hatte er sich jemals eingebildet, daß er von Germaine geliebt wurde? Und schrieb nicht eine Tote an einen Toten? Mußten nicht Henri Trouille und Germaine Decobert sterben, damit Alexander Bessel lebte, seine Zigarette rauchte und morgen in die Heimat fuhr?

Die Lebenden haben recht, und wenn auch die Toten kleinliche Rache üben wollen, sie sind tot und hilflos.

Nicht das Sterben, mein lieber armer Simche Regierer, das Leben ist heilig, heilig, heilig.

Der Doktor las auch die andern Briefe, ohne zu erfahren, wer Henri Trouille gewesen war. Nur von seinem Genie wurde gesprochen, aber es gab so vielerlei Genies, im Pastetenbacken, im Maschinenbauen, im Waldhornblasen, im Verteidigen von Raubmördern, daß man kein Bild gewinnen konnte. Er mußte darauf verzichten, jemals zu erfahren, wer Henri Trouille gewesen war.

Am nächsten Tag fuhr Alexander Bessel gemeinsam mit Georgakopoulo in die Schweiz.

Kurz bevor der Zug in die französische Grenz- und Kontrollstation Bellegarde einlief, fragte der Grieche leise:

„Sind Sie erregt?"

Der Doktor lächelte.

„Nicht im geringsten, lieber Freund, auch wenn es Ihnen unglaubwürdig erscheinen sollte. Ich weiß, daß mir nichts geschehen wird. Ich habe für meine Freiheit bar bezahlt, und das Schicksal läßt sich nicht lumpen."

Zwei Stunden später waren sie in Genf.

Da Georgakopoulo in der Stadt geschäftlich zu tun hatte, blieben sie zwei Tage hier. Bessel benutzte die freie Zeit, um Simche Regierers Grab zu besuchen und an Tante Mielentz einen behutsamen Brief zu schreiben, in dem er sie bat, mit ihrer bewährten Klugheit und Vorsicht die Eltern und auch Helene auf seine Rückkehr vorzubereiten. Er zweifelte nicht daran, daß Helene, falls man die Leiche Henri Trouilles aufgefunden hatte, heute bereits eine glückliche Frau Gleerup war, aber er wollte ihr, wenn sie noch auf Befreiung wartete, schon in diesem ersten Brief freundlich entgegenkommen.

Am dritten Tag reisten sie nach Zürich. Sophokles Georgakopoulo war in der vergnügtesten Stimmung, weil er seinen Freund Bessel den liebenswürdigen Franzosen entführt hatte.

„Wissen Sie, mein Lieber," sagte er fröhlich, „als Sie mir damals im Café Américain meinen Kognak ausgetrunken haben, hatte ich wenig Hoffnung, daß wir zwei noch einmal miteinander durch die Schweiz gondeln werden. Sie haben mehr Glück als Ferdinand von Bulgarien gehabt."

„Jawohl, ich habe unbegreifliches Glück gehabt", antwortete Bessel düster.

„Menschenskind, jetzt sagen Sie mir bloß, wie fühlen Sie sich eigentlich nach der ganzen Romantik?"

„Glauben Sie mir, lieber Freund Georgakopoulo, überstandene Gefahr gilt nichts mehr. Sie wird sofort kitschig und wertlos. Der Mensch ist aus Kautschuk."

„Stimmt. Der Mensch ist aus Kautschuk. Wohl ihm!"

In Zürich war Bessels erster Gang zum Konsulat, um sich einen Paß für die Heimkehr zu besorgen. Er hatte Georgakopoulo gebeten, ihn zu begleiten und, wenn es nötig sein sollte, seine Identität zu bestätigen.

Die Herren im Konsulat hörten die Geschichte Alexander Bessels höflich und mit Wohlwollen an. Der Doktor erzählte und wurde immer mutloser, je länger er die Staatsmaschinengesichter dieser Leute betrachtete, denn er hatte das niederdrückende Gefühl, daß man seinen Worten nicht glaubte.

„Sehr interessant", sagte der Oberste des Zimmers und winkte einen jungen Angestellten heran, der, mit einem mächtigen Papier bewaffnet, in strammer Haltung näherkam und seine Bereitwilligkeit zu erkennen gab, so viele Seiten im Reichsformat voll zu schmieren, als das Wohl des Vaterlandes verlangte.

„Sie behaupten also," begann der Herr des Zimmers und

legte seine Stirn in Staatsbeamtenfalten, „Doktor Alexander Bessel zu sein. Hier stock' ich schon."

Die jüngeren Herren lächelten textsicher und unterwürfig.

„Was für eine Art von Doktor soll das sein, wenn ich fragen darf? Doctor juris, so. Wo wollen Sie besagtes Doktorat erworben haben? In Berlin, schön. Sie sind geboren? Wo? Glaubensbekenntnis? Evangelisch. Beruf? Teilhaber der Zigarettenfirma Julius Bessel in Berlin. Heimatberechtigt? Preußen. Wohnhaft? Berlin-Grunewald. Name ihres Vaters? Geboren? Wo? Wohnhaft? Name Ihrer Mutter? Geboren? Wo? Wohnhaft? Verheiratet? Seit wann? Wo? Mit wem? Geburtsjahr Ihrer Frau? Name Ihres Schwiegervaters? Geboren? Wo? Wohnhaft? Gestorben, so. Wann? Wo? Name Ihrer Schwiegermutter? Geboren?"

„Das weiß ich leider nicht", entgegnete Bessel, der bis jetzt die administrative Ekstase der Herren gutmütig belächelt hatte.

„Wohnhaft?"

„Großgörschenstraße. Matthäi-Kirchhof."

Der Beamte setzte ein entrüstetes Oberlehrergesicht auf.

„Gestorben wollen Sie wohl sagen. Wann?"

„Auch das weiß ich leider nicht. Das Leben meiner Schwiegermutter, die übrigens eine wackere Frau gewesen ist, hat mich nicht genug interessiert, um diese Daten im Gedächtnis zu behalten."

„Herr Klebsch, bitte, notieren Sie kumulativ, daß besagter Dr. Alexander Bessel, recte Henri Trouille, weder Geburts- noch Sterbetag seiner Schwiegermutter anzugeben imstande ist."

Der Doktor begann sich vor seinem Freund Georgakopoulo zu schämen, der mit quälender Lachlust kämpfte.

„Ihre Ausweispapiere? Ein von der französischen Regierung ausgefertigter Reisepaß auf den Namen Henri Trouille."

Die Herren Beamten schmunzelten wohlgefällig über das ironische Talent ihres Häuptlings.

„Jetzt wollen wir Ihre militärischen Angaben zu Protokoll nehmen. Herr Klebsch, bitte, das Formular M römisch VI."

Auch diese Amtshandlung ließ Bessel über sich ergehen, aber ihn fror bis ins Mark der Knochen, je länger er von diesen richterlichen Papieranbetern bezweifelt und verneint wurde.

Nachdem die Operation vorüber war, erklärte der Doktor zornbebend:

„Meine Herren, hier steht Herr Sophokles Georgakopoulo, ein angesehener und mit allen Papieren wohlausgerüsteter

Großkaufmann, und will unter Eid meine Identität mit Doktor Alexander Bessel bestätigen. Auch der Direktor des Schweizerischen Bankvereins ist bereit, für meine Identität mit Doktor Alexander Bessel Bürgschaft zu leisten. Könnten die Zeugnisse dieser beiden einwandfreien Männer Ihnen nicht ebenso vertrauenswürdig erscheinen wie die Bestätigung meines Kompagnieschreibers Wilhelm Kulicke?"

„Ich bedaure außerordentlich," antwortete der Herr der Stube mit amtlicher Höflichkeit, „die Zeugenschaften ablehnen zu müssen. Das soll weder ein Mißtrauensvotum gegen die beiden Herren noch gegen Sie, Herr Trouille, sein. Wir können hier nicht nach Gefühlen handeln, die durchaus für Sie sprechen, sondern einzig und allein nach unseren Vorschriften. Da Sie, wie Sie angeben, selber Preuße sind, werden Sie unsere Pflichterfüllung in keiner Weise beanstanden."

„Wann dürfte ein Ergebnis Ihrer pflichtschuldigen Nachforschungen zu erwarten sein?"

„Wir wollen die Sache tunlichst beschleunigen. Fragen Sie, bitte, in zwei Wochen wieder an."

Bessel stand wehrlos da, betrachtete diese Menschen und ihre Aktenregale, die bis zur Decke reichten, und sagte endlich mit schmerzlichem Lächeln:

„Erlauben Sie mir noch eine Frage, meine Herren. Bestätigt sich die von ausländischen Gazetten verbreitete Nachricht, daß sich in Deutschland ein Umsturz vollzogen hat."

„Die Nachricht ist wahr", erwiderte der Häuptling ernst und feierlich.

Der Doktor stürzte aus dem Zimmer.

„Wie gefällt Ihnen das?" fragte er mit verzerrtem Gesicht den Griechen.

Georgakopoulo zündete sich eine Zigarette an und lachte.

„Glauben Sie mir, lieber Freund: Alle Menschen in Amtsstuben sind geistesgestört. Das ist mir während dieser zwei Stunden zur Gewißheit geworden."

„Was soll ich nun beginnen? Ich kann doch keinen Zigarettenladen in Zürich aufmachen!"

„Ich wüßte einen Ausweg für Sie, Doktor."

„Lassen Sie hören."

„Fahren Sie nach Bern, gehen Sie zu dem bayrischen Gesandten, erzählen Sie ihm, daß Sie der französische Journalist Henri Trouille sind und Herrn Kurt Eisner ein wenig über Regierungskunst ausfragen wollen, und ich wette um eine Mil-

lion meiner besten Zigaretten, daß Sie ohne weiteres Einreise-erlaubnis nach Deutschland kriegen."

Bessel reichte dem schlauen alten Griechen die Hand.

„Ich schäme mich, Georgakopoulo, ich schäme mich bis in den Hals hinein, aber ich werde Ihren Rat befolgen."

Zwei Tage später passierte Alexander Bessel, als Franzose mit Hochachtung und Zuvorkommenheit behandelt, die deutsche Paßkontrolle.

Er fuhr in einem unsauberen, verwahrlosten Wagen, dessen eines Fenster zerbrochen war, durch trauriges Land, das gelb und frierend ohne Schnee unter schwerem Nebelhimmel lag. Magere Gäule schlichen über die Landstraßen hin. Trübselige Menschen saßen auf dem Bock. Die Hunde waren dürr. Auf den Stationen sah man blasse Kinder. Nur die Raben auf den ausgesogenen Äckern waren fett und glänzend.

Wilder Schmerz tobte in Bessels Brust. Dies war Deutschland, das stolze, mächtige Deutschland, für dessen Größe in gutem Glauben Millionen der Besten gefallen und viele Hunderttausende der Ärmsten verhungert waren. Simche Regierer, wo ist dein Gott?

Im Abteil des Doktors saßen zwei alte Offiziere einander gegenüber, ein Oberst und ein Major. Stumm und unbeweglich saßen sie da, wie Gespenster aus längst vergangener Zeit, und blickten mit verstörten Augen in die nebelerfüllte, unverständliche Welt.

Als Bessel in München den Zug verließ und hinter den alten Offizieren auf den Bahnhofsplatz trat, konnte er sehen, wie die beiden Männer von halbwüchsigen Jungen in funkelnagelneuen Uniformen umringt wurden, die johlend den Offizieren die Achselstücke herunterrissen. Der Oberst stand stramm vor seinen Peinigern, wie einst Exzellenz Simonitsch, während der Major vollkommen verwirrt die Menge anstarrte.

Ungeheures Mitleid mit den erniedrigten Offizieren wallte in Bessel auf. Die Guillotine ist wahrlich barmherziger gewesen, sagte er sich und wollte den beiden zu Hilfe kommen, aber er sah ein, daß er gegen die Übermacht nichts ausrichten konnte. Und dann überfiel ihn ein Gedanke, der zwar nicht sein menschliches Mitgefühl ausschaltete, aber diese vorübergehende Demütigung der Offiziere von anderem Standpunkt aus betrachtete.

Vielleicht habt ihr eure Soldaten gequält, dachte er, habt sie eingesperrt und in den Tod gehetzt, vielleicht seid ihr anständige und brüderliche Menschen gewesen, ich weiß es nicht.

Aber ob ihr schuldig oder unschuldig gewesen seid, ihr müßt jetzt bezahlen für euch selber oder für die andern. Ein jeder von uns muß bezahlen, denn wir alle tragen Schuld, alle ohne Ausnahme.

Der Doktor ging, ohne zurückzublicken, der Stadt zu. Überall klebten zu seiner maßlosen Verwunderung Plakate, die zu Tanzunterhaltungen einluden. Die Revolution tanzte. Die Kaffeehäuser waren dicht gefüllt mit lauten und fröhlichen Menschen, die voll Behagen öden Gassenhauern lauschten. Die armen Teufel wollen den Krieg vergessen und das kommende Elend, sagte er sich und begriff diese krampfhaft verzerrte Lustigkeit.

Er trat in einen Laden und kaufte Bessel-Zigaretten. Die Khedive kostete zehn Pfennig. Der Preis stand auf jeder Zigarette gedruckt. Zu spät. Viel zu spät.

Nachdem er noch an das Züricher Konsulat eine Postkarte geschrieben hatte, in der er seine glückliche Ankunft in Deutschland mitteilte und für alle weiteren Bemühungen der Herren höflichst dankte, setzte er seine Reise nach Berlin fort.

Leipziger Platz. Trüber Wintertag. Nebel und Qualm.

Bessel kam langsam des Weges und starrte, tiefes Leid im Herzen, das traurige Bild an. Überall standen Feldgraue herum und verkauften Zeitungen, Ansichtskarten, Zündhölzer und Zigaretten. Feldgraue standen da und drehten den Leierkasten. Der Doktor erinnerte sich der bettelnden Soldaten in Paris. Der Doktor erinnerte sich des hungernden Henri Trouille, der in einer verdächtigen Gasse auf dem Montmartre von einer alten Dirne mit narbigem Gesicht ein paar Sous geschenkt bekommen hatte. Der Doktor sah, wie in einer gewaltigen Vision, überall auf der ganzen Welt arme, vom langen Krieg der Arbeit entwöhnte Soldaten herumstehen und betteln und den Leierkasten drehen. Die fleißigen Bürger aber gingen mit gekränkten Mienen vorbei und rümpften die Nasen über das elende Pack, das nicht arbeiten wollte.

Bürger, du mußt nachsichtig und duldsam sein. Bürger, du mußt begreifen, daß man nicht heute Handgranaten schmeißen und morgen friedliche Vogelbauer anstreichen kann. Bürger, vergiß nicht, daß diese faulen Jungens brave und fleißige Burschen gewesen sind, bevor sie vier Jahre lang für dich, für dich die Köpfe hingehalten haben. Bürger, es sind deine Brüder, die jetzt, von Freiheit berauscht, ein paar Monate lang wie ihre früheren Paschas leben wollen. Bürger, laß ihnen die kurze Freiheit. Sie werden wieder arbeiten müssen,

guter Bürger, Tag und Nacht werden sie arbeiten müssen, wenn der Rausch verflogen ist.

Bessel ging weiter, nach der Bendlerstraße, wo Frau Dora Mielentz wohnte. Es war ein schwerer Gang ins Ungewisse. Lebten die Eltern noch? Und was war mit Lene? Alte, vergessene Wunden brachen auf.

Als der Doktor in das Zimmer trat, sprang die alte Dame, die weltordnungsmäßig auf ihrem Fensterplatz saß, mit jugendlicher Behendigkeit auf und umarmte stürmisch den Neffen.

„Junge! Junge! Ich freue mich, daß de wiedergekommen bist. Ich freue mich blödsinnig."

Sie wischte sich ärgerlich zwei Tränen aus den Augenwinkeln.

„Jetzt fang' ich olle Ziege noch zu heulen an, wo ich doch Heulen nicht vertragen kann. Du mußt schon entschuldigen, Alex, ich klapp' die Gefühlskiste schon zu. Willste was essen oder trinken?"

„Nein, danke, Tante Dora. Leben Vater und Mutter noch?"

„Du gefällst mir! Warum sollen se nicht leben? Sie sind gesund und munter, seitdem dein Brief gekommen ist. Weißte, ich hab' ja nie nich an deinen Tod geglaubt. ‚Passen Se auf, Bessel,' hab' ich immer zu deinem Vater gesagt, ‚mit Alex ist genau dieselbe Geschichte wie mit Fritz Leckebusch. Eines Tages ist er wieder da.'"

Bessel holte tief Atem.

„Und Lene?"

„Sie erwartet dich mit Sehnsucht."

So sehr ihn die Antwort beglückte, seinen ungläubigen Zweifel konnte er nicht zurückhalten.

„Mit Sehnsucht?"

Aus lauter Verlegenheit wurde Tante Mielentz derb.

„Ja, Mensch, denkste, so 'ne junge Frau habe keene Gefühle? Vier Jahre ohne Musik sind 'n bisken lang. Du kannst dich beim Herrgott bedanken, daß du 'ne Frau wie Lene hast."

Der Doktor schwieg, denn er verspürte keine Lust, sich mit Frau Mielentz über den Fall Gleerup auszusprechen.

„Aber jetzt mußte mir deine Geschichte erzählen, Alex. Da hilft dir gar nichts. Gib mir 'ne Zigarette, und dann schieß los. Du, die Bessel-Zigaretten sind billiger geworden, aber das ist Falle, glaub' mir. Ich möcht' nur wissen, mit was die Zigaretten jetzt gefüllt werden. Tabak is keener drin, da schwör' ich jeden Eid. Weißte, was ich glaube? Sie verarbeiten Roßäppel und stopfen sie in die Hülsen."

Bessel begann, ziemlich unlustig, seine Geschichte zu erzählen, in einer für alte Tanten bestimmten Fassung.

Nachdem er geendet hatte, rief Frau Mielentz befriedigt: „Großartig, Alex!"

Der Doktor stand auf.

„Du willst doch nicht schon weglaufen? Ich habe dich noch 'ne ganze Menge zu fragen."

„Zum Beispiel?"

„Vor allem, was sagste zu unserer Pleite?"

„Es ist uns zu gut gegangen, und das vertragen wir nicht. Wir brauchen ab und zu eine tüchtige Dusche. Wir müssen alle hundert Jahre ganz tief fallen, um uns langsam wieder in die Höhe zu arbeiten. Das scheint deutsches Los zu sein: Erniedrigung und Erhebung."

Frau Mielentz schlug die Hände zusammen.

„Mensch, du sprichst wie 'n Leitartikel. Jetzt sag' mir bloß noch was Hübsches über die neue Freiheit."

„Versuche dir vorzustellen, Tante Dora, wie du auf der Straße an einem siegreichen Generalstabsoffizier vorbeigekommen wärst. Entweder hätte man strammstehen oder sich auf den Bauch legen müssen. Eines von beiden wäre zweifellos durch geheime Kabinettsorder bestimmt worden."

„Du kannst schon recht haben, Alex, aber weißte, ich bin 'ne altmodische Frau. Früher haben wir keene Freiheit, aber Ordnung gehabt, jetzt haben wir Freiheit und keene Ordnung."

„Man darf nicht pedantisch und ungeduldig sein, Tante Mielentz. Jede Geburt ist schmerzlich und gewaltsam. Und paß nur auf, es wird ein gesundes und kräftiges Kind werden, das jetzt geboren wird."

„Mir kann's recht sein, Alex, und ich will es dir sogar aufs Wort glauben," entgegnete die alte Dame, „aber weißte, Ordnung und Ruhe möcht' ich schon jetzt haben, denn von dem herrlichen Leben der Berliner im Jahr 1950 hab' ich nichts."

Bessel nahm Abschied und fuhr nach dem Grunewald.

Sein Herz klopfte heftig, als er vor der Tür seines Hauses stand.

„Der Herr Doktor!" rief Anna und errötete vor Freude.

Bessel sagte dem Mädchen einige freundliche Worte, aber er sprach wie einer, der plötzlich aus dem Schlaf gerissen wurde.

„Frau Doktor ist vor einer Viertelstunde ausgegangen und kommt bald zurück."

Tastend und unsicher schritt er durch sein Haus und blieb schließlich im Arbeitszimmer. Unverändert standen die Bücher-

reihen, die Madonna des Botticelli lächelte Nietzsche zu, nur das Bild der mädchenhaften Frau Helene Bessel, das Thorsten Gleerup gemalt hatte, war verschwunden.

Doktor Bessel saß inmitten dieses schönen behaglichen Raums und kämpfte mit Traum und Wirklichkeit. War es nicht möglich, daß er vielleicht, ohne es zu wissen, Henri Trouille war? Oder, wenn er jetzt in das Schlafzimmer ging und Helene krank im Bett liegen sah, wurde dann nicht klar, daß er alles nur geträumt hatte? Aber wenn es kein Traum gewesen war, dann fühlte er mit Grauen unnatürliche und krankhafte Sehnsucht nach Verfolgung und Gehetztwerden, nach Gefahr und Kampf, nach Losgelöstsein vom Alltag und nach dem süßen Gift eines Lebens jenseits der Gesetze.

Was ist Wahrheit? fragte er und rang mit dem Wahnsinn, der ihn jählings in diesem Zimmer überfallen hatte. Bin ich Henri Trouille oder Alexander Bessel?

Er stand auf, taumelte die Bücherreihen entlang und suchte ein Buch, in dem ein Satz gestanden hatte, der dem Doktor Bessel und nicht Herrn Trouille unverständlich gewesen war. Er fand das Buch und las:

„Ich sage euch ein Geheimnis: Wir werden nicht ewig schlafen, aber wir werden alle verwandelt werden.“

Das war doch ganz klar. Warum hatte Alexander Bessel diesen Satz nicht verstanden?

Eine Tür wurde geöffnet. Der Doktor wendete sich um und erblickte eine junge Frau, die langsam auf ihn zukam. Ein Stich fuhr ihm durch das Herz. Wo war Wirklichkeit? Schritt nicht Germaine auf ihn zu, Germaine, die auf einem Friedhof in Marseille schlief?

Mit irren Augen starrte er diese schöne junge Frau an, die seine verstümmelte und gelähmte Hand küßte.

„Verzeih mir, Alex“, bat sie leise.

‚Alex.‘ Die Schleier rissen. Niemals hatte Germaine Decobert einen Alexander Bessel gekannt.

Henri Trouille war endgültig tot und überwunden.

„Du mußt mir verzeihen, Lene“, sagte Alexander Bessel demütig und zog seine junge Frau mit scheuer Gebärde an sich.

Garragan

Roman

von

Ludwig Wolff



I

Garragan kam aus dem Gefängnis und ging eilig, wie ein Mann, der keine Zeit zu verlieren hat, durch die kahle Lindenallee.

Der Beamte, der das Tor aufgeschlossen hatte, blickte ihm nach und schüttelte den Kopf. Dann trat er in das Haus zurück.

Es war ein Vormittag im Februar mit frühlingshafter Sonne, aber über die Felder blies ein scharfer, kalter Wind.

Als Garragan das Ende der Allee erreicht hatte, blieb er einen Augenblick lang stehen, sah zum Himmel auf, der ihm unerwartet hoch und weit erschien, ließ seine Augen den ganzen Horizont durchwandern, roch feuchte Erde, holte tief, tief Atem und stürzte dann fast laufend weiter, als wollte er den Zeitverlust einbringen.

Einem Straßenbahnwagen, der eben die Haltestelle durchfahren hatte, jagte er in langen Sätzen nach, holte ihn ein und sprang auf. Von der ungewohnten Schnelligkeit des Fahrens fühlte er sich in den ersten Sekunden wunderlich berauscht, daß er die Augen schloß. Wie ein Fallen oder Abstürzen im Traum war dieses rasche Dahingleiten.

Dann kam der Schaffner und fragte nach dem Fahrtziel.

Garragan hatte in den langen Zuchthausjahren von den Veränderungen im Weltbild Kenntnis bekommen, aber doch nur in vagen Umrissen, so daß er der Wirklichkeit wie ein vom Himmel Gefallener gegenüberstand. Er fragte, seinen Ohren nicht trauend, zweimal, bevor er den Fahrpreis bezahlte, für den er damals, als er ins Gefängnis gewandert war, im Frühling 1914, ein Rittergut hätte kaufen können.

Der Schaffner, ein alter Mann, sagte menschenkundig: „Auf der Strecke wundern sich viele."

Garragan wurde ernüchtert Der Schnelligkeitsrausch war verflogen. Wie langsam fuhr der Wagen durch verwahrloste Straßen an schmutzigen Häusern vorbei, von denen der Putz abgebröckelt war! Er blickte in das Innere des Wagens und

betrachtete die Fahrgäste, die wie eine Horde bissiger und hungriger Tiere in gereiztem Schweigen beisammensaßen. Was für welke und bedrohliche Gesichter, von Lastern verwüstet, von Sorgen entfleischt, von Bitterkeit verzerrt, von Gier entmenscht, von Verzweiflung zerrissen!

Garragan wendete sich ab. Was gingen ihn diese Leute an? Was bedeutete ihm die veränderte Welt? Er hatte nur mit einem einzigen Menschen abzurechnen. Nur diese eine Rechnung mußte bezahlt werden. Alles andere war gleichgültig.

Die langsame Fahrt erschien ihm mit einemmal unerträglich. Er sprang, wie von einer Peitsche gehetzt, vom Wagen ab und lief zum Halteplatz einer Autodroschke. Unter dem Arm trug er eine Ledermappe und preßte sie vorsorglich an seinen Leib.

„Kurfürstenstraße!" rief er dem Chauffeur zu und riß den Wagenschlag auf.

Der Autolenker stieg geruhsam vom Bock, kurbelte an und erkundigte sich dann nach der Hausnummer.

Endlich fuhr der Wagen los.

Garragan fieberte vor Ungeduld. Wenn er die Augen schloß, erblickte er das Bild der nächsten Viertelstunde. Er würde seine Frau überraschen. Sie konnte nicht ahnen, daß er heute käme. Man hatte ihm zwei Monate seiner Strafe erlassen. Vielleicht lag Gloria noch zu Bett. Sie war ja nie vor zehn Uhr aufgestanden. Er sah sich ins Zimmer stürzen. Gloria schrie auf. Und dann?

Garragan öffnete die Augen und sah mit verwilderten Blicken um sich. Dann würde er Gloria erwürgen oder mit irgendeinem Gegenstand, der bei der Hand lag, erschlagen. Das mußte sein. Das Schicksal befahl es. Die zehn Jahre im Zuchthaus schrien nach dieser Sekunde der Vergeltung. Erst wenn Gloria mit ihrem Leben büßte, gab es wieder Gerechtigkeit auf der Welt.

Und nach dem Mord? Was geschah nach dem Mord, Garragan? Wieder ins Zuchthaus zurück? Er riß den Mund wie zu einem entsetzlichen Schrei auf, der eine Stadt alarmiert hätte, wenn er hörbar geworden wäre. Das Fieber goß Kälteschauer über ihn. Nein! In das Zuchthaus führte kein Weg zurück. Es gab nur mehr Tod, wenn Gloria erschlagen war. Man mußte bar bezahlen. Bar bezahlen. Bar bezahlen.

Er wiederholte es unzählige Male, mit bebenden Kiefern.

Und die Mappe mit den Plänen? Mußte alles versinken? Es waren vielleicht nützliche Erfindungen. Nützlich? Wem nützlich? Dieser Welt sadistischer Kerkermeister, die ihre Mit-

menschen in Käfige sperrten? Verrecken möge diese bestialische Welt!

Garragan hatte Asche im Mund.

Das Auto hielt mit einem Ruck.

Garragan erkannte das Haus, in dem er gewohnt hatte, und sprang aus dem Wagen. Der Chauffeur berechnete die Fahrt und nannte die Summe.

„So viel Geld habe ich nicht bei mir“, sagte Garragan verwirrt. „Ich werde den Diener mit dem Geld hinunterschicken.“

Er lief in das Haus hinein und jagte die Treppen hinauf.

Vor einer Tür in der zweiten Etage machte er keuchend halt und erblickte zwei Visitenkarten. Auf der einen stand: „S. Schenirer“, auf der andern: „Juan Espogito“. Garragan begriff nicht. Hatte er sich in der Etage geirrt? Nach einer Weile erst entdeckte er das blaß und unansehnlich gewordene Schild mit dem Namen Garragan und drückte auf den Klingelknopf, den er nicht losließ, bis die Tür geöffnet wurde.

Ein junges, zierliches Hausmädchen erschien und starrte den aufgeregten Eindringling aus lasterhaften Puppenaugen verwundert an.

„Ist meine Frau zu Hause?“ fragte Garragan heiser.

„Hier ist nur Madame Espogito, aber Madame empfängt jetzt nicht. Darf ich etwas ausrichten?“

Garragan verstand kein Wort. Er trat in das Vorzimmer, schmetterte die Tür hinter sich zu und schrie mit einer vor Ungeduld rasenden Stimme: „Ich frage, ob meine Frau zu Hause ist? Ob — meine — Frau — zu — Hause — ist?“

Das Mädchen wich ängstlich wie vor einem Tobsüchtigen zwei Schritte zurück. Eine Zimmertür, die in die Diele mündete, wurde vorsichtig geöffnet. Ein kleiner, fetter Mann in Hemdärmeln, Herr S. Schenirer aus Zolkiew, wurde sichtbar und fragte unwillig: „Was is das für ein Getamber? Sind wir im Wald?“

Aber als er das magere, zerfurchte Gesicht mit den flackernden Augen erblickte, zog er sich lautlos wieder zurück.

Garragan stand ratlos. Dann erinnerte er sich seines Dieners und rief wie ein Mann in Not: „Eweding! Eweding!“

Das Mädchen faßte Mut und sagte schüchtern: „Ich werde Herrn Eweding holen. Er ist rückwärts in der Küche.“

Garragan starrte dem Mädchen nach. Was ging hier vor? Was für Menschen hausten da? Hatte man aus seiner Wohnung ein Hotel gemacht?

Da kam schon Ewẽding, gefolgt von dem neugierigen Hausmädchen, und erkannte seinen Herrn.

„Herr Baron!" rief er verwirrt und versuchte, nach Garragans Hand zu greifen, um sie zu küssen.

„Ist meine Frau zu Hause, Ewẽding?"

„Nein, Herr Baron."

„Ist sie in Berlin?"

„Nein, Herr Baron."

Garragan starrte in die Luft. Die furchtbare Spannung, die alle Nerven aufs äußerste gestrafft hatte, ließ nach. Seine Bereitschaft, einen Mord zu begehen, verströmte in Nichts. In den Knien zitterte Schwäche. Er setzte sich langsam und müde auf die Bank, die in der Diele stand.

Das Mädchen entfernte sich.

„Du weißt nicht, wo meine Frau ist?"

„Ich weiß es nicht, Herr Baron", antwortete der alte Mann unsicher und mit gepreßter Stimme. Im nächsten Augenblick rannen Tränen über seine Wangen.

Garragan sah ihn verwundert an. Wie runzlig und alt der Mann geworden war! Wenn man ihn anblickte, bekam man Lust, zu schlafen oder zu sterben.

Garragan raffte sich auf.

„Unten steht ein Auto, Ewẽding. Ich habe die Fahrt nicht bezahlen können. Sie kostet drei oder vier oder achtzig Milliarden oder Billionen, ich weiß es nicht. Kannst du den Chauffeur bezahlen?"

„Sehr wohl, Herr Baron", entgegnete der Diener diensteifrig und ohne Verblüffung.

Garragan begriff es nicht. Der alte Ewẽding konnte ohne weiteres Milliarden oder Billionen bezahlen? Von einem leichten Schwindelgefühl gepackt, erhob er sich und fragte: „Was ist denn mit meiner Wohnung geschehen, Ewẽding? Habt ihr ein Hotel daraus gemacht?"

„Ich werde dem Herrn Baron alles erklären." Er öffnete eine Tür. „Diese beiden Zimmer, das Arbeits- und das Schlafzimmer, sind dem Herrn Baron reserviert. Ich will jetzt nur den Chauffeur bezahlen."

Garragan trat in sein Arbeitszimmer. Nichts war verändert. Das Zimmer schien auf seinen Herrn gewartet zu haben. Zehn Jahre waren wie ein Tag gewesen.

Garragan warf seine Mappe auf den Schreibtisch und ging mit zögernden Schritten nach dem Schlafzimmer. Bevor er die Tür öffnete, fühlte er das wilde Schlagen seines Herzens,

als müßte er im nächsten Augenblick Gericht halten, unbarmherziges, mitleidsloses Gericht. Aber die, über die gerichtet werden sollte, war nicht in dem Zimmer. Nur ein blasser Duft des Parfums, das Gloria geliebt hatte, war zurückgeblieben und haftete immer noch an Vorhängen und Teppichen.

Die Welt ist klein, Gloria, dachte Garragan in aufglühender Rachgier und öffnete das Fenster.

II

Macpherson saß in der Sonne am Ufer des Rifferſees und blickte, immer noch verliebt, Gloria nach, die mit dem jungen Henikstein auf dem spiegelnden Eis lief.

Wie sehr seltsam ist es, daß ich hier sitze statt in meinem Bureau in Neuyork, dachte Macpherson und überlegte einige Sekunden lang seine Antworten auf die Kabel, die er heute früh erhalten hatte. Es ließe sich zweifellos mehr aus den Fabriken herausholen, wenn man selber da wäre. Ford wurde zu groß. Wenn Macpherson drüben wäre, gäbe er dem guten Ford einige Nüsse zu knacken. Das walte Gott.

Aber sah Gloria nicht wie ein junges Mädchen aus? Leuchtete nicht alles Glück der Welt, wenn Gloria fröhlich war und lächelte? Und wenn Gloria „Lieber Leslie" sagte, verkaufte man nicht die ewige Seligkeit? Allerdings, Gloria hatte viele Stunden der Schwermut und lächelte nicht zu oft. Macpherson war dem jungen österreichischen Grafen dankbar, weil er Gloria zum Lachen brachte.

Manchmal verspürte Macpherson leise Eifersucht, nicht um Glorias willen, der er vertrauen durfte wie keinem Menschen auf der Welt, aber Eifersucht auf die strahlende Jugend dieses Pagen, der, niemals verdüstert, wie auf einer rosenroten Wolke durch das Leben segelte. Wenn man alt war, wußte man, daß die rosenrote Wolke schließlich zum grauen Regen wurde, der auf schmutzige Vorstadtstraßen niederfiel.

Gloria glitt mit Henikstein heran und fragte besorgt: „Frierst du, lieber Leslie?"

„Nein, gar nicht. Es ist warm wie im Sommer", antwortete Macpherson und lächelte beglückt.

„Wir laufen noch zehn Minuten, Leslie. Noch fünf Minuten!" Sie winkte ihm zu und fuhr davon.

„Haben Sie schon so einen Tag erlebt, Clemens Henikstein?"

fragte Gloria hingerissen und blickte zur Alpspitze auf, die wie ein schimmernder Dolch in den enzianblauen Himmel stach.

„Es ist so unbeschreiblich schön, daß man heulen könnt' vor lauter Glück."

Gloria wurde plötzlich ernst.

„Das Glück ist kurz."

„Das Glück ist ohne Ende, Frau Gloria", rief Henikstein überschwenglich und sah ihr in die Augen, die sein junges Herz entflammt hatten. Es waren hellblaue Augen, die väterlichen Kapitänsaugen, in einem brünetten und südländischen Gesicht.

„Das Glück dauert im besten Fall noch zwei Monate."

Henikstein lachte auf.

„Wieso gerad' zwei Monate, Frau Gloria?"

Gloria blieb stehen und starrte auf das Eis.

„In zwei Monaten wird Garragan frei sein."

„Und was dann?"

„Er wird mich töten."

Henikstein lächelte überlegen.

„Er denkt gar nicht daran, Frau Gloria."

Sie wurde ärgerlich und rief geringschätzig: „Was verstehen Sie davon, kleiner Clemens! Kennen Sie Garragan?"

„Solange ich lebe, wird Ihnen kein Haar gekrümmt werden, Frau Gloria", sagte der junge Mensch ernst und opferbereit.

Sie blickte ihn mit Augen an, aus denen wilde, besinnungslose, fast irrsinnige Angst hervorbrach, und fragte geheimnisvoll: „Aber wenn ich es verdiente, von ihm getötet zu werden?"

Henikstein öffnete den Mund, als wollte er etwas Entscheidendes sagen, und schwieg.

„Und wenn ich mich danach sehnte, von Garragan getötet zu werden?"

Gloria begann stürmisch zu lachen.

„Machen Sie kein so entsetztes Gesicht, Baby! Sie werden doch auf diesen romantischen Schwindel nicht hereinfallen? Sie dürfen einer Frau niemals auch nur ein Wort glauben, das ist der wertvollste Rat, den ich Ihnen für Ihr Leben geben kann. Eine richtige Frau muß lügen."

„Sie halten mich schön zum Narren, Frau Gloria. Aber das macht nichts. Sie dürfen alles. Sie dürfen sogar die Wahrheit sagen."

„Ach, wie schlau ist das Baby!" rief Gloria fröhlich. „Aber kommen Sie, jetzt müssen wir Macpherson erlösen, sonst erfriert er uns."

Einige Minuten später fuhr Gloria mit Macpherson im Schlitten nach Partenkirchen. Graf Henikstein war noch auf dem Eisplatz geblieben.

Da Gloria während der Fahrt kein Wort sprach und wie geistesabwesend in die Luft blickte, fragte Macpherson behutsam: „Du bist so still, Gloria?"

Sie schreckte zusammen, als würde sie aus dem Schlaf gerissen, und antwortete schüchtern: „Ich bin traurig, Leslie. Ich möchte weinen, Leslie."

Er griff sanft nach ihrer Hand und streichelte sie.

III

Der alte Ewedina bemühte sich, seinem Herrn das Wesen der Wohnungsbeschlagnahme und die Befugnisse der Wohnungsämter zu erklären, aber Garragan schien entweder nicht begreifen zu können, welches Interesse das Amt habe, einem südamerikanischen Attaché und einem Schieber aus Galizien Wohnungen auf Kosten der ansässigen Bevölkerung zuzuweisen, oder er hörte nicht zu.

„Herr Schenirer verläßt die Wohnung in acht Tagen", berichtete der Diener. „Herr Esposito bleibt wahrscheinlich noch einen Monat. Dann müssen der Herr Baron Schritte unternehmen, um die Wohnung wieder allein behalten zu dürfen."

Garragan sah ins Leere.

„Hier, Herr Baron, sind alle Belege über die Mieteinnahmen. Es konnte nichts erspart werden, weil sämtliche Kosten sehr gestiegen sind. Erst in den letzten Monaten habe ich auf den Rat des gnädigen Fräuleins von Queiß nur gegen Auslandswährung vermietet."

„Fräulein von Queiß?"

„Ja, Herr Baron, Fräulein Nikoline von Queiß."

Garragan suchte in der Erinnerung. Nikoline, das war doch das kleine Schulmädel mit Hängezopf gewesen, vor zehn Jahren allerdings.

„Der Rat des gnädigen Fräuleins von Queiß ist sehr gut gewesen, denn ich habe von der letzten Miete vierzehn Dollar ersparen können."

Er legte umständlich neben die Rechnungsbelege vierzehn Dollar.

„Du hast keine Ahnung, Ewedina, wo meine Frau ist?"

„Nein, Herr Baron", antwortete der alte Diener so verlegen und unsicher, daß ein schärferer Beobachter, als Garragan es in dieser Stunde war, mißtrauisch geworden wäre.

„Darf ich dem Herrn Baron etwas zum Essen holen, oder werden Herr Baron auswärts speisen?"

„Und während der ganzen zehn Jahre hat sich meine Frau niemals um das Haus gekümmert?"

„Nein, Herr Baron."

„Sie hat dir niemals geschrieben?"

„Nein, Herr Baron. Die Frau Baronin ist gleich nach —" er suchte das Wort — „nach dem Unglück krank geworden."

„Was für eine Krankheit war das?"

„Ich weiß nicht recht, Herr Baron. Es soll eine Art von Gemütsleiden gewesen sein. Der Herr Sanitätsrat hat die Frau Baronin sogleich in seine Klinik bringen lassen."

„Und nachher?"

„Später ist der Vater der Frau Baronin, Herr Kapitän Diedrichsen, gekommen und hat die Frau Baronin nach der Schweiz in ein Sanatorium begleitet."

„Und dann?"

„Dann ist der Krieg ausgebrochen, Herr Baron, und ich habe nichts mehr gehört."

Garragan schwieg nachdenklich.

Der Diener hatte Tränen im Hals, während er das zerrissene und eingefallene Gesicht, aus dem mitleidslose Augen blickten, verstohlen betrachtete. Wie bitter alt war sein Herr geworden!

„Was ist deine Meinung?" fragte Garragan plötzlich. „Wo ist meine Frau?"

„Ich weiß es nicht, Herr Baron."

„Du wirst doch darüber nachgedacht haben, Eweding. Wo, glaubst du, kann meine Frau sein?"

Eweding schüttelte gequält den Kopf und brachte kein Wort über die Lippen.

„Auf welchem Schiff fährt jetzt Kapitän Diedrichsen?"

„Herr Kapitän Diedrichsen fährt nicht mehr, Herr Baron. Herr Kapitän Diedrichsen hat den Abschied genommen und wohnt jetzt in Blankenese."

„Ich werde nach Blankenese fahren. Vielleicht weiß Kapitän Diedrichsen, wo seine Tochter ist."

„Das ist möglich, Herr Baron", sagte der Alte aufatmend. „Darf ich dem Herrn Baron jetzt etwas zum Essen holen?"

„Nein!" schrie Garragan gereizt.

Der Diener stand demütig.

„Oder ja. Wie du willst, Eweding. Nur frag' mich nicht so viel."

„Sehr wohl, Herr Baron."

Als Garragan allein war, saß er eine Weile unbeweglich vor dem Schreibtisch, willenloser Spielball ungeordneter Gedanken, die heiß und wirr durch sein Gehirn jagten. Dann entdeckte er eine Schachtel mit Zigaretten, die Eweding vorsorglich neben das Schlüsselbund gelegt hatte, nahm eine Zigarette und entzündete sie.

Vielleicht ist Gloria tot, dachte er und gab sich inbrünstig diesem verlockenden Gedanken hin. Es wäre die beste Lösung. Ihm bliebe erspart, Abrechnung zu halten. Wenn es im Ablauf menschlicher Schicksale ausgleichende Gerechtigkeit gab, mußte Gloria tot sein. Aber gab es Gerechtigkeit? Warum hätte dann Gott ihn, den stillsten und geduldigsten aller Menschen, zum Mörder bestimmt? Nein, Gloria war nicht gestorben, er fühlte es mit allen Nerven. Sie lebte, ihm zum Verderben, aufgespart für ihn, damit sein bitteres Schicksal sich vollende.

Garragan nahm das Schlüsselbund und öffnete die Schreibtischlade.

Zuoberst lag jener anonyme Rohrpostbrief, der ihm mitgeteilt hatte, daß Gloria ihn mit dem Grafen Werschinin von der Russischen Botschaft betrüge. Wenn dem Baron Garragan noch irgend etwas an seiner Frau läge — Gloria selber hatte den anonymen Brief geschrieben, wie sich im Verlauf der Gerichtsverhandlung ergab —, so möge er gegen vier Uhr nachmittags in die Wohnung des Grafen Werschinin, Aschaffenburger Straße 17, kommen.

Garragan starrte mit heißen Augen den in kaum verstellter Schrift geschriebenen Brief an und sah das in der Erinnerung nicht abgeblaßte, sondern durch zehn Zuchthausjahre maßlos gesteigerte Drama wieder.

Er saß wie heute beim Schreibtisch, zutiefst versunken in das Problem, das sein Gehirn beherrschte. Er arbeitete zu jener Zeit, noch tastend, aber dennoch im Gefühl, auf richtiger Fährte zu sein, an der Konstruktion eines radiotelegraphischen Apparats, der alle wissenschaftlichen Ergebnisse praktisch verwirklichen sollte. Ganz nahe der Lösung schien er zu sein. Er ahnte schon, daß er einer Hochfrequenzmaschine bedurfte. Er kannte bereits das Geheimnis der Durchdringungskraft ungedämpfter Wellen. Nur einige Monate der Ruhe hätte man ihm lassen müssen, um alles, was er gefunden oder intuitiv erraten hatte, zusammenfassen zu können.

Da brachte Sweding jenen Rohrpostbrief und legte ihn schweigend auf den Tisch. Garragan öffnete, ärgerlich über die Störung, den Brief und las ihn, vorerst ohne irgend etwas zu verstehen. Es schien ihm, als handelte es sich um fremde Menschen, mit denen er nichts zu tun hatte. Ein Herr Werschinin, dessen Name ihm völlig unbekannt war, Russische Botschaft, Aschaffenburger Straße, Betrug? Wer betrog? Gloria? Gloria, die ihn liebte, Gloria, die er vergötterte? Ein taktloser Scherz oder ein plumper Versuch, Unfrieden zu stiften, dachte Garragan und schob verächtlich den Brief von sich weg.

Er begann wieder zu arbeiten, aber seine Gedanken schwankten, sprangen aus dem Gleis, verfehlten das Ziel, gerieten in Unordnung und galoppierten zügellos ins Leere. Garragan wollte an seinen Vakuumröhrensender denken und mußte immer wieder, ob er wollte oder nicht, das Problem Gloria erwägen. Es schien, als wäre ein Fremdkörperchen in seine Denkmaschine geraten und hätte den ganzen Apparat zerstört.

Hatte sich zwischen Gloria und ihm irgend etwas geändert? Gab es Verstimmungen oder gar Zerwürfnisse? Nichts gab es. War diese zweijährige Ehe nicht Harmonie und Zusammenklang? Seine Arbeit allerdings drängte sich in den letzten Monaten ein wenig vor und nahm ihn vielleicht zu sehr in Anspruch. Aber Gloria war doch eine kluge und ehrgeizige Frau, die wußte, daß er nach den höchsten Kränzen griff.

Habe ich etwas versäumt? fragte sich Garragan jählings und fühlte, wie eine kalte Hand auf sein Herz sich legte. Da schlug die Uhr vier. Wie ein Besinnungsloser sprang Garragan auf, stürzte aus dem Zimmer, jagte die Treppe hinab, stieg in einen Wagen und fuhr nach der Aschaffenburger Straße. Ein böser Traum, ein lächerlicher Traum, dachte er während der Fahrt und hörte ganz fern das Klappern seiner Zähne, die im Fieberfrost aufeinander schlugen.

Dann stand er in einem ziemlich dunklen Vorzimmer. Ein Diener erklärte höflich und bestimmt, daß Graf Werschinin nicht zu Hause wäre. Garragan stieß ihn brutal zur Seite und drang in die Wohnung ein.

Der junge Werschinin lag in einem tiefen Klubsessel. Auf der Lehne des Sessels saß Gloria, ohne Hut, und rauchte eine lange dünne Zigarette.

Garragan blieb bei der Tür stehen und sah die beiden an. Er war in diesem Augenblick vollkommen außer sich. Er hatte für einige Sekunden seinen Körper verlassen und stand außerhalb seines Lebens. Er konnte nicht nur Gloria und Werschinin

sehen, sondern auch sich selber, der gleich einer Holzstatue an der Tür lehnte. Plötzlich kehrte er wieder in seinen Leib zurück und erwachte. Vier Augen mit starren Pupillen klammerten sich an ihn.

Da lächelte Garragan.

Tiefstes Menschenleid und abgründige Verachtung lagen in diesem hoffnungslosen Lächeln, Verzweiflung und Vergebung, Himmel und Hölle.

Dann verließ Garragan stumm das Zimmer, durchschritt den Vorraum, stieg die Treppe hinab, stand in der Aschaffenburger Straße und wanderte zu Fuß nach Haus. Er marschierte ruhig und gefaßt, sein Gesicht war gesammelt, nur die Augenlider zuckten bisweilen.

Um fünf Uhr saß er wieder vor seinem Schreibtisch und konnte arbeiten. Was er erlebt hatte, war wie ein Traum gewesen, an den man sich nach dem Erwachen nicht zu erinnern vermag.

Auch die weiteren Vorgänge jenes Tages blieben ihm verschleiert und unverständlich. Er wußte nur, daß Gloria zurückkam, nicht schuldbewußt und ängstlich, sondern rätselhaft beleidigt, voll Zorn, den er nicht begriff, eine rasende und verzweifelte Frau, die maßlos enttäuscht worden war. Sie stand vor ihm, als hätte sie Rechenschaft zu fordern, als wäre sie aufs bitterste gedemütigt worden. Sie nannte ihn einen Egoisten, sprach ihm Mut und Ehrgefühl ab, verhöhnte seine Feigheit.

Garragan hörte lange Zeit gleichmütig zu, aber mit einemmal loderte sein Blut auf und stand in Flammen. Die ganze Welt um ihn herum war rot vom Widerschein des Feuers, das Gloria in ihm entzündet hatte.

Dann war er wohl davongestürzt, aber er konnte sich nicht entsinnen, welche Wege er gegangen oder ob er in einem Wagen gefahren war. Sein Bewußtsein war offenbar vollkommen ausgeschaltet gewesen. Jedenfalls stand er nach einer Weile wieder in dem Zimmer des Grafen Werschinin.

Werschinin saß beim Schreibtisch und sah den Eingedrungenen verwundert an.

„Verzeihen Sie, daß ich nochmals störe“, sagte Garragan höflich und ohne Zorn, aber im Gefühl einer unentrinnbaren Notwendigkeit. „Ich habe vergessen, Sie zu töten.“ Dann richtete er den Browning auf Werschinin und gab zwei Schüsse ab.

Werschinin war sofort tot.

Garragan konnte ungehindert die Wohnung verlassen und ging zum nächsten Polizeirevier, um sich zu stellen.

Als der diensttuende Beamte ihn nach seinem Begehren fragte, vermochte Garragan zuerst keine Antwort zu geben. Er war den Weg zum Revier ebenso automatisch gegangen, wie er die Schußwaffe eingesteckt hatte, ohne sagen zu können, wo und wie er es getan hatte.

Aber in der grauen Amtsstube wurde es jählings hell um Garragan. Er sah den Fragenden mit so entsetzten Augen an, daß der Beamte den Eindruck gewann, einen Irrsinnigen vor sich zu haben. (Die Gerichtsverhandlung gab leider keine Gelegenheit, diesen Eindruck des Beamten festzustellen.)

In der grauenvollen Sekunde des Erwachens begriff Garragan, daß ihn, den Beherrschten und Gelassenen, Gloria in einen Mord hineingehetzt hatte.

Der Diener trat in das Zimmer und brachte das Essen.

Garragan schreckte auf, tastete sich in die Gegenwart zurück und sah dem Alten zu, der sorgsam den Tisch deckte.

„Es ist serviert, Herr Baron."

Garragan erhob sich und ging mit müden Schritten auf den Tisch zu. Aber der Anblick der Speisen verursachte ihm Übelkeit.

„Mein guter Eweding, ich kann nicht", sagte er fast bittend. „Sei nicht böse, aber ich kann wirklich nicht."

Der Diener hatte ein bekümmertes Gesicht.

„Vielleicht befiehlt der Herr Baron eine Tasse Tee?"

„Nein, danke, Eweding, ich mag jetzt nichts. Vielleicht später."

Er kehrte zum Schreibtisch zurück.

Der Diener räumte geräuschlos den Tisch ab.

„Befiehlt der Herr Baron noch etwas?"

„Nein, danke, Eweding. Das heißt, gib mir, bitte, einen andern Anzug heraus. Ich habe doch noch Anzüge?"

„Sehr wohl, Herr Baron. Die Anzüge sind im besten Stand."

„Und einen Mantel, Eweding. Ich will nach Potsdam zu meinen Eltern fahren."

Der Diener wurde sehr blaß und begann zu zittern.

„Was ist dir, Eweding?"

Der Alte versuchte zu sprechen, aber die zusammengepreßte Kehle ließ keinen Laut durch. Schwere Tränen stürzten aus seinen Augen.

„Was ist denn los, Eweding?" fragte Garragan mit atemloser Ungeduld. „Mensch, sprich doch!"

Eweding riß sich zusammen.

„Der Herr Baron müssen es ja doch erfahren."

„Was denn?" schrie Garragan und sprang auf.

„Der alte Herr Baron haben das Zeitliche gesegnet."

Garragan stand regungslos. Er hatte ein hohles Gefühl in der Herzgrube.

„Wann, Eweding?"

„Im November vergangenen Jahres, Herr Baron."

Ein kurzes, jähes Zucken überlief Garragans Gesicht.

„Und meine Mutter, Eweding?"

Der Diener holte Atem, dann sagte er, als erstattete er eine dienstliche Meldung: „Die gnädige Frau Baronin sind zwei Stunden nach dem Herrn Baron verschieden."

Garragan setzte sich langsam nieder.

IV

Graf Henikstein kam zu dem Tisch zurück, bei dem Gloria, in großem Abendkleid, und Macpherson saßen, und sagte bittend: „Jetzt dürfen Sie mir aber keinen Korb geben, Frau Gloria."

Das kleine Orchester in dem ovalen, weißen Saal des Partenkirchner Hotels begann die ersten leisen Takte der „Geschichten aus dem Wiener Wald" zu spielen.

„Ich habe einen Wiener Walzer bestellt, Frau Gloria. Zur Erholung nach den Shimmys und Javas. Kommen Sie, Frau Gloria, bitte. Diesen einen Walzer müssen Sie mit mir tanzen."

„Nicht böse sein, Graf Henikstein, aber ich habe wirklich keine Lust zu tanzen."

„Nur diesen einen Walzer, Frau Gloria!"

Er sah sie so flehend und sehnsüchtig an, daß sie schwankend wurde.

„Warum willst du nicht tanzen, Gloria?" fragte Macpherson, um ihr Mut zu machen. Ihre Augen antworteten schwermütig: Darf ich denn tanzen?

Nun war die Introduktion vorüber, und der Walzer begann zu locken.

„Sie sind unausstehlich mit Ihrem Walzer", sagte Gloria und stand langsam auf, als wäre sie eine willenlose Puppe, die von unsichtbarer Macht an einem Draht emporgezogen würde. „Muß ich wirklich tanzen?"

„Ja, Frau Gloria, Sie müssen“, sagte Henikstein erglühend und nahm sie in den Arm.

Und mit einemmal fielen alle Hemmungen ab. Zurück blieb nur ein mitreißender Walzer, der alles auslöschte und vergessen machte. Wenn man die Augen schloß, hörte man einen Sommermorgen im Wiener Wald, einen Morgen, so voll vom Glück des Daseins, so durchrauscht vom Jubel des Lebens, daß das verzagteste Herz aufjauchzen mußte.

Da war ein junger verliebter Tänzer, der so leicht und anmutig tanzte, wie nur junge österreichische Grafen, die verliebt sind, tanzen können. Und seine Liebe war so stark, daß sie ins Leben zurückrief und einer mutlosen Frau Selbstvertrauen gab.

Ich will leben, dachte Gloria, befreit von der Drohung der Zukunft, hingegeben der glücklichen Minute, sorglos zum letzten Male.

Ein kleiner Boy trat in den Saal, kam zum Tisch Macphersons und überreichte ihm ein Telegramm. Als Macpherson es öffnen wollte, entdeckte er, daß die Depesche an Gloria gerichtet war.

Der Walzer wurde leiser, langsamer, entschwebte leichtfüßig im lichten Wald.

Gloria kehrte mit Henikstein zurück.

„Wär' es nicht ewig schad' gewesen, diesen Walzer nicht getanzt zu haben?“ fragte der Page mit heißer Stimme.

Sie lächelte, und ihre Augen leuchteten. Niemals war Gloria Garragan schöner gewesen als in dieser Minute.

„Sie könnten als Tänzer ihr Brot verdienen, Graf Henikstein“, scherzte Macpherson.

„Du hast recht, Leslie. Er tanzt gut. So gut zu tanzen, ist fast nicht mehr vornehm.“

„Ich schäme mich fürchterlich, Frau Gloria“, erwiderte der junge Österreicher geknickt und setzte sich schuldbewußt nieder.

Gloria erblickte die Depesche.

„Ein Telegramm? Für mich?“

„Ja, Gloria.“

Sie starrte, von dunkeln Ahnungen überfallen, das Telegramm an, wagte nicht, es zu öffnen, spürte zitternde Schwäche in den Knien, fühlte sich mit einemmal elend und verlassen.

Das Orchester begann ein neues Stück zu spielen.

Zwei bejahrte Berliner am Nebentisch summten unternehmungslustig den Text mit: „Ausgerechnet — Bananen — Bananen — verlangt sie von mir.“

Was nur ein Bein heben konnte, tanzte jetzt fanatisch.

„Diesem Volk ist nicht zu helfen", erklärte Henikstein mit der schroffen Unbedingtheit seiner Jugend. „Diese Menschen werden niemals die Kultur eines Walzers begreifen."

„Was ist dir, Gloria?" fragte Macpherson leise.

Sie schüttelte den Kopf, griff mit jähem Entschluß nach dem Telegramm, riß es auf und las: „Herr Baron heute zurückgekehrt. Eweding."

Sie wurde ganz starr, ihr Herz hörte zu schlagen auf, das Blut schien stillzustehen. Aber der ovale Saal war in Bewegung, drehte sich wie ein Kreisel, immer schneller, immer rasender, viele Menschen schwangen mit, warfen ihre Vornehmheit ab und jauchzten begeistert: „Ausgerechnet — Bananen — ..."

„Hast du eine unangenehme Nachricht erhalten, Gloria?"

Sie zerpreßte mit krampfigen Fingern das Telegramm zu einem Knäuel und flüsterte mühsam: „Ich bitte um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen."

Beide Herren sprangen auf.

„Ich möchte allein aus dem Saal gehen, Leslie."

Macpherson stand zögernd und unentschlossen.

„Ich möchte allein aus dem Saal gehen", wiederholte Gloria mit so drohender Stimme, daß Macpherson sich ergab.

Gloria stand auf, nickte den Herren zu und entfernte sich mit langsamen Schritten.

Macpherson und Henikstein blickten ihr nach, bis sie den Saal verlassen hatte.

„Was ist denn geschehen, Mr. Macpherson?" fragte der junge Graf ratlos.

„Ich weiß es nicht, Graf Henikstein."

Gloria ging durch einen langen, schweigsamen Korridor, der zu schwanken schien wie ein Promenadendeck bei schwerem Seegang, dann wurde rasch eine Tür geöffnet, durch die ein Zimmermädchen heraustrat. Gloria schrie auf. Das Mädchen entschuldigte sich.

„Wo ist Zimmer 21/22?"

Das Mädchen begleitete die Dame, die nicht wohl zu sein schien.

„Bitte, öffnen Sie und machen Sie Licht."

Erst als alle Lampen brannten, trat Gloria ein.

„Hat die Dame noch irgendwelche Wünsche? Soll ich vielleicht den Hotelarzt holen?"

„Nein, danke. Sie können gehen."

Sie versperrte die Tür hinter dem Mädchen und ließ sich in den Fauteuil fallen, der inmitten des Zimmers stand. Sie saß unbeweglich, hörte Meere rauschen, ferne Glocken, abgerissene Tanzmusik, hielt die Augen geschlossen und sah purpurne Räder, fühlte Schweiß auf der Stirn und hatte nicht die Kraft, ihn mit ihren eiskalten Fingern wegzuwischen.

Die Stunde war stärker als sie. Diese Stunde, auf die sie zehn Jahre lang gewartet, auf die sie sich seit zehn Jahren vorbereitet hatte, traf sie unvermutet und niederschmetternd wie ein Naturereignis. Niemals hatte sie in ihrem heimlichsten Innern an die Möglichkeit gedacht, daß diese Stunde des Auftauchens Garragans wirklich und erlebbar werden könnte. Sie hatte vermocht, sich ein Wunder vorzustellen, auf den Untergang einer Welt zu hoffen, mit ihrem oder Garragans Tod zu rechnen, aber den Gedanken, daß Garragan frei zur Rache war, hatte sie zwar mit Worten behängen, aber niemals wahrhaft erfassen können.

„Garragan ist frei!" flüsterte sie wimmernd und öffnete die Augen. In dem großen Ankleidespiegel, der dem Fauteuil gegenüber an der Wand stand, erblickte sie eine Dame in großem Abendkleid, mit einem so angstzerrissenen Gesicht, daß Gloria von Grauen überströmt wurde. Wie hypnotisiert starrte sie diese Frau an, die nah und fern zugleich, Phantom und wirklich in einem war.

Und plötzlich zerfloß die Frau, löste sich auf, entglitt ins Grenzenlose.

Im Spiegel erblickte Gloria den Gerichtssaal und Garragan vor seinen Richtern.

„Bereuen Sie Ihre Tat?" fragte der Vorsitzende.

„Ja", antwortete Garragan, und Gloria hörte deutlich seine Stimme. „Ja, denn ich habe einen Unschuldigen getötet. Nicht den Grafen Werschinin hätte ich erschießen müssen, sondern —"

Und jetzt wendete sich Garragan um und blickte voll Haß aus dem Spiegel auf Gloria.

„— sondern meine Frau!"

Gloria schrie auf und bedeckte ihr Gesicht, um nichts mehr zu sehen. Mit eisernen Fingern preßte ungeheuerste Angst ihr Herz zusammen. Ich will sterben, dachte sie und gab sich auf, ich will gerne sterben. Aber der Tod kam nicht in diesem Augenblick, in dem er seinen Stachel verloren hatte, er lockerte den Griff, der das Herz zerdrückte, und hob die Lider und zwang Gloria, wieder in den Spiegel zu sehen.

Noch immer stand Garragan vor den Richtern, und jetzt sagte er: „Sperren Sie mich für mein ganzes Leben ein, denn wenn ich das Gefängnis verlasse, muß ich Gloria Garragan töten."

Mit letzter Kraft erhob sich Gloria aus dem Fauteuil und flüchtete vor dem Spiegelbild zum Fenster. Vor ihren Augen lag das verschneite Tal und besänftigte ihr zitterndes Herz. Aus Häusern und Hütten kam tröstliches Licht. Viele Sterne flimmerten am hohen Winterhimmel. Wie eine silberne Mauer stand das Wettersteingebirge dem Fenster gegenüber. Aber als Gloria ihren Blick zum Gipfel hob, sah sie auf der Dreitorspitze einen Mann stehen, riesengroß und dunkel gegen den lichten Himmel, einen Mann mit drohender Gebärde, und dieser Mann war Garragan.

„Hier bin ich", flüsterte Gloria in verdunkeltem Bewußtsein und breitete die Arme aus.

Ein Klopfen an der Tür riß sie zurück und goß neues Entsetzen in ihr Blut. Der Mann auf der Dreitorspitze war verschwunden. Stand Garragan vor der Tür und klopfte?

Gloria hielt den Atem zurück und starrte die drohende Tür an.

Zum zweitenmal wurde geklopft. Eine Stimme voll Sorge fragte: „Gloria?"

Sie erkannte die Stimme Macphersons, lief zur Tür, öffnete und schlang in hilfloser Angst, von einem Tränenkrampf geschüttelt, ihre Arme um den Hals des Freundes.

Macpherson trug die unzurechnungsfähige Frau zum Diwan und bemühte sich, die Verstörte zu beruhigen.

Nach einer Weile hörte Gloria zu schluchzen auf, hob den Kopf und sagte mit einer gleichsam frierenden Stimme: „Wir müssen fliehen, Leslie."

„Warum denn, Gloria?" fragte Macpherson vorsichtig.

„Wir müssen fliehen, Leslie. Noch in dieser Nacht, sofort, ich bitte dich."

Ihr Gesicht wurde von nervösen Zuckungen zerrissen.

„Natürlich. Selbstverständlich. Aber vielleicht kannst du mir sagen, warum wir das tun sollen."

Sie blickte suchend umher und entdeckte das zerknüllte Telegramm, das neben dem Fauteuil auf dem Boden lag.

„Lies!"

Er hob das Telegramm auf und las es. Kein Muskel in seinem Gesicht, an dem Glorias Blicke hingen, bewegte sich.

„Diese Nachricht ist nicht sehr überraschend, finde ich. Wir wußten ja schon lange, daß Garragan in diesem Frühling das Gefängnis verlassen werde."

„Ich will fort!" schrie Gloria und richtete sich auf.

„Wie du befiehlst, Gloria, aber ich möchte nur sagen, daß es ein wenig sinnlos ist, jetzt, um elf Uhr nachts, wegzufahren. Ich schlage dir vor, morgen zu reisen."

Gloria überlegte. Wirre Gedanken taumelten durch ihr Gehirn. Endlich fragte sie schüchtern: „Und wenn Garragan kommt?"

Macpherson zwang ein Lächeln auf seinen Mund.

„Das wäre nur möglich, Gloria, wenn Ewebing seinen Herrn vor dem Gefängnis mit einem Flugzeug erwartet und ihm empfohlen hätte, sogleich nach Partenkirchen zu fliegen. Aber ich denke, daß Ewebing dir ergeben ist."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht mir, Leslie. Ewebing liebt nur seinen Herrn."

„Um so sicherer bist du seiner. Ewebing wird seinen Herrn gewiß nicht zu Unüberlegtheiten verführen, die Garragan wieder ins Zuchthaus bringen. Der beste Beweis für Ewebings Ergebenheit ist sein warnendes Telegramm. Findest du nicht?"

Gloria blickte vorsichtig in den Spiegel, der ein gut eingerichtetes Hotelzimmer zeigte, in dem eine Dame und ein Herr sich aufhielten.

„Du hast recht, Leslie", sagte sie zögernd. „Aber morgen wollen wir reisen. Du versprichst es mir?"

„Ich verspreche es dir."

Sie nahm seine Hand und flüsterte demütig: „Du mußt Nachsicht mit mir haben, Leslie. Ich fürchte mich so entsetzlich."

V

Am späten Abend verließ Garragan sein Haus.

Er ertrug die bohrende Stille seines Zimmers nicht länger, aus dessen Ecken Erinnerungen gleich Schlangen hervorglitten und in sein Herz bissen. Die Einsamkeit erwürgte ihn. Er mußte Menschen sehen, Stimmen hören, einen Himmel über sich haben, die Welt fühlen.

Wie ein Mann, der von einem fremden Stern kam, wanderte Garragan durch die Straßen, durch dunkle und lichtüberflutete, durch schweigsam geduckte und in Lärm sich aufbäumende.

Sein Gehirn war wundgenagt von fressenden Gedanken, aber seine Augen, tausendfach geschärft, blickten Menschen und Dingen ins letzte Innere. Wie in einem Höllenwirbel sah er die Menschen vorbeitraben, und sie hatten keine menschlichen Gesichter, sie trugen die Köpfe von Hunden, Schweinen, Hähnen, Lämmern, Wölfen und Ziegen. Aber dann kam ein alter Droschkengaul vorüber, der hatte ein menschliches Antlitz und glich einem müden Arbeiter, der nach Haus kroch. Garragan blieb stehen und sah dem Pferd, das Menschenaugen hatte, nach, bis etwas Rattengesichtiges neben ihm auftauchte und flüsternd nach Devisen fragte.

Garragan verstand nicht, was der Rattenmensch von ihm verlangte, und ging weiter, getrieben vom Sporn seines Leids, das ihm mit knirschenden Messern den Schädel zersägte. Als müßte es ihm gelingen, den Schleier zu zerreißen, den ohnmächtige Verzweiflung über ihn geworfen hatte, zwang er seine Augen, sich an allem anzuklammern, was die breite Straße an ihm vorbeiführte. Er sah Autobusse, die mit Dieben behängt waren, Kaffeehäuser und Likörstuben, von Dirnen besetzt, drohende Bettler, wehrlos Hungernde, ängstliche Bürger, schleichende Schlepper, schamlose Anbieter, Mörder vor der Tat, Minderjährige, die morgen im Spittel liegen werden, geschminkte Knaben, die mit dürren Hüften lockten.

Da erkannte Garragan, daß von den Menschen der westlichen Mitternacht nichts zu erhoffen war, und flüchtete mit seinem Schicksal in das Dunkel des Tiergartens. Aber Nacht und Einsamkeit und rotschwelender Großstadthimmel rissen alle Wunden auf und zerrten den Verzweifelten bis an die Schwelle des Wahnsinns.

Er lehnte an Bäumen. Er saß auf einer Bank. Er schrie. Er lief. Er lachte. Er sprach mit Gott.

Warum, o Gott, hast Du mich zum Mörder gemacht? Warum, o Gott, hast Du zugelassen, daß ein Weib mir zehn Jahre meines Lebens gestohlen hat? Warum, o Gott, hast Du meine arme Seele verwirrt? Warum, o Gott, hast Du mir Vater und Mutter genommen, bevor ich sie noch einmal, nur ein einziges Mal, wiedergesehen habe? Ist dies alles Dein Wille, in den ich mich zu ergeben habe? Sprich, o Gott! Gib Antwort!

Gott gab keine Antwort.

Und Garragans Herz schwoll auf in bitterem Rachedurst, der durch nichts in der Welt gelöscht werden konnte als durch Glorias Tod.

„Gloria muß sterben", stöhnte er mit heiser gewordener Stimme und preßte die hämmernde Stirn an einen nebelnassen Baum.

„Gloria muß sterben", zischelte der Nachtwind, der durch die nackten Zweige sauste.

VI

In der Bar des Hotels war nur mehr eine einzige kleine Gesellschaft, deren lärmende Fröhlichkeit den Grafen Henikstein sehr erbitterte.

Er saß allein in einer Ecke und trank Cocktails und Coblers durcheinander, ohne die geringste Wirkung zu spüren: er blieb äußerst nüchtern und hing kalten Gedanken nach. Wenn Graf Clemens Henikstein mit sich allein war, fühlte er sich älter als er in Wirklichkeit war. Nur in Gesellschaft von Frauen strahlten seine dreiundzwanzig Jahre in vollem Glanz. Gloria gegenüber war er allerdings erst ein Siebzehnjähriger.

Man sollte eigentlich fliehen, dachte Henikstein und legte seine noch knabenhafte Stirn in ernste Männerfalten. Man sollte jeder Liebe entfliehen, die möglicherweise unerfüllt blieb, denn eine Liebe, die nicht das Letzte schenkte, fand kein natürliches Ende, war ewige Bedrohung, ließ unstillbare Reue im Blut zurück. Aber woher diese Unsicherheit und dieser Kleinmut? fragte sich Henikstein. Gab es eine Frau, die nicht zu erobern war? Gloria vielleicht? Was diesem alten, kalten Fisch Macpherson geglückt war, müßte doch auch für Clemens Henikstein erreichbar sein. Dennoch gab der Vergleich mit dem Amerikaner keine Beruhigung und vertrieb die Zweifel nicht, die das Selbstbewußtsein des Jünglings untergruben. Je länger er überlegte, desto vernunftgemäßer erschien es ihm, zu fliehen.

Aber konnte man vor Gloria Garragan davonlaufen? Und selbst wenn man sich diese Flucht erpreßte, was waren einem alle Weiber der Welt, wenn man Gloria nicht besessen hatte?

Ich bin verloren, wenn ich Gloria nicht erobern kann, dachte er in der tragischen Verzweiflung eines Siebzehnjährigen und hielt Gloria in seinen Armen, wie vor zwei Stunden beim Tanz, und berauschte sich an dem Duft ihres Körpers, an der Bläue ihrer Augen, an dem Glanz der schwarzen Haare, an den schlanken Hüften der Kinderlosen, bis sein Blut in jähen Stößen durch die Schläfen jagte und den Blick verdunkelte.

Da erschien Macpherson, und Graf Henikstein haßte in dieser Minute den Mann, der von Gloria kam, mit glühender Inbrunst. Aber sein Haß schmolz dahin, als er das glücklos-müde Gesicht des Amerikaners sah.

Macpherson nickte ihm zu, setzte sich nieder, bestellte Whisky und zündete mit schweigender Umständlichkeit eine Zigarre an.

Henikstein, so sehr auch sein Herz brannte, zögerte zu fragen, welche Nachricht Gloria verstört hatte.

Endlich, nach qualvollen Minuten, sagte Macpherson mit zusammengekniffenen Lippen: „Garragan ist aus dem Zuchthaus entlassen worden. Sein Diener hat Frau Gloria von der Heimkehr verständigt."

Henikstein, der Garragans Geschichte kannte, erschrak.

„Das ist schlimm, nicht wahr, Mr. Macpherson?"

„Das erste Entsetzen hat Frau Gloria überwunden." Er berichtete, in welchem Zustand angstvoller Verzweiflung er Gloria angetroffen hatte. „Ich habe ihr eine kleine Dosis Veronal gegeben, und sie schläft jetzt."

„Mit Veronal allein kann man doch solche Angstpsychosen nicht heilen, Mr. Macpherson", rief Henikstein tief beunruhigt.

„Gewiß nicht, aber gegen den ersten Angriff leistet Veronal gute Dienste."

Nach einer Pause des Schweigens fragte Henikstein: „Wie denken Sie über Garragan, Mr. Macpherson? Halten Sie ihn für fähig, sich an Frau Gloria zu rächen?"

„Ich kenne ihn nicht und weiß zu wenig von ihm, aber da er schottisches Blut in seinen Adern hat, ist manches möglich. Die Schotten waren immer ein bißchen verrückt."

„Glauben Sie, Mr. Macpherson, daß Frau Gloria in Gefahr ist?"

„Es wäre verbrecherisch dumm, eine solche Möglichkeit zu leugnen. Ich bin objektiv genug, um zu begreifen, daß ein Mann, der wie Garragan gelitten hat, jeder Tat fähig ist."

Gereizt durch die magere Ruhe des Amerikaners, flammte Henikstein auf, ritterlicher Page, bereit, für die Dame seines Herzens zu sterben, und rief: „Dann werde ich Garragan töten."

Macpherson lächelte ein wenig, während seine Augen kalt und berechnend blickten. „Man tötet nicht mehr, Graf Henikstein. Im Privatverkehr, meine ich. Töten muß konzessioniert und von den Behörden genehmigt sein, sonst hat der einzelne Unternehmer damit zu viele Scherereien."

„Ich verstehe nicht, Mr. Macpherson, daß Sie die Laune haben, jetzt zu scherzen“, sagte Henikstein unwillig.

„Ich scherze nicht, Graf Henikstein, ich konstatiere bloß. Es gibt einfachere Mittel, einen Mann unschädlich zu machen: Das Geld und die Frau.“

„Wie wollen Sie mit Geld oder mit Weibern an Garragan herankommen, Mr. Macpherson?“

„Es werden sich Wege finden lassen. Vergessen Sie nicht, Graf Henikstein, daß Garragan heute arm in der Welt steht und daß er zehn Jahre im Zuchthaus gewesen ist, ohne eine Frau gesehen zu haben.“

Dieser Gedankengang überzeugte den jungen Grafen sofort. Ein Mann, der unfaßbar lange Jahre nach einer Frau gehungert hatte, war hilflos und mußte dem ersten hübschen Weibsgesicht erliegen.

„Sie haben recht, Mr. Macpherson. An das Geld glaube ich zwar nicht, aber an die Frauen. Wenn man dem ausgehungerten armen Teufel ein nettes Mädel an den Hals hetzt, ist er verloren und vergißt seine Rache.“

„So meine ich, Graf Henikstein.“

Ein neuer Gedanke überfiel den Grafen.

„Wenn es Frau Gloria und Ihnen recht ist, will ich selber nach Berlin fahren, einmal um Garragan in den ersten Tagen zu überwachen, zweitens um eine Delila zu finden, die diesem rachebrütenden Simson ein wenig die Haare schneidet.“

„Es gibt keinen größeren Dienst, den Sie Frau Gloria leisten können, Graf Henikstein“, sagte Macpherson sehr ernst und reichte ihm die Hand.

O du armer Narr, frohlockte Henikstein und konnte seinen Jubel kaum zurückdrängen: Wer Gloria vor Garragan rettet, erringt den höchsten Preis.

VII

Der Morgen graute, als Garragan aus dem Reich umnachteter Verzweiflung zur Erde zurückfand und heimkehrte.

Er öffnete leise die Wohnungstür und entdeckte im trüben Dämmerlicht den alten Emeding, der, in einen Mantel gehüllt, auf der Bank in der Diele saß und eingeschlafen war. Ein wehes Gefühl von Rührung sank über Garragan, als er den Alten erblickte, der auf seinen Herrn wartete.

Es gab noch Treue und Anhänglichkeit und selbstlose Hingebung unter den Menschen, dachte er, im Tiefsten aufgewühlt, und setzte sich still neben den Diener auf die Bank. Man darf nicht verzweifeln, erkannte Garragan in dieser morgendlichen Dämmerstunde, man darf niemals verzweifeln, weder an den Menschen noch an sich selber. Aber Gerechtigkeit und Ausgleich müssen sein, fügte er hinzu und seufzte so schwer auf, daß Ewding erwachte, in freudiger Bestürzung seinen Herrn neben sich erkannte und verlegen aufsprang.

„Verzeihung, Herr Baron, ich bin wohl ein wenig eingenickt."

„Was machst du für Sachen, Ewding!" sagte Garragan vorwurfsvoll. „Warum liegst du nicht im Bett und schläfst?"

„Ich wollte den Herrn Baron erwarten."

Garragan fühlte ein heißes Brennen in der Brust. Seine Nerven waren so schwach und hilflos, daß er wie ein kleiner Junge hätte heulen mögen.

„Ach du!" flüsterte er mit zuckenden Lippen.

„Ich hatte solche Angst um den Herrn Baron."

„Na, laß gut sein, Ewding. Das Schlimmste habe ich überstanden. Nun geht's aufwärts."

Die Augen des Alten leuchteten vor Glück.

„Wollen der Herr Baron vielleicht eine Kleinigkeit essen? Ich habe einige Brötchen vorbereitet. Soll ich Tee machen?"

„Nein, mein Alter, ich danke dir. Jetzt will ich schlafen, lange, lange schlafen."

Er erhob sich schwerfällig und betrachtete Mantel, Hut und Schuhe, die mit Schmutz bedeckt waren.

„Sehe ich nicht wie ein Ferkel aus, Ewding?"

„Es ist nicht so schlimm, Herr Baron."

„Ich bin durch einen schrecklichen Wald marschiert, mußt du wissen, viele Stunden lang."

Sein Gesicht war grau in der Morgendämmerung.

„Jetzt bin ich müde. Ach, bin ich müde, Ewding! Und ich habe noch einen weiten Weg zu gehen."

Der Diener erschrak. Fieberte sein Herr?

„Herr Baron?"

Garragan riß sich zusammen und nickte freundlich dem Alten zu.

„Gute Nacht, Ewbeding. Und hab' Dank für dein Warten. Ich werde nie vergessen, daß ein Mensch in dieser Nacht auf mich gewartet hat."

Ewbeding blickte voll Sorge seinem Herrn nach, der ganz langsam, als fürchtete er zu fallen, seinem Zimmer zuschritt.

Eine kleine Weile später lag Garragan im Bett. Er hatte noch die Kraft, sich zu verwundern über die weiße, feine Wäsche, über die Sprungfedermatratze und über die seidene Steppdecke. Wie seltsam sind die Menschen, und was für komische Dinge sie erfinden, dachte er und wurde vom Schlaf davongetragen.

Als er erwachte, hatte er das Gefühl, viele Monate geschlafen zu haben, aber es waren nur wenige Stunden gewesen. Die Uhr schlug zehn. Garragan richtete sich auf und blickte um sich. Kaum eine Sekunde lang währte sein Erstaunen, sich nicht mehr in der Gefängniszelle zu befinden, dann sprang er mit einem Satz in die Gegenwart und griff mit harten Händen nach dem Heute.

Nachdem er gebadet, mit ungeheurem Hunger gefrühstückt und sich sorgfältig angekleidet hatte, erschien er so sehr verändert, daß Ewbeding das Wunder dieser Wandlung nicht zu begreifen imstande war.

Dann machte Garragan, der Heimgekehrte, Bilanz. Bevor man ein neues Leben begann, mußte man wissen, mit welchen Mitteln aufgebaut werden konnte.

Er öffnete den Tresor und fand den Depotschein der Bank, bei der er sein Vermögen hinterlegt hatte. Der Schein bestätigte, daß Baron Joseph Garragan über eine Million und hunderttausend Mark verfügte. Garragan starrte den Fetzen Papier an und lächelte in wehrlosem Hohn. Der Staat hatte sich nicht damit begnügt, ihn für zehn Jahre einzusperren, o nein, er hatte die vortreffliche Gelegenheit benützt, ihm sein Geld zu stehlen.

Garragan lächelte nicht mehr.

Man hat mich bestohlen, sagte er sich und sah tausend diebische Hände, die nach ihm griffen. Ich bin ein Bettler, dachte er und sah die grauen Schleier der Armut durch das Zimmer wehen. Mit meinem ganzen Vermögen kann ich mir heute ein einziges Zündholz kaufen.

„Diebe!" schrie er, von rasendem Zorn überwältigt. „Diebe! Diebe!"

Ewbeding stürzte entsetzt aus dem Schlafzimmer herein.

„Man hat mich bestohlen, Eweding!“ rief Garragan außer sich.

„Wie sollte das möglich gewesen sein, Herr Baron?“

Garragan wies auf den Depotschein.

„Ich bin ein Bettler, Eweding. Ich bin ärmer als der Ärmste.“

Jetzt begriff der Diener.

„Das sollten der Herr Baron nicht sagen“, meinte Eweding schüchtern. „Herr Baron besitzen die schöne Wohnungseinrichtung und Kleider und Wäsche und Geschirr. Außerdem noch das väterliche Landhaus in Potsdam. Ich bitte um Verzeihung, Herr Baron, aber die meisten Deutschen besitzen heute viel weniger als der Herr Baron.“

Garragan wurde still. Er schämte sich beinahe vor dem alten Mann. Was lag an Geld?

„Du hast natürlich recht, Eweding, aber du darfst nicht vergessen, daß ich zehn Jahre im Gefängnis gewesen bin. Ich weiß nur von ungefähr, wie weit wir es gebracht haben. Ich muß mich erst zurechtfinden.“

Eweding wurde sehr verlegen und schlich aus dem Zimmer.

Dennoch hat man mich bestohlen, dachte Garragan voll Trotz. Er legte den wertlosen Depotschein zurück und entdeckte in einem Schächtelchen acht Zwanzigmarkgoldstücke. Wie reich ich bin, höhnte er, Eweding würde sagen, daß die andern Deutschen nur vier Goldstücke besäßen, welch kläglicher Wettlauf der Armut!

Dann lag noch ein Scheckbuch des Schweizerischen Bankvereins im Tresor. Garragan erinnerte sich, daß er dieses Konto während seiner Hochzeitsreise sich eröffnen ließ, um nicht stets mit dem ganzen Reisegeld in der Tasche herumlaufen zu müssen.

Während er das Scheckbuch in der Hand hielt, sah er den Züricher See, überwölbt von einem unwahrscheinlich blauen Himmel, atmete er die Luft eines unvergeßbaren Frühlings, spürte er die Begleiterin an seiner Seite, eine mädchenhafte Frau mit Augen, die blauer waren als der Schweizerhimmel.

Keine Erinnerung rettet dich, Gloria, dachte er, zurückkehrend aus jenen fernen Tagen, und warf zornig das Scheckbuch in den Tresor zurück. Man mußte der Schweizer Bank schreiben und sie um die Einsendung des Restguthabens bitten. Es konnten nur ein paar Franken sein, aber heute zählte jeder Pfennig.

Garragan rechnete sein Vermögen zusammen: Acht Goldstücke zu zwanzig Mark, vierzehn Dollar, die Ewding erspart hatte, und einige Schweizerfranken. Man muß zufrieden sein, was, alter Ewding?

Nein, es lag nichts an Geld, aber ein armer Teufel war ohnmächtig, wehrlos, stärker gefesselt als im Kerker, Gegenstand der Verachtung oder des noch schlimmeren Mitleids. Wenn er heute erfuhr, daß Gloria in Taormina saß, konnte er nicht einmal das Reisegeld aufbringen, um nach Sizilien zu fahren und die Gehaßte ins Meer zu stürzen.

Garragan erkannte, sehr nüchtern geworden, daß er vorerst Geld erwerben mußte, bevor er sich seiner Rache hingeben konnte. Die einzige Hoffnung lag in der Mappe mit Entwürfen und Konstruktionen, die er dank den Vergünstigungen der Beamten im Gefängnis zeichnen durfte. Vielleicht ließ sich die eine oder die andere Idee verwerten, überlegte er und sah nachdenklich auf die Blätter, freudlose Frucht dunkler Kerkerjahre.

Komme ich nicht zu spät? fragte er sich, von schwermütigen Zweifeln ergriffen. Die Technik ist in diesen zehn Jahren weitergegangen und hat nicht auf mich gewartet. Wer nicht mitlaufen kann, wird überrannt. Wer als Erster das Ziel erreicht, ist Sieger. Ewige Gesetze, die sich nicht umstoßen ließen.

Professor Truckenbrod, der Freund und Weggenosse, konnte Auskunft geben, dachte Garragan, sich aufraffend, und versperrte die Mappe, die jetzt sein einziges Vermögen war, im Tresor.

VIII

Als Gloria das Zimmer betrat, in dem Macpherson und Graf Henikstein sie erwarteten, war ihr Gesicht blasser als gewöhnlich, aber sie hatte scheinbar ihre Nerven in der Gewalt und verriet in nichts die Todesqualen der vergangenen Nacht.

Sie reichte Henikstein die Hand und sagte mit einem schwachen Versuch zu lächeln: „Sie sehen, lieber Graf Henikstein, daß das Glück immer noch ein wenig kürzer währt, als selbst die Pessimisten annehmen. Gestern sind wir noch sehr fröhlich auf dem Eis gelaufen und haben sogar Walzer getanzt, heute bin ich eine zum Tode Verurteilte, und wir müssen Kriegsrat abhalten, wie man die Vollstreckung des Urteils hinausschieben könnte."

„Frau Gloria, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber jetzt übertreiben Sie ein bisserl.“

Sie sah ihn an, und der junge Mensch erzitterte unter dem Blick dieser melancholischen Augen.

„Ich habe immer und alles ein wenig übertrieben, Graf Henikstein. Das ist mein Schicksal.“

Sie setzte sich nieder, legte ihre Hände in den Schoß und wendete sich an Macpherson: „Also was haben die Herren zu tun beschlossen, um mich vor dem Tod zu retten?“

Macpherson erwiderte, so ruhig er konnte: „Wenn du die Sache so auffaßt, liebe Gloria, machst du es uns beinahe unmöglich, ernsthaft zu sprechen.“

Sie fühlte Tränen aufsteigen und hob wie begütigend eine Hand.

Ein Schweigen entstand, das wie eine Giftwolke den Atem nahm.

Dann sagte Gloria mit schwankender Stimme: „Du mußt Geduld mit mir haben, Leslie.“

Macpherson nahm ihre Hand und küßte sie.

„Ich will alles tun, um dir Kummer zu ersparen, Gloria. Du weißt es.“

„Ich weiß es, Leslie. Du bist sehr gut. Ich danke dir.“ Ihre Stimme wurde fester und sicherer. „Du kannst jetzt ruhig sprechen, Leslie. Ich werde sehr vernünftig sein.“

Macpherson sah sie prüfend an, dann begann er in einem Ton trockener Sachlichkeit, den er für den geeignetsten hielt: „Deine Nerven sind irritiert, weil Garragan das Gefängnis verlassen hat. Das begreife ich sehr gut. Ich will mich nicht bemühen, dich davon zu überzeugen, daß deine Angst grundlos ist. Ich werde nicht versuchen, dir zu beweisen, daß ein Mensch unmöglich zehn Jahre lang Haß- oder Rachegedanken konservieren kann und bereit ist, sogleich, wenn er die Freiheit wiedergewonnen hat, ein neues Verbrechen zu begehen, das ihn ins Zuchthaus zurückführt. Wenn das möglich wäre, müßte man alle Gefängnisse der Welt in die Luft sprengen, denn dann sind sie vollkommen zwecklos. Ich könnte dir sagen, daß ich an Racheandrohungen, die zehn Jahre später fällig werden sollen, nicht glaube. Das ist Literatur, schlechte Literatur. Ich bin aber gern bereit, anzunehmen, daß Garragan ein nie dagewesener und nie wiederkehrender Sonderfall ist, der alle Erfahrungen praktischer Vernunft widerlegt und zunichte macht. Es ist ja

denkbar, daß Garragan nicht ins Zuchthaus, sondern in eine Irrenanstalt gehört."

Gloria blickte von Macpherson zu Henikstein und machte eine Gebärde der Ungeduld. „Ich bin mit meiner langen Rede sogleich zu Ende, liebe Gloria. Falls Garragan der unwahrscheinliche Einzelfall ist, muß man ihn entwaffnen."

Der gute Macpherson redet sich um seinen Hals, dachte Graf Henikstein mit Genugtuung und beobachtete Glorias Gesicht, das funkelnd vor Lust, zu widersprechen, ihrem Freund zugewendet war.

Macpherson erklärte dann seine Theorie, wie man einem Mann mit Geld und Frauen die Waffe aus der Hand schlagen könne, und schloß den Vortrag.

„Was du sagst, lieber Leslie, ist von penetranter Klugheit und durchaus einleuchtend, aber — es trifft auf alle Menschen zu, nur nicht auf Garragan. Du kennst Garragan nicht. Er wird alles tun, was du als erfolgreicher amerikanischer Menschenkenner für vollkommen unwahrscheinlich und unmöglich hältst."

Macpherson erwiderte, ohne seine Gereiztheit ganz verbergen zu können: „Ich habe mich redlich bemüht, Garragan als einzigartiges Phänomen aufzufassen, das mit keiner andern Menschentype verglichen werden kann."

„Warum bist du gegen einen Unglücklichen ironisch, Leslie?"

„Ich bin es nicht, Gloria. Man ist ironisch nur gegen jemanden, den man fürchtet oder haßt. Ich habe Verständnis, ja Sympathie für Garragan."

„Darum willst du ihn mit Weibern und mit Geld ausstatten." Ihre Stimme klang scharf und kampflustig. „Ich sage nein, mein lieber Leslie. Es ist unfair, die Notlage eines Mannes auszunützen und ihm eine Kokotte an den Hals zu hetzen."

„Es kann auch eine Prinzessin sein, liebe Gloria."

Graf Henikstein entdeckte Haß in dem Blick, mit dem Gloria ihren Freund ansah. Frau Gloria ist eifersüchtig, witterte er mit dem Instinkt des Verliebten und erriet in dieser vorübersausenden Sekunde, daß nicht Macpherson, sondern Garragan das Hindernis war, das ihn von Gloria trennte.

„Auch keine Prinzessin, Leslie. Was du vorhast, ist deiner und meiner unwürdig. Und wenn du deinen Plan nicht aufgibst, fahre ich heute noch nach Berlin und stelle mich Garragan."

„Die Idee existiert nicht mehr, Gloria. Es war ein Vorschlag, den ich für diskutabel hielt. Ich bitte um Verzeihung."

„Ich danke dir", sagte Gloria, wie von einer Sorge befreit, und hatte einen freundlichen Blick für Macpherson.

„Darf ich fragen, wie du dich zu dem Geldproblem stellst?"

„Auch in diesem Punkt bin ich nicht deiner Ansicht, lieber Leslie, wenn du mir erlaubst, darüber meine Meinung zu äußern. Garragan ist heute ein Bettler, aber seine Armut, ich schäme mich, es zu sagen, ist augenblicklich das einzige, was mich vor seiner Verfolgung schützt. Warum willst du ihm mit Geld eine Waffe in die Hand drücken?"

„Ich denke mit Geld das Gegenteil zu erreichen, Gloria. Ein reicher Mann ist niemals ganz verzweifelt. Ein reicher Mann riskiert nichts. Ein reicher Mann weiß, was Freiheit wert ist. Nur Desperados machen Revolutionen und verlangen gleiches Recht für alle."

Gloria wurde schwankend. Was Macpherson sagte, hatte einen Schein von Berechtigung, und die Möglichkeit, Garragan zu helfen, war sehr verlockend. Sie fragte den jungen Grafen:

„Wie denken Sie darüber, Graf Henikstein?"

Der Page antwortete diplomatisch: „Es ist fast unmöglich, eine Meinung zu haben, wenn man den Baron Garragan nicht kennt."

„Sie sind sehr vorsichtig, Graf Henikstein", sagte Gloria und sah ihn ein wenig spöttisch an. „Wie willst du übrigens Garragan mit Geld versehen, Leslie? Wie stellst du dir das vor? Ich möchte dich nicht ärgern, Leslie, aber du darfst mir glauben, daß Garragan eher verhungert, bevor er sich von dir oder von irgendeinem andern Menschen auch nur einen Cent schenken läßt."

„Es wird sich eine Form finden lassen, die Garragan nicht verletzen kann, weil er nicht wissen wird, woher das Geld stammt."

„Ich wäre sehr begierig, zu erfahren, wie du dieses Kunststück fertigbringen willst."

„Ist dir vielleicht bekannt, ob Garragan ein Bankkonto gehabt hat?"

„Ja, bei einer Bank in Berlin, aber welche Bank es war, ist mir nicht bekannt." Sie dachte nach. „Außerdem hatte er ein Konto in Zürich, beim Schweizerischen Bankverein, das weiß ich zufällig genau."

„Das trifft sich ausgezeichnet. Ich werde auf Garragans Konto in Zürich Geld einzahlen und veranlassen, daß Garragan niemals erfahren wird, von welcher Seite das Geld kommt."

Gloria fühlte sich mit einemmal beschimpft und verletzt. Wer durfte es wagen, Garragan Geld hinzuwerfen, wie einem hungrigen Hund ein paar Knochen? Scham und Zorn trieben ihr das Blut in die Wangen.

„Du kannst es versuchen. Ich halte dich nicht zurück. Aber daß Garragan einen Franken dieses Geldes annimmt, ist das Unmöglichste, was auf der Welt geschehen könnte."

Sie stand auf und fragte sehr förmlich: „Ich darf mich jetzt wohl zurückziehen?"

Nun war Graf Henikfsteins Minute gekommen.

„Ich hätte Ihnen gern meinen Plan vorgelegt, Frau Gloria."

„Noch einen Plan?" höhnte sie.

„Ich möchte, vorausgesetzt, daß es Ihnen recht ist, Frau Gloria, nach Berlin fahren, um Baron Garragan wenigstens in den ersten Tagen zu überwachen."

Glorias Augen leuchteten dem Pagen entgegen.

„Sie sind mein Freund, Graf Henikstein. Sie können nichts Besseres für mich tun. Ich werde es Ihnen nie vergessen, wenn Sie wirklich nach Berlin fahren wollen."

„Ich fahre sehr gern, Frau Gloria, wenn ich Ihnen damit auch nur den kleinsten Dienst erweisen kann."

„Wie gut von Ihnen, Graf Henikstein! Ich werde ruhiger atmen, wenn ich Sie in Berlin weiß. Sie werden mir täglich schreiben oder telegraphieren? Unsere Adresse werden Sie immer durch Macpherson haben, nicht wahr, Leslie? Sie retten mir das Leben, Graf Henikstein."

Ihre Freude wurde überschwenglich. Voll Dankbarkeit hätte sie die Knabenstirn ihres Ritters geküßt.

„Vielleicht kann ich Ihnen einmal danken, Graf Henikstein. Und wenn ich Ihnen nicht danken kann, so dürfen Sie das Bewußtsein haben, gegen eine arme Frau sehr gut gewesen zu sein."

Sie ging zu Macpherson, der wie erfroren dastand, zog seinen Arm unter ihren und rief entzückt: „Ist es nicht fein, daß er nach Berlin fährt?"

Macpherson taute auf und nickte zufrieden.

„Ich werde Ihnen einige Zeilen für Ewding mitgeben, Graf Henikstein. Das ist Garragans Diener, der mir sehr ergeben ist, weil er Garragan liebt."

Sie überlegte.

„Ich will Ihnen auch einen Brief an den Obersten von Queiß in Potsdam mitgeben. Der Oberst ist Garragans väterlicher Freund und wird alles für mich tun, um Garragan vor neuem Unheil zu bewahren, denn er liebt ihn. Alle lieben Garragan. Ist es nicht seltsam, daß ich Hilfe nur von Leuten erwarten kann, die Garragan lieben?"

„Das ist nur logisch, liebe Gloria", sagte Macpherson.

„Natürlich, Leslie. Ich vergesse immer die Logik. Du hast es schwer mit mir. Aber jetzt will ich sogleich die beiden Briefe schreiben. Auf Wiedersehen, Graf Henikstein!"

Sie winkte ihm kameradschaftlich zu und ging eilig aus dem Zimmer.

Graf Henikstein sah ihr nach, mit einem törichten Lächeln auf den Lippen. Er war zufrieden mit sich: seine Rolle war die dankbarste gewesen.

Macpherson marschierte langsam und ein wenig schwerfällig durch das Zimmer. Ein alter Mann nach einer verlorenen Schlacht, dachte Henikstein und fühlte das Glück, jung zu sein.

Dann blieb Macpherson vor Henikstein stehen und sagte: „Ich habe mir erlaubt, einige Blankoschecks auszustellen, die Sie nach Gutdünken ausfüllen können, Graf Henikstein. Hier sind sie."

„Was soll ich damit, Mr. Macpherson?" fragte Henikstein verwundert.

„Sie dürften Geld für die Damen brauchen, die Garragan seine Frau vergessen lassen werden. Daß ich diese Kosten bezahle, ist wohl selbstverständlich. Das werden Sie gewiß einsehen, Graf Henikstein."

IX

Als Garragan vom Bahnhof kam, blieb er auf der Brücke stehen und starrte, von vielen Erinnerungen überfallen, in die Havel.

Verdämmernde Knabenjahre tauchten auf, Frühlingstage des Jünglings erglänzten, erste Liebe glitt im leichten Boot durch unvergeßbare Sommernächte. Der Fluß rauschte wie ehemals, an wohlvertrauten Ufern hing der Blick, nichts hatte sich verändert, aber ein Leben war vertan.

Garragan riß sich los und ging weiter, bedrückt vom grauen, regenschweren Himmel, der sich über Potsdam wölbte. Da war die Stadt mit altbekannten Kirchen, Häusern und Läden, aber Stille und Versunkenheit lagen über den Straßen. Wo waren die Soldaten geblieben? Und die fröhlichen Hornsignale und Trommelwirbel und die wehenden Federbüsche? Alle Schilderhäuschen standen leer. Kein Hofwagen jagte über das Pflaster. Mitten am Tag schlief die Stadt.

Dann erblickte Garragan zwei alte Damen, die Pferdemist auf der Straße zusammenscharrten und mit umständlicher Sorgfalt in ihre Körbchen taten. Es waren Damen mit feinen Gesichtern und mit zierlichen, welken Händen. Garragan wurde von schmerzlicher Verlegenheit ergriffen und überlegte, wie er unauffällig den Greisinnen ein Goldstück in das Körbchen legen könnte, aber da richtete eine der Damen ihren Blick auf den Fremden, einen verwunderten Blick aus müden, klugen Augen, und Garragan entfernte sich beschämt.

Es war schwere Not im Land, Eweding hatte recht, man mußte sein Herz stählen. Die meisten Menschen, die vorbeikamen, trugen die Kleider der Armut und hatten graue Gesichter mit tiefliegenden Augen und mit Falten der Bitterkeit.

Garragan erreichte die Straße, die er in vielen quälenden Gefängnisträumen gesehen hatte, die Straße mit den kleinen steifen Häusern und mit dem langsam fließenden Kanal, die Straße seiner Kindheit, durch die ihn Vater und Mutter an der Hand geführt hatten. Garragan begann hastig auszuschreiten, um den Erinnerungen zu entlaufen, die ihn erdrückten. Sein Atem ging schwer, als er vor dem alten Häuschen aus friderizianischer Zeit stand, das dem Obersten von Queiß gehörte.

Die Haustür war nicht verschlossen, Garragan trat in den schmalen Gang ein, dessen Wände mit kunstlosen Stichen behängt waren, die durchweg militärische Situationen darstellten, und roch den Duft wieder, der diesem Korridor eigen und eine wunderliche Mischung aus Lavendel, Tabak und Leder war. Dann klopfte er, da kein Laut aus dem Haus kam, an die Tür, die zum Wohnzimmer führte.

Eine tiefe Stimme, die zu befehlen verstand, rief: „Herein!"

Garragan erkannte die Stimme und trat in die Stube.

Oberst von Queiß saß beim Fenster, ließ die Zeitung sinken, in der er gelesen hatte, und blickte dem Eintretenden entgegen.

„Guten Tag, Herr Oberst von Queiß."

Der alte Herr sprang auf, begann zu zittern, mußte sich auf den Sessel stützen, rang nach Worten und flüsterte mit gepreßter Stimme: „Garragan!"

„Er selbst, Herr Oberst, oder wenigstens die schäbigen Reste Garragans."

Der Oberst überwand seine Schwäche, ging mit straffen Schritten auf Garragan zu und sagte fast unwirsch, so sehr mußte er gegen Rührung und Ergriffenheit ankämpfen: „Willkommen, Joseph Garragan. Herzlich willkommen. Sie sind früher heimgekehrt, als ich erwarten durfte."

Er schluckte schwer, reichte dem Gast die Hand und konnte sich nicht entschließen, sie wieder freizugeben.

„Nu lassen Sie sich mal angucken!" Garragan hatte ein armes Lächeln auf den Lippen. „Es geht, mein Junge. Die andern Deutschen sehen auch nicht besser aus als Sie. Nur so bitter lächeln sollen Sie nicht, Garragan. Das ist nichts für Sie. Immer Kopf hoch und sich nicht unterkriegen lassen! Sich niemals unterkriegen lassen! Zum Donnerwetter! Das sage ich allen Leuten. Preußen hat schon schlimmere Tage gesehen und überstanden. Aber da stehe ich und schwatze, verzeihen Sie, Garragan. Wollen Sie etwas essen oder trinken? Ich habe noch 'nen anständigen Steinhäger, aus besseren Zeiten, dem wollen wir den Hals abschlagen zur Feier des Tages."

Garragan wehrte ab, aber der Oberst ließ sich nicht zurückhalten, lief zu einer Tür, öffnete sie und rief im alten Kommandoton: „Malle! Malle! Komm mal rin und sieh, wer da ist!"

Die Wirtschafterin Malwine, ein dürres, verhutzeltes Weiblein, humpelte in die Stube und fragte unwillig: „Wat is denn nu schon wieder los, Herr Oberst?"

„Guck' doch, wer gekommen ist."

Malle blickte den Fremden an, erkannte Garragan und schrie auf.

„Heiland der Welt! Das is doch der Herr Joseph!"

Im Nu schossen ihr die Tränen aus den alten Augen.

Garragan ging auf Malle zu und schüttelte ihr die Hand. Sie schluchzte noch heftiger.

„Nu raus!" rief der Oberst. „Heul' man draußen!"

Malle tappte aus dem Zimmer, sie sah nichts vor Tränen.

„Und bring die Flasche Steinhäger rauf! Haste verstanden?"

Er schloß die Tür hinter Malle und kam in ärgerlicher Rührung zu Garragan zurück.

„So 'ne dumme Trine! Die ollen Weiber wohnen alle zu nahe am Wasser."

Garragan deutete auf den Kanal.

„Malle ist entschuldigt, Herr Oberst."

Oberst von Queiß lächelte hilflos, dann faßte er Mut und umarmte Garragan.

„Wie freue ich mich, diesen Tag erlebt zu haben, mein Junge!"

Dann ließ er Garragan frei und sagte verlegen: „So, nun haben Sie das Schlimmste überstanden. Jetzt wollen wir es uns gemütlich machen und 'n paar Stündchen miteinander schabbern. Es gibt ja viel zu erzählen."

„Gern, Herr Oberst, ich möchte nur zuvor auf dem Friedhof meinen Besuch machen."

„Natürlich. Das versteht sich von selbst. Wir wollen gleich gehen, bevor es duster wird."

Malle kam herein, mit geröteter Nase, und brachte den Steinhäger. Sie wollte tapfer sein, aber als sie den Wiedergekehrten ansah, mußte sie von neuem weinen.

„Nu aber Schluß!" rief der Oberst und schenkte die Gläser voll.

Malle schlich aus der Stube.

Auf dem Weg zum Friedhof versuchte Oberst Queiß, seinen Begleiter mit kleinen Geschichten zu zerstreuen, die Potsdamer Ereignisse oder Schicksale befreundeter Familien behandelten, aber da Garragan einsilbig blieb, gab der alte Herr seine Bemühungen auf. Da helfen keine Worte, dachte er bekümmert. Er soll 'n bißken weinen, dann sieht er seinen Weg besser.

Ein schlichter Stein war auf dem Grab der Eltern errichtet und trug nur die Namen und die Geburts- und Sterbedaten.

»BARON JAMES SETON GARRAGAN«, las der Sohn und fühlte Eiseskälte durch seine Knochen rinnen. Das ist mein Vater gewesen, mein guter, edler Vater, sagte er zu sich, als wollte er die Persönlichkeit des Toten feststellen.

»BARONESS MARY ANNE GARRAGAN«, das ist meine Mutter gewesen, die zärtlichste aller Mütter. Sie sind gewesen, und jetzt sind sie nicht mehr.

Er starrte mit entrückten Augen auf den Stein und auf den kleinen Hügel. Man steht an Gräbern, und es regnet. Die Menschen haben es schwer.

Er kann nicht weinen, dachte der Oberst voll Trauer, es ist schlecht um ihn bestellt.

„Warum ist die Inschrift englisch abgefaßt?" fragte Garragan, als fühlte er sich verpflichtet, etwas zu sagen.

„Es ist der Wunsch Ihres Vaters gewesen", antwortete Oberst Queiß eifrig. „Ich habe es gar nicht verstehen können, denn der Baron James Garragan ist immer ein guter Deutscher gewesen, wenn er auch auf seinen alten schottischen Adel stolz gewesen ist und oft und gern erzählt hat, wie großartig sein Vorfahr mit Friedrich dem Großen verhandelt hat, bevor er in seine Dienste getreten ist. Und auch während des Kriegs hatte er die bittersten Worte gegen England gefunden, Sie hätten ihn nur hören sollen. Aber als es zum Sterben ging, sprach er, so oft er phantasierte, nur Englisch und sang alte Jakobitenlieder, die wir niemals von ihm gehört hatten. Und dann verlangte er, in einem ganz klaren und lichten Augenblick, daß die Grabschrift englisch sein sollte. ‚Warum willst du das?' fragte ich sehr vorsichtig. Er überlegte eine Weile, dann antwortete er: ‚Englisch und deutsch, das ist ganz gleich, mein lieber Bernhard. Du kannst es vielleicht nicht verstehen, denn du bist nur Deutscher, aber ich weiß es, denn ich bin Schotte und Deutscher zugleich. Und wenn wir uns auch noch hundertmal gegenseitig totschlagen, so bleiben wir doch Artgenossen und Brüder. Englisch und deutsch, das ist ganz gleich, mein guter Bernhard.' So habe ich ihm denn seinen Willen getan und die Inschrift englisch machen lassen. Es findet auch niemand in Potsdam was dabei."

Garragan wendete seinen Blick von Stein und Hügel ab und sagte gleichmütig: „Nun wollen wir gehen, Herr Oberst. Es regnet immer stärker, und ich möchte nicht, daß Sie sich erkälten."

„Das bißken Regen macht mir nichts", murmelte der alte Herr, bedrückt von der kühlen Sachlichkeit, die in seinen Augen diesen Besuch bei geliebten Toten umschwebte.

Als sie nach Haus kamen, dämmerte es schon.

Malle hatte liebevoll einen kleinen Imbiß vorbereitet, man setzte sich zu Tisch, man würgte an jedem Bissen, der Regen schlug an die Scheiben, die Welt war versunken.

„Sie dürfen den Kopf nicht hängen lassen, Garragan", begann der Oberst, der so viel Schweigen nicht vertragen konnte. „Alles kommt wieder ins Lot. Sie sind noch jung. Das Leben steht Ihnen offen."

Ein Zucken lief um Garragans Mund.

„Ihr seliger Vater trug mir, es war kurz vor seinem Tod, eine Botschaft an Sie auf: Du mußt Joe sagen, er möge tapfer sein und nie vergessen, daß er ein Garragan ist. Das waren die Worte Ihres Vaters."

„Warum wurde ich eigentlich von der Erkrankung und von dem Tod meiner Eltern nicht benachrichtigt?“ fragte Garragan in einem Ton, der fast schroff klang.

„Es war der ausdrückliche Wunsch Ihres Vaters, mein armer Junge. ‚Wir wollen Joes Leid nicht vergrößern‘, sagte er. ‚Im Kerker zu sitzen ist bitterer als das bißchen Sterben‘. So meinte Ihr Vater, und wir gehorchten natürlich.“

Garragans Herz erbebte. Der alte Edelmann, der sein Vater war, hatte gewußt, was Freiheit bedeutete. Dieser Vater hatte fast zehn Jahre lang neben seinem Sohn im Kerker gesessen. Er hatte mehr gelitten als der Gefangene in der Zelle.

Wer jetzt allein sein könnte! dachte Garragan und preßte die Zähne aufeinander, um nicht aufzuschreien.

Der Oberst Queiß erzählte indes mit behaglicher Breite viele Episoden aus den letzten Tagen des alten Barons, als wollte er das erstarrte Herz des Sohnes auflockern, der so teilnahmslos und abwesend dasaß.

„Ihr Vater kämpfte hart gegen den Tod an, denn er wollte leben, bis zum Sommer wollte er leben, um Sie wiederzusehen, aber als auch Ihre Mutter an der Grippe erkrankte, da ergab er sich und hatte nur die eine Sorge, nicht früher zu sterben als seine Frau. Er wollte ihr diesen Kummer ersparen. Und Ihre Mutter wieder, denken Sie nur, bat Gott nur um die eine Gnade, sie ihren Gatten überleben zu lassen, damit sie ihm keinen Schmerz bereiten müsse.“ Der alte Herr legte die Zigarre weg und schneuzte sich. „Es war der rührendste Wettkampf, den man sich vorstellen konnte. Ihre arme Mutter blieb Siegerin, wenn man so sagen darf. Sie starb zwei Stunden später als ihr geliebter Mann.“

Garragans Augen starrten so düster und drohend auf den Erzähler, sein Gesicht war so verfallen und blaß, daß Oberst Queiß unsicher wurde und zu zweifeln begann, ob seine Methode, den Verhärteten zu rühren, die richtige war. Er hatte es gut gemeint, aber jedes seiner Worte riß tiefste Wunden auf und fachte die Flamme des Hasses an.

Dies alles muß Gloria bezahlen, dachte Garragan, während er mit zuckendem Mund und mit verwilderten Blicken die Berichte des alten Herrn über sich ergehen ließ.

„Aber jetzt wollen wir den Toten ihre selige Ruhe lassen“, meinte der Oberst und spähte nach anderen Gesprächsbahnen aus. „Was gedenken Sie jetzt anzufangen, Garragan? Was für Pläne haben Sie? Was ist Ihr Lebensziel?“

Bis zu diesem Augenblick hatten Garragans Nerven die ungeheure Belastung ertragen und standgehalten, aber jetzt gaben sie nach.

„Rache, Herr Oberst von Queiß", sagte er mit einer Stimme, die so trocken und dünn war, als verdurstete er. „Rache! Rache!"

„Aber mein lieber Junge!" stammelte der alte Herr, aufs tiefste erschreckt.

„Sie fragen mich nach meinem Lebensziel, Herr Oberst, und da muß ich Ihnen antworten: Rache!"

Er stand auf und machte einige Schritte durch das Zimmer.

„Sie wissen nicht, was Sie sagen, Garragan."

„Ich weiß genau, was ich sage, Herr Oberst." Er trat an ihn heran und blieb vor ihm stehen. „Rache muß sein, Oberst von Queiß. Unrecht muß ausgeglichen werden, zwischen Völkern und zwischen zwei Menschen. Das sind ewige Gesetze, stärker als alles, was auf der Welt besteht. Rache muß sein! Oder man nehme uns das Blut aus den Adern."

„Sie sind jetzt erregt, Garragan. Ich begreife es, aber dennoch müssen Sie kaltes Blut bewahren. Sie dürfen nicht so sprechen und denken, ich beschwöre Sie."

„Wissen Sie, was es heißt, zehn Jahre lang eingesperrt zu sein, Oberst von Queiß? Wissen Sie, was es heißt, vom einunddreißigsten bis zum einundvierzigsten Jahr seines Lebens ohne Freiheit zu sein, eine wehrlose Sache, ein Tier, schlimmer als ein Tier zu sein? Nein, das können Sie nicht begreifen. Das kann niemand begreifen, der nicht das gleiche erlitten hat. Ich sage Ihnen, Oberst von Queiß: Ein Mensch darf den andern nicht einsperren! Man möge Verbrecher kastrieren oder lähmen oder vergiften, aber nicht einsperren. Man darf Verbrechern das Leben nehmen, aber nicht die Freiheit."

Der Oberst streckte ihm flehend die Hände entgegen.

„Sie müssen ruhiger werden, Garragan. Sie dürfen sich nicht in neues Unglück stürzen! Sie dürfen nichts unternehmen, was Sie in das Gefängnis zurückführt."

Garragan lachte auf.

„Keine Sorge, Herr Oberst. In den Kerker werde ich nicht mehr gehen. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

Der alte Herr ließ die Hände sinken.

„Denken Sie an Ihren Vater, Garragan."

„Das tue ich, Oberst von Queiß. Seit Stunden denke ich an nichts anderes als an meinen Vater. Und darum muß Rache sein."

„Sie brechen mir das Herz", sagte der Oberst leise und ließ den Kopf sinken.

Garragan erwachte.

„Verzeihung, Herr Oberst. Meine Nerven sind miserabel. Man spricht mehr, als man verantworten kann. Ich muß Sie um Geduld und Nachsicht bitten."

„Das müssen Sie nicht, mein lieber Junge. Ich verstehe dies alles sehr gut, obwohl ich ein alter Mann bin, der in dieser Welt nichts mehr zu suchen hat. Aber glauben Sie mir, Garragan: Man kann nicht mit 'm Kopf durch die Wand. Das ist so meine Erfahrung im Leben gewesen. Na, und wenn man sich an so 'ner verdammten Wand 'ne Beule geschlagen hat, da beißt unsereiner die Zähne zusammen und denkt in beschränktem Kommißverstand: Maul halten und weiterdienen!"

Garragan stimmte bereitwillig zu und setzte sich wieder zum Tisch.

„Was macht Anna, Herr Oberst?" fragte er, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

„Anna ist in einem Stift im Holsteinischen."

Garragan erschrak.

„In einem Stift?"

„Als Ökonomin. Irgend etwas muß eine mittellose Offizierstochter unternehmen. Heutzutage geht es hart auf hart."

Meine Schuld, dachte Garragan und erinnerte sich der Zeiten, da er Anna geliebt hatte. Viele Jahre hatte diese Liebe geblüht, still, bescheiden, ohne große Worte und ohne Gelöbnisse, aber allen war es als selbstverständlich erschienen, daß Anna von Queiß und der junge Garragan eines Tages ein sehr glückliches Paar sein würden. Da war Gloria in Garragans Leben getreten und hatte Anna Queiß in den Schatten gedrängt. Wo Gloria war, verschwand jede andere Frau. Ohne zu zögern, ließ man alles im Stich und ging mit wehender Fahne zum Feind über.

„Sie hat es gut getroffen", erzählte der Oberst, ohne auf die Versunkenheit seines Gastes zu achten. „Frieden und Ruhe und 'n bißken was zum Essen, du lieber Gott, viel mehr kann man vom Leben nicht verlangen."

Im Korridor gingen eilige Schritte. Dann wurde die Tür geöffnet, ein junges Mädchen trat ein und sagte: „Guten Abend, Papa."

Garragan sprang auf und rief überrascht: „Anna!"

Der Oberst und das junge Mädchen lächelten.

„Ach nee, mein Junge, das ist doch Nikoline."

„Verzeihen Sie, Nikoline", sagte Garragan ein wenig beschämt und reichte ihr die Hand. „Ich hätte Sie, weiß Gott, nicht wiedererkannt. Ich habe Sie als so 'n kleines Mädelchen in Erinnerung."

„Ja, man wird alt, — jetzt hätte ich bald gesagt: Onkel Garragan."

„Warum wollen Sie mir diesen würdevollen Titel vorenthalten?"

„Nee, Onkel ist fürchterlich. Onkel ist was Dickes mit 'ner Glatze. Und Sie sind hübsch mager, und Haare haben Sie auch noch."

„Aber Nikoline!" bat Oberst Queiß.

„Ich sage nichts wie die reine Wahrheit. Sie haben sich übrigens wenig verändert, Garragan. Ich hätte Sie bestimmt auf der Straße wiedererkannt. Nur Ihre Augen sind früher nicht so melancholisch gewesen. Das mag ich nicht sehr. Bokofzer, das ist mein lieber charmanter Chef, müssen Sie wissen, macht so melancholische Augen, wenn er mal weniger verdient, als er sich vorgenommen hat. Aber verzeihen Sie, daß ich so viel quatsche, lieber Garragan. Das ist nur Verlegenheit."

„So siehst du aus!" lachte der Oberst.

„Mein Vater glaubt mir nicht, aber welcher Vater kennt seine Tochter? Na, herzlich willkommen, lieber Garragan. Ich freue mich, daß Sie wieder da sind."

Sie blickte ihn ernsthaft an, dann setzte sie sich nieder und wurde ganz still.

War dies wirklich Nikoline Queiß? fragte sich Garragan und fühlte den Zeitraum, der das kleine Potsdamer Schulmädel von dieser sehr überlegenen und selbständigen jungen Dame trennte, wie eine unüberbrückbare Kluft.

Zehn Jahre lang hat der arme Teufel im Gefängnis gesessen, überlegte Nikoline. Wegen einer Frau? So was gab's doch heute gar nicht mehr. Welcher Mann brachte heute einer Frau nur das geringste Opfer? Die Kerls standen nicht mal in der Untergrund auf und machten Platz. Aber alt war der gute Garragan geworden, jammervoll alt.

Oberst Queiß bestritt allein die Kosten der Unterhaltung. Er berichtete Garragan, wie mißlich die Vermögensverhältnisse des alten Barons sich gestaltet hätten, da er den größten Teil seines Vermögens natürlich in Kriegsanleihe angelegt hatte.

Den Rest des Barvermögens hätten die Krankheit und die Begräbniskosten verschluckt. Zurückgeblieben wäre nur das kleine Haus, das vom Wohnungsamt sofort beschlagnahmt worden sei. Er rate zum Verkauf. Einer der Zwangsmieter habe große Lust, das Grundstück zu erwerben. Viel werde allerdings bei der Sache nicht heraussehen.

„Ich muß verkaufen, Herr Oberst, denn ich brauche Geld", sagte Garragan. „Wenn Sie sich der Geschichte annehmen wollen, werde ich Ihnen zu großem Dank verpflichtet sein."

„Mit Vergnügen, mein Junge. Sie müssen nur zu Gericht gehen und die Erklärung abgeben, daß Sie die Erbschaft antreten."

Garragan nickte und wendete sich an Nikoline: „Vielen Dank übrigens für den guten Rat, den Sie Ewding wegen der Vermietung gegeben haben."

„Ach so! Der gute Ewding ist ein bißchen altmodisch. Er spielt den treuen Diener seines Herrn, mehr kann er nicht."

„Spielt? Da tun Sie dem Alten unrecht, Nikoline. Er ist wirklich treu."

„Aber natürlich. Ich habe mich nur unvorteilhaft ausgedrückt. Verzeihen Sie."

Garragan sah sie an und schwieg.

„Bleibst du über Nacht hier, Nikoline?" fragte der Oberst.

„Ich muß wieder in die Stadt zurück, Papa. Nachtdienst. Bokofzer hat Hochbetrieb."

„Dann sagst du vielleicht Malle wegen des Abendbrots Bescheid."

Sie erhob sich und ging nach der Küche.

„'nen schrecklichen Ton hat sich das Mädel angewöhnt", meinte der Oberst entschuldigend. „Schwer zu verdauen, aber das ist wohl die neue Zeit. Sie dürfen Nikoline nicht nach ihren Reden beurteilen, Garragan. Sie ist ein gutes Kind und hat das Herz auf dem rechten Fleck."

„Ich zweifle nicht daran, Herr Oberst", erwiderte Garragan höflich und uninteressiert.

Nach dem Abendbrot, dessen Kärglichkeit den Gast um des Obersten willen bedrückte, nahm Nikoline Abschied. Garragan schloß sich ihr an.

Es hatte zu regnen aufgehört. Der Mond, hinter ziehenden Wolken, warf milchiges Licht über den Himmel. Der Wind kam vom Westen und brachte laue Luft.

„Es riecht schon nach Frühling", sagte Nikoline und atmete tief.

Garragan stimmte zu.

Ihre Schritte hallten. Die Stadt schlief wie am Tag. Dann wurde die Stille durch das Glockenspiel der Garnisonkirche zerrissen. „Üb' immer Treu und Redlichkeit", sangen die Glocken.

„Die aufgelegte Pleite", höhnte Nikoline. „O schieb', solang du schieben kannst."

Da war die Brücke, und wieder blieb Garragan stehen und blickte in die Havel, die gleichmütig dahinfloß.

„Was sehen Sie da?" fragte Nikoline.

„Meine Jugend, Nikoline."

Sentimental ist er auch, dachte sie verzweifelt und mahnte zum Weitergehen.

„Wir versäumen nämlich den Zug."

Es war eine schweigsame Fahrt. Garragan hing seinen Gedanken nach, und Nikoline hatte keine Lust, ihn zu stören.

Erst kurz vor der Ankunft in Berlin sagte sie, eine Reihe von Beobachtungen gleichsam abschließend: „Sie werden es schwer haben, Garragan."

„Warum, Nikoline?"

„Sie passen nicht in die heutige Zeit hinein."

Er lächelte gezwungen.

„Nicht ganz so. Aber jedenfalls stehe ich Ihnen gern zu Diensten, wenn Sie meiner bedürfen sollten."

„Das ist sehr nett von Ihnen, Nikoline."

„Ach Gott, man kann auch nett sagen. Aber haben Sie keine Bange, daß ich mich Ihnen aufdrängen will. Ich verstehe sehr gut, daß Sie jetzt lieber allein sind, aber es ist immerhin möglich, daß Sie mal einen Rat oder eine Auskunft brauchen, dann wenden Sie sich vertrauensvoll an mich. Ich kenne mich aus in Berlin."

„Vielen Dank, Nikoline", sagte er, ein wenig belustigt von der Großartigkeit der jungen Dame.

„Ich bin ein wenig altmodisch geworden, wie mein guter Ewebing, so meinen Sie doch?"

„Haben Sie ein Notizbuch und einen Bleistift?"

„Nein. Wozu?"

„Um meine Telephonnummern zu notieren, lieber Garragan. Wie wollen Sie mich sonst erreichen?“

„Natürlich. Verzeihen Sie, Nikoline. Ich bin noch ein bißchen zerfahren.“

„Das walte Gott“, lachte sie und schrieb ihm die Telephonnummern auf. „Wenn Sie mich nicht zu Hause erreichen, dann rufen Sie bei Bokofzer an. Da haben Sie den Zettel und bewahren sie ihn gut auf. Oder werfen Sie ihn zumindest erst weg, wenn ich außer Sicht bin.“

Er sah sie hilflos an, denn er war zu müde, um eine schlagfertige Antwort zu finden, und steckte den Zettel ein.

Als sie aus dem Potsdamer Bahnhof kamen, sagte Nikoline: „Jetzt muß ich Ihnen den großen Schmerz bereiten, Sie zu verlassen, lieber Garragan. Ich fahre nämlich mit der Untergrund. Sie kommen besser mit der Straßenbahn nach Haus. Auf Wiedersehen!“

Sie schüttelte ihm die Hand und war im nächsten Augenblick im Menschengewühl verschwunden.

Wie seltsam, daß eine Potsdamer Offizierstochter so mit Ironie geladen ist, dachte Garragan, während er bei der Haltestelle auf seine Bahn wartete.

X

Nach dem Frühstück sagte Macpherson: „Ich werde jetzt zur Bank fahren, um die Sache in Ordnung zu bringen. Was willst du indessen beginnen, Gloria?“

Sie blickte auf den See hinaus. Der Himmel war blau. Die Hügel leuchteten wie im Sommer.

„Es ist schönes Wetter. Ich werde ein bißchen spazieren gehen, Leslie.“

„Das ist sehr gut. Ich denke in einer Stunde zurück zu sein.“

Er machte zögernd eine Pause.

„Was willst du noch wissen, Leslie?“ fragte Gloria, die jeden Zug seines Gesichts kannte und jeden Gedanken von seiner Stirn ablas.

„Ich möchte dich mit der Geschichte nicht weiter belästigen, dennoch hätte ich gern deine Meinung darüber gehört, ob der Betrag von einer halben Million Franken genügt.“

„Um ihn auf Garragans Konto einzuzahlen?“

Er nickte.

„Du bist sehr großzügig, Leslie, aber dein Vorhaben ist lächerlich. Da du jedoch auf deinem Plan bestehst, so erlege tausend Franken. Das ist die einzige Möglichkeit, Erfolg zu haben, falls nämlich Garragan keine Aufzeichnungen über das Konto geführt hat. Tausend Franken werden ihn vielleicht nicht stutzig machen."

„Das ist unmöglich, Gloria", erwiderte er, ehrlich entrüstet. „Ich kann einem Mann wie Garragan kein Almosen von tausend Franken geben."

Sie hatte ein bitteres Lächeln auf den Lippen.

„Sind fünfhunderttausend Franken nicht auch ein Almosen?" Sie erhob sich und sagte resigniert: „Tu, was du willst, Leslie. Ich bin zu müde."

Er antwortete nichts, aber sein Herz brannte in Mitleid.

Sie verließen gemeinsam das Hotel. Dann nahm Macpherson Abschied.

Gloria ging mit den langsamen Schritten einer Kranken den See entlang. Ein föhniger Wind jagte die Wellen ans Ufer, rüttelte an den Bäumen, die schon rote Ästchen trugen, und fuhr den Menschen ins Blut. Junge Mädchen kamen vorüber und lachten dem Frühling entgegen. Jünglinge hatten verwegene Stimmen und funkelnde Augen. Ein alter Mann mit zufriedenem Gesicht saß blinzelnd in der Sonne. Fröhliche Mütter herzten ihre Kinder.

Dies alles hatte Gloria schon einmal an diesem Ufer erlebt, aber damals, vor vielen Jahren, hatte sie mit dem Frühling Schritt halten können, denn Garragan war an ihrer Seite gewesen.

Aber ging er nicht heute noch neben ihr? Hörte sie nicht seinen Schritt? Streifte er nicht zärtlich ihre Hand?

Sie blieb stehen und spähte nach allen Richtungen. Niemand war da. Sie hatte einen Traum geträumt, der nie mehr zur Wirklichkeit werden konnte. Ihr Mund wurde welk. Sie setzte sich auf eine Bank und fühlte Haß gegen den tanzenden See, gegen den Frühling, der hinter den Bergen hervorkam, gegen das törichte Lachen der Jugend.

So traf Macpherson eine Stunde später die in Bitterkeit Versunkene und begrüßte sie mit einer Freude, als hätte er sie viele Monate lang entbehrt.

„Ich habe es mir auf dem Weg überlegt: Eine Summe von Belang könnte Garragan beunruhigen. Du hast wie immer

recht. Ich habe nur fünfzigtausend Franken auf sein Konto erlegt."

Sie schwieg.

„Welch schöner Tag!" sagte er hoffnungsvoll und nahm den Hut vom Kopf. „Ist es nicht wie im Mai?"

„Ja, Leslie, aber ich möchte wegfahren."

Sie sah ihn flehend an.

„Selbstverständlich, Gloria. Wir wollen wegfahren. Mißfällt dir Zürich?"

„Hier sind zu viele Erinnerungen. Du bist mir nicht böse, Leslie?"

„Ich habe keinen andern Wunsch, als dir zu dienen, mein liebes Herz."

„Du bist sehr gut und nachsichtig, Leslie. Ich werde ewig deine Schuldnerin bleiben."

„Du vergißt, daß ich dich liebe", sagte er leise und schamvoll.

Sie wollte ihm ein freundliches Wort schenken, aber in ihrer Kehle saßen Tränen. Sie kamen allzu leicht in diesen Tagen, lagen immer auf der Lauer, stürzten bei der geringsten Erschütterung hervor. Alle Nerven waren wund. Das Herz konnte sich nicht verteidigen.

„Wohin sollen wir reisen, Gloria?"

Sie raffte sich auf und vermochte zu antworten.

„Mir ist es gleich, Leslie."

„Jedenfalls nach dem Süden. Ziehst du Lugano oder den Genfer See vor?"

„Den Genfer See", sagte sie, ohne nachzudenken, und wurde unvermittelt fröhlich, weil die Abreise beschlossen war.

„Sitzen wir hier nicht wie zwei arme Schiffbrüchige, Leslie?"

„Genau so."

„Komm! Wir wollen nicht Schiffbruch leiden. Jetzt gerade nicht."

Sie lächelte ihm zu und stand auf.

Bei ihrer Ankunft in Genf regnete es. Wie ein herbstliches Grab war die Stadt. Alle Menschen hatten freudlos graue Gesichter. Bösartig fauchte der Wind. Macpherson war sehr bedrückt.

„Es muß auch solche Nächte geben", tröstete Gloria und verbarg ihre Angst vor den kommenden Stunden.

Endlos war diese Nacht, die Gloria keinen Schlaf schenkte und ihr Herz bis zum Rand mit Verzweiflung füllte. Ihre Furcht vor der Einsamkeit wurde so groß, daß sie nahe daran

war, Macpherson zu rufen, der im Nebenzimmer schlief, aber mit letzter Kraft überwand sie sich: die Angst vor seiner Zärtlichkeit war stärker als die Schrecken des Alleinseins.

Auch diese Nacht zog vorüber und wich einem neuen Regentag.

„Was sollen wir beginnen?" fragte Macpherson mutlos.

„Vor allem wollen wir ein wenig spazieren gehen, Leslie. Ich habe Hunger nach Luft."

Sie marschierten den Quai du Montblanc entlang, der Wind peitschte ihnen Regen ins Gesicht, schwere Nebel schwammen auf dem See, hinter grauen Wolken lagen die Berge.

Nach langem Schweigen fragte Gloria: „Ist nicht hier die Kaiserin von Österreich ermordet worden, Leslie?"

„Ja, ich denke."

Pause.

„Hast du schon einen Menschen sterben gesehen, Leslie?"

„Ja", antwortete er zaudernd.

„Ich noch nicht. Ich habe noch nicht einmal einen Toten gesehen. Als meine Mutter starb, war ich krank."

„Wollen wir nicht umkehren, Gloria? Das Wetter ist zu abscheulich."

Sie gingen den Weg zurück.

„Ist Sterben nicht grauenhaft, Leslie?"

„Ist Einschlafen grauenhaft?"

„Der Vergleich stimmt nicht. Diesen Vergleich haben sich die Menschen zum Trost ausgedacht. Man schläft ruhig ein, weil man fest davon überzeugt ist, am nächsten Morgen wieder aufzuwachen. Aber wer stirbt, wagt doch nicht einzuschlafen, weil er weiß, daß es für ihn kein Erwachen mehr gibt."

„Was für Gedanken, Gloria!"

Sie blieb stehen und sah ihn erwartungsvoll an.

„Kannst du eigentlich begreifen, woher die Menschen den Mut zum Leben nehmen, wenn sie immer den Tod vor Augen haben?"

„Sie haben ja das Leben vor Augen. Komm, Gloria."

„Weißt du, Leslie, ich könnte sehr gut verstehen, daß die Menschheit den Entschluß faßt, sich an einem bestimmten Tag im November um sieben Uhr früh zu vergiften, um der ewigen Bedrohung des Todes zu entgehen."

„Aber Gloria!" rief Macpherson in schmerzlicher Verzweiflung.

„Verzeih, Leslie. Ich höre schon auf, dich mit diesem sinnlosen Geschwätz zu quälen. Wir wollen von schönen Bildern, von edlen Büchern und von den gütigen Herzen der Menschen plaudern."

„Ich ertrage diesen Regen nicht", sagte Macpherson und hoffte, einen Ausweg gefunden zu haben. „Ich möchte dir den Vorschlag machen, nach Paris zu fahren."

„Oh, gern, Leslie!" rief sie, beglückt, daß er ihrer Ruhelosigkeit zu Hilfe kam.

Er sah auf die Uhr.

„Wenn du nicht zu müde bist, können wir noch heute reisen."

„Ich bin nicht müde. Hier ist es so entsetzlich traurig. Komm, Leslie, wir wollen uns beeilen, damit wir den Zug nicht versäumen."

Als sie am Abend dieses Tages über die brausenden, lichttrunkenen Boulevards zum Hotel fuhren, hatte Gloria das Gefühl einer Erleichterung und atmete sorgloser. Wie herrlich war es, so viele Menschen neben sich zu spüren, Pariser Menschen, die dem Leben nachjagten und den Tod verlachten, der als armseliges Gespenst auf dem Quai du Montblanc spazieren ging! Wer Leid im Herzen trug und die Einsamkeit suchte und Angst vor dem Leben hatte, der durfte sich nicht in die Hütte im Wald zurückziehen, er mußte zu den Menschen gehen. Nur hinter Menschen konnte man sich verstecken, nur unter Menschen gab es die große Einsamkeit.

So dachte Gloria in dieser Stunde.

„Es war eine gute Idee, nach Paris zu fahren, Leslie", sagte sie dankbar und lächelte der fiebernden Stadt zu.

XI

Als Garragan einige Minuten vor acht Uhr die Treppen des Hauses in der Mommsenstraße hinaufstieg, in dem Professor Truckenbrod wohnte, hatte er Herzbeklemmungen wie ein Schüler vor einer entscheidenden Prüfung oder wie ein Kranker, der zum Arzt geht, um zu erfahren, ob es Rettung für ihn gebe.

Da war die Tür mit der gelbgewordenen Visitenkarte des Professors Johannes Truckenbrod, Lehrers an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Schweratmend stand Garragan vor dieser Tür und wartete, bis sein Herz ruhiger ging. Dann erlosch das Licht im Stiegenhaus.

Es war gut, hier im Dunkel zu stehen und dem Schicksal einige Minuten abzulisten. Aber bald schämte sich Garragan seiner Feigheit und läutete.

Ein Mädchen öffnete, half ihm beim Ablegen und führte ihn in das Speisezimmer.

Professor Truckenbrod kam ihm entgegen und begrüßte ihn, als hätte er ihn vor einigen Tagen zum letztenmal gesehen.

„Guten Abend, lieber Garragan. Verzeihen Sie, daß ich Sie hierhergebeten habe, aber hier können wir gemütlicher und ungestörter plaudern. Bitte, nehmen Sie Platz. Wenn es Ihnen angenehm ist, wollen wir eine Kleinigkeit essen. Trinken Sie Tee?"

Garragan nickte. Er hatte noch kein Wort über die Lippen gebracht. Sein Herz schlug bis zum Hals hinauf. Jetzt werde ich sofort losheulen, dachte er und stand hilflos da.

Der Professor nahm ihm die Mappe ab und sagte freundlich: „Darin sind Ihre Schätze, nicht wahr?"

Das Mädchen brachte Tee, und Garragan setzte sich. Truckenbrod reichte ihm die kalte Platte, begann selber zu essen, ohne seinen Gast mit Aufforderungen zu quälen, und erzählte von der Schule und von gemeinsamen Bekannten.

Garragan überwand seine Schwäche und versuchte, Tee zu trinken.

„Ich kann mir denken, daß Sie über mich ein wenig erschrocken sind", meinte Truckenbrod in gutmütiger Selbstverspottung und wies auf seinen grauen Bart. „Man wird alt. Da hilft nun nichts. Dieser Frieden hat uns alle vor der Zeit alt gemacht. Wer kein starkes Herz hat, bleibt auf der Strecke."

„Ich danke Ihnen, Truckenbrod. Sie haben mir über das Schlimmste hinweggeholfen. Vorhin wäre es mir bald schlecht gegangen."

„Ja, die Nerven! Aber trösten Sie sich, Garragan, wir alle haben die Nerven verloren. Zu viel des Leids ist über uns ausgeschüttet worden."

„Sie haben nicht geheiratet, Truckenbrod?"

Der Professor schüttelte den Kopf.

„Ich habe die Gelegenheit versäumt. Da ist in Brüssel so ein blondes flämisches Mädel gewesen, saftig und blühend wie ein Apfelbaum, na, Sie kennen ja die Rasse. Dieses leckere Weibsbild hätte ich mir ganz gut als Madame Truckenbrod vorstellen können, aber, wie gesagt, ich habe die Gelegenheit versäumt. Besteht nicht das ganze Leben aus versäumten Gelegen-

heiten? Jetzt natürlich finde ich es ausgezeichnet, daß mir die Ehe erspart geblieben ist. Die sauren Trauben, meinen Sie? Nein, im Ernst, mathematische Gehirne sollen nicht heiraten. Mathematik absorbiert zu sehr. Und keine Frau, nicht einmal eine geruhsame blonde Flämin, ist geneigt, einer solchen Gegnerin zu weichen."

Garragan wurde sehr nachdenklich. Gab Truckenbrod ihm nicht eine Erklärung für das unverständliche und rätselhafte Verhalten Glorias?

„Es ist aber gar nicht ausgeschlossen, lieber Freund, daß man eines schönen Tags erkennt, wie blitzdumm es gewesen sei, sich mit der klapprigen Mathematik statt mit einer netten Frau verheiratet zu haben."

„Meine Erfahrung spricht zu Ihren Gunsten, Truckenbrod."

Der Professor beeilte sich, von dem gefährlichen Thema loszukommen und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, Garragan, wollen wir die Tafel aufheben und uns in das Arbeitszimmer zurückziehen. Sie essen ja doch nichts."

Zu spät, ich komme zu spät, fühlte Garragan voll Entsetzen, während er mit dem Freund nach dem Arbeitszimmer ging.

„Also lassen Sie Ihre Schätze sehen", bat der Professor und zündete sich behaglich eine Zigarette an.

Mit zitternden Händen holte Garragan eine Reihe von Zeichnungen hervor, legte sie vor Truckenbrod auf den Tisch und gab knappe Erklärungen. Es handelte sich fast durchweg um Konstruktionen radiotelegraphischer und radiotelephonischer Apparate.

Truckenbrod prüfte die Blätter mit angespannter Aufmerksamkeit und fühlte eine Erschütterung, die von Zeichnung zu Zeichnung stärker wurde.

Garragans Augen klammerten sich an das Gesicht des Professors, das nichts verriet.

„Fabelhaft!" sagte endlich Truckenbrod und wollte vor allem Zeit gewinnen. „Das ist ganz fabelhaft. Menschenskind, wann haben Sie dies alles gefunden? Ich meine, wie haben Sie es möglich gemacht, zu zeichnen?"

„Es war nicht leicht, Truckenbrod, das dürfen Sie glauben, denn Zuchthaus ist Zuchthaus, und Vorschrift bleibt Vorschrift. Aber ich verstand es, mich lieb Kind zu machen, indem ich den Beamten meine Fähigkeiten als elektrischer Monteur, wie es so hübsch heißt, in hündischer Beflissenheit zur Verfügung stellte. Und da es während der Kriegszeit mit Monteuren schlecht bestellt war, freuten sich die kleinen Beamten, einen Mann zu haben, der ihre stummgewordenen elektrischen Türklingeln und

durchgebrannten Sicherungen wieder instandsetzen konnte. Na, als Belohnung bekam ich die Erlaubnis, zu zeichnen. Mein Diener Ewéding durfte Papier, mein Zeichenbrett und sogar mein Reißzeug ins Gefängnis bringen."

„Das war ja ein großes Glück für Sie", meinte Truckenbrod und sog krampfhaft an seiner erloschenen Zigarre.

„Das war es. Ich hätte sonst bestimmt den Verstand verloren. Zehn Jahre, denken Sie, Truckenbrod, zehn Jahre!"

Der Professor holte tief Atem.

„Hören Sie zu, lieber Garragan. Was Sie gefunden haben, ist genial. Sie kennen mich und wissen, daß ich nicht überschwenglich bin, sondern eher trocken und nüchtern. Wenn ich genial sage, dann bin ich mir darüber klar, was dieses Wort bedeutet."

Garragan wurde so verlegen, daß er dem Blick des Freundes auswich.

„Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist weniger erfreulich, aber es ist meine Pflicht, meine bittere Pflicht, Ihnen nichts zu verheimlichen. Sie sind ein Mann, Garragan, und werden es wie ein Mann tragen: Sie kommen zu spät."

„Ich habe es geahnt", sagte Garragan leise und sah Truckenbrod aus hoffnungslosen Augen an.

„Was Sie allein, ohne Hilfsmittel, in einer Gefängniszelle gefunden haben, das haben unterdessen fünf oder sechs andere ebenfalls gefunden. Das ist die nackte, brutale Wahrheit."

Nicht nur zehn Jahre seines Lebens, nicht nur sein Vermögen, auch die Früchte seiner Arbeit hatte man ihm geraubt, dachte Garragan und fühlte eine neue Welle des Hasses gegen Gloria durch sein Blut jagen.

Der Professor hatte, um Garragans Gedanken von seinem Schicksal abzulenken, mit einem Vortrag über den heutigen Stand der drahtlosen Übertragung begonnen und erzwang sich allmählich die Aufmerksamkeit des Verstörten.

Garragan mußte zuhören, ob er wollte oder nicht, so sehr war Truckenbrods Bericht seine eigene Sache. Wie bezaubert von den erreichten Möglichkeiten saß er da und konnte bisweilen vergessen, was ihm selber widerfahren war.

„So weit haben wir es bis heute gebracht, lieber Freund. Es ist ein schwacher Trost, der Sie dennoch stolz machen darf, wenn ich Ihnen sage, daß Sie in Ihrer einsamen Zelle fast ebenso weit gekommen sind wie die ganze übrige Welt. Ein schwacher Trost, ich weiß es, denn Sie, der den höchsten Preis

verdient hätte, gehen leer aus. Darüber helfen keine Worte hinweg, das müssen Sie als Mann ertragen."

Garragan blickte den Professor an, dann sagte er voll Bitterkeit: „Ich habe Schlimmeres ertragen, Truckenbrod."

Er raffte die Zeichnungen zusammen, legte sie in die Mappe zurück und nahm ein neues Blatt heraus.

„Hier habe ich noch was Nettes", meinte er mit einem höhnischen Lächeln, das dem Professor wehtat. „Eine kleine Empfangsstation, die mit jeder Taschenlampenbatterie in Betrieb gesetzt werden kann. Der ganze Apparat läßt sich bequem in der Tasche tragen."

Er gab Truckenbrod die Zeichnung.

„Ist das vielleicht auch schon erfunden worden?"

„Auch das existiert schon."

„Na, denn nicht, liebe Tante", spottete Garragan und legte das Blatt zu den übrigen. „Haben Sie noch eine Zigarette für mich? Danke." Er setzte sich nieder und machte einige Züge. „Wissen Sie, Truckenbrod, ich komme mir wie ein aufdringlicher Hausierer vor, der seine Ware um jeden Preis loswerden will, aber Sie kennen meine durch die Verhältnisse bedingte zurückgebliebene Geistesverfassung."

„Sie sollen nicht so sprechen, Garragan. Haben Sie nicht das Gefühl, daß ich Ihr Freund bin?"

„Verzeihen Sie, Truckenbrod. Die Ironie gilt mir, nicht Ihnen. Sagen Sie, wie steht's mit dem leichten Motor? Für Automobile in erster Linie. Ist der auch schon da?"

„Nein", sagte Truckenbrod lachend. „Den können Sie noch erfinden."

„Hier ist er", erwiderte Garragan sehr ernst und zog neue Zeichnungen aus der Mappe.

„Das ist ja die reinste Wundermappe", scherzte der Professor und nahm zögernd die Blätter in die Hand. „Damit wir uns recht verstehen, lieber Garragan, Sie meinen doch einen Motor, der einen durchschnittlichen Gebrauchswagen antreiben kann, aber, sagen wir, um ein Drittel leichter ist als der normale Motor?"

„Genau so meine ich es."

„Leichte Motoren für Krafträder zum Beispiel gibt es natürlich."

Truckenbrod begann, die Konstruktion zu studieren. Er prüfte und rechnete so lange, daß Garragan fast ungeduldig wurde und Erläuterungen geben wollte.

„Wie Sie sehen, kann der Motor sowohl mit Benzin als auch mit Öl betrieben werden."

Der Professor knurrte Unverständliches und blieb über die Zeichnungen gebeugt.

„Haben Sie einen Fehler entdeckt?" fragte Garragan nach einer Weile.

„Nein, zum Donnerwetter! Das ist es ja. Ich finde die Fehlerquelle nicht."

Garragan mußte lachen.

„Und deswegen sind Sie so zornig?"

„Ach, Unsinn! Aber ich will Ihnen was sagen, Garragan: An den leichten Motor glaube ich nicht mehr. An dem haben wir alle uns die Zähne ausgebissen. Jetzt kommen Sie mit dieser erstaunlichen Konstruktion daher und bringen mich in die größte Verlegenheit, weil ich keinen Fehler entdecken kann. Verzeihen Sie meine Skepsis, aber wenn wir nicht skeptisch sind, geraten wir in des Teufels Küche."

„Das sehe ich vollkommen ein, lieber Truckenbrod, aber was soll ich nun mit der Geschichte anfangen?"

Truckenbrod lehnte sich zurück und überlegte. Dann sagte er sehr bedächtig: „Auf dem Papier stimmt alles. Oder ich bin ein alter Esel. Aber Sie wissen selber, wie oft die Papierrechnung in der Praxis enttäuscht. Dennoch müßte man zunächst ein Modell genau nach Ihrer Konstruktion bauen, obwohl die Verhältnisse Ihrer Zeichnung vielleicht zu klein und zu opportunistisch sind. Wenn das Modell den Erwartungen entspricht, so haben Sie schon viel erreicht und können an die Verwertung der Sache denken. Natürlich, machen wir uns nichts vor, das letzte und entscheidende Wort spricht die Praxis. Solange Ihr leichter Motor nicht in den Wagen eingebaut ist und sich da bewährt, haben Sie nicht gewonnen."

Garragan nahm die Hand des Freundes und hielt sie fest.

„Ich danke Ihnen, Truckenbrod. Sie geben mir neuen Mut oder, was mehr noch ist, eine neue Hoffnung. Ohne Hoffnung, und wäre sie die armseligste, kann man nicht leben." Er ließ die Hand los und legte die Zeichnungen in die Mappe zurück.

„Haben Sie Geld, Garragan?"

„Nein, oder nur sehr wenig."

„Wie wollen Sie da Ihr Modell bauen? Wenn ich Vermögen hätte, würde ich Ihnen gern helfen, aber ich bin ein deutscher Professor und ein armer Teufel, was sich eigentlich von selbst versteht."

„Ich besitze ein kleines Haus in Potsdam, von meinem Vater her, das werde ich verkaufen."

„Na ja, irgend etwas muß man immer opfern."

„Dies ist kein Opfer, Truckenbrod. Das Haus ist zwangsvermietet, was soll es mir? Mit Erinnerungen bin ich genügend beladen. Jetzt will ich mich aber verabschieden. Es ist spät geworden. Nochmals Dank, vielen Dank."

Der Professor wehrte mit beiden Händen ab.

„Nun hören Sie auf! Ich schäme mich, Ihnen nicht besser dienen zu können. Aber passen Sie auf, Garragan, da fällt mir noch etwas ein. Ich weiß den richtigen Mann für Sie, der unter Ihrer Leitung das Modell bauen kann."

„Das wäre ja großartig. Wer ist der Mann?"

„Er heißt Emil Pachaly, ist Schlosser, Mechaniker und erfolgloser Erfinder zugleich, ein etwas wunderlicher Mann in den fünfziger Jahren, halb pietistisch, halb kommunistisch, aber ein tüchtiger und geschickter Arbeiter, dem Sie volles Vertrauen schenken dürfen. Pachaly ließe sich eher erschlagen, bevor er das geringste Detail Ihrer Erfindung verriete. Er hat eine kleine Werkstätte in Neukölln draußen, in der Hermannstraße, die genaue Adresse will ich Ihnen aufschreiben, und wird alles andere stehen und liegen lassen, wenn er hört, daß ich Sie zu ihm schicke, und daß es um eine Erfindung geht, die eine Revolution im Automobilbau hervorrufen wird. Er schwärmt nämlich für Arbeiten, die Revolutionen hervorrufen."

„Ist das nicht der Traum aller Techniker?"

„Allerdings, aber schließlich ist man zufrieden, wenn man irgendeinen praktischen Gebrauchsgegenstand erfindet, der sich gut verkaufen läßt. So enden die meisten Träume, nicht nur die der Techniker."

Wie alt und resigniert mein Freund Truckenbrod geworden ist! dachte Garragan und hatte ein verwegenes Lächeln auf den Lippen.

XII

Graf Henikstein war mit dem Erfolg seines Aufenthalts in Berlin nicht zufrieden. Seine Hoffnung, Frau Gloria erhebliche Dienste leisten zu können, blieb unerfüllt. Er schrieb beinahe täglich nach Paris, aber da es ihm widerstrebte, Unwahres zu berichten oder Wahres so auszuschmücken, daß seine Tätigkeit

in vorteilhafter Beleuchtung erschien, so waren diese Briefe farblos und nichtssagend, wie er mit einiger Verlegenheit sich selber eingestand.

Über den Eindruck, den er persönlich von Garragan empfangen hatte, war er in den Berichten an Gloria mit wenigen Worten hinweggegangen, denn es wäre zu viel von ihm verlangt gewesen, der Frau, die er liebte, zu bekennen, daß ihr Mann ihm durchaus gefiel.

Als er Garragan zum erstenmal sah, es war früh am Morgen in der Kurfürstenstraße, konnte er ein unbehagliches Gefühl der Enttäuschung und des Betroffenseins nicht überwinden. Er hatte sich ein wesentlich anderes Bild von Garragan gemacht, ein Bild, in dem landläufige Vorstellungen eines Mörders und Zuchthäuslers die entscheidende Rolle spielten. Nun trat ein aufrechter, schlanker Herr aus dem Haus, der vollkommen einem englischen Gentleman glich, ein Mensch mit einem mageren, trockenen Gesicht, glattrasiert, an den Schläfen ein wenig angegraut, Falten der Bitterkeit um die Mundwinkel herum, ein bemerkenswert gut angezogener Aristokrat — Garragans Vorkriegskleider kamen zu Ehren —, ein Mann, der auf den ersten Blick Sympathie erweckte.

Henikstein sah damals dem Baron Garragan nachdenklich nach und verlor seltsamerweise das Gefühl der Überlegenheit, zu dem ihn in jedem andern Fall seine Jugend verleitet hätte. Aber dieser Mann, der fast doppelt so alt war wie er, erschien ihm als gefährlicher Gegner. Es ließ sich denken, daß Gloria und auch andere Frauen, vor die Frage gestellt, zwischen Garragan und dem so viel jüngeren Clemens Henikstein zu wählen, imstande wären, den angegrauten Herrn vorzuziehen. Auf diese bitteren Falten der Enttäuschung oder der Wollust und auf so schwermütige Augen fielen die Weiber immer herein.

Aus diesen Gründen vermied der Frauenkenner Henikstein, in seinen Briefen weitläufige Schilderungen Garragans zu geben, obwohl Gloria sich schon einige Male erkundigt hatte, wie Garragan jetzt aussehe und ob er durch die lange Haft sehr gelitten habe. Seine Zurückhaltung in diesem Punkt rächte sich, denn eines Tages verlangte Frau Gloria nicht mehr und nicht weniger als ein Bild Garragans, das zu beschaffen dem lieben Grafen Henikstein wohl glücken würde, da er ihr damit die größte Freude bereiten könnte.

Der Page, Unmut im Herzen, engagierte einen Photographen, der, in einem Auto versteckt, jeden Morgen in der Kurfürstenstraße auf Garragan lauerte, um ihn zu knipsen. Sei es

nun, daß der schlaue Photograph seinen Auftrag zu einer Lebensstellung zu erweitern bestrebt war, sei es, daß das Licht wirklich zehn Tage lang ungünstig blieb, das Bild kam nie zustande, bis Henikstein, durch Glorias Drängen ungeduldig gemacht, den langwierigen Lichtbildner zum Teufel jagte und einen Filmoperateur verpflichtete, dem es am ersten Tage gelang, mehrere brauchbare Aufnahmen zu machen, denn er war Garragan eine ganze Strecke weit nachgefahren.

An Garragan persönlich heranzukommen, war Henikstein nicht geglückt. Eine gute Idee Ewedings, der sich dem von Gloria Empfohlenen bereitwillig, wenn auch ohne Begeisterung, zur Verfügung stellte, scheiterte. Eweding hatte nämlich dem jungen Grafen vorgeschlagen, die freigewordenen beiden Zimmer zu mieten, die Herr Schenirer aus Zolkiew verlassen hatte, ein Plan, der Henikstein gefiel, aber Garragan war sehr zornig geworden, als sein Diener ihm von einem neuen Mieter zu erzählen begonnen hatte.

„Du bist wohl verrückt geworden, Eweding!" hatte Garragan getobt. „Statt froh zu sein, daß wir den einen Kerl draußen haben, willst du mir ein anderes Subjekt ins Haus bringen? Gebe ich dir zu wenig Geld für die Wirtschaft? Verlangst du mehr Lohn? So sprich doch, und komm' mir nicht mit solchen Dingen."

Wie ein verprügelter Hund war der Alte aus dem Zimmer geschlichen und zeigte seit damals Henikstein gegenüber eine gewisse Zurückhaltung.

Seine Detektivtalente zu entwickeln, fand Henikstein wenig Gelegenheit, denn Garragans Leben lag offen zutage. Jeden Morgen, Punkt acht Uhr, verließ Garragan das Haus und fuhr nach der Hermannstraße in Neukölln, wo er in einer Schlosserwerkstätte verschwand, die einem Mann namens Emil Pachaly gehörte. Ein Vorwand, sich mit diesem Schlosser in Verbindung zu setzen, war unschwer zu finden gewesen, aber es gelang Henikstein nicht, von dem Mann, der ein wenig schwachsinnig zu sein schien, Näheres über seine Beziehungen zu Garragan zu erfahren. Nachdem Henikstein sich davon überzeugt hatte, daß in dieser harmlosen Werkstätte kaum eine Höllenmaschine gegen Gloria gebaut werde, war Emil Pachaly in der Hermannstraße für ihn erledigt.

Zwischen halb sechs und sechs Uhr abends kehrte Garragan heim und verließ seine Wohnung nicht mehr. Den Berichten Ewedings zufolge aß sein Herr zu Abend, dann pflegte er zu zeichnen oder zu schreiben, manchmal las er in einem Buch, zu-

meist aber saß er unbeschäftigt da, rauchte viele Zigaretten und starrte in die Luft. Gegen elf Uhr ging er zu Bett.

Diese eintönige und fast pedantisch geregelte Lebensführung war nicht geeignet, in dem Beobachter irgendwelche Verdachtsmomente zu erregen, so daß Henikstein, der sich in Berlin langweilte und brennende Sehnsucht nach Gloria hatte, eines Abends zu der Folgerung kam, daß seine Mission beendet sei. Aber fast im gleichen Augenblick, da er diesen allzu erwünschten Schluß zog, wurden warnende Stimmen in ihm laut, die heftig gegen seine Abreise sprachen. In die Gedankenwelt Garragans einzudringen, war ihm allerdings unmöglich, auch wenn er seine Detektivrolle, die einer gewissen Lächerlichkeit nicht entbehrte, noch ein halbes Jahr länger spielte. Aber in dieser Stunde des Schwankens und der Unsicherheit drängte sich ihm unwillkürlich Macphersons Idee auf, die auszuführen er schon während der Reise nach Berlin in seinem Innern abgelehnt hatte, erstens, weil er es für treulos hielt, einer so dringend ausgesprochenen Bitte Glorias entgegenzuhandeln, zweitens, weil es ihm, ebenso wie Gloria, unfair erschien, die Notlage eines Mannes auszunützen und den Wehrlosen mit irgendeinem Weibsbild in Verlegenheiten zu bringen.

Wenn Henikstein jetzt dennoch zu Macphersons Plan zurückkehrte und seinen Widerwillen zu überwinden bemüht war, so geschah es, weil er, ohne sich selber darüber ganz klar zu sein, Eifersucht verspürte. Er fürchtete nicht mehr Garragans Haß, sondern die Liebe, die dieser Mann zu erwecken imstande war. Henikstein erkannte mit dem Instinkt der Liebe, der Zwanzigjährigen die Weisheit der Greise schenkt, daß seine Aussichten durch nichts heftiger bedroht werden könnten, als wenn Gloria sich wieder in ihren Mann verliebte.

Nachdem Henikstein seine Überlegungen bis zu diesem Punkt geführt hatte, erschien es ihm unausweichlich, Garragan durch eine andere Frau zu binden und ihn auf diese Weise endgültig von Gloria zu trennen. Aber jetzt, da er sich entschlossen hatte, eine Sache durchzuführen, obwohl sie gegen sein ritterliches Empfinden ging, kamen die großen Schwierigkeiten des Unternehmens an den Tag.

Wie sollte man einem Menschen, der wie Garragan lebte, eine Frau an den Hals hetzen? Der gute Macpherson mit seinen blödsinnigen Dollarschecks stellte sich das leichter vor, als es in Wirklichkeit war. Und wie mußte die Frau beschaffen sein, die Garragan über das unverbindliche Abenteuer einer Stunde hinaus fesseln könnte?

Der junge Graf betrachtete prüfend die Frauen im Saal, in dem er speiste, als wollte er feststellen, welcher Typ für Garragan geeignet wäre. Keine der Damen, so schöne auch darunter waren, erfüllte Henikstteins Ansprüche. Eine Kokotte, und wäre sie größten Stils, mit der Aufgabe zu betrauen, erschien ihm aussichtslos und verfehlt. Es kam nicht darauf an, einen primitiven Ehebruch zu konstatieren. Das Herz sollte beschäftigt werden.

Henikstein kannte einige junge und verlockende Damen der Gesellschaft, die möglicherweise zu bereden gewesen wären, sich teils aus perverser Neugier, teils aus Interesse für eine genügend große Anzahl amerikanischer Dollars in das Abenteuer zu stürzen, aber diese Frauen waren gerade im Präludium allzu zögernd und umständlich, wodurch sie eben ihre Zugehörigkeit zur guten Gesellschaft bewiesen.

Graf Henikstein verwarf die Damen der Gesellschaft und kämpfte voll Unbehagen gegen die sich ihm aufdrängende Vorstellung, daß die Frau, die zu Garragan paßte, wie Gloria aussehen müßte. Aber wo in der Welt gab es eine zweite Gloria? Während er an Glorias schwarze Haare und an ihre hellen blauen Augen dachte, kam ihm durch eine Ideenverknüpfung der rettende Gedanke: Mariska Tóth.

Es gab keine Frau, die für die zugedachte Aufgabe geeigneter war als Mariska Tóth. Sie war jung und schön, sie hatte schwarze Haare und ein blaues und ein braunes Auge, sie besaß herrliche Zähne, die geradesten Beine, die man sich denken konnte, und den schlanken Körper eines Knaben, sie war ausgelassen lustig oder hoffnungslos traurig, wie es der Stimmung ihres Kavaliers entsprach, sie konnte naiv und einfältig wie ein junges ungarisches Bauernmädel sein, sie konnte aber auch Witze erzählen, die altgediente Husarenrittmeister in Verlegenheit setzten, sie konnte unnahbare Weltdame spielen und raffinierteste Kokotte.

Henikstein lächelte zufrieden und bat einen Kellner, ihm eine Zeitung zu besorgen. Wenn Mariska Tóth in Berlin war, hatte die Geschichte Aussicht auf Erfolg. Wenn Mariska in Wien oder Budapest war, ließ man sie einfach kommen. Geld spielte ja keine Rolle.

Der Kellner brachte eine Zeitung. Henikstein jubelte. Mariska Tóth war in Berlin. Sie spielte immer noch im Operettentheater des Ostens die Hauptrolle in der erfolgreichen Operette „Das Mädchen für alles", die er, wie er einigermaßen beschämt feststellte, mindestens dreißigmal gesehen hatte.

Er blickte auf die Uhr. Er konnte Mariska noch erreichen. Einige Minuten später saß er in einem Auto, das ihn nach dem fernen Osten brachte.

Der Theaterdiener begrüßte ihn wie einen guten alten Bekannten und geleitete ihn durch wohlvertraute schmale Gänge, die nach Frauenfleisch, Puder und Latrinen rochen, zur Tür der Garderobe Mariskas.

Die Garderobenfrau öffnete, erkannte freudig bewegt den Grafen und ließ ihn eintreten.

Mariska saß halbnackt vor dem Spiegel und wechselte die Seidenstrümpfe. Als sie den Grafen erblickte, schrie sie auf, stürzte ihm entgegen, einen halbangezogenen Strumpf nachschleifend, und warf ihre Arme um seinen Hals.

„Clemens! Drága! Jaj, wie mein Herz klopft. Spürst du? Wo bist du so lange gewesen?" Sie erstickte ihn mit Küssen.

„Oh, drága, ich bin schrecklich böse auf dich! Du bist ein großer Schuft, ein Gauner bist du, ein Hendelfanger!"

Er lachte und machte sich frei. Sein Mantel war weiß von Puder.

„Die Seifferth wird dich dann abbürsten, drága."

Ein Klingelzeichen ertönte.

„Wir haben höchste Eisenbahn, Fräulein Tóth", mahnte die Garderobenfrau.

„Du wartest hier auf mich? Wir gehen dann soupieren, nicht wahr, drága?"

„Natürlich, Mariska. Mit dieser Absicht bin ich ja hierhergekommen, vorausgesetzt, daß du heute frei bist."

„Du, sei nicht gemein!" sagte sie und machte ein beleidigtes Gesicht. Im nächsten Augenblick begann sie zu lachen. „Du bist schrecklich dumm, drága. Weißt du nicht, daß die ganze Welt stier ist? Es gibt doch gar keine Kavaliere mehr."

Die Garderobenfrau bestätigte diese Feststellung durch ein schwermütiges Kopfnicken.

Im Nu war Mariska angezogen, warf einen letzten Blick in den Spiegel, gab Henikstein einen Kuß und rief beim Hinauslaufen: „In zwölf Minuten bin ich wieder da. Heut wird hudriwudri gespielt."

Die Seifferth folgte ihrer Herrin auf die Bühne und ließ Henikstein allein in der Garderobe, die ein dürftiger Holzverschlag war und vor Hitze dampfte. Es war ganz still und nur manchmal drang ein dumpfer Paukenschlag oder heiseres Tschinellengerassel bis hierher.

Henikstein entdeckte auf einem Tischchen zwischen Schminken, Vaselinetöpfen und Parfümflaschen ein Stück Paprikaspeck, zwei Scheiben Schwarzbrot und eine saure Gurke. Jetzt wußte er, daß Mariska wirklich frei war, obwohl er eigentlich nicht begreifen konnte, daß die Männer sich nicht gegenseitig die Schädel einschlugen, um bei Mariska Tóth Sieger zu sein.

Während er diesen trüben Gedanken über den Verfall des Abendlandes nachhing, fand er plötzlich den Weg, auf dem Mariska Tóth an Garragan herankonnte. Sie mußte eines Abends bei ihm erscheinen und ihn bitten, ihr die beiden freigewordenen Zimmer zu vermieten. Wenn es gelang, diese Begegnung herbeizuführen, war schon viel erreicht. Alles übrige durfte man beruhigt Mariska Tóth überlassen.

Frau Seifferts kam in die Garderobe zurück. Eine Weile später stürmte Mariska herein.

„Hab' ich mich getummelt? Alles für dich, drága."

Sie umarmte ihn, biß zärtlich in sein Ohr und wurde unvermittelt elegisch.

„Glaub' mir, das Theaterspielen macht keinen Spaß mehr. Wie abkommandierte Sträflinge sitzen die Freiberger da. Der Dalles stinkt zum Himmel. Es ist nichts mehr los in Berlin. Ich gehe wieder nach Wien oder nach Budapest oder wohin mich der liebe Gott führt. Ich muß nicht bei jeder Pleite dabei sein."

Nachdem sie sich abgeschminkt und umgekleidet hatte, bejahte sie wieder das Leben.

„Wir wollen in das neue russische Restaurant, in das ganz neue, ist es dir recht, drága?"

„Wohin du willst, Mariska."

„Dort ist nämlich ein Zigeuner, also du mußt weinen, wenn er spielt."

„Das kann ja ein vergnügter Abend werden", scherzte Henikstein.

„Oh, du wirst nicht weinen, drága, nur Ungar kann über Musik weinen."

Als sie das prunkvolle, noch nach Firnis und Neuheit riechende Lokal betraten, in dem Mariska Stammgast zu sein schien, ging der Kapellmeister, ein fetter Bursche mit geöltem, pechschwarzem Haar, sowie er Mariska erblickte, blitzschnell aus dem Shimmy, den er spielte, in einen Tschardasch über, und die fünf Männer seines Orchesters folgten ihm mit bewundernswerter Geschicklichkeit.

Mariska zeigte ihre prachtvollen Zähne, lächelte dankbar dem Primas zu, der sich grüßend verneigte, und fragte voll Stolz ihren Begleiter: „Ist es hier nicht fein, drága?“

„Bezaubernd“, antwortete frostig Henikstein, dem es peinlich war, mit einem musikalisch so sehr betonten Eintritt Aufsehen zu erregen.

Nachdem Mariska endlich einen Tisch gefunden, der ihren Wünschen entsprach, kam der Besitzer des Lokals heran, ein Herr, der wie ein russischer Feldmarschall aussah, es kamen der Geschäftsführer und Scharen von Kellnern, alle äußerst beflissen, die Befehle Mariska Tóths entgegenzunehmen. Mariska aber lehnte sämtliche Vorschläge ab und wünschte mit dem Küchenchef persönlich zu verhandeln. Der Koch wurde geholt, und es stellte sich heraus, daß der verantwortliche Leiter der russischen Küche ein Ungar war, mit dem Mariska sofort in ungarischer Sprache eine angeregte Unterhaltung begann, die von seiten des Küchenchefs mit väterlicher Milde geführt wurde.

Der feiste Kapellmeister unterließ es nicht, dieses wichtige und lange währende Gespräch mit ungarischer Musik zu bestreuen, und machte erst Schluß, als die Trabanten Mariskas Tisch verließen.

„Ich bin sehr glücklich, daß du wieder da bist, drága“, sagte Mariska leidenschaftlich und funkelte ihn mit dem blauen und mit dem braunen Auge an. „Bleibst du lange in Berlin?“

„Das hängt von dir ab, Mariska.“

„Von mir? Wieso?“

Da brachte der Kellner eine russisch-ungarische Fleisch- und Gemüsesuppe.

„Ich werde es dir später erklären, Mariska.“

„Ich bin aber schon schrecklich neugierig. Ich werde nichts essen können.“

Diese Behauptung widersprach allerdings der Wahrheit. Mariska Tóths Appetit, der berühmt war, denn sie konnte so viel essen wie drei ausgehungerte Pferdehändler zusammen, ohne ein Gran Fett anzusetzen, ließ sich durch Neugier nicht beeinträchtigen.

Als der Mokka serviert war, legte Henikstein seinen Plan vor. Er begann mit der aufregenden Frage: „Willst du fünftausend Dollar verdienen, Mariska?“

Mariska verschluckte sich, mußte husten und erwiderte bei-

nahe entrüstet: „Ich bin böse, oh, ich bin sehr böse. Man macht solche Witze nicht mit einer armen Frau!“

„Das ist kein Witz, Mariska.“

„Kein Witz! Drága! Fünftausend amerikanische Dollars? Effektiv?“

„Effektiv“, bestätigte er lächelnd.

„Jaj, Mama! Natürlich will ich. Was muß ich tun, drága?“

Henikstein hatte eine letzte Hemmung zu überwinden, bevor er antworten konnte: „Du mußt einen Mann in dich verliebt machen.“

Sie sah ihn ungläubig an.

„Sonst nichts? Und dafür bekomme ich fünftausend Dollars?“

„Ja und außerdem fünfhundert Dollars monatlich, solange deine Beziehungen zu dem Mann dauern.“

Sie wurde nachdenklich und dann mißtrauisch.

„Lieber Freund, da ist irgend etwas nicht in Ordnung.“

Henikstein, ein wenig belustigt darüber, daß sie ihn nicht mehr „drága“, mein Teurer, nannte, bemühte sich, ihr Mißtrauen zu zerstreuen.

„Nein, mein Lieber, da stimmt etwas nicht. Ist der Mann alt oder krank oder ekelhaft, oder was ist?“

„Es ist ein Mann in den besten Jahren, sehr elegant, sehr gut aussehend, viel besser als ich, ein Kavalier, ein Gentleman. Wenn du mir nicht glauben willst, liebe Mariska, so lassen wir die Sache.“

„Natürlich glaub' ich dir, aber du begreifst, fünftausend Dollars sind so schrecklich viel Geld, daß man ganz verdreht wird im Kopf. Erzähl' weiter!“

Henikstein berichtete nicht mehr, als unbedingt nötig war, um Mariska über den Fall zu unterrichten.

„Zwischen sechs und sieben Uhr abends, sagst du? Das ist schwer, ich muß ja ins Theater, aber wenn es auf acht Tage nicht ankommt, dann geht es. Ich spiele nämlich nur bis zum zehnten März.“

„Schön, dann machst du am elften März deinen Besuch. Wenn du keinen Erfolg hast, erhältst du fünfhundert Dollars als Entschädigung.“

Sie straffte ihren Körper, lächelte überlegen und sagte, ihres Sieges gewiß: „Wenn du das erlebst, mein Lieber, dann kann sich Mariska Tóth begraben lassen.“

XIII

Eines Abends, als Garragan eben aus Neukölln nach Haus gekommen war, läutete das Telephon.

„Hier Nikoline. Nikoline!! N wie Nathan, I — wie Isolde, K — wie — —"

„Guten Abend, Nikoline."

„Guten Abend, Garragan. Wie ich mit Vergnügen höre, leben Sie noch. Ich bin nämlich beauftragt, zu fragen, was Sie treiben. Potsdam hat Sehnsucht nach Ihnen."

„Wie, bitte? Hallo!"

„Hören Sie zu, Bokofzer, ich mache das Geschäft, aber nur fifty-fifty. Wenn der Sege nicht will, ab dafür."

Garragan legte den Hörer zurück. Wie er sich selber eingestand, war ihm der Abbruch des Gesprächs nicht unangenehm, denn er fühlte sich noch zu müde, um den scharfen, ironischen Ton des Bokofzer-Milieus zu ertragen. Die Potsdamer wußten nun, daß er lebte. Dies genügte. Und an einem Sonntag konnte man schließlich hinausfahren und den Oberst von Queiß besuchen.

Da läutete das Telephon zum zweitenmal.

„Hallo! Wir sind unterbrochen worden."

„Ja."

„Ich höre deutlich, wie verzweifelt Sie über die Unterbrechung waren."

Garragan mußte unwillkürlich lächeln. Diese junge Dame war beängstigend schlau.

„Na, verzagen Sie nicht, Garragan. Ich habe ja nochmals angeläutet. Warum fällt eigentlich so etwas nicht Ihnen ein? Warum haben Sie nie bei mir angerufen?"

„Verzeihen Sie, Nikoline, ich hatte so viel Arbeit —"

„Bestimmt nicht mehr als ich, lieber Garragan. Und essen müssen Sie doch schließlich auch. Haben Sie gar kein Verlangen, mal mit einem intelligenten jungen Mädchen zusammen Abendbrot zu essen?"

„Aber natürlich, liebe Nikoline, nur —"

„Immer mit der Ruhe! Nicht so stürmisch! Ich verstehe schon. Sie wünschen sich nichts Besseres, wollen Sie sagen. Also dann kommen Sie gleich heute. Paßt es Ihnen?"

„Jawohl", sagte er und ärgerte sich über sein Nachgeben.

„Ich erwarte Sie Punkt acht Uhr am Viktoria-Luise-Platz, Ecke Münchener Straße. Haben Sie mich verstanden?"

„Jawohl."
„Dann auf Wiedersehen."
„Auf Wiedersehen."

Wie eine Störung des Gleichgewichts empfand Garragan das drohende Beisammensein mit Nikoline, dem auszuweichen er zu ungeschickt gewesen war. In verdrossener Laune kleidete er sich um, wurde wütend über das erstaunte Gesicht Ewedings, als dieser hörte, sein Herr speise heute nicht zu Hause, verließ grollend seine Wohnung, entdeckte im Untergrundbahnhof, daß er den Hausschlüssel vergessen hatte, mußte umkehren und landete erst um ein Viertel nach acht auf dem Viktoria-Luise-Platz, tief beschämt und nur durch die Hoffnung aufrecht gehalten, daß Nikoline schon längst weggegangen sein würde.

Aber die erstaunliche junge Dame wartete noch an der verabredeten Ecke und spielte nicht einmal die Gekränkte.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Nikoline —"

Sie unterbrach ihn lachend: „Am Nollendorfplatz ist Ihnen der Zug gerade vor der Nase abgefahren, nicht wahr? Das kenne ich. Aber Sie sehen, daß ich als alte Potsdamerin auf dem Posten geblieben bin. Ich wußte doch bestimmt, daß Sie kommen würden."

Er stand wie ein armer Sünder vor ihr. Sie schüttelte seine Hand und rief fröhlich: „Guten Abend, Joseph Garragan."

„Guten Abend, Nikoline."

„Aber jetzt, mein hoher Herr, wollen wir zu Tisch gehen. Ich werde Ihnen mein Stammlokal zeigen, wo ich einsam und alleine zu Abend esse. ‚Was soll man machen?' sagte das junge Mädchen und schlug züchtig die Augen nieder. Weil wir gerade vom Niederschlagen sprechen, lieben Sie Boxen? Ich habe nämlich im letzten Augenblick zwei Karten für den heutigen Boxabend von meinem Chef erhalten — aber wir wollen lieber gemütlich in unserer Kneipe sitzen. Kommen Sie, Garragan."

Sie traten in einen kleinen, wunderlich gebauten Saal, der nur aus Ecken zu bestehen schien. Drei alte Musikanten saßen auf einer Estrade, machten Künstlertrio und spielten ein Potpourri aus der Oper „Die weiße Dame". Trotzdem war das Restaurant merkwürdig still, kein lautes Wort flog auf, die Teller klapperten nicht, kaum hörbar schwebten die Kellner auf und ab.

Nachdem Nikoline und Garragan in einer Ecke Platz genommen und das Essen bestellt hatten, fragte Nikoline: „Na, wie gefällt Ihnen mein Stammlokal? Ist es nicht ulkig? Manchmal, wenn ich allein hier sitze, ich bin nämlich der einzige

Stammgast ohne Anhang, muß ich laut auflachen, so komisch ist das alles."

„Wieso komisch?"

„Erstens ist es hier lächerlich still, weil überall nur Liebespaare und Verhältnisse herumsitzen. Liebespaare aber sprechen nie ein lautes Wort, sie flüstern und wispern nur, was ich furchtbar dämlich finde. Habe ich nicht recht?"

Garragan lächelte.

„Ich habe noch nicht darauf geachtet, aber jetzt, da Sie mich darauf hinweisen, scheint es mir selber, als ob Flüstern und Wispern untrennbar von Liebesleuten sind, die in Lokalen beisammen sitzen."

„Die guten Leutchen haben sich andauernd süße Geheimnisse mitzuteilen. Wie grauenhaft! Egal süßes Geheimnis!"

„Und zweitens?"

„Ach so! Und zweitens die Musike! Über die kann ich mich totlachen. Die Brüder spielen lauter alte Opern, die kein Mensch mehr kennt. Ich natürlich auch nicht, aber da ich einmal durch den Kellner habe fragen lassen, was für ein merkwürdiges Musikstück da gespielt werde, hat mir der Kapellmeister aus Dankbarkeit für mein Interesse jeden Abend das Programm aufgeschrieben. Sie werden ‚Zampa' hören und ‚Das Nachtlager in Granada', ‚Hans Heiling', ‚Die Zigeunerin', ‚Das Glöckchen des Eremiten', ‚Lucrezia Borgia', ‚Dinorah oder die Wallfahrt nach Ploermel' und so fort mit Grazie. Es ist genau so wie beim Kurkonzert in Pyrmont. Nur in deutschen Badeorten gibt's noch diese Musik. Warum lächeln Sie?"

„Ihre Beobachtungen sind so amüsant, Nikoline."

„Amüsant ist gut. Verzweifelt müssen Sie sagen. Glauben Sie, daß es mir Spaß macht, hier in der Ecke allein zu sitzen und verschimmelte Opernmusik anzuhören?"

„Ja, warum sitzen Sie denn allein?"

Sie sah ihn an und trank dann einen Schluck Wein.

„Fragen Sie das im Ernst oder scherzhaft? Ich kenne mich nicht aus."

„Im Ernst natürlich."

„Dann will ich Ihnen auch ernsthaft antworten. Soll ich mit einem ‚Bräutigam' hier sitzen, der mir zärtlich ins Ohr wispert: ‚Der Krabbensalat schmeckt doch schön, Nikolinchen!' Das ist mit mir nicht zu machen. Jetzt werden Sie, immer mit der Logik, fragen: Warum heiraten Sie nicht? Wen, lieber Garragan? Die Leute aus unsern Kreisen sind so arm, daß

sie sich nicht mal ein paar anständige Zigaretten leisten können, geschweige denn eine Frau. Die andern, die Geld haben, kommen nicht in Betracht, oder sagen wir, noch nicht in Betracht. Wir sind ja deklassiert, aber unsere Nerven rebellieren noch gegen den Absturz."

Sie begann plötzlich zu lachen.

„Jetzt können Sie die Oper ‚Zar und Zimmermann' genießen, lieber Garragan. Darin kommt das schöne Lied vor: Einst spielt' ich mit Zepter und Krone."

„Welcher Art ist eigentlich Ihre Stellung bei Herrn — ich kann mir den Namen nicht merken?"

„Bei Herrn Direktor Bokofzer? Ich bin seine Privatsekretärin. Bokofzer ist Mitinhaber eines Bankgeschäfts in der Französischen Straße. Dort habe ich aber wenig zu tun. Meine Hauptarbeit ist abends und nachts."

„Nachts?"

„Ja, in der Privatwohnung Bokofzers."

„Wie peinlich!" rief Garragan unangenehm berührt.

„Gott ja, aber Bokofzer zahlt gut und — zittert vor mir. Ich weiß nämlich zu viel. Ich kenne Geschäftsgeheimnisse, von denen nicht einmal sein Sozius eine Ahnung hat. Bokofzer ist übrigens in seiner Art ein Genie. Er riecht das Geld. Er hat die feinste Witterung für Verdienstmöglichkeiten. Er weiß immer fünf Minuten früher als die andern, was gespielt wird. Nehmt alles nur in allem, ihr werdet niemals seinesgleichen sehen."

„Ich verstehe nur nicht, warum Sie nachts arbeiten müssen, Nikoline."

„Weil Bokofzer nachts arbeitet. Er telephoniert nachts mit Essen, Dortmund und Düsseldorf, wo wir Filialen haben. Er spricht mit Paris, Mailand, Zürich, mit der ganzen Welt, die telephonisch erreichbar ist. Nachher entwirft er den Schlachtplan für den nächsten Tag. Napoleon ist dagegen ein armseliger Hasardeur gewesen, der selbstverständlich Pleite machen mußte."

Sie blickte auf die Uhr.

„Müssen Sie schon weg, Nikoline?"

„Ich habe noch eine gute halbe Stunde Zeit, auch länger. Ich komme, wann ich will", sagte sie selbstbewußt. „Wissen Sie, daß Sie ein gefährlicher Mensch sind, Garragan?"

„Ich? Wieso, Nikoline?"

„Sie bringen mich dazu, andauernd von mir selber zu erzählen."

„Ich höre gern zu. Mir ist alles neu. Ich komme mir wie ein Waisenknabe vor."

Sie zündete sich eine Zigarette an und versank in Schweigen, das Garragan nicht störte. Das Beisammensein mit Nikoline, das er beinahe gefürchtet hatte, erschien ihm jetzt gar nicht mehr bedrückend. Man bekam Nachrichten aus einer fernen Welt, die man nicht begriff, und konnte hier in der Ecke ebenso friedlich sitzen wie daheim.

Nach einer Weile tauchte Nikoline aus ihrer Versunkenheit auf und wendete sich ihm wieder zu.

„Ich muß ja doch reden, denn wenn es nach Ihnen ginge, lieber Garragan, blieben wir stumm bis zur Polizeistunde. Sie sind übrigens ein fabelhafter Telephonierer. So was von Plauderhaftigkeit habe ich noch nicht erlebt. Plappermäulchen, möcht' man sprechen."

„Ich habe das Telephonieren verlernt", erwiderte Garragan gutmütig.

Sie errötete und wurde ärgerlich über ihr Erröten.

„Natürlich. Ich weiß schon. Zerbrechen Sie mir nicht das Herz! Meine Bemerkung war auch nur ganz harmlos und scherzhaft gemeint."

„Warum sind Sie so unduldsam, Nikoline? Sie selber sagen rücksichtslos alles, was Sie denken — ich finde das sehr hübsch, es gibt eine angenehme Atmosphäre von Freundschaft und Kameradschaftlichkeit —, aber wenn ein anderer nur das bescheidenste Wort wagt, das Ihnen nicht gefällt, brausen Sie auf."

„Brausen ist ganz kraß gesprochen. Aber mit Ihren andern Ausführungen haben Sie vollkommen recht, lieber Garragan. Ich bin anmaßend, vorlaut und unduldsam. Es bleibt mir nur übrig, Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie hierher gelotst habe. Entschuldigen Sie die Aufdringlichkeit, die sonst nicht meine Art ist. Ich bin eher herb, wie Bokofzer behauptet."

Garragan begann zu lachen.

„Jetzt sagen Sie mir nur eines, Nikoline: Ärgern Sie sich wirklich oder spielen Sie Komödie?"

Sein herzlicher Ton entwaffnete sie.

„Das ist natürlich lauter Theater, wie Sie in Ihrer Abgeklärtheit sofort erraten haben. Wahr ist nur, daß ich Sie auf Papas Veranlassung angerufen und hierher gelockt habe. Von mir aus hätten Sie ein alter Schotte werden können, bevor ich Sie in Ihrer Ruhe und Einsamkeit gestört hätte. Aber Papa, der Sie mehr liebt als seine Töchter, hatte solche Sorge um Sie, daß ich ihm versprechen mußte, bei Ihnen anzurufen. Ganz unberechtigte Sorge, aber er glaubte mir nicht. Alte Leute sind so wunderlich."

Nach einer Pause fragte Garragan: „Warum sagen Sie: Unberechtigte Sorge? Wie meinen Sie das, Nikoline?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich werde mich hüten, mir wieder einen Verweis zuzuziehen. Nein, lieber Garragan, alles, was ich denke, sage ich doch nicht rücksichtslos heraus. Ich habe keine Lust, Sie ganz böse zu machen."

„Sie unterschätzen mich ein bißchen, Nikoline. Ich kann Wahrheit sehr gut ertragen."

Sie überlegte und betrachtete Garragan mit den prüfenden Augen eines Arztes.

„Ich kann es Ihnen natürlich auch sagen. Papa macht sich Sorge um Sie, weil er Ihre Rachepläne fürchtet, von denen er mir erzählt hat."

Garragan runzelte die Stirn.

„Sie machen jetzt schon ein finsteres Gesicht!"

„Sprechen Sie ruhig weiter, Nikoline."

„Ich versuchte, Papa begreiflich zu machen, wie unberechtigt seine Sorge sei. Rache sei doch etwas so Vorsintflutliches, daß es für einen Mann des Jahres 1924 nicht in Frage komme. Ebensogut könne einer in einer rasselnden Ritterrüstung auf dem Kurfürstendamm spazieren gehen. Wenn ich Rache höre, sehe ich den alten cholerischen Wüstengott auf einer glühenden Wolke einherfahren und Rache schnauben bis ins dritte und vierte Geschlecht. Das sind für mich, verzeihen Sie, unmögliche Vorstellungen."

„Es ist seltsam," erwiderte Garragan sehr ruhig und ohne Zorn, „daß Sie, Nikoline, die Sie so wunderbar jung sind, wie eine achtzigjährige fromme Stiftsdame sprechen. Sonst begreift die Jugend, aus dem Gefühl, aus ihrem Blut heraus, was Rache zu bedeuten hat. Der Verstand und die Klugheit der Altgewordenen lehnen den Begriff ab. Sie sind bei den Bokofzers klug und alt geworden, Nikoline. Sie tun mir leid."

„Goldene Worte, mehr kann ich nicht sagen, lieber Garragan. Aber eben weil ich alt und weise bin, darf ich es wagen, Ihnen gegenüber, der ein erfreulich stürmischer Jüngling geblieben ist, die Sache der Vernunft und Erfahrung zu vertreten. Sie verspotten die Bokofzers mit Unrecht. Wir könnten viel von ihnen lernen. Man muß das Leben nehmen, wie es ist, nicht wie wir es gern haben wollen. Sie lächeln nachsichtig und überlegen, aber gestatten Sie mir, ein einziges Beispiel unter vielen andern herauszugreifen: Wenn jetzt, in diesem Augenblick, Ihre Frau

Gloria durch die Drehtür in das Lokal träte, würden Sie den Revolver zücken und darauf losknallen? Das ist ganz ausgeschlossen, lieber Garragan. Das gibt es nicht. Außerdem würde ich vor Scham in den Boden versinken."

Garragan hatte unwillkürlich nach der Tür geblickt und war sehr blaß geworden. Dann sah er Nikoline an, mit Augen, vor deren Wildheit sie erschrak, und sagte mit heißer Stimme: „Ich muß Sie enttäuschen, Nikoline. Wenn Gloria jetzt hier einträte, würde ich sie ganz bestimmt töten, sogar auf die Gefahr hin, Ihr Schamgefühl zu verletzen."

Sie dachte: Du belügst dich! Nie wirst du Gloria töten! Aber sie hielt es für geboten, den Erregten durch Widerspruch nicht mehr zu reizen. Die Arznei war ihm eingeflößt, nun konnte sie wirken oder nicht.

Garragan schien eine Antwort zu erwarten, aber Nikoline wurde plötzlich von einem unbezwinglichen Lachkrampf ergriffen.

„Verzeihen Sie mir, Garragan," stammelte sie, von Lachen geschüttelt, „aber es ist zu komisch."

Ihr Lachen wirkte so ansteckend, daß Garragans Gesicht sich entstraffte und aufhellte.

„Darf ich fragen, was Ihre Heiterkeit erregt?"

Sie deutete mit dem Kopf nach der Musikestrade.

„Die Kurkapelle — die Kurkapelle — gibt — Ihnen recht, Garragan. Sie spielt das Rachelied aus der schönen Oper ‚Lucrezia Borgia', und das beginnt mit den Worten: ‚Freudig der Rache Wonne' —"

Sie konnte nicht weiter, so sehr mußte sie lachen. Endlich überwand sie sich und sagte mühsam: „Gehen wir, Garragan. Ich störe alle Liebespaare."

Sie erhob sich und eilte, von Garragan gefolgt, aus dem Restaurant. Draußen lehnte sie an einen Laternenpfahl und ließ ihrer zurückgedämmten Lachlust freien Lauf. „So, jetzt bin ich zu Ende. Verzeihen Sie", bat sie und ging mit ihrem Begleiter nach der Münchener Straße. „An der blödsinnigen Lacherei sind nur Sie schuld, Garragan, weil Sie mich eine achtzigjährige Stiftsdame genannt haben. Glauben Sie, daß Achtzigjährige so lachen können? Aber bei Ihnen habe ich jedenfalls verspielt. Sind Sie mir sehr böse?"

„Gewiß nicht, Nikoline. Ich bin ja ein bißchen schwerfällig und nicht sehr klug, aber allmählich habe ich doch Ihre erzieherischen Absichten begriffen. Sie meinen es natürlich sehr gut mit mir."

„Das walte Gott“, sprach das junge Mädchen und blickte dankbar zum Himmel auf. Aber die Ironie klang matt und ein wenig gezwungen.

Als sie das Haus erreicht hatten, in dem Bokofzer wohnte, fragte Garragan: „Wie lange müssen Sie jetzt noch arbeiten, Nikoline?“

„Bis zwei oder drei, je nachdem.“

„Wie kommen Sie dann nach Haus?“

„Ich wohne nicht weit von hier, in der Babelsberger Straße, und außerdem wartet von zwei Uhr ab eines der zahllosen Autos meines lieben Chefs, um mich nach Haus zu bringen. Eine Privatsekretärin wie mich kann sich auch nur Herr Bokofzer leisten.“

Sie reichte ihm die Hand.

„Vielen Dank für den schönen Abend. Wenn Sie wieder mal gute Kurmusik hören wollen, kommen Sie in unser Restaurant.“

„Ja,“ sagte er und konnte ohne Mühe auf ihren Ton eingehen, „die Musik hat es mir angetan. Ich komme bestimmt wieder, Nikoline.“

XIV

Die Briefe Henidsteins enttäuschten Gloria, die sich von Garragans Leben nach seiner Entlassung ganz andere und in jedem Fall romantischere Vorstellungen gemacht hatte. Wenn sie nun las, daß Garragan, gleich einem betriebsamen Handwerker, um acht Uhr morgens das Haus verließ, um nach Neukölln zu fahren und in einer Schlosserwerkstätte zu verschwinden, wo er wahrscheinlich, wie sie vermutete, an irgendeiner Erfindung herumbastelte, und daß er um sechs Uhr abends heimkehrte, ohne jemals wieder auszugehen, fühlte sie sich, so beruhigend auch diese Nachrichten waren, in ihren Erwartungen betrogen und kam sich fast ein wenig lächerlich vor, wenn sie ihre Todesangst und die Ruhelosigkeit ihrer Flucht mit der unheroischen, ja spießbürgerlichen Lebensführung Garragans verglich.

Es gab Stunden, in denen Gloria sich des Gedankens kaum erwehrte, daß Macpherson, der Kühle und Welterfahrene, recht haben könnte, wenn er behauptete, daß Rache sich nicht zehn Jahre lang frisch erhalten ließe und daß jene Drohung Garra-

gans während der Verhandlung nur eine ohnmächtige Gebärde der Verzweiflung gewesen wäre.

Auch die Möglichkeit, daß zehn Kerkerjahre Garragans Energie und Spannkraft gebrochen hatten, erschien Gloria jetzt nicht mehr undenkbar. Wie sehr veränderten zehn Jahre, in Freiheit gelebt, einen Menschen! Die Dünnen wurden dick, die Ehrgeizigen genügsam, die Vorwärtsstürmenden gingen in die gesicherte zweite Linie zurück, ehrbare Kaufleute verwandelten sich in bedenkenlose Schieber, Verliebte wurden satte Ehepaare. Wenn dies alles im natürlichen Ablauf der Zeit geschah, welche Wandlungen vollzogen sich in einem Einsamen und Gefesselten? Man durfte auch von der unwahrscheinlichsten Umgestaltung eines Charakters nicht überrascht sein.

In diesen Gedankengängen kam Gloria so weit, daß sie sich sogar vorstellen konnte, Garragan werde das Almosen, das Macpherson bei der Bank in Zürich für ihn bereitgestellt hatte, annehmen. Obwohl sie mit allen Waffen gegen eine solche Möglichkeit ankämpfte, blieb ein Rest von angstvollem Mißtrauen in ihr zurück. Sie zweifelte nicht an der unbedingten Ehrlichkeit der Berichte ihres Pagen, aber es waren nüchterne Tatsachen, die kein Bild gaben. Wenn sie selber nur eine Sekunde lang Garragans Gesicht sehen könnte, wüßte sie mehr, als aus hundert Briefen zu erfahren war. So kam Gloria auf die Idee, von Henikstein eine Photographie Garragans zu erbitten.

Ihr Leben, das nicht mehr bedroht erschien, lief indessen in den gleichen Bahnen dahin wie in den vergangenen Jahren, wenn sie mit Macpherson in Paris gewesen war. Man besuchte Theater, besah Bilder, fuhr ins Bois, speiste in exklusiven Lokalen, man bestellte Kleider, ging zu Anproben, saß vor den Tischen der Juweliere und ließ sich von Leslie, um ihm Freude zu machen, mit kostbaren Schmuckstücken beschenken, die einem gleichgültig waren, obwohl man doch ein Weib war. Wie sehr mußte dieses leerlaufende Leben Macpherson langweilen, dachte sie manchmal und überfiel ihn, der mit demselben erstarrten Gesicht in der Comédie Française wie in den Bouffes-Parisiens saß, mit der Frage: „Wärest du nicht lieber in Meudon, wo du wenigstens angeln kannst, oder in Neuyork bei deiner Arbeit?"

Dann löste sich seine Starrheit, und er gab immer die gleiche Antwort: „Ich will dort sein, wo du bist, Gloria. Auf den Ort kommt es nicht an."

Wenn er so sprach, wurde sie stumm und beschämt, denn sie wußte, daß er die lautere Wahrheit sagte. Seine nie zu ermüdende Liebe, der Gloria nur Dankbarkeit und freundschaft-

liches Gefühl entgegenbringen konnte, war ihm Zweck und Inhalt des Lebens geworden. Kein Ziel erschien ihm erstrebenswert, wenn er Glorias Liebe nicht zu gewinnen vermochte. Nichts konnte ihn entmutigen oder bewegen, einen Kampf aufzugeben, dessen Aussichtslosigkeit seinem kühlen Verstand nicht verborgen blieb. Aber vielleicht war es gerade diese Aussichtslosigkeit, die seine Liebe zur Besessenheit steigerte. Vielleicht mußte man unglücklich lieben, um den Glauben an die Liebe nicht zu verlieren.

Das ruhig und belanglos hinströmende Leben in Paris wurde an dem Morgen unterbrochen, da Gloria die Bilder Garragans erhielt. Als sie sein Gesicht zum erstenmal nach zehn Jahren wiedersah, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, so sehr verändert erschienen ihr die vertrauten und geliebten Züge. Dies war Garragan? Dieser Mann mit dem leidzerrissenen Gesicht, mit den in Bitterkeit verzogenen Mundwinkeln, mit den tiefeingegrabenen Furchen des Grams und der Verlassenheit, mit den düster blickenden Augen, die nach einem fernen Ziel spähten, dieser mühsam beherrschte Empörer und Fanatiker war Garragan?

Aber je länger sie die Bilder betrachtete, desto geringer dünkten sie die Veränderungen, die zehn Kerkerjahre herbeizuführen vermocht hatten. Es waren eigentlich nur kleine Retuschen, Vertiefungen der Linien, ein schärferes Herausarbeiten der Züge, eine Zuspitzung der Nase, ein Kantigwerden des Kinns. Garragans früheres Gesicht leuchtete durch und war mühelos zu erkennen. Noch ein anderes, irregeleitetes Gefühl brach in Gloria hervor: Dieses neue, hagere, aufrührerische Gesicht war ihr Werk, und der Mann, der dieses Gesicht trug, war um des Leids willen, das er für sie auf sich genommen hatte, untrennbar mit ihr verbunden.

Es war aber ein Gefühl, das nicht Sicherheit noch Beruhigung gab. Über den Ausdruck dieses Gesichts eines Kreuzträgers, dem seine Last zu schwer war, kam man nicht hinweg. Reue stieg in Glorias Herzen auf, bedrückende und zermalmende Reue, die in tränenlosem Schluchzen verströmte. Niemals konnte sie ihre Schuld bezahlen. Niemals konnte sie diesen Mann versöhnen. Es gab keine Brücke von ihr zu ihm.

Sie wußte jetzt, wie falsch das Bild war, das Henikfteins Briefe ohne irreführende Absicht ihr vorgetäuscht hatten. Der junge Mensch konnte nicht sehen, daß aus diesem Antlitz Zorn, Anklage und Drohung sprachen. Sie wußte jetzt, daß sie sich verteidigen mußte, wenn sie dem Tod entgehen wollte, zu dem

Garragan sie verurteilt hatte. Aber verlohnte es sich, dem Tod entfliehen zu wollen, der einen in jedem Augenblick, der ihm genehm war, einholen konnte?

An diesem Morgen vermochte Gloria zum erstenmal dem Tod ins Gesicht zu sehen, ohne der blinden Angst jeder lebenden Kreatur zu verfallen.

Es war besser, auf ewiger Flucht zu leben, es war leichter sogar, zu sterben, als den Gedanken zu ertragen, daß Garragans Stolz zerbrochen worden sei und es zulassen könne, Almosen in Empfang zu nehmen. So dachte Gloria und fand Trost in der Gewißheit, daß Garragan niemals das Bild beflecken konnte, das sie von ihm in ihrem Blut trug.

Sie ging zu Macpherson und reichte ihm mit einer fast hochmütigen Gebärde die Photos, die sie erhalten hatte.

„Das ist Garragan?" fragte er und sah Gloria mit angespannter Aufmerksamkeit an.

„Das ist Garragan."

Er betrachtete die Bilder, die ihm zunächst kaum mehr als wenig geglückte Aufnahmen eines sorgenvollen Gentleman bedeuteten, und überlegte seine Antwort.

„Er sieht sehr gut aus", sagte er endlich zögernd.

Gloria bestätigte dies Urteil mit einem scheinbar gleichgültigen Kopfnicken, aber Macpherson merkte deutlich, wie befriedigt sie von seiner Antwort war, und blickte noch einmal auf Garragans Bild. Jetzt war es ein Blick voll Haß. Von diesem Mann hing sein Schicksal ab, fühlte Macpherson. Dieser Mann stand zwischen ihm und Gloria. Niemals würde sie seine Frau werden, solange Garragan da war und Forderungen an Gloria hatte. Garragan mußte aus dem Spiel genommen werden.

„Er sieht in der Tat sehr gut aus", wiederholte Macpherson und gab die Bilder zurück.

Mehr wurde über Garragan nicht gesprochen, die nächsten Stunden verliefen wie sonst, aber Macpherson spürte die Veränderung, die mit Gloria geschehen war, seitdem sie die Bilder ihres Mannes gesehen hatte. Sie frühstückte mit Widerwillen, fuhr nervös zusammen, wenn ein Glas klirrte, hatte verschleierte Augen und wich seinem Blick aus. Ihre Gedanken waren bei Garragan.

Nachmittags schlug Macpherson eine Spazierfahrt in das Bois vor. Gloria stimmte bereitwillig zu, aber es war klar, daß sie jeden andern Vorschlag mit derselben Gleichgültigkeit aufgenommen hätte.

„Wie warm es schon ist!“ sagte Macpherson schüchtern, und hörte nicht auf zu überlegen, welchen Wunsch Gloria haben könnte, der sich erfüllen ließe.

„Jetzt wird es Frühling“, antwortete sie und blickte sehnsüchtig in die Ferne, die wie ein blaßblauer Vorhang hinter violettschimmernden Bäumen hing und immer weiter zurückwich, je näher man zu kommen glaubte.

Macpherson fing diesen Blick auf und versuchte zu erraten, was er bedeutete.

Eine Weile später erklärte er, sehr behutsam und tastend: „Ich habe schon heute morgen daran gedacht, ob es nicht hübsch wäre, einige Wochen in unserer Villa in Meudon zu verbringen, aber es ist vielleicht noch ein wenig zu früh im Jahr. Wie denkst du darüber, Gloria?“

„Ich ginge sehr gern nach Meudon, wenn es dich nicht langweilt.“

„Oh, ich bin viel lieber in Meudon als in Paris“, beteuerte er eifrig.

Sie blickte ihn an und sagte freundlich: „Du errätst immer meine Gedanken, Leslie. Es ist unheimlich. Ich bin jetzt der Stadt ein wenig müde. Ich freue mich auf Meudon.“

Macpherson war sehr glücklich.

Zwei Tage später übersiedelten sie nach der Villa in Meudon, die auf der halben Höhe des Hügels in einem schönen Garten lag und von hohen, efeubehängten Mauern umschlossen war.

Als sie die steile Straße hinauffuhren, rief Gloria entzückt: „Wie wunderbar ruhig es ist! Sieh, Leslie, die Häuser sind noch unbewohnt. Wir sind die ersten Frühlingsgäste.“

Der Wagen hielt vor der Villa Maréchale. Jetzt war die Stille vollständig: Die Welt schien in tiefen Schlaf versunken zu sein.

„Hör' nur, Leslie, wie still es ist“, flüsterte Gloria.

Da begann eine Amsel zaghaft zu singen.

Gloria ging leise in den Garten. Ihre Augen schwammen in Tränen.

XV

„Et jeht heute nich, Herr Baron“, erklärte der alte Pachaly und zündete seine kurze Pfeife an. „Und wat nich jeht, det jeht nich. Jut Ding will Weile haben. Rom is ooch nich an eenem Tag jebaut worden.“

Garragan starrte erbittert und kleinmütig auf sein Werk. Solche Stunden des Zweifels und der Verzagtheit blieben ihm in der Neuköllner Schlosserwerkstätte nicht erspart. Es gab Tage, da er und sein getreuer Helfer Pachaly ratlos vor ihrer Konstruktion standen, deren primitive Ausführung den Erfinder schwer enttäuschte. Der Rat Truckenbrods, das Modell hier zu bauen, erschien Garragan sehr oft äußerst unglücklich. Fast alle Hilfsmittel und Einrichtungen, die für den Bau eines Motors notwendig waren, fehlten der Werkstätte des alten Pachaly. Man mußte dauernd Nachanschaffungen machen, Maschinen kaufen, einen Gehilfen einstellen, unausweichliche Erfordernisse, die eine Menge Geldes verschlangen, wie Garragan mit Bangigkeit konstatierte. Für den gleichen Betrag hätte man das Modell in der bestausgerüsteten Motorenfabrik konstruieren lassen können.

Trotz diesen Schattenseiten war Garragan sich des Vorteils der Zusammenarbeit mit Emil Pachaly durchaus bewußt. Wenn Garragan keinen Ausweg mehr sah, überwand der Alte, der in technischen Kleinigkeiten genialen Instinkt bewies, den toten Punkt. Man mußte nur Geduld haben und dem Neuköllner Zeit lassen.

„Justav, Feierabend!" rief Pachaly dem Gehilfen zu, der, fast ehrgeiziger noch als sein Meister, vor der Maschine stand und nur ungern die Werkstätte verließ.

„Machen wir wirklich Schluß?" fragte Garragan verdrossen.

„Heut is nischt zu wollen, Herr Baron. Aber haben Se keene Bange. Über Nacht wird mir schon wat einfallen."

Garragan marschierte ungeduldig durch die Werkstätte, die ihm plötzlich wie ein Gefängnis vorkam.

„Et jibt jute Tage und verkorkste Tage, Herr Baron. Det hat Jott, der Herr, seinerzeit so einjerichtet."

„Glauben Sie denn an Gott, Pachaly?"

Der alte Schlosser lächelte.

„Sie fragen jerade so wie: Essen Se jern Sauerkohl?"

Garragan zuckte die Achseln.

„Nischt für unjut, Herr Baron. Spaß muß sein. Aber, wenn Se mir fragen, ick jloobe an eenen Jott, natürellmang nich an so'n ollen Herrn mit'm weißen Umhängbart, an den man sich vertrauensvoll wenden kann, wenn's Jeschäft schlecht jeht oder wenn's Herz 'nen Knacks hat. Nee, so wat liegt mir nich. Ick jloobe an eenen Jott, der sich jarnich um uns kümmert und man bloß zusieht, wat wir so treiben."

„Was haben Sie von so 'nem Gott, Pachaly?"

„Doch, Herr Baron. Et is schon jut, zu wissen, det eener zusieht, ooch wenn er sich jar nich für unsereenen verintressiert. Et is 'ne Bindung. Det hab' ick mir selber so zurechtjelegt. Und denken Se an, Herr Baron, eenes Tags, wie ick so mit'm Herrn Professor Truckenbrod 'n bißken philosophiere, erklärt mir der Herr Professor, det Religion 'n lateinisches Wort is und jar nischt anderes bedeutet wie Bindung. Is det nich jroß-artig?"

„Fabelhaft", sagte Garragan gelangweilt und blieb vor seiner Konstruktion stehen. „Was glauben Sie, Pachaly, kriegen wir das Dings da fertig?"

„Jewiß doch, Herr Baron. Kleene Sachen jlücken immer. Nur die jroßen — da kommen wir nich mit, Herr Baron."

„Der leichte Motor ist also nach Ihrer Meinung eine kleine Sache?" fragte Garragan ein wenig empfindlich.

„Wenn ick die Wahrheit sagen soll, ja. Wat hilft so'n Motor der Menschheit? Jar nischt. Der hilft nur 'n paar Kapitalisten, die 'n Stück Jeld mit verdienen werden."

Garragan rief bitter: „Sie können einem Mut machen, Pachaly, das muß ich sagen."

Der Alte blickte ihn verwundert an.

„Haben Se sich mehr vorjestellt, Herr Baron? Denn tut's mir leid. Ick hab' Se nich kränken wollen, weeß Jott. Ick sag' mir bloß immer: Wenn eener dreißig Jahre alt jeworden is, denn weeß er schon, ob er 'n Mensch ersten Ranges is, wie Edison oder Napoleon oder Kepler oder Kant. Da stellt sich denn heraus, daß man im besten Fall 'n Mensch zweiten Ranges is. Damit muß man sich zufrieden jeben und schön stille sein."

Garragan fühlte sich gereizt und widersprach: „Wenn es nach Ihnen ginge, mein lieber Pachaly, dann gäbe es lauter Menschen zweiten Ranges."

Der alte Meister schüttelte lächelnd den Kopf. „Falsch je-raten, Herr Baron. Nur wenije Menschen sind sich klar darüber, daß sie zweiten Ranges sind. Darum sind die meisten Menschen dritten Ranges."

Quatsch, dachte Garragan und nahm Abschied.

„Guten Abend, Pachaly. Hoffentlich kommen wir morgen weiter."

„Det wird woll so sein", antwortete Emil Pachaly zuver-sichtlich. „Aufs Wiedersehen, Herr Baron."

Garragan ging langsam die Straße entlang, bedrückt von der Armut der Gegend, wunderlich ergriffen vom Anblick der Menschen, die hier zu tun hatten. Arbeiter kamen des Wegs

und sie waren ebenso müde wie er selber, aus den Friedhöfen schlichen die letzten Trauergäste weg, Männer mit rührend lächerlichen Glanzhüten, Frauen in altmodischen Mantillen und mit rotgeweinten Nasen, in wilden Spielen johlten Kinder, und sie waren rachitisch und unterernährt, ein altes Ehepaar stand vor der Auslage eines Lebensmittelgeschäfts, studierte lange die Preise und ging weiter, armselige Nutten mit dunkelumschatteten Augen standen an den Straßenecken und lachten in verzweifelter Fröhlichkeit, aus einem Hof drang ächzende Drehorgelmusik, ein Hund heulte, zwei Trunkene beschimpften sich, Dämmerung fiel über die Straße.

Vielleicht hatte der alte Pachaly recht, dachte Garragan, von der Schwermut der abendlichen Stunde überwältigt. Vielleicht gab es einen Gott, der ferner als der fernste Stern in unausdenkbarer Höhe saß und in regungsloser Verzweiflung auf seine Schöpfung hinabstarrte. Der Mensch war sich selber überlassen und mußte allein seinen Weg finden, den kläglichen Weg, der auf diesen Proletarier-Friedhöfen endete. Wer durfte sich vermessen, ausgleichende Gerechtigkeit und Freiheit zu verlangen? Der Laute verdrängte den Stillen, der Flinke bestahl den Schwerfälligen, der Starke schlug den Schwachen, der Arme haßte den Reichen, ein Bruder Mensch sperrte den andern ein, Macht ging vor Recht.

Garragan entriß sich seinen Gedanken, die ihn zu vernichten drohten, und fuhr nach Haus.

Auf dem Schreibtisch fand er einen Brief des Schweizerischen Bankvereins, der offenbar Antwort auf seine Anfrage gab, wie groß sein Guthaben sei. Er öffnete das Schreiben und las mit Verwunderung, daß sein Guthaben 50 214 Franken betrage. Er starrte fassungslos die Ziffer an, wurde irr an sich und seiner Erinnerungskraft, fühlte gleichzeitig etwas Feindliches, das ihm aus diesem Brief entgegenwehte, suchte mit äußerster Anspannung in seinem Gedächtnis und kam zur untrüglichen Gewißheit, daß die Bank sich geirrt haben müßte. Er war in kaum erklärbarer Weise von diesem Irrtum so peinlich berührt, daß er sofort antwortete, um die Bank auf ihr Versehen hinzuweisen. Sein Guthaben betrage keinesfalls mehr als 214 Franken, um deren Einsendung er bitte, da er sein Konto hiermit auflöse.

Er fühlte sich von einem rätselhaften Druck befreit, nachdem er den Brief geschlossen hatte.

Da kam Eweding ins Zimmer und meldete, daß eine Dame den Herrn Baron zu sprechen wünsche.

Im ersten Augenblick erschrak Garragan, denn er war von dem unwahrscheinlichsten aller Gedanken überfallen worden, von dem Gedanken, Gloria sei gekommen.

„Was für eine Dame?" fragte er beklommen und spürte das Blut in den Schläfen klopfen.

„Ich kenne sie nicht, Herr Baron."

Zorn über seinen Gedanken ließ Garragan auffahren.

„Du weißt, daß ich niemanden empfange, Eweding. Was kommst du mir mit solchen Meldungen!"

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Baron, aber die Dame ließ sich nicht abweisen."

„Dann hole einen Schutzmann, zum Donnerwetter!"

Der Diener stand hilflos zögernd da.

„Worauf wartest du noch?"

„Ich möchte nur noch bemerken, Herr Baron, daß die Dame gesagt hat, sie habe dem Herrn Baron eine Nachricht von größter Wichtigkeit zu überbringen."

Wieder mußte Garragan an Gloria denken. War es nicht möglich, daß Gloria eine Freundin zu ihm sendete? Vielleicht litt sie Not oder war krank. Warum war er noch nicht nach Blankenese zu Kapitän Diedrichsen gefahren, der möglicherweise wußte, was mit seiner Tochter geschehen war?

„Wie sieht die Dame aus?"

„Sie ist jung und sehr schön, Herr Baron."

Garragan wurde unschlüssig.

„Hier ist ihre Karte, Herr Baron", sagte Eweding, ebenso unsicher wie sein Herr.

Mariska Tóth, las Garragan. Er hatte niemals diesen Namen gehört, aber man konnte nicht wissen, wie die jetzigen Freundinnen Glorias hießen.

„Na schön," seufzte er, „laß die Dame eintreten, Eweding."

Der Diener entfernte sich.

Mariska Tóth trat ein. Sie war wie eine Dame von Welt gekleidet und kam schuldbewußt schüchtern näher.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, daß ich so schrecklich aufdringlich bin", sagte sie leise und versuchte es mit einem seelenvollen, feuchtschimmernden Blick, der wetterfeste Eremiten erschüttert hätte.

„Sie haben mir eine Nachricht von Wichtigkeit zu überbringen, gnädige Frau?" erwiderte Garragan, von Ungeduld gequält.

„Fräulein", lächelte Mariska und zeigte ihre wundervollen Zähne.

„Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen, gnädiges Fräulein."

Ein großer Kavalier, dachte Mariska, angenehm überrascht, und setzte sich langsam nieder.

„Ich bin jetzt gern bereit, zu hören, was Sie mir mitzuteilen haben, gnädiges Fräulein."

Mariska war so sehr in die Betrachtung des Mannes versunken, daß sie die Frage zu überhören schien. Vielleicht wollte sie Liebe auf den ersten Blick spielen, vielleicht studierte sie nur das Gesicht des Gegners, auf den sie wirken sollte.

„Nun?" fragte Garragan, beunruhigt durch den lächerlichsten Zufall: diese sehr hübsche junge Dame benützte das gleiche Parfum wie Gloria.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, ich bin ein wenig verwirrt."

Jetzt sprach Mariska die Wahrheit. Dieser Mann, der alle Vorstellungen, die sie sich von ihm gemacht hatte, über den Haufen warf, brachte sie beinahe aus der Fassung. Da saß ein Kavalier, der das interessanteste Gesicht der Welt hatte, ein begehrenswerter Mann, in den man sich auf der Stelle verlieben konnte, — Mariska begann zu träumen.

„Ich möchte Sie nun doch bitten, gnädiges Fräulein —"

Mariska erwachte. Es ging um fünftausend Dollar, Menschenskind! Da benahm man sich nicht wie eine verliebte kleine Choristin.

„Ich bin Mariska Tóth."

„Ja", antwortete Garragan und wies auf die Karte.

„Haben Sie den Namen noch nie gehört?"

„Nein."

„Ich bin Operettensängerin, eine sehr bekannte Operettensängerin."

Eine Operettensängerin konnte nicht Glorias Freundin sein, überlegte Garragan und machte ein so enttäuschtes Gesicht, daß Mariska sofort ihren taktischen Fehler erkannte und sowohl die große Dame als auch die seelenvollen Blicke aufzugeben beschloß.

„Ich bitte, meine Unwissenheit entschuldigen zu wollen, gnädiges Fräulein. Ich bin lange Zeit verreist gewesen."

„Sie müssen sich nicht entschuldigen, Herr Baron. Eine Operettensängerin, was ist das schon, ich bitte Sie", sagte Mariska sehr versöhnlich und öffnete ihren Pelz. „Es ist so heiß bei Ihnen."

„Ich finde es nicht übermäßig warm", entgegnete Garragan sachlich und betrachtete das sonderbare Kleid, das Fräulein Tóth unter dem Pelz trug. Es war ein schleierdünnes Abendkleid, das ungewöhnlich tief ausgeschnitten war. Außerdem entdeckte er, daß die Dame kein Hemd anhatte, denn die Spitzen ihrer Brüste waren deutlich zu sehen.

Wie schön ein Weib ist! dachte Garragan und wurde von unendlicher Traurigkeit ergriffen, weil er sich der Kerkerjahre erinnerte und jener grauenvollen Nächte, in denen sein gepeinigter Körper von wüsten Träumen vergewaltigt worden war.

Ich wirke nicht, fühlte Mariska Tóth und wurde ganz unsicher. Was für ein Mann war das, den ihre anerkannt schöne Brust schwermütig machte?

„Jetzt will ich Ihnen sagen, Herr Baron, warum ich hier bin."

Garragan machte sich von seinen Erinnerungen los und hörte bereitwillig zu.

„Ich weiß, daß Sie zwei freie Zimmer haben. Ich bin Ausländerin, eine Ungarin, und kann in Berlin keine Wohnung bekommen. Vermieten Sie mir die beiden Zimmer, Herr Baron."

Garragan lehnte mit eisiger Höflichkeit ab. „Ich bedaure außerordentlich, Ihre Bitte abschlagen zu müssen, gnädiges Fräulein, aber die Zimmer sind nicht zu vermieten."

„Ich zahle jeden Preis, Herr Baron", rief Mariska herausfordernd.

„Es tut mir aufrichtig leid, gnädiges Fräulein, aber —"

„Ich werde Sie nicht stören, Herr Baron, nicht mehr, als Sie selber es wünschen", sagte sie, und ihre Augen verhießen alle Lust der Welt.

„Bitte, dringen Sie nicht in mich, gnädiges Fräulein, es ist unmöglich."

Mariska entschloß sich zu einem verzweifelten Angriff. Sie fiel vor Garragan auf die Knie und umklammerte seine Beine.

„Ich bitte Sie", flüsterte sie und preßte ihr Gesicht an seinen Körper.

Garragan errötete vor Scham über diese Selbstentwürdigung einer Frau und hob die Kniende auf, die Ohnmacht spielte und im Sessel zurücksank. Ein lose befestigtes Trägerband des Kleides riß und gab Mariskas Brust preis.

Garragan läutete dem Diener, der sofort eintrat.

„Die Dame ist ohnmächtig geworden, Ewweding."

Verspielt, dachte Mariska zornerstickt und fassungslos über ihre schmachvolle Niederlage.

Der alte Diener sah bestürzt auf die leblose Frau, bedeckte ihre Blöße mit dem Pelz und holte Riechsalz, das er ihr unter die Nase hielt.

Mariska mußte niesen und richtete sich auf.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie belästigt habe", sagte sie mit wutverzerrtem Gesicht, das in diesem Augenblick nicht mehr schön war, und verließ hastig das Zimmer.

War die Wohnungsnot in Berlin wirklich so groß, daß eine junge schöne Frau sich prostituieren mußte? fragte sich Garragan mit leisem Mißtrauen und blickte Mariska nach wie einem abziehenden Gewitter.

Graf Henikstein, der in einem Auto wartete, weil er an den Erfolg des Unternehmens nicht glaubte, sah Mariska aus dem Haus stürzen und gleich einer Mänade davonstürmen.

Er sprang aus dem Wagen, eilte ihr nach und holte sie ein.

„Warum läufst du denn wie eine Verrückte? Komm doch ins Auto! Was ist denn geschehen?"

Sie blieb stehen, sah nach dem Haus zurück und stieß einen gräßlichen ungarischen Fluch aus, der den Teufel aufforderte, zu Garragans Großmutter in überaus verwerfliche Beziehungen zu treten.

„Zu was für einem Satan hast du mich da geschickt, du Schuft? Das ist ja kein Mann, das ist —"

Sie warf gegen ihre Überzeugung Garragan betrübliche Gebrechen vor und beschuldigte ihn schlimmer Laster.

Henikstein versuchte, die Tobende zu beruhigen, und führte sie zum Auto.

Während der Fahrt schüttete sie eine Flut wüster Beschimpfungen über Garragan aus, ohne daß es dem jungen Grafen gelang, zu erfahren, was eigentlich geschehen war.

Um sie zu besänftigen, holte er Geld aus der Tasche und sagte: „Na, tröst' dich, Mariska! Fünfhundert Dollar hast du jedenfalls verdient."

„Ich pfeif' dir auf dein Geld!" schrie Mariska außer sich.

Dann begann sie hemmungslos zu weinen.

Henikstein steckte ihr, als sie aus dem Wagen stieg, das Geld in die Tasche.

Für Mariska Tóth hatte dieses unglückliche Abenteuer böse Folgen. Sie wurde unsicher. Sie verlor das Vertrauen auf die

sieghafte Macht ihres Körpers. Mariska Tóth, eines der schönsten unter den vielen schönen Ungarmädchen, die der grauen Welt Freude und die Heiterkeit der Liebe schenken, begann an ihrer Wirkung auf Männer zu zweifeln. Aber eine Frau, die nicht mehr an sich glaubt, legt ihre Waffen aus der Hand und kapituliert.

Bedrückt von ihrem Erlebnis, kehrte Mariska Tóth nach mehrjähriger Abwesenheit nach Budapest zurück, wo inzwischen andere Mariskas erblüht waren und Ansehen, Ruhm und Geld an sich gerissen hatten.

Mariska, die von Garragan Entmutigte, gab den Kampf auf und heiratete, Verzweiflung im Herzen, einen kleinen Sparkassenbeamten in Székesfehérvár.

XVI

Graf Henikstein hatte sich entschlossen, abzureisen, nachdem ihm klar geworden war, daß seine Anwesenheit in Berlin weder ihm noch Gloria nützen konnte.

Am Tag vor der Abreise suchte er in den Mittagsstunden den alten Eweding in Garragans Wohnung auf, um ihm für alle Fälle einige Verhaltungsmaßregeln zu geben.

Eweding begrüßte ihn zurückhaltend wie immer und geleitete ihn in eines der Zimmer, die Herr Schenirer bewohnt hatte.

„Lieber Herr Eweding, ich bringe Ihnen ein Abschiedsgeschenk", erklärte Henikstein mit der ungezwungenen Vertraulichkeit österreichischer Aristokraten und überreichte ihm eine Kiste lächerlich kostbarer Zigarren. Da Eweding niemals zu bewegen gewesen war, Geld anzunehmen, beschenkte ihn Henikstein mit den edelsten Erzeugnissen der Havanna.

„Ich danke gehorsamst, Herr Graf."

„Ich fahre nämlich morgen nach Paris. Hier ist meine Adresse, wo mich Ihre Nachrichten erreichen, lieber Herr Eweding, falls sich etwas Außergewöhnliches ereignen sollte."

„Jawohl, Herr Graf."

„Wenn Sie vielleicht der Frau Baronin irgendwelche Mitteilungen zu machen haben, so will ich sie gern überbringen."

„Ich habe der gnädigen Frau Baronin nichts mitzuteilen, Herr Graf."

Henikstein überlegte.

„Sagen Sie, lieber Herr Ewednig, Sie sind doch ein kluger Mann, wie beurteilen Sie jetzt die Weltlage? Ich meine, glauben Sie, daß der Frau Baronin noch Gefahr droht?"

„Das ist schwer zu sagen, Herr Graf", antwortete der Alte zögernd und machte eine Pause. „Aber ich wollte, die gnädige Frau Baronin säße im Feuerland oder bei den Eskimos, — ich bitte um Verzeihung, daß ich so unziemlich daherrede."

Der junge Graf fühlte sich beunruhigt.

„Haben Sie, lieber Herr Ewedng, irgendeinen Grund, zu wünschen, daß die Frau Baronin sich verborgen halte?"

„Nein, Herr Graf, aber sicher ist sicher. Ich habe das Gefühl, daß mein Herr der gnädigen Frau Baronin niemals mehr begegnen dürfe, sonst geschieht ein Unglück."

„Sie machen mir Sorge, lieber Herr Ewedng", sagte Henikstein sehr nachdenklich.

„Das ist nur so mein Gefühl, Herr Graf. Zu besonderer Sorge ist augenblicklich kein Anlaß. Ich habe im Gegenteil den Eindruck, daß mein Herr jetzt in besserer Stimmung ist als vor einigen Wochen. Das kommt wohl daher, weil er nicht mehr jeden Abend zu Haus sitzt und sinniert, sondern oft ausgeht."

„Der Herr Baron geht abends aus?" fragte Henikstein überrascht und gleichzeitig ein wenig beschämt über seine Nachlässigkeit im Wachdienst.

„Drei- bis viermal in der Woche speist der Herr Baron nicht zu Haus."

„Wohin geht er denn?"

„Das weiß ich natürlich nicht, Herr Graf", erwiderte Ewedng mit einem kleinen Lächeln. „Der Herr Baron verläßt gewöhnlich um halb acht das Haus und kommt gegen Mitternacht zurück."

„Das ist aber sehr interessant", rief Henikstein nahezu bestürzt und erkannte sofort die Notwendigkeit, seine Abreise zu verschieben. Wie Garragan seine Abende verbrachte, mußte unbedingt festgestellt werden.

„Also auf Wiedersehen, lieber Herr Ewedng."

„Gute Reise, Herr Graf."

„Dank' schön. Ja, was ich noch sagen wollte, falls ich vielleicht, man kann ja nicht wissen, verhindert sein sollte, morgen zu fahren, dann benachrichtige ich Sie, gelt?"

„Sehr wohl, Herr Graf."

Schon um fünf Uhr nachmittags, als wollte er Versäumtes nachholen, bezog Henikstein seinen Posten in der Kurfürstenstraße. Einige Minuten nach sechs kam Garragan des Wegs und betrat sein Haus.

Henikstein sah den Ereignissen des Abends mit unruhiger Neugier entgegen, aber er wurde enttäuscht. Garragan ging nicht aus.

Der junge Graf wartete bis zehn Uhr, dann gab er es auf und fuhr nach seinem Hotel, um den verdrießlichsten Abend zu verbringen. Er speiste schlecht, so schien es wenigstens seiner üblen Laune, quälte sich dann mit einem Brief an Gloria, in dem er wohlweislich von den abendlichen Ausgängen Garragans nichts berichtete, und fand schließlich lange keinen Schlaf, da sein Gehirn mit den buntesten Kombinationen beschäftigt blieb.

Es folgte ein leerer Tag, dessen Grämlichkeit durch Wind und Regen noch unterstrichen wurde, aber der Abend brachte Gewißheit.

Henikstein sah den Baron Garragan um ein Viertel nach sieben das Haus verlassen und folgte ihm zur Untergrundbahn. Sie fuhren bis zum Viktoria-Luise-Platz. Garragan stieg aus und trat in ein kleines Weinrestaurant. Der junge Graf, der einige Sekunden später in das Lokal kam, konnte beobachten, daß Garragan, ohne zu zögern, einem leeren Tisch in einer der vielen Ecken zuschritt und von dem Kellner wie ein Stammgast begrüßt wurde.

Henikstein fand in einer Garragans Tisch gegenüberliegenden Ecke Platz, musterte das Lokal, hörte melancholische alte Opernmusik, sah flüsternde Liebespaare und schloß aus diesen Indizien mit der Sicherheit eines gewiegten Filmdetektivs, daß Garragan nicht allein bleiben dürfte. Vorläufig allerdings saß Garragan ruhig und ohne die nervöse Spannung eines wartenden Verliebten an seinem Tisch, nippte an dem Wein, rauchte eine Zigarette und schien keineswegs an amouröse Probleme zu denken. Der junge Graf, der zu speisen anfing, ohne recht zu wissen, was er aß, wurde durch Garragans Haltung beinahe irregemacht. So wartete man auf einen langweiligen Freund, der einem mit Aufrichtigkeiten das Leben versüßte, oder auf eine alte Tante aus Linz, aber nicht auf eine Geliebte. Der Teufel mochte wissen, warum Garragan gerade dieses fürchterliche Lokal unter vielen andern auserwählt hatte!

Da trat eine ungewöhnlich hübsche junge Dame, hellblond, langgliedrig, von ausgezeichneter Rasse, in das Restaurant und

ging, zu Henicksteins großer Überraschung, zielbewußt auf Garragans Tisch zu. Garragan hatte sich erhoben, begrüßte die junge Dame, half ihr beim Ablegen ihrer Jacke und stellte irgendeine Frage. Die Dame lachte, warf einen schnellen Blick über das Lokal, entdeckte auch den alleinsitzenden Henickstein und nahm dann Platz.

Da schau' her, dachte der junge Österreicher sehr verblüfft, da sitzt der alte Garragan mit einem feschen Mädel beisammen und läßt Gloria Gloria sein! Wer hätte das für möglich gehalten? Jetzt konnte man auch begreifen, warum die gute Mariska Tóth chancenlos ins Rennen gegangen war. Wenn man aufrichtig war, mußte man sogar zugeben, daß einem der kleine Finger der Freundin Garragans lieber war als die ganze Mariska Tóth, die doch gewiß ihre Meriten hatte.

Aber je länger Henickstein das Paar beobachtete, desto unsicherer wurde er, dem man in Liebesgeschichten nichts vormachen konnte. Er stellte nämlich fest, daß die beiden Leute sich keineswegs wie Verliebte gebärdeten. Das junge Mädchen aß mit Appetit, machte sich nicht niedlich, kokettierte nicht mit Garragan und benahm sich überhaupt so natürlich und ungezwungen, wie sich verliebte junge Damen niemals benehmen. Daß eine Geliebte von ihrem Freund nicht sehr begeistert war, kam oft vor, aber daß auch Garragan mit diesem reizenden Mädel wie mit einem alten Professor sich unterhielt, stellte den jungen Grafen vor ein Rätsel, das er nicht zu lösen vermochte. Wenn man hören könnte, was diese beiden sonderbaren Menschen miteinander zu verhandeln hatten, wüßte man sofort Bescheid, aber dies war, heute wenigstens, ein unerfüllbarer Wunsch. Das nächste Mal mußte er unbedingt einen nähergelegenen Tisch wählen.

In diesem Augenblick fragte Nikoline: „Was ist eigentlich mit Ihnen los, Garragan? Sie machen schon seit einigen Tagen ein so besorgtes Gesicht, als wenn Sie Finanzminister des Deutschen Reiches wären."

„Davon weiß ich gar nichts, Nikoline."

„Haben Sie Schwierigkeiten mit Ihrem Motor?"

„Du lieber Gott, Schwierigkeiten gibt es natürlich immer."

„Aha, siehste woll! Es war natürlich eine Kateridee, den Motor in einer kleinen Neuköllner Werkstätte zu bauen. Also was für Schwierigkeiten haben Sie? Menschenskind, lassen Sie sich doch nicht jedes Wort aus dem Mund ziehen!"

Garragan lächelte. „Sie sind schon wieder streng, Nikoline."

„Es ist doch wahr. Warum sitzen Sie da und sagen mir nichts von Ihren Sorgen? Das nenne ich keine Kameradschaft."

Er antwortete, voll Dankbarkeit für ihre Teilnahme: „Sie haben natürlich recht, Nikoline, aber das sind kleine Sorgen, mit denen ich Sie nicht behelligen will, wenn Sie abends, müde von Ihrer eigenen Arbeit, hierherkommen."

„Erstens bin ich nie müde, zweitens erzählen Sie."

„Ja, also es geht zu langsam vorwärts, Nikoline."

„Nur keine Hasenjagd, sagt Bokofzer in solchen Fällen. Auf ein paar Monate kommt es doch nicht an, lieber Garragan."

„Doch. Es kommt sogar sehr darauf an. Jeder Tag kostet Geld. Und das Geld wird rar. Ich habe schon ein kleines Vermögen in den Motor hineingesteckt. Von dem Erlös für das Potsdamer Haus ist nicht mehr viel übrig."

Nikolines Gesicht wurde nachdenklich. „Das ist schlimm. Jetzt begreife ich freilich, daß Sie Sorgen haben."

Sie überlegte eine Weile, dann sagte sie sehr zuversichtlich: „Ich habe eine gute Idee, Garragan. Wollen Sie mir nicht erlauben, über die Sache mit Bokofzer zu reden? Bokofzer ist ein großzügiger Mann, der die Tragweite Ihrer Erfindung sogleich erkennen wird. Überdies gelte ich so viel bei ihm, daß er unbedingt zustimmen wird, wenn er merkt, daß ich mich dafür einsetze."

„Vielen Dank, Nikoline, aber das möchte ich nicht."

„Warum nicht? Fürchten Sie sich, mir deswegen zu Dank verpflichtet zu sein?"

„Aber Nikoline?"

„Sie sind es nicht. Das ist ein gutes und glattes Geschäft für Bokofzer. Er wird Ihnen das nötige Kapital vorschießen, und Sie geben, sagen wir, fünfundzwanzig Prozent des Ertrags Ihrer Erfindung."

Garragan antwortete fast bittend: „Seien Sie mir nicht böse, Nikoline, aber eine solche Verbindung ist für mich nicht denkbar. Ich will meine Sache allein zu Ende führen."

Nikoline rief, und es war nicht klar, ob sie spottete oder ernsthaft sprach: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt!"

„Warum unmöglich, Nikoline?" fragte Garragan ein wenig pedantisch. „Entweder es ist möglich, dann wird meine eigene Kraft ausreichen, oder es ist unmöglich, dann kann mir auch Herr Bokofzer nicht helfen."

Nikoline seufzte.

„So meine ich es gar nicht, guter Garragan. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen am ersten Abend in Potsdam gesagt habe?"

Er schüttelte den Kopf.

„Sie werden es schwer im Leben haben, habe ich gesagt.“

„Das wird woll so sein, erwidert mein Freund Emil Pachaly in solchen Fällen.“

Sie zuckte die Achseln, blickte durch den Saal hin, entdeckte, daß der junge Mann in der Ecke gegenüber noch immer allein saß, und wunderte sich, daß ein so hübscher junger Bengel von seiner Braut versetzt worden war.

„Ärgern Sie sich nicht über mich, Nikoline. Sie wissen doch, daß ich ein ungeschickter und schwerfälliger Mensch bin. Haben Sie Mitleid mit mir.“

Sie wendete sich ihm zu und sah ihn fest an.

„Sie brauchen — Gott sei Dank — kein Mitleid, Garragan.“

Er fand keine Antwort und schaute in seinen Wein.

„Jetzt will ich Ihnen noch einen Vorschlag machen, lieber Garragan, aber Sie müssen mir zuvor versprechen, daß Sie nicht böse sein werden.“

„Ich beschwöre es.“

Sie zögerte, als wäre es sehr schwierig, die Form zu finden, in der sich ihr Anerbieten hervorwagen dürfte.

„Nämlich, das ist so. Ich besitze 320 Dollar, die ich mir erspart habe. Darf ich Ihnen dieses Geld leihen? Gegen erstklassige Verzinsung selbstverständlich, sagen wir zehn Prozent im Monat.“

Garragan wurde nicht böse, aber er erschrak so sehr über diesen Vorschlag und geriet in solche Verlegenheit, daß er nur schüchtern abwehren konnte.

„Verzeihen Sie, lieber Garragan, ich habe es gut gemeint.“

„Ich weiß, Nikoline, aber — so etwas — ist doch — — ganz unmöglich.“

„Gott! Unmöglich, das ist ein altmodisches Wort, das trägt man nicht mehr, aber ich verstehe Sie schon.“

Garragan trank in seiner Verwirrung das volle Glas Wein aus.

Nikoline betrachtete aufmerksam den alten Kapellmeister, der mit seinen beiden Mannen die Lustspielouvertüre von Kéler Béla startete.

Garragan wollte etwas Freundliches sagen, aber als er Nikoline ansah, begann plötzlich sein Blut zu fiebern und sein Herz schneller zu schlagen. In diesem wunderbaren Augenblick entdeckte er, daß sein guter Kamerad ein lockend schönes junges Mädchen war.

Es sprach für die Beobachtungsfähigkeit des jungen Grafen Henikstein, daß er diese jähe Wandlung in Garragans Gesicht sogleich erkannte und richtig wertete. Jetzt hatte sich der alte Garragan verraten, dachte Glorias Page triumphierend und überlegte, wie er seine Entdeckung am besten ausnützen könnte. Garragan liebte die junge Dame, daran war nicht zu zweifeln, aber die vollkommene Unbefangenheit, mit der die Blonde ihrem Tischgenossen sich wieder zukehrte, ließ vermuten, daß sie keine Ahnung von Garragans Gefühlen hatte. Henikstein sah seinen Weg vorgezeichnet. Er mußte sich mit dieser jungen Dame verbünden, die die Rolle, der Mariska Tóth nicht gewachsen war, mit sicherem Erfolg zu Ende spielen würde.

Er rief dem Kellner, bezahlte seine Rechnung und verließ das Restaurant, um auf der Straße zu warten, denn er wollte die Spur der jungen Dame nicht verlieren, die ihm jetzt viel wichtiger erschien als Garragan.

Einige Minuten später traten Nikoline und Garragan aus dem Lokal.

Henikstein konnte in dieser Nacht nur erkunden, daß die hübsche Blonde in der Münchener Straße wohnte und von Garragan kameradschaftlichen Abschied, ohne Lyrik und Haustorkuß, nahm, aber der junge Graf war von dem Ergebnis seiner Beobachtungen durchaus befriedigt. Alles Weitere würde sich finden. Er folgte Garragan zum Untergrundbahnhof und begleitete ihn bis nach Haus, wo sie kurz vor Mitternacht landeten. Das Geheimnis der abendlichen Ausflüge Garragans war aufgeklärt.

Graf Henikstein wanderte in bester Laune, den „Schönbrunner Walzer" pfeifend, zum nächsten Halteplatz von Autodroschken.

Garragan kam verstört und fassungslos nach Haus. Statt sogleich zu Bett zu gehen, wie er es sonst zu tun pflegte, wenn er um Mitternacht heimkehrte, marschierte er ruhelos durch das Arbeitszimmer, als wollte er sein ungestümes Blut ermüden. Auf Schritt und Tritt begleitete ihn Nikoline. Er sah ihr leuchtendes Haar, den schlanken Hals, den schmalen Mund, dessen Spott vielleicht mit Küssen erstickt werden konnte, er hörte ihre Stimme, die manchmal herb und scharf klang, um dann wieder ganz weich und sanft zu werden, er sah sie gehen, federnd jung und mit weitausschreitenden Beinen.

Voll Scham über die Zwangsvorstellungen seines Hirns bemühte er sich, seine Gedanken abzulenken und auf anderes zu konzentrieren, aber es mißlang. Wie lächerlich unwichtig erschien ihm in dieser glühenden Mitternachtsstunde der leichte

Motor! Wenn Nikoline ihre Arme um den Hals eines Mannes legte, war mehr Glück in der Welt, als alle Entdeckungen der nächsten hundert Jahre den Menschen geben konnten.

So kämpfte Garragan, ein besiegter Mann, mit seiner Leidenschaft, die ihm das Blut verbrannte, aber als er sich endlich nach dem Schlafzimmer begab und zufällig im Spiegel sein Gesicht erblickte, wurde er jählings kalt und nüchtern.

Du bist alt, mein armer Garragan, sprach der Spiegel voll Mitleid. Sieh deine Runzeln, deine hohlen Wangen, dein graues Schläfenhaar. Was willst du von der Jugend? Gute Nacht, Garragan!

Garragan verzog den Mund zu einem schmerzlichen Lächeln. Was bin ich doch für ein armseliger Narr! dachte er und sah spöttisch in seine Augen. Das Blut hörte zu rauschen auf, geruhsam ging das Herz, ein Schauer rann über den Rücken.

Er kleidete sich eilig aus, schlich ins Bett, verlöschte das Licht, zog die Decke bis zum Kinn hinauf und schlief ein.

Dies war Garragans Traum: Er saß in einer Sommernacht auf der Terrasse eines Landhauses. Vor ihm eine samtweiche Parkwiese im Vollmondlicht. Dunkler Wald säumte die Wiese ein, in deren Mitte ein marmorgefaßter kleiner Weiher mit einem Springbrunnen war. Wie holdeste Sommernachtsmusik klang das Rauschen des Brunnens. So sang die Ewigkeit, fühlte Garragan und blickte mit vergehenden Augen über die Wiese hin. Da trat zwischen den Bäumen des schwarzen Waldes ein nacktes junges Mädchen hervor und schritt, langgliedrig wie Diana, über den hellen Samt der Wiese zum Weiher. Ihre kleinen, edelgeformten Brüste leuchteten silbern im Mondschein. Als die langsam Schreitende den Marmorrand des Brunnens erreichte, erkannte Garragan mit einem schmerzlich-süßen Schreck, der sein Herz zerriß, das nackte Weib. Es war Nikoline. Da sprang er auf, stürmte, leichtfüßig wie ein Hirsch, über den Rasen ihr entgegen, überfiel die vor Scham Erstarrte und trank, ein Verdurstender, an ihren jungfräulichen Brüsten.

Garragan erwachte, vernichtet von seinem Traum.

XVII

Als Graf Henikstein ohne besondere Mühe in Erfahrung gebracht hatte, daß die blonde junge Dame Nikoline von Queiß und Tochter des Obersten von Queiß in Potsdam war, wurde

er enttäuscht und erfreut zugleich. Enttäuscht, weil er klar sah, daß Verhandlungen mit Fräulein von Queiß sich erheblich schwieriger gestalten würden als mit Mariska Tóth, erfreut, weil er sich mit Glorias Brief sofort bei dem Obersten von Queiß in Potsdam einführen konnte.

Der Oberst mußte ihn seiner Tochter und dem Baron Garragan vorstellen. Garragan persönlich kennenzulernen, war ein Wunsch, über den der junge Graf sich selber keine Rechenschaft zu geben vermochte. Vielleicht drängte es ihn, zu dem Mann, für den er undeutliche Sympathie fühlte, in eine nähere Beziehung zu treten, vielleicht trieb ihn nur der Ehrgeiz, Gloria von seiner Unterhaltung mit Garragan berichten zu können.

Oberst von Queiß empfing den österreichischen Grafen mit steifer Kühle und zeigte geringes Verständnis für die weltgewandte, liebenswürdige Form des jungen Aristokraten, die ihm eher Mißtrauen einflößte. Seine Laune verbesserte sich kaum, nachdem er Glorias Brief gelesen hatte.

„Wo steckt eigentlich das verdammte Weibsbild?" fragte er schroff und mit gerunzelten Brauen.

Aha, dachte Henikstein amüsiert, das ist der Mann mit der rauhen Majorskruste, hinter der das butterweiche Herz schlägt. Kennen wir.

„Meinen Sie die Frau Baronin Garragan, Herr Oberst?"

„Jawoll."

„Die Frau Baronin befindet sich augenblicklich in Paris, Herr Oberst."

Der Oberst fühlte die Zurechtweisung, die in Heniksteins Höflichkeit lag, räusperte sich und sagte, als wollte er sich entschuldigen: „Die Frau hat mir und meinem Haus viel Leids angetan, Graf Henikstein."

„Gewiß nicht mit Absicht, Herr Oberst."

„Na ja, das will ich auch gar nicht behaupten, aber Sie werden verstehen, daß ich der Dame nicht besonders geneigt bin."

„Die Frau Baronin weiß es, Herr Oberst, und rechnet nicht mit Ihren freundschaftlichen Gefühlen für sie, sondern mit Ihrer Zuneigung für den Baron Garragan."

„Das ist alles schön und gut, Graf Henikstein, aber was kann ich denn tun?"

„Wir haben die gleichen Interessen, das heißt die Frau Baronin und Sie, Herr Oberst. Die Frau Baronin verspürt keine Lust, einem Racheakt zum Opfer zu fallen, und Sie sind gewiß

bereit, mit allen Mitteln zu verhindern, daß Baron Garragan neue Schuld auf sich lädt."

„Das versteht sich von selbst, aber, wenn ich aufrichtig sein soll, ich sehe keine Möglichkeit, Garragan von unüberlegten Handlungen zurückzuhalten."

„Glauben Sie wirklich, Herr Oberst, daß Baron Garragan sich noch mit Racheplänen trägt?"

„Ich bin davon überzeugt, Graf Henikstein."

Der Oberst begann, umständlich und langwierig von seinen Beobachtungen und von den Gesprächen mit Garragan zu erzählen. Henikstein hörte so aufmerksam zu, daß sich das anfängliche Mißtrauen des alten Herrn in lebhafte Zuneigung für den wohlerzogenen Zuhörer verwandelte.

„Sie können aus alledem ersehen, mein lieber Graf Henikstein, wie groß die Gefahr ist, in der Garragan schwebt."

„Und vor allem auch die Frau Baronin, Herr Oberst."

„Natürlich. Die ebenfalls."

Nach einer kleinen Pause sagte Henikstein: „Ich möchte sehr gern Baron Garragan persönlich kennenlernen, um mir selber ein Bild von ihm zu machen. Würden Sie die große Freundlichkeit haben, Herr Oberst, mich mit dem Baron bekannt zu machen?"

„Mit Vergnügen, aber das ist 'n schwieriges Unternehmen, mein lieber Graf Henikstein. Garragan ist menschenscheu geworden und läßt sich nicht leicht aus seinem Bau rauslocken."

„Vielleicht wäre es so zu machen, Herr Oberst, daß Sie Baron Garragan und Ihr Fräulein Tochter für Sonntag zu Tisch einlüden. Wenn Sie mir gestatten, nach Tisch bei Ihnen vorzusprechen, könnte eine Vorstellung ermöglicht werden."

Der Oberst nickte zustimmend. „Das geht. Nikoline wird die Sache deichseln. Sie sind für Sonntag mittag höflichst zu Tisch gebeten, mein lieber Graf Henikstein."

Der junge Graf verneigte sich dankend. Bevor er Abschied nahm, konnte der alte Oberst eine Frage nicht unterdrücken, die sich ihm während der ganzen Unterhaltung mit dem Österreicher aufgedrängt hatte.

„Verzeihen Sie, Graf Henikstein," sagte er zögernd, „wenn ich an Sie eine Frage richte, die vielleicht indiskret ist, aber doch sehr naheliegt —"

„Bitte, fragen Sie nur, Herr Oberst."

„Darf ich wissen, Graf Henikstein, welches Interesse Sie daran haben, für die Sicherheit der Baronin Garragan besorgt zu sein?"

Der junge Graf biß sich in die Lippe. Die Frage war peinlich. Wie konnte sich der Beschützer Glorias legitimieren? Als Anwärter auf eine zukünftige Stellung? Als ritterlicher Page, der die Fahne der geliebten Frau durch die Welt trug? Für solche Romantik hatte Potsdam wohl kaum etwas übrig.

„Ich habe die Ehre, mit der Frau Baronin Garragan befreundet zu sein, Herr Oberst", erwiderte er sehr förmlich und voll Ärger über den schlechten Abgang, den ihm die Frage des Alten verschafft hatte.

Der Oberst, der mit der Antwort zunächst nichts Rechtes anfangen konnte und, wieder allein im Lehnstuhl beim Fenster sitzend, lange Zeit darüber nachdachte, entschloß sich zu der Auffassung, daß der junge Mensch Glorias Geliebter sei. So unbehaglich ihm auch diese Vorstellung war, zumal wenn er überlegte, daß er versprochen hatte, Garragan mit dem Liebhaber seiner Frau bekannt zu machen, ein Ereignis, das die sittlichen Anschauungen des alten Herrn aufs tiefste verletzte, so blieb ihm doch keine andere Erklärung für das Benehmen des jungen Mannes, den er jetzt als nicht ernstzunehmenden österreichischen Windbeutel heftig verurteilte.

In seiner Seelennot rief er bei Nikoline an und bat sie, wenn es ihr halbwegs möglich wäre, zu ihm zu kommen.

Nikoline erschien und fand, zum größten Erstaunen ihres Vaters, gar nichts dabei, Garragan und den gegenwärtigen Freund seiner Frau zusammen einzuladen.

Der Oberst erklärte seine Bedenken.

„Du nimmst das zu tragisch, lieber Papa", antwortete sie lachend. „Wenn man Ehemänner und die Liebhaber ihrer Frauen niemals zusammen einladen dürfte, käme in Berlin nicht eine einzige Gesellschaft zustande."

„Wir sind aber, Gott sei Dank, in Potsdam, liebe Nikoline", rief Oberst Queiß entrüstet.

„Na ja, lieber Papa, aber ausnahmsweise ist so was auch in Potsdam möglich."

Der alte Herr schüttelte bekümmert den Kopf.

Nikoline, die es auf sich genommen hatte, Garragan einzuladen, war zuerst verwundert, dann beunruhigt, weil Garragan seit einigen Tagen nicht mehr in das kleine Restaurant gekommen war. Sie suchte nach Ursachen dieses plötzlichen Ausbleibens und kam zu dem Schluß, daß Garragan durch ihr Angebot, ihm die lumpigen paar Dollar zu leihen, sich verletzt fühlte. Er war ja schon an jenem Abend wie vor den

Kopf geschlagen dagesessen und hatte nicht mehr den Mund aufgetan. Mit jedem Tag ärgerte sich Nikoline mehr darüber, daß ihre Hilfsbereitschaft so falsch aufgefaßt worden war, machte in Gedanken verletzende Ausfälle gegen den lächerlichen Stolz schottischer Hungerleider, langweilte sich zum erstenmal, als sie Abend für Abend in dieser unmöglichen Kneipe allein sitzen mußte, und gewann es dennoch nicht über sich, bei Garragan anzurufen, obwohl sie diese Zurückhaltung mit „Trotzköpfchen"-Vergleichen zu ironisieren nicht versäumte.

Aber als Garragan auch Freitags nicht erschienen war, mußte sie, so unsympathisch es ihr war, Sonnabends bei der „gekränkten Leberwurst" anläuten, wie sie den Erfinder des leichten Motors sehr respektlos zu nennen beliebte.

„Hallo! Guten Abend, Herr Baron. Wie geht es Ihnen immer? Haben Sie die Grippe? Oder sind Sie schon gestorben? Wo findet die Einäscherung statt? Krematorium Gerichtstraße? Im Majolika-Saal?"

Sie barst vor Bissigkeit.

„Verzeihen Sie, Nikoline. Ich bin so verstimmt und mißmutig gewesen, daß ich Sie mit meiner üblen Laune verschonen wollte."

Garragan fälschte die Wahrheit. Er schämte sich seiner Leidenschaft und zitterte vor dem Gedanken, das junge Mädchen wiederzusehen, das er im Traum besessen hatte, deswegen war er geflohen.

„So viel Rücksicht brauchen Sie auf mich nicht zu nehmen, verehrter Herr Baron. Auf 'n bißchen schlechte Laune kommt es mir nicht an. Ich bin nicht verwöhnt. Sie hätten Bokofzers Laune mitmachen müssen, als Api und Riebeck Montan um 'n paar Pünktchen runtergesaust sind. So was von Laune gibt's nicht wieder. Na, ich will Sie nicht länger aufhalten, mein Lieber. Ich hätte Sie auch heute nicht gestört, wenn ich nicht von Papa beauftragt worden wäre, Sie für morgen mittag nach Potsdam einzuladen."

Garragan gab keine Antwort. So wenig erwünscht ihm diese Einladung kam, konnte er sie doch nicht ausschlagen. Schließlich war, so überlegte er, ein Zusammentreffen mit Nikoline in Gegenwart des Obersten weniger peinlich als anderswo.

„Hallo! Sind Sie noch beim Apparat, oder haben Sie sich schlafen gelegt?"

„Ich komme morgen sehr gern nach Potsdam, Nikoline."

„Sie dürfen Papa nicht im Stich lassen!"

„Wenn ich sage, daß ich komme, so komme ich."

„Verzeihen Sie nur, daß ich zu zweifeln gewagt habe."

Sie wollte ihn eben auffordern, sie Sonntags abzuholen und gemeinsam nach Potsdam zu fahren, da rief er: „Auf Wiedersehen, Nikoline!"

Sie legte wortlos den Hörer ab.

Als Garragan am nächsten Tag das Haus des Obersten von Queiß betrat, erwies sich die Angst, die er vor der Begegnung mit Nikoline hatte, als grundlos. Er vermochte Nikoline, die vor ihm gekommen war, ruhig und ohne Erschütterung die Hand zu geben. Er hatte sich überwunden.

Auch Nikoline, der Spott und Hohn um die Mundwinkel zuckten, bezwang sich, so betroffen war sie von der Veränderung, die innerhalb von wenigen Tagen mit Garragan geschehen war. Er sah schlechter aus als früher, einige Falten hatten sich vertieft, seine Lippen schienen schmaler geworden zu sein. Er war noch starrer als sonst und hatte sich so sehr in sich zurückgezogen, daß man die Eiswand, die zwischen ihm und den andern Menschen aufgerichtet war, nicht durchstoßen konnte.

Sogar Oberst Queiß merkte die Veränderung und wurde fast befangen, wenn er in das regungslose und beherrschte Gesicht seines Gastes blickte, das auf nichts reagierte.

Schließlich fragte der alte Herr ganz verschüchtert: „Haben Sie Sorgen, Garragan?"

„Nein, Herr Oberst, ich habe keine Sorgen", war die abweisende Antwort.

Damit schlief das Gespräch vollständig ein. Der Oberst wagte nichts mehr zu sagen. Nikoline stand beim Fenster und roch an den blühenden Hyazinthen. Garragan saß wie ein Verurteilter da und dachte darüber nach, warum die Menschen mit Sonntagsmittagseinladungen einander das Leben vergällten.

Da trat Graf Henikstein ein, nicht ganz so sicher wie sonst, aber dennoch weltmännisch ungezwungen und liebenswürdig. Der Oberst, der ein sehr schlechtes Gewissen hatte, stellte den jungen Österreicher als Sohn eines befreundeten Kriegskameraden vor und atmete auf, als Garragan, dessen Zorn über diese Überrumpelung er gefürchtet hatte, dem Gast sehr freundlich die Hand reichte.

Nikoline war überrascht, in dem Grafen Henikstein den jungen Mann wiederzuerkennen, den sie in dem kleinen Restaurant gesehen hatte, und musterte Glorias Freund mit großer

Neugier. Wie kam eine alte Frau, denn Gloria hatte doch mindestens neunundzwanzig oder dreißig Jahre auf dem Rücken, zu einem so netten jungen Kerlchen? fragte sich Nikoline und hatte beinahe Hochachtung vor Glorias Anziehungskraft.

So geschah es, daß der Eintritt des jungen Grafen wie eine Erlösung von allen begrüßt wurde. Henikstein brachte ohne Mühe ein Gespräch in Gang, an dem der Oberst und Nikoline sich beteiligten. Sogar Garragan blickte weniger gelangweilt und schien an der unbekümmerten Jugend des österreichischen Aristokraten Freude zu haben. Bei Tisch allerdings saß er wieder als steinerner Gast da und bedrückte die Runde durch sein drohendes Schweigen.

Kein angenehmer Mitbürger, der Herr Nachbar, dachte Henikstein, während er freundlich lächelnd Garragan zutrank. Überhaupt, ganz Potsdam konnte ihm gestohlen werden. So was von Ungemütlichkeit war noch nicht da. Und der Schlangenfraß, mit dem sich die guten Leuteln den Sonntag und den Magen verdarben!

„Wie gefällt Ihnen eigentlich Potsdam, Graf Henikstein?" fragte der Oberst.

„Das ist nicht leicht zu sagen, Herr Oberst. Potsdam wirkt auf einen armen Österreicher ein wenig fremdartig und niederschmetternd."

„Ach, tun Sie doch nicht so!" rief Nikoline spöttisch. „Sagen Sie ruhig und offen, daß Sie Potsdam gräßlich finden."

„Wollen Sie mich zu einer Lüge verleiten, gnädiges Fräulein?"

„Nee", antwortete Nikoline sehr trocken.

„Ich möchte nur sagen," erläuterte Henikstein, „daß unsereinen die großen historischen Erinnerungen ein wenig niederdrücken. Hier geht man immer im Schatten Friedrichs des Großen, und da kommt sich ein Österreicher noch kleiner vor, als er eh' schon ist. Wir haben nur den Vater Radetzky und seinen Marsch und dann noch den Kaiser Josef, der sich durch seine Geschichte mit der Schusterstochter einen ehrenvollen Platz im Herzen des Volks gesichert hat."

„Und ich habe den Eindruck, daß Sie mich überschätzen, Graf Henikstein", sagte Nikoline und lächelte ihm zu.

„Und ich habe den Eindruck, daß Sie mich überschätzen, gnädiges Fräulein."

Was für ein albernes Gerede ist das, dachte Garragan erbittert und verspürte plötzlich Eifersucht, die noch quälender

wurde, als Henikstein und Nikoline nach Tisch beim Fenster standen und in ein sehr angeregtes Gespräch verstrickt waren.

„Ich habe eine große Bitte an Sie, gnädiges Fräulein", sagte Henikstein.

„Und die wäre?"

„Geben Sie mir Gelegenheit, eine Viertelstunde mit Ihnen allein zu sprechen, gnädiges Fräulein."

Einen Augenblick lang hatte Nikoline die Illusion einer Liebeserklärung, aber dann erinnerte sie sich Glorias und verhöhnte ihren lächerlichen Einfall.

„Bei der Normaluhr am Potsdamer Platz vielleicht?"

Der junge Graf verstand den Spott nicht und erwiderte ernsthaft: „Wo Sie wollen, gnädiges Fräulein."

Jetzt ärgerte sich Nikoline.

„Wissen Sie auch, daß es ein starkes Stück ist, mich so ohne weiteres zu einem Stelldichein aufzufordern?"

„Ich weiß sogar, daß es unverantwortlich taktlos ist, gnädiges Fräulein, aber die Angelegenheit ist so wichtig, daß Sie Milderungsgründe für mich finden werden."

„Um was für eine Angelegenheit handelt es sich?"

„Ich kann hier nicht sprechen, gnädiges Fräulein", antwortete er und warf einen raschen Blick auf Garragan.

Es geht um Garragan, begriff Nikoline und war sogleich entschlossen, dem jungen Mann die Audienz zu bewilligen.

„Kommen Sie morgen mittag in mein Bureau, Graf Henikstein", sagte sie geschäftsmäßig und nannte ihm die Adresse.

„Vielen Dank, gnädiges Fräulein."

Nachdem diese Verabredung getroffen worden war, entschied sich Graf Henikstein dafür, möglichst bald dem trauten Familienfest zu entfliehen, dessen Gemütlichkeit ihm sehr auf die Nerven ging. Mit Garragan, der wie ein beleidigter Buddha dasaß, in ein vernünftiges Gespräch zu kommen, war ohnedies nicht möglich.

Nach dem Abgang des jungen Österreichers schleppte sich die Unterhaltung mühsam bis zur Kaffeestunde hin. Nachher aber erklärte Nikoline, nach Berlin fahren zu müssen, und forderte Garragan auf, sie zu begleiten. Er stimmte bereitwillig zu.

Als sie auf der Straße waren, fragte Nikoline: „War das nicht nett von mir?"

„Was denn, Nikoline?"

„Na, daß ich Sie weggelotst habe! Ich muß ja gar nicht nach Berlin, aber ich habe gemerkt, wie schrecklich Sie sich gelangweilt haben."

„Ich vertrage Menschenansammlungen noch nicht", erwiderte er unfreundlich.

„Ich bin zwar keine Menschenansammlung, aber vielleicht ertragen Sie auch mich nicht. Sagen Sie es ruhig, ich werde nicht gekränkt sein, sondern leise schluchzend verschwinden."

„Sie ertrage ich sehr gut, Nikoline", antwortete er einfach und freimütig.

„Man dankt", sagte sie und fühlte Freude über sein ehrliches Wort. „Jetzt wage ich es sogar, Ihnen den Vorschlag zu machen, mit mir ein bißchen spazierenzugehen. Es ist ja Frühling, Garragan."

Er blieb stehen, sah zum blauen Himmel auf, der von weißen Schäfchenwolken eingekreist war, erblickte die zarten Blättchen der Sträucher, hörte das Wasser lauter rauschen und meinte ganz verwundert: „Wahrhaftig, es ist Frühling geworden. Wir wollen spazierengehen, Nikoline."

Dann schwieg er lange, und Nikoline ging wunderlich still neben ihm her.

Aber in einer einsamen Allee, die zum chinesischen Pavillon führte, sang eine Drossel so herzbewegend in die Dämmerung hinaus, daß Nikoline nicht länger schweigen konnte.

„Was haben Sie eigentlich, Garragan?" fragte sie mit so herzlicher Teilnahme, daß Garragan von der ungewohnten Färbung des Tons betroffen wurde.

„Ich habe nichts, Nikoline."

„Was ist mit Ihnen geschehen? Sie haben sich ganz verändert. Sie sind nicht mehr nett zu mir. Sie sind so traurig."

„Im Frühling werden alle alten Menschen traurig", antwortete er mit einem Versuch, zu scherzen.

„Wissen Sie, daß ich mir schon Vorwürfe gemacht habe, Sie mit meiner lächerlichen Hilfsbereitschaft verletzt zu haben?"

„Wie können Sie nur auf diesen Gedanken kommen, Nikoline?" fragte er ganz erschrocken. „Warum hätte ich denn verletzt sein sollen? Im Gegenteil, ich war ergriffen und gerührt, Nikoline. Ich bin immer erschüttert, wenn ich sehe, daß ein Mensch dem andern zu helfen bereit ist. Da könnte ich heulen, so wunderbar erscheint es mir, daß es auch Menschen gibt, die kein Verlangen haben, den Mitmenschen in einen Käfig einzusperren."

„Sie müssen vergessen, Garragan."

„Man vergißt fortwährend, Nikoline. Man vergißt alles, weil man alt wird. Ich habe in diesen Tagen gemerkt, wie alt ich geworden bin."

„Fischen Sie nach Komplimenten, Garragan?" fragte sie und hatte ein kleines Lächeln auf den Lippen.

Er schüttelte schwermütig den Kopf.

„Die Erkenntnisse überfallen den Menschen. Man blickt an zweitausend Tagen in den Spiegel und sieht nichts. Am zweitausendunddritten Tag entdeckt man, daß das Alter da ist. Oder man hat Pläne und Absichten und Ziele, aber eines Nachts wirft einen die Erkenntnis zu Boden, daß man ein Spielball bösartiger Mächte und ohne Willen ist."

„Das ist nicht wahr, Garragan!" rief sie mit der Entschlossenheit ihrer Jugend. „Wenn das wahr wäre, müßte man sich an dem nächsten Baum aufhängen."

„Doch ist es wahr, und man hängt sich nicht auf."

Er blieb stehen und nahm den Hut ab.

„Sehen Sie mich an, Nikoline. Ich bin der friedlichste und stillste Mensch, ich bin vielleicht sogar ein guter Mensch, ich kann keinen Hund schlagen, ich kann fremdes Leid nicht ertragen, ich blute aus hundert Wunden, wenn Sie sich ein bißchen in den Finger schneiden, Nikoline, und dennoch bin ich zum Mörder geworden. Dennoch habe ich einen wehrlosen und unschuldigen Menschen kaltblütig erschossen. Ist das mein Wille? Wer hat mich zum Mörder bestimmt?"

Sie suchte eine Entgegnung und fand keine.

„Ich habe endlos lange im Kerker gesessen, ich habe jede seelische und körperliche Marter erlitten, ich weiß, was Reue ist, ich kenne letzte Verzweiflung, ich habe dem Wahnsinn in das flackernde Auge gesehen, und dennoch, dennoch bin ich verflucht, noch einmal zum Mörder zu werden. Ist das mein Wille? Leben wir unser Leben oder ein Leben, das von fremden Mächten bestimmt und geleitet wird?"

Da warf Nikoline den Kopf zurück und sagte mit tapferer Stimme: „Ich weiß es nicht, und niemand weiß es. Aber ich weiß, Garragan, daß dieses Leben trotz Hunger und Mühsal, trotz Tod und Tränen herrlich und wunderbar ist, weil es einmalig und nie wiederholbar ist und uns allein gehört und sonst niemandem."

Wie jung sie ist, dachte Garragan und antwortete, halb bezwungen: „Sie haben recht, Nikoline. Trotz allem ist das Leben schön, weil es Frauen in dieser armen Welt gibt."

„Herr Bokofzer, Sie müssen zur Börse."

„Wichtigkeit, die Börse! 'ne stille Andacht kannste dort verrichten. Glauben Se mir, Fräulein Queiß, der Untergang des Abendlandes beginnt mit dem Untergang der Börse."

Nikoline blickte ungeduldig auf die Uhr.

„Na ja, ich gehe schon. Man bleibt auf dem Posten bis zum letzten Minus-Zeichen. Was ich noch sagen wollte, Fräulein Queiß, wenn mein Schwiegervater anrufen sollte —"

„Wegen Eschweiler, ich weiß schon, Herr Bokofzer. Sie haben für ihn gekauft."

Herr Bokofzer lächelte gemütlich. „Sehn Se, wie Se nichts wissen, Fräulein Queiß. Ich habe nicht gekauft. Sagen Sie meinem Schwiegervater, daß ich schlechte Informationen bekommen habe, oder was Ihnen gerade einfällt."

„Warum wollen Sie dem alten Herrn nicht die Freude mit den paar Aktien machen, Herr Bokofzer?"

„Sie haben wahrhaftigen Gott 'n jüdisches Herz, Fräulein Queiß", rief Bokofzer gerührt. „Aber wissen Se, ich habe mir die Sache überlegt. Was braucht 'n alter Mann Eschweiler? Und dann, vergessen Se nicht, wenn er fünf Eschweiler hat, ruft er zehnmal im Tag und fünfzehnmal bei der Nacht an, wie Eschweiler stehen. Das ist nicht zu machen. Erinnern Se sich noch, was er mit seinen Otavi angegeben hat? Gott soll schießen! Ich hab' auf 'n weißen Hirsch fahren müssen, um mich von dem Getamber zu erholen."

„Herr Bokofzer, Sie müssen zur Börse!"

„Was jagen Se mich, Fräulein Queiß? Sie wissen doch, ich bin kein Marathonläufer."

„Ich erwarte Besuch, Herr Bokofzer."

„Außer das! Aber warum ham Se das nicht gleich gesagt, Fräulein Queiß? Viel Vergnügen."

„Es ist natürlich eine geschäftliche Unterredung, Herr Bokofzer", erklärte Nikoline zurechtweisend.

„Dann Hals- und Beinbruch! Guten Tag, Fräulein Queiß."

„Guten Tag, Herr Bokofzer."

„Was ich noch sagen wollte, wenn Gartenberg anruft, dann: A. Pollak, Sie verstehen, Fräulein Queiß, abwinken! Ich will mit dem Sege nichts zu tun haben. Auf Wiedersehen!"

Er verließ eilig das Zimmer.

Nikoline atmete auf, ging zum Spiegel, prüfte ihre Frisur, war zufrieden, setzte sich wieder zu dem Schreibtisch, der gigantische Ausmaße hatte, roch nachdenklich an den Veilchen, die in einem schmalen, zarten Glas auf dem Tisch standen, und wartete.

Punkt zwölf Uhr meldete der Diener den Grafen Henikstein.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein", sagte Glorias Page mit einem verbindlichen Lächeln, das seine Befangenheit zudecken sollte.

„Guten Tag, Graf Henikstein", erwiderte Nikoline sehr kühl und erhob sich langsam, als wollte sie andeuten, wie schwer sie sich von ihrer Arbeit trennte.

„Ein fabelhaftes Arbeitszimmer!" rief Henikstein bewundernd und betrachtete gleichgültig den großen, prunkhaft eingerichteten Raum. „So stell' ich es mir bei Stinnes vor."

„Stinnes hat bestimmt ein einfacheres Arbeitszimmer. Verlassen Sie sich darauf."

„Darf ich fragen, was für Geschäfte in diesen Hallen gemacht werden, gnädiges Fräulein?"

„Leipziger Allerlei", spottete sie.

„Ich habe zwar keine Ahnung, was das ist, aber es muß ein gutes Geschäft sein, denk' ich mir."

Nikoline wies auf ein Klubsessel-Arrangement und sagte mit steifer Höflichkeit: „Nehmen Sie Platz, Graf Henikstein."

Der Page dankte und setzte sich nieder, nachdem Nikoline ihren Platz beim Schreibtisch wieder eingenommen hatte.

„Ich höre, Graf Henikstein."

Er begann jungenhaft zu lachen. Sie runzelte die Stirn.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein, aber auf diese Distanz ist eine Verständigung nicht möglich. Das ist die Distanz für ein Pistolenduell mit ganz leichten Bedingungen, wo Treffen ausgeschlossen ist."

Nikoline verbiß ein Lächeln.

„Könnten Sie nicht ein bisserl näherrücken, liebes Fräulein von Queiß?"

Sie zuckte mit den Achseln, stand auf und schritt feierlich wie Iphigenie den Krokodillederfesseln zu.

„Küss' die Hand, gnädiges Fräulein. Sehen S', das ist ganz was anderes."

„Sagen Sie mal, warum sprechen Sie eigentlich auf einmal so wienerisch? Man bekommt direkt Angst, daß Sie im nächsten Augenblick zu jodeln anfangen werden."

Er lachte hell auf.

„Ham S' keine Angst, liebes Fräulein von Queiß. Gejodelt wird nicht. Aber wissen S', das ist so: Wenn ich mich wo gemütlich fühl', dann red' ich, wie mir der Schnabel g'wachsen is. Dann red' ich in der Mundart, die der liebe Gott in seinem unerforschlichen Ratschluß mir zugedacht hat. Schön, gel'?"

„Nach dieser einleitenden Conférence zu schließen, handelt es sich um eine höchst gemütliche Angelegenheit?"

Seine Heiterkeit entschwand.

„Gemütlich wäre zuviel gesagt. Gemütlich wäre sogar übertrieben. Sie können schon an meiner hochdeutschen Aussprache erkennen, wie ungemütlich die Geschichte ist."

„Also bitte, Graf Henikstein. Ich habe nicht viel Zeit."

„Sofort, gnädiges Fräulein." Er überlegte, wie er die Sache einleiten sollte, und starrte sehnsüchtig auf den Aschenbecher, der vor ihm auf dem Tischchen stand. „Verzeihen Sie meine Unverschämtheit, gnädiges Fräulein, aber könnten Sie mir nicht gestatten, eine Zigarette zu rauchen? Ich kann viel besser reden, wenn ich rauchen darf."

„Sie dürfen."

Er dankte überschwenglich und holte seine Zigarettendose hervor. „Darf ich vielleicht auch Ihnen eine Zigarette anbieten, gnädiges Fräulein?"

„Nein. Oder ja. Danke."

Sie rauchten schweigend.

Endlich sagte Nikoline: „Es wird Nacht, Graf Henikstein."

Er riß sich zusammen, machte ein Gesicht wie ein Mensch, der gezwungen ist, an einem Wintertag ins Wasser zu springen, und begann: „Alsdann, die Geschichte ist so, liebes Fräulein von Queiß. Wie Sie wissen, bin ich zufällig einmal in das kleine Weinrestaurant geraten, in dem Sie verkehren, und habe Sie und den Baron Garragan gesehen."

Sie nickte hochmütig.

„Obwohl ich nicht die Ehre hatte, Sie oder den Baron zu kennen, interessierten mich der Herr und die junge Dame außerordentlich."

„Sie sind zu gnädig, Graf Henikstein."

Er ließ sich durch ihren Spott nicht beirren. „Bei dieser Gelegenheit machte ich eine Entdeckung, die mir sehr wertvoll war."

„Was für eine großartige Entdeckung könnte das wohl sein?"

Er machte eine Pause und sah Nikoline an. „Baron Garragan liebt Sie, Fräulein von Queiß."

Sie fuhr überrascht auf. „Sie sind wohl plötzlich vom Irrsinn befallen worden!“

„Noch nicht, gnädiges Fräulein. Ich bin zwar jung und gottlob völlig talentlos, aber in Liebesdingen kenne ich mich aus. Das ist das einzige Gebiet, in dem ich mir eine gewisse Erfahrung zutraue. Baron Garragan liebt Sie, Fräulein von Queiß.“

Nikoline wurde sehr nachdenklich, denn sie fühlte sofort, daß dieser junge Mann da recht hatte. Sie wunderte sich nur, daß sie nicht selber erraten hatte, was mit Garragan geschehen war.

„Obwohl Sie Fachmann in der Liebe sind, wie Sie mit mimosenhafter Bescheidenheit hervorzuheben belieben, mein sehr verehrter Graf Henikstein, halte ich dennoch das Resultat Ihrer Wirtshausbeobachtungen für ganz falsch.“

„Sehr mit Unrecht, Fräulein von Queiß.“

„Aber selbst wenn Sie recht hätten, ist wohl die Frage erlaubt, was Sie zu der ganz ungewöhnlichen Taktlosigkeit verleitet, mir solche Dinge ins Gesicht zu sagen?“

Das Blut stieg ihm zu Kopf, aber er überwand sich und nahm die Beschimpfung hin. „Was mir den Mut zu dieser, wie Sie richtig sagen, ungewöhnlichen Taktlosigkeit gibt, Fräulein von Queiß, ist die Überzeugung, daß Sie Baron Garragan vor neuem Unglück bewahren können.“

„Ich?“

„Jawohl, Sie, mein gnädiges Fräulein. Sie allein können den Baron Garragan seine Frau vergessen lassen.“

Sie stand jählings auf.

„Ich denke, wir beendigen diese anmutige Unterhaltung, Graf Henikstein.“

Er war aufgesprungen und rief: „Nein, Fräulein von Queiß. Wir zwei sind jung und haben das Recht, über konventionelle Vorurteile, die unsere Ahnen erlassen haben, hinwegzusteigen. Wir dürfen nicht kleinlich sein. Jugend verpflichtet. Es handelt sich um zwei Menschenleben, Fräulein von Queiß! Bitt' schön, nehmen S' wieder Platz und hören S' mich noch fünf Minuten an.“

Sie verzog den Mund zu einem verächtlichen Lächeln und setzte sich wieder nieder. „Wenn Sie wienerisch reden, kann man Ihnen allerdings schwer widerstehen, Graf Henikstein.“

„Da ham S' wieder recht, Fräulein von Queiß. Auf wienerisch ist das ganze Leben viel leichter.“

„Also bitte, was für angenehme Mitteilungen haben Sie mir noch zu machen?“

Glorias Page sagte sehr ernst: „Sie sollten den Baron Garragan heiraten, Fräulein von Queiß.“

Nikoline lachte nervös. Dieser kleine Graf als Heiratsvermittler war eine ulkige Nummer, der mit Würde zu begegnen fast sinnlos war.

„Der Besitzer dieses erstklassigen Arbeitszimmers pflegt in solchen Fällen zu sagen: Mit Ratschlägen bin ich versehen.“

„Tant mieux. Dann sind wir ja einig, gnädiges Fräulein.“

„Jawohl, vollkommen. Darf ich fragen, wieviel Provision Sie für die Vermittlung dieser Ehe beanspruchen?“

„Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, gnädiges Fräulein, daß Sie dieses heikle Thema berühren. Darf ich Ihnen meine Vorschläge machen?“

„Ich bitte darum.“

Er schluckte schwer. „Ich kenne die finanziellen Verhältnisse des Hauses von Queiß und des Barons Garragan und weiß, welche Schwierigkeiten einer Heirat entgegenstehen.“

„Aber ich bitte Sie, Graf Henikstein: Raum ist in der kleinsten Hütte!“ rief sie belustigt.

„Natürlich, aber wenn man ein paar Monate verheiratet gewesen ist, hat man sich so an sein Glück gewöhnt, daß auch andere Annehmlichkeiten des Lebens wieder zu Ehren kommen.“

„Das haben Sie prachtvoll gesagt, Graf Henikstein.“

Er stand auf und erklärte mit äußerster Behutsamkeit: „Ich will mich kurz fassen, gnädiges Fräulein. Wenn Sie den Baron Garragan heiraten, erhalten Sie fünfzigtausend Dollar als Morgengabe.“

Nikoline begann stürmisch zu lachen. Dann erhob sie sich, trat dem Pagen gegenüber und fragte: „Wissen Sie was ein Schadchen ist, Graf Henikstein?“

„Ja, ein Heiratsvermittler.“

„Na also, Sie werden fabelhafte Erfolge als Schadchen haben, lieber Graf Henikstein, wenn Sie nicht nur keine Provision verlangen, sondern sogar die Mitgift beistellen.“

Sie kehrte ihm den Rücken und ging zum Schreibtisch.

Henikstein blickte ihr nach und dachte: So was von blamiertem Mitteleuropäer hat die Welt noch nicht gesehen.

„Auf baldiges Wiedersehen, Graf Henikstein!“

Er stand wie ein gescholtener Schuljunge da und rührte sich nicht vom Fleck.

„Was wollen Sie denn noch? Verlieren Sie Ihre Zeit nicht! Bemühen Sie sich doch in die dritte Etage! Da wohnt die Witwe Birnbaum mit zwei heiratsfähigen Töchtern, mies, aber seelenvoll. Vielleicht ist dort 'n Geschäft zu machen."

Er gewann seine Haltung zurück und antwortete sehr ruhig: „Ihr Spott ist billig, gnädiges Fräulein. Sie wollen mich nicht verstehen, das ist schade, aber ich gebe trotzdem die Hoffnung nicht auf, daß Sie eines Tags erkennen werden, wie eng verknüpft unsere Interessen sind. Vorläufig habe nur ich ein Interesse, die Frau Baronin Garragan vor Gefahren zu schützen, aber es ist vielleicht nicht unmöglich, daß Sie einmal um den Baron Garragan besorgt sein werden."

„Dann will ich mich vertrauensvoll an Ihre Firma wenden, Graf Henikstein."

„Um mehr bitte ich nicht, Fräulein von Queiß. Ich werde mir erlauben, mit Ihren in Verbindung zu bleiben und Sie stets von meinem Aufenthaltsort zu unterrichten. Wenn Gefahr droht, haben Sie die Gnade, mich zu verständigen. Ich fahre heute abend nach Paris. Darf ich Ihnen meine Pariser Adresse zurücklassen?"

„Sie dürfen."

Er schrieb auf seiner Visitenkarte die Adresse auf und überreichte sie Nikoline. „Und jetzt wollen wir das Kriegsbeil begraben, Fräulein von Queiß", sagte er herzlich. „Oder, weniger geschwollen ausgedrückt: San m'r wieder gut!"

„Sie wissen doch: Wenn Sie wienerisch reden, sind Sie unwiderstehlich", antwortete sie und gab ihm die Hand.

Er verbeugte sich formvollendet und verließ Bokofzers Arbeitshalle.

An diesem Abend saß Nikoline schon um halb acht Uhr in dem kleinen Weinrestaurant und wartete in seltsamer Spannung auf Garragan, der zu kommen versprochen hatte. Während sie nervös und ungeduldig viele Zahnstocher in winzig kleine Stücke zerbrach, war sie bemüht, sich vorzustellen, wie Garragan eigentlich aussah. Es erschien ihr sonderbar und fast unheimlich, daß sie sich von Garragan kein Bild machen konnte.

Als Garragan einige Minuten nach acht Uhr erschien, sah ihn Nikoline zum erstenmal.

Es wäre gar nicht unmöglich, Garragan zu lieben, dachte sie verwundert und fühlte ein leises Erschauern, das durch ihren Körper floß.

XIX

Wenn Macpherson in diesen heiteren Frühlingstagen an dem Ufer der Seine saß und seine Angel mit gespannter Aufmerksamkeit zu beobachten schien, geschah es oft, daß er das Anbeißen eines Fischleins gar nicht merkte.

Das strömende Wasser mit den tanzenden Sonnenlichtern verführte zu Gedanken, die weitab vom schönen Angelsport lagen. Dieser anmutige Fluß eilte so hastig dahin, als wenn er das Leben selber wäre. Es war ein banaler Vergleich, der dennoch Macpherson immer wieder zwang, sein Leben mit kritischen Augen zu betrachten und zu Ergebnissen zu gelangen, die nicht erfreulich waren.

In diesen sonnigen Tagen an dem Ufer der Seine erkannte Leslie Macpherson mit nüchterner Klarheit, daß er sein Leben vertan und verspielt hatte. Seit zehn Jahren, solange er Gloria liebte, war er stillgestanden und hatte keinen Schritt mehr nach vorwärts gemacht. Aber wer stillsteht, geht zurück. Die Liebe zu Gloria, dieser erbitterte und hoffnungslose Kampf um Liebe, hatte ihn ausgeschaltet. Wenn seine Fabriken blühten, war es das Verdienst Roy Carruthers', seines Chefingenieurs. Er selber kümmerte sich um nichts, zog wie ein Seiltänzer durch die Welt, mit allem Komfort allerdings, und hatte nur den Ehrgeiz, Gloria eine Freude zu bereiten und ein Lächeln zu entlocken.

Es gab seltene Augenblicke, da Macpherson Gloria haßte, wie nur ein grenzenlos Liebender hassen kann. Er besaß den Körper der geliebten Frau, aber was war ein Leib ohne Seele? Jede Umarmung entließ ihn mutloser. Glorias Herz war nicht zu gewinnen.

Er spielte mit dem Gedanken, Gloria freizugeben und ihr die Hälfte seines Vermögens zu schenken, aber es war zu spät. Er konnte jetzt mit seiner Freiheit nichts mehr beginnen, so fest war er mit Gloria verknüpft. Wenn sie ihn verließ, war sein Leben ohne Inhalt und zu Ende.

Auch an Garragan mußte Macpherson in den Meudoner Tagen immer wieder denken. Glich der Mann, dem Gloria das Leben zerstört hatte, nicht ihm selber, der stärker gefesselt war als ein Sträfling? Waren die zehn Jahre hinter Kerkermauern um so viel schlimmer gewesen als seine Jahre leidvollen Glücks? Bei solchen Erwägungen hatte er ein Gefühl der Brüderlichkeit für Garragan, das noch verstärkt wurde, als ihm eines Tages

einfiel, daß er, wie der Name Macpherson erwies, ebenfalls schottischen Ursprungs war.

Das freundliche Gefühl wurde immer sehr bald von der Erkenntnis verdrängt, daß Garragan eine bessere Position hatte als er. Garragan war Glorias Mann geblieben, weil sie sich geweigert hatte, einer Ehescheidung zuzustimmen, die durch Garragans Verurteilung ohne weiteres möglich geworden wäre. Unter dieser Weigerung litt Macpherson, der vieles erreichen zu können glaubte, wenn Gloria eingewilligt hätte, Mrs. Macpherson zu werden. Das Leben in Neuyork wäre zumindest erträglicher, wenn man die lose Verbindung mit Gloria nicht mehr schamhaft verbergen müßte, um das empfindliche Sittlichkeitsgefühl Amerikas zu schonen.

Dieser Art waren die Gedanken des Anglers Macpherson.

Gloria verließ die Villa Maréchale nur selten. Manchmal, am späten Nachmittag, machte sie mit Macpherson einen Spaziergang nach der Terrasse von Meudon, von wo man eine schöne und ruhevolle Aussicht auf den Frühling genoß, der Tal und Hügel mit vielfarbigen Blüten überschüttet hatte. Aber am liebsten weilte Gloria in ihrem Garten, der, still und eingefriedet, fern den Menschen, fern der Welt, einem Klostergarten glich, in dem enttäuschte und müde gewordene Frauen, einen Rosenkranz in den blassen Händen, langsam auf und ab wandelten. So schritt Gloria durch die schmalen Alleen, blieb vor einem über Nacht erblühten Strauch stehen, lauschte einem Vogelruf, lächelte ziellos dem warmen Lufthauch zu, der ihre Wangen berührte, und ging weiter, nachdenkliche Büßerin und sehnsüchtige Frau zugleich.

Wenn sie müde wurde, ruhte sie auf der Terrasse des Hauses, die auf der Straßenseite von den Kronen alter Kastanienbäume besäumt war. Sie trugen weiße und zartrote Blütenkerzen, denn jetzt war es wirklich Frühling geworden. Viele Stunden lang konnte Gloria auf dieser Terrasse sitzen und wurde nicht müde, nach Osten zu blicken, über das Tal der Seine und über das ferne Paris hinweg, das von weißen Schleierfahnen überweht war.

Hier empfing Gloria den zurückgekehrten Grafen Henikstein, der, verwirrt und verliebt, wie es sich einem Pagen geziemt, die Frau anstarrte, die noch viel schöner war, als er sie in der zärtlichsten Erinnerung hatte.

„Guten Tag, lieber Graf Henikstein“, rief sie fast fröhlich und streckte ihm beide Hände entgegen, die er andächtig küßte. „Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen. Und ich danke Ihnen

nochmals von ganzem Herzen. Sie ahnen nicht, was Sie für mich getan haben. Bitte, nehmen Sie Platz und erzählen Sie. Erzählen Sie!"

Er stand wie verzaubert.

„Was ist denn mit Ihnen geschehen, Clemens Henikstein?" fragte sie lächelnd. „Sie machen ein Gesicht wie der Prinz im Märchen, wenn die gütige Fee ihn wieder in einen Prinzen verwandelt."

„Sie sind unwahrscheinlich schön geworden, Frau Gloria," sagte er leise.

„Ach Gott, ich komme mir so häßlich und alt vor."

„Man muß Sie lieben, Frau Gloria."

„Man muß mich lieben?" fragte sie zweifelnd und schwermütig.

Er nickte nur und blickte sie mit so heißen Augen an, daß Gloria beunruhigt wurde.

„Kommen Sie, Graf Henikstein, setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie. Ich bin so neugierig."

Der Page gehorchte seufzend und begann seinen Bericht. Gloria hörte zu, als erzählte man ihr eine wunderbare Geschichte, deren Held ein sagenhafter Mann namens Garragan war. Wenn Henikstein eine Atempause machte oder seinen Bericht abschließen wollte, entlockte Gloria ihm mit hundert Fragen immer noch ein neues Kapitel der aufregenden Erzählung.

„Sie haben mir noch nicht gesagt, Graf Henikstein, wie Garragan Ihnen gefällt."

„Ausgezeichnet, Frau Gloria", erwiderte der Page mit großer Tapferkeit. „Er sieht wie ein Gentleman aus."

„Er ist es", bestätigte sie eifrig. „Geht er noch so aufrecht?"

„Er hat eine gute Haltung."

„Wissen Sie, Graf Henikstein, ein Photo sagt gar nichts. Es erinnert nur. Garragan hat die sanftesten Augen, die Sie sich vorstellen können, auf dem Bild ist davon nichts zu sehen."

„Baron Garragan hat sehr schöne Augen", gab Henikstein zu, seine Ungeduld überwindend.

„Haben Sie eigentlich seine Stimme gehört, Graf Henikstein?"

„Natürlich, Frau Gloria. Ich hatte ja die Ehre, dem Baron Garragan vorgestellt zu werden."

„Wie und wo geschah das?" fragte sie sehr erregt. „Warum erzählen Sie mir von so wichtigen Ereignissen nichts?"

„Ich bin erst seit einer Stunde hier, Frau Gloria", verteidigte sich der Page lächelnd. „Ich werde Ihnen nichts verheimlichen."

Auch Pagen müssen manchmal lügen. Von Garragans Liebe zu Nikoline zu erzählen, hielt Henikstein für unnötig und schädlich. Keine Frau konnte es ertragen, daß der Mann, den sie geliebt hatte, jetzt für eine andere entbrannt war.

Der junge Graf berichtete knapp und sachlich von der Begegnung mit Garragan im Haus des Obersten von Queiß.

„Die Tochter des Obersten war dabei, sagen Sie, Graf Henikstein?"

„Jawohl."

„Das ist Anna Queiß gewesen", belehrte Gloria. „Ich habe sie gut gekannt. Sie haßt mich natürlich. Sie haßt mich seit zwölf Jahren, weil ich ihr Garragan genommen habe. Sie hat ihn sehr geliebt. Vielleicht wäre es sogar besser für Garragan gewesen, wenn er Anna Queiß geheiratet hätte. Wie sieht sie aus? Sie muß jetzt ein altes Mädchen sein, oder ist sie etwa eine junge Pastorsfrau?"

„Es ist nicht Anna Queiß gewesen, Frau Gloria, sondern Nikoline."

„Aber Sie erzählten von einer jungen Dame, Graf Henikstein. Nikoline ist doch ein Kind."

„Jetzt ist sie eine junge Dame."

Gloria überlegte.

„Freilich, sie kann jetzt neunzehn oder zwanzig Jahre alt sein. Man vergißt, daß die Zeit nicht stehen bleibt. Also Nikoline Queiß ist es gewesen."

Dann fragte sie mit instinktivem Mißtrauen: „Wie sieht Nikoline aus? Ist sie hübsch?"

„Gott ja", antwortete der Page zögernd. „Ganz hübsch, wenn man für diese langbeinige, hellblonde, norddeutsche Rasse etwas übrig hat."

„Sie ist also groß. Größer als ich?"

„Ich denke, daß sie etwas größer ist als Sie, Frau Gloria."

„Und hübsch, sagen Sie. Was macht sie? Lebt sie bei ihrem Vater in Potsdam?"

„Nein, sie ist Sekretärin eines reichen Unternehmers und Geschäftemachers namens Bokofzer."

In diesem Augenblick kam Macpherson vom erfolglosen Angeln zurück und begrüßte den jungen Grafen sehr herzlich.

„Graf Henikstein bringt einen ganzen Sack voll Neuigkeiten mit", behauptete Gloria. „Er muß dir später alles noch einmal erzählen, Leslie, soweit es dich interessiert."

„Mich interessiert alles, was dich interessiert, Gloria."

„Denk dir, Leslie, er hat sogar mit Garragan gesprochen."

„Ich gratuliere, Graf Henikstein. Sie sind ein Tausendkünstler. Welchen Eindruck haben Sie von Garragan empfangen? Sinnt er auf Rache? Hält er Handgranaten bereit?"

„Er denkt nicht daran, Mr. Macpherson", lachte der Page.

„Dennoch wird er mich töten", sagte Gloria, wie ein Mensch, der im Traum spricht. Sie blickte mit verschleierten Augen in die Ferne und hatte einen einsamen Mund.

Macpherson und Henikstein sahen sich betroffen an. Wie ein dunkles Tuch hüllte jähes Schweigen die drei Menschen ein. Irgendwo kläffte ein Hündchen. Dann pfiff ein Zug im Tal, als wäre er in Not.

„Wie ist sie sonst?" fragte Gloria plötzlich.

„Wer, Frau Gloria?"

„Nikoline Queiß. Ist sie intelligent?"

„Ja, sehr. Zu sehr sogar für meinen Geschmack. Eine wunderliche Mischung von Potsdam und Bokofzer."

„Das verstehe ich nicht", erklärte Gloria ein wenig nervös. „Was ist Bokofzer?"

„Bokofzer ist der Typ, dessen Sekretärin Fräulein Queiß ist. Von der geistigen Art dieses Mannes scheint das Fräulein manches angenommen zu haben, vor allem den ätzenden Spott, der sich selber nicht schont. Es gibt keine Autorität, die anerkannt wird. Jedes Gefühl wird verhöhnt. Alles ist als Schwindel entlarvt: Liebe, Ehe, Freundschaft, Ehrgeiz, Freiheit, Dichterpathos, Sozialismus, Demokratie, Monarchie und was sonst noch feierlich einherschreitet. Die Parole der Bokofzers ist: Wer hat, der hat. Von dieser geistigen Atmosphäre scheint Fräulein Queiß infiziert worden zu sein, darum sage ich: Eine Mischung von Potsdam und Bokofzer."

Gloria meinte spöttisch: „Sie scheinen Nikoline mit großer Aufmerksamkeit studiert zu haben, Graf Henikstein."

„Ich habe im ganzen zweimal mit Fräulein Queiß gesprochen, Frau Gloria", entschuldigte sich der Page ein wenig gekränkt.

„Es war eine scherzhafte Bemerkung, die Sie mißverstanden haben. Zur Strafe müssen Sie jetzt Leslie von Ihren Erlebnissen erzählen. Ich will mich indessen unserem lieben Gast zu Ehren in ein Festgewand kleiden. Wir speisen in einer

halben Stunde." Sie winkte ihm freundlich zu und ging ins Haus.

Der Page blickte ihr nach und sagte dann zu Macpherson: „Frau Gloria hat sich hier sehr erholt."

„Ja, sie ist ruhiger und sicherer geworden. Das verdanken wir Ihnen, Graf Henikstein. Wir werden immer Ihre Schuldner bleiben."

„Sie beschämen mich, Mr. Macpherson."

Er holte eilig aus seiner Brieftasche die Dollarschecks hervor und überreichte sie Macpherson.

„Hier sind Ihre Schecks, Mr. Macpherson. Ich habe nur fünfhundert Dollars gebraucht."

„Oh, wie schade!" rief der Amerikaner enttäuscht.

„Und dieses Geld war überdies zum Fenster hinausgeworfen."

Er erzählte von Mariska Tóths gescheitertem Unternehmen.

„Es war nicht die richtige Frau", behauptete Macpherson.

„Ein wahres Wort, Mr. Macpherson. Aber die richtige Frau nimmt kein Geld, denn sie ist aus Potsdam."

„Die junge Dame, über die Sie mit Gloria gesprochen haben?"

„Jawohl, Nikoline von Queiß."

„Sie halten also Garragan für nicht mehr gefährlich?"

„Nein, denn er ist bis über die Ohren verliebt. Er denkt nicht an Rache, sondern an Nikoline."

„Ist die junge Dame so schön?"

„Schön wäre zuviel gesagt, aber sie ist sehr nett und vor allem jung. Auf Jugend fallen Männer über Vierzig immer herein."

Macpherson sah den jungen Menschen mit leisem Neid an.

„Sie haben recht, Graf Henikstein. Das Alter überschätzt die Jugend, aber die Jugend — das ist der ewige Ausgleich — kann das Glück, jung zu sein, nicht begreifen."

„Es gibt Ausnahmen, Mr. Macpherson", entgegnete Henikstein angriffslustig.

„Selbstverständlich. Es gibt auch Männer über Vierzig, denen Jugend nicht imponiert."

Der junge Graf begann schweigend eine Zigarette zu rauchen.

„Sie haben Gloria von Garragans Leidenschaft nichts erzählt?"

„Nein, ich halte es für gefährlich."

Macpherson nickte zustimmend. „Ich bin mir über das zukünftige Verhältnis dieses Fräuleins Queiß zu Garragan nicht

ganz klar. Glauben Sie, daß die junge Dame sich dazu entschließen wird, die Geliebte Garragans zu werden?"

Henikstein zögerte mit der Antwort. „Gefühlsmäßig müßte ich sagen: Das ist ausgeschlossen, aber wer kennt sich bei Frauen aus, Mr. Macpherson? Vielleicht erscheint es jungen Mädchen, die sich deklassiert fühlen, folgerichtig, auch ihren Leib und ihre Unberührtheit für nichts zu achten."

„Das wäre schade."

„Das finde auch ich."

„Ich hoffte sehr, daß die junge Dame auf einer Heirat bestehen werde."

„Davon bin ich innerlich fest überzeugt, Mr. Macpherson, aber ich möchte mich mit Prophezeiungen nicht lächerlich machen. Wie ich Fräulein von Queiß zu kennen glaube, wird sie Garragan heiraten wollen."

„Woraus schließen Sie das?" fragte Macpherson angeregt.

„Ich glaube, daß Potsdam stärker ist als alle Bokofzers. Ich muß es glauben, denn ich zweifle nicht daran, daß schließlich und endlich, im Endspurt sozusagen, Potsdam sich stärker erweisen wird als die ganze Welt."

„Das wäre sehr gut, in der Tat. Ich meine, wenn die junge Dame auf Heirat dringen würde. Dann müßte Garragan Scheidung von seiner Frau verlangen."

„Ach, so meinen Sie!" rief Henikstein und fühlte Haß gegen den alten Yankee, der wie ein abgerissener Stromer aussah.

„Die Frage der Ehescheidung wird, glaube ich, bestimmt an Garragan herantreten, aber versprechen Sie sich davon nicht allzuviel für sich selber, Mr. Macpherson."

„Warum nicht, Graf Henikstein?"

„Weil ich es bezweifle, daß Frau Gloria in die Scheidung einwilligen werde."

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich widerspreche, Graf Henikstein. Garragan ist doch auf Glorias Zustimmung nicht angewiesen, wenn er seine Ehe tatsächlich auflösen will."

„Das verstehe ich nicht ganz, Mr. Macpherson."

Der Amerikaner schien zu lächeln, er verzog zumindest die linke Hälfte seines Gesichts. „Ich meine: Ehebruch der Frau ist doch ein Scheidungsgrund."

Der Page errötete vor Scham und vor Zorn. „Allerdings, Mr. Macpherson. Daran hatte ich nicht gedacht."

Macpherson erhob sich. „Sie werden mich für zehn Minuten entschuldigen, Graf Henikstein. Ich muß mich fürs Dinner umziehen."

Der Page blieb allein auf der schönen Terrasse, die von weiß- und rotblühenden Kastanienbäumen besäumt war, und blickte mit starren Augen in die Landschaft, über die sich die sanfte Traurigkeit der Frühlingsabende zu breiten begann. Der Page hatte ein wundes Herz und Bitterkeit im Blut. Wie konnte Gott es zulassen, daß dieser trockene alte Fisch eine Frau wie Gloria umarmen durfte, ohne in derselben Sekunde vom Blitz erschlagen zu werden? Und gab es einen törichteren Menschen als den Grafen Clemens Henikstein, der ein großer Herr aus edlem Geschlecht war und in einigen Jahren, wenn der Großvater das Zeitliche gesegnet hatte, über Schlösser, Wälder und Weinberge im schönsten Land der Erde, in der Steiermark, gebot, gab es einen lächerlicheren Menschen als diesen jungen Edelmann, der als „Schadchen" durch die Welt reiste oder als betrogener Liebhaber auf einsamen Terrassen saß? Ich muß ein Ende machen, dachte der Page und sprang auf, entschlossen, die Flucht zu ergreifen.

Da kam Gloria auf die Terrasse, sie trug ein wunderbar rotes Kleid, sie hatte Zärtlichkeit in den blauen Augen, sie nahm den Arm des traurigen Pagen, führte ihn durch schmale Alleen eines duftenden Klostergartens, es dämmerte, Amseln sangen ihr Abendlied, der Himmel brannte, eine fromme Glocke läutete, man mußte das Leben lieben.

Macpherson erschien, er sah im Abendanzug ganz gut aus, aber er war ein müder alter Mann und konnte niemals geliebt werden. Man ging zu Tisch, saß in einem fröhlichen kleinen Speisesaal, es gab gebackene Hummern und andere gute Dinge, edle Weine füllte der Diener in herrliche Gläser, Gloria lächelte, der Page vergaß sein Leid.

Aber nachher, als man in einem andern Raum den Mokka nahm, wurde die kaum geschlossene Wunde von neuem aufgerissen. Da sagte Gloria: „Verzeihen Sie meine scheinbare Unhöflichkeit, die Sie gewiß nicht falsch auffassen werden, Clemens Henikstein, aber Sie verstehen mich so gut, daß ich alles wage."

„Was für eine bedrohliche Einleitung, Frau Gloria! Ich bekomme Herzklopfen."

„Nicht nötig, Graf Henikstein. Ich wollte nur taktlos und unfreundlich fragen, wann Sie wieder wegfahren."

Er blickte sie entgeistert an. „Wann ich wegfahre? Ich verstehe nicht. Wohin sollte ich fahren?"

„Zürnen Sie mir nicht", bat sie schüchtern. „Ich dachte, daß Sie wieder nach Berlin zurückreisen würden."

„Was soll ich denn in Berlin?" fragte er trotzig.

„Ich meinte nur wegen Garragan."

„Von Garragan droht Ihnen keine Gefahr, Frau Gloria."

„Aber Sie begreifen —"

Der Page lehnte sich auf. „Sie können doch nicht von mir verlangen, Frau Gloria, daß ich mein ganzes Leben in Berlin verbringe!"

Gloria blickte ihn an und erwiderte mit sanfter Stimme: „Ich verlange niemals, Graf Henikstein."

Macpherson nahm das Wort, um zu vermitteln. „Aus den Berichten, die wir von Graf Henikstein haben, ist klar zu ersehen, daß Garragan an alles eher denkt als an romantische Rachepläne und an opernhafte Vendetta. Du kannst also ohne Sorge sein, liebe Gloria. Wenn du es aber wünschest, wollen wir Garragan durch Detektive überwachen lassen, die uns täglich über jeden seiner Schritte unterrichten werden."

„Danke, das wünsche ich nicht", entgegnete sie beinahe schroff und wendete sich dem jungen Grafen zu. „Verzeihen Sie meine Unüberlegtheit, Graf Henikstein, und bewahren Sie mir trotzdem Ihre Freundschaft. Ich habe so wenige Freunde, daß ich niemanden verlieren darf."

Der Page fand keine Antwort und verneigte sich stumm.

„Und jetzt erlauben Sie mir, mich zurückzuziehen. Ich habe unerträgliche Kopfschmerzen."

Als sie schon bei der Tür war, wendete sie sich nochmals um und fragte, als erriete sie seine Fluchtgedanken: „Sie kommen morgen wieder, nicht wahr, Graf Henikstein? Ich erwarte Sie bestimmt."

„Ich werde kommen, Frau Gloria."

Einige Minuten, nachdem Gloria sich entfernt hatte, nahm Henikstein Abschied von Macpherson und verließ die Villa Maréchale. Er ging langsam und versonnen durch eine schwachbeleuchtete Straße, Liebespaare standen vor Haustoren, aus einem Fenster drang Klavierspiel, eine Mädchenstimme sang, hinter milchigen Schleiern leuchteten matte Sterne, aber über Paris stand der Himmel in Flammen, als brennte die Stadt. Schrittmacher für Macpherson und Glorias Detektiv, das war seine Stellung, dachte Henikstein in bitterem Hohn und fühlte heiße Scham, wenn er sich seiner Unterhaltung mit Nikoline von Queiß erinnerte. Liebe macht würdelos.

Er erreichte den Bahnhof und fuhr nach Paris. Als er in sein Hotel trat, stieß er, ohne Freude, mit dem jungen Perracher

zusammen, einem Freund vom Gymnasium her, der jetzt bei einer kleinen Bezirkshauptmannschaft Dienst tat.

„Servus, Henikstein!“ rief Fortunatus Perracher und lachte vor Vergnügen über die unverhoffte Begegnung.

„Wie kommst du daher?“ fragte Henikstein unfreundlich.

„Weißt, ich hab' vierzehn Tag' Urlaub. Und wohin fahrt heut der Mensch, wann er Urlaub hat? Nach Paris, um vom Frankkurs zu profitieren. Also, meiner Seel' und Gott, hier is billiger als in Waidhofen an der Ybbs.“

Beklagenswert einfältig erschien der Säugling aus Waidhofen dem leiderfahrenen Grafen Henikstein.

„Gute Nacht, lieber Perracher, ich muß schlafen gehen.“

„Ah, das gibt's nicht, mein Lieber. Da ham m'r an G'spaß g'habt. Heut gehst mit mir drahn, sonst bin ich todbös auf dich.“

Er quälte ihn so lange, bis Henikstein nachgab. Es war schließlich egal, wie man die Nacht verbrachte. Schlafen hätte man doch nicht können.

Sie besuchten die Nachtlokale zwischen der Place de Clichy und der Place Pigalle, die den Parisern zu langweilig, aber für die Fremden gut genug sind, sie hörten in den „Quat'z-Arts“ von Ramsay Macdonald und Stresemann singen, sie sahen in der „Boîte à Fursy“ Karikaturen wichtiger Persönlichkeiten des Bloc national, für die der Jüngling aus Waidhofen wenig Verständnis hatte, aber in einem andern Kabarett, das durch Kunst wirken wollte und natürlich halb leer war, deklamierte ein ganz junges Mädchen: „O mon Dieu, vous m'avez blessé d'amour, et la blessure est encore vibrante“, und Clemens Henikstein hatte ein Gefühl von Wundheit, man war natürlich im Moulin rouge beim Ball der nackten Frauen, der großen Eindruck auf Fortunatus Perracher machte, während Henikstein in sich versunken dasaß und durch die Pistolenschüsse der Jazzbands aufgeschreckt wurde, man graste die Lokale der Rue Pigalle ab und landete in einer Bar, in der tscherkessische Sänger tobten. Hier begab es sich, daß eine sehr pompöse und hübsche Montmatre-Dame, die sich freilich nachher als unverfälschte Wienerin vom Alsergrund entpuppte, heftige Zuneigung für Fortunatus Perracher bezeigte und den Glücklichen mit sich schleppte. Henikstein atmete auf und fuhr nach Haus.

Als er gegen Mittag erwachte, war sein erster Gedanke, zu fliehen und sein Leid in heimatlichen Schlössern zu verbergen, aber nachdem er gefrühstückt hatte, erschien ihm sein Plan feig und unausführbar. Er wollte noch einmal nach Meudon fahren, weil er es versprochen hatte, und von Gloria Abschied nehmen.

Er malte sich die Abschiedsszene so rührend aus, daß er tief ergriffen wurde.

In dieser Stimmung betrat er am späten Nachmittag die Villa Maréchale und wurde von dem Diener auf die Terrasse geleitet. Macpherson saß allein da und begrüßte Henikstein.

„Wo ist Frau Gloria?“ erkundigte sich der junge Graf mit düsterer Miene.

„Gloria fühlt sich nicht wohl. Sie hat eine schlimme Nacht gehabt. Jetzt ruht sie in ihrem Zimmer.“

„Eine schlimme Nacht?“ fragte der Page sehr beklommen.

„Ja. Die Angstpsychosen sind wiedergekehrt. Gloria fürchtet, daß Garragan hier erscheinen und sie überfallen könne. Eine fixe Idee, die man mit Vernunftgründen nicht bekämpfen kann.“

„Was geschieht nun, Mr. Macpherson?“

„Gloria hat den Wunsch ausgesprochen, nach Neuyork zurückzukehren. Sie behauptet, sich dort sicherer zu fühlen. Meudon sei von Berlin aus zu leicht zu erreichen. Wir werden also nach Amerika reisen.“

Henikstein saß wie betäubt da. Nun brauchte er nicht mehr zu fliehen. Gloria verschwand aus seinem Leben. „Wann reisen Sie, Mr. Macpherson?“

„So bald wie möglich. Ich erwarte Nachricht vom Schiffsbureau.“

Der Page schluckte schwer. Eine junge Stimme deklamierte: O mon Dieu, vous m'avez blessé d'amour.

„Ich habe Ihnen eine Bitte vorzutragen, Graf Henikstein, die sowohl von Gloria als auch von mir ausgeht. Wir bitten Sie, wenn Ihre Zeit und Ihre Geschäfte es erlauben, als unser Gast nach Amerika mitzukommen.“

„Das ist unmöglich!“ rief Henikstein.

„Vielleicht läßt es sich dennoch ermöglichen, Graf Henikstein. Wenn ich Ihnen bei der Überwindung irgendwelcher Schwierigkeiten dienlich sein kann, verfügen Sie über mich.“

„Ich danke, Mr. Macpherson, aber es ist unmöglich.“

„Sie würden mit Ihrer Begleitung Gloria, die sehr an Ihnen hängt, eine große Freude machen und mir einen Dienst erweisen. Wir haben ein einsames Leben in Neuyork, Graf Henikstein.“

Der Page blieb fest. „Es ist unmöglich, Mr. Macpherson.“ Damit stand er auf.

„Wollen Sie sich noch eine Minute gedulden, Graf Henikstein? Ich möchte, bevor Sie gehen, Gloria von Ihrem Entschluß verständigen.“

Henikstein nickte höflich und wartete. Ich kann nicht, ich kann so nicht weiterleben, dachte er, während er ungeduldig auf der Terrasse auf und ab schritt.

Macpherson kam zurück und sagte, daß Gloria ihn zu sehen wünsche.

Henikstein erzitterte. Er wußte, daß es den letzten und entscheidenden Kampf galt.

Macpherson führte ihn in ein französisch heiteres Zimmer, in dem Gloria, mit einem leichten Tuch bedeckt, auf einer Ottomane lag. Sie hatte ein müdes und hilfloses Gesicht.

„Guten Tag, Clemens Henikstein. Ich höre, daß Sie uns verlassen wollen. Ich bin sehr traurig darüber."

Macpherson ging aus dem Zimmer.

Henikstein stand regungslos da.

„Warum wollen Sie nicht mit uns kommen?"

„Ich kann nicht, Frau Gloria", antwortete er leise. „Ich will aber gern nach Berlin zurückreisen und den Baron Garragan bis an sein Lebensende überwachen."

„Das ist nicht nötig. Ich will, daß Sie mich nach Neuyork begleiten. Sie werden mich doch nicht im Stich lassen, Clemens Henikstein?"

„Ich kann nicht", flüsterte er und hatte Tränen im Hals. „Haben Sie Mitleid mit mir!"

Sie sah ihn an. Er kam näher, fiel auf die Knie, barg sein Gesicht in dem Tuch, mit dem Gloria bedeckt war, und stammelte: „Ich liebe Sie zu sehr, Gloria. Deswegen fahre ich nicht mit Ihnen."

Sie streichelte mit sanften Fingern sein Haar und sagte verheißungsvoll: „Sie müssen Geduld haben, Clemens Henikstein."

Er hob blitzschnell den Kopf und starrte sie an.

„Werden Sie mit mir fahren, Clemens Henikstein?"

„Bis ans Ende der Welt!" rief der Page und überschüttete ihre Hände mit flammenden Küssen.

XX

Nikoline lag noch im Bett, als Anna Queiß ins Zimmer trat.

„Tag, Nikoline", sagte sie mit ihrer schönen, ruhigen Altstimme.

„Anne!" jauchzte die Schwester und streckte ihr beide Arme entgegen.

Anna kam zum Bett, umarmte Nikoline und fragte herzlich: „Geht's gut?"

„Erstklassig, Anne. Aber wie kommst du nach Berlin?"

„Mit der Eisenbahn, denk mal an."

„Quatsch. Was führt dich her?"

„Einkäufe. Ich habe 'n Notizbuch voll von Bestellungen unserer Damen."

„Hat Stift Heiligenberg den Haupttreffer gemacht?"

„Nee, leider nicht. Aber 'n bißken was nachschaffen muß man doch — nach zehn Jahren."

„Wie lange bleibst du in Berlin, Anne?"

„Bis morgen oder höchstens bis übermorgen."

„Du kannst hier schlafen, wenn es nicht absolut ein Hospiz sein muß."

„Danke, Nikoline. Ich muß doch Vater besuchen, da übernachte ich gleich draußen."

Sie saß gelassen da, fraulich aussehend mit ihrem runden, faltenlosen Gesicht, und betrachtete Nikoline.

„Du bist hübscher geworden, Nikolinchen. Du siehst aus wie 'n Mensch, der sich freut."

„Kunststück, wenn du kommst, Anne!" antwortete Nikoline und wunderte sich über ihre Verlegenheit. „Ich kann dir übrigens das Kompliment zurückgeben."

„Jawoll, ich bin dick und gesund und habe 'ne großartige Gesichtsfarbe, weiß ich, aber wenn ich 'nen Kummer hätte, würde ihn mir kein Mensch glauben. Die rundlichen Leute haben es schwer."

„Hast du denn 'nen Kummer, Anne?"

„Hast du schon 'nen Menschen ohne Kummer gesehen? Ich nicht. Und was die ollen Mädchen betrifft, so ist das 'n Kummerkapitel für sich."

Warum ist Anne so bitter? fragte sich Nikoline und schwieg.

„Na, erzähl' mal, Nikolinchen. Was gibt's Neues?"

„Nicht viel." Sie zögerte. „Daß Garragan zurückgekehrt ist, das weißt du?"

„Ja, Vater hat es mir geschrieben."

Die Schwestern blickten sich in die Augen.

„Wie sieht er aus?" fragte Anna nach einer kleinen Pause gleichmütig.

„Ganz gut, 'n bißchen grau und mager, aber ganz gut."

„Und was treibt er?"

„Er hat 'ne Erfindung gemacht, 'ne sehr wichtige Erfindung, von der er jetzt ein Modell baut, das in diesen Tagen fertig

werden soll. Es handelt sich um einen leichten Motor, aber was für eine Bewandtnis es damit hat, kann ich dir nicht sagen, Anne."

„Siehst du ihn oft?"

„O ja. Wir speisen abends oft zusammen. Daran ist eigentlich Vater schuld. Er wünschte, daß ich mich Garragans nach seiner Entlassung ein wenig annehmen sollte."

„Vater ist so gut."

Nikoline witterte Ironie und erwiderte kurz: „Ja, sehr gut."

Aber gleich nachher tat ihr die Schroffheit leid, und sie fragte: „Willst du Garragan nicht sehen, Anne?"

„Nein. Wozu?"

„Ich verstehe dich nicht."

„Was ist da nicht zu verstehen?"

„Du hast ihn doch geliebt", sagte Nikoline sehr zart.

Annas Gesicht wurde dunkler.

„Ja, das war einmal." Sie betrachtete die Schwester mit so forschenden Augen, daß Nikoline diesen Blick nicht ertragen konnte. „Jetzt bin ich 'ne olle Jungfer, sitze in meinem bescheidenen Nest und habe den Frieden gewonnen."

„Das klingt so schrecklich resigniert, Anne."

„Ist nur Selbstbescheidung und Erkenntnis, Nikoline. Es gibt zwei Wege für den Menschen, um 'n bißken Glück zu finden. Der eine, der in die Höhe geht, ist: So weit über das Gewölk des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. So hoch hätte ich mit Garragan fliegen können, Nikoline. Der andere Weg ist: Gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so in eine Furche einzunisten, daß man ebenfalls von der Welt nichts sieht. In so 'ner Furche liege ich jetzt und bin zufrieden."

„Das hört sich sehr poetisch an —"

„Da hast du wohl recht, Nikoline, denn die schöne Wortmusik ist von Jean Paul, aber die beiden Wege habe ich selber ausgekundschaftet."

Pause.

Dann fragte Nikoline ganz zaghaft: „Du liebst also Garragan nicht mehr?"

„Nein."

Nikoline errötete vor Freude. „Ist es auch wahr, Anne?"

„Ja."

Nikoline sprang mit einem Satz aus dem Bett und küßte die Schwester.

„Liebst du ihn?" fragte Anna leise.

„Ich weiß es nicht, Anne, aber es ist möglich", flüsterte Nikoline und preßte die Schwester an sich.

„Man muß ihn lieben, Nikoline, er ist ein wahrhaft guter Mensch."

„Das stimmt. Er ist lächerlich gut. Zuerst wird man mißtrauisch und zweifelt, aber er ist wirklich so. Und jetzt muß ich dir noch etwas anvertrauen, Anne: Ich bin sehr glücklich darüber, daß du ihn nicht mehr liebst. Ist das sehr gemein von mir?"

„Das ist nur natürlich, Nikoline. Du bist jung, und ich bin alt."

„Ach, du mit deinem Altsein!" lachte Nikoline und tänzelte in ihrem Schlafanzug zum Waschtisch.

Anna blickte ihr aus müden Augen nach. Wie jung und hübsch das Kind war! Nicht reich, nicht weise, nicht edel und gut — jung muß man sein, erkannte Anna Queiß in dieser bitteren Stunde ihres Verzichts.

„Nun will ich gehen, Nikoline. Ich habe so viele Besorgungen für meine Damen."

„Ich komme heute abend nach Potsdam, da wollen wir es gemütlich haben."

„Das wollen wir. Lebe wohl, mein Kind!" sagte Anna ganz mütterlich.

„Auf Wiedersehen, Anne!"

Anna Queiß ging aus dem Zimmer, schritt aufrecht durch die Diele und schloß leise die Wohnungstür hinter sich.

Im Stiegenhaus war Halbdunkel, und das alte Mädchen konnte, ungestört vom grellen Frühlingslicht, die Tränen aus den Augen wischen.

XXI

Professor Truckenbrod und Garragan verließen die Neuköllner Werkstätte, in der sie den Motor auf dem Bremsstand erprobt hatten.

Es war ein Tag im Mai, so freudig und hoffnungsvoll, daß sogar die Friedhöfe der Hermannstraße sehr einladend aussahen.

„Sie machen ein Gesicht, Garragan, als wäre Ihnen die ganze Ernte verhagelt worden", sagte Truckenbrod lächelnd.

„So ähnlich ist mir auch zumute, wenn ich ehrlich sein soll."

„Menschenskind, was wollen Sie eigentlich? Sie haben sich ein paar Monate lang mit dem Motor geplagt, jetzt ist er wirklich auf der Welt und erfüllt alle Ansprüche, aber Sie sind unzufrieden und hadern mit Gott und mit den Menschen."

„Nur mit mir, Truckenbrod, mit mir allein. Ich zweifle an mir."

„Wer zweifelt, endet in Verzweiflung", erklärte Truckenbrod im Predigerton.

„Dann verzweifle ich."

Sie gingen schweigend eine Strecke weit.

„Wollen Sie zu mir kommen, Garragan? Ich möchte Ihnen in Ruhe berichten, was für Informationen ich in Ihrem Interesse gesammelt habe."

„Ich komme gern."

Sie stiegen in die Straßenbahn.

„Sie sind ein bißchen neurasthenisch, lieber Garragan", meinte Truckenbrod, nachdem sie eine Weile gefahren waren. „Sie kommen mir vor wie die Maler, die das fertige Bild vernichten möchten, oder wie die Schriftsteller, die über ihr vollendetes Werk in Verzweiflung geraten."

„Nur angesichts des fertigen Werkes erkennt man seine Unzulänglichkeit und Ohnmacht. Soll ich über diese Mißgeburt eines Motors Stolz und Freude empfinden?"

„Schön ist das Modell der Pachaly-Werke nicht, das gebe ich Ihnen ohne weiteres zu, aber überlegen Sie gefälligst, daß ein Motor erst in zweiter Linie eine ästhetische Angelegenheit ist."

Garragan wendete sich dem Professor zu und sah ihm fest ins Auge.

„Glauben Sie wirklich, Truckenbrod, daß mit diesem armseligen Modell irgend etwas anzufangen ist?"

„Ich bin davon überzeugt. Das Modell beweist, daß Ihre Konstruktion und Ihre Berechnungen richtig waren. Ihr Motor leistet ebensoviel wie ein normaler Motor der gleichen Stärke und ist um ein Drittel leichter. Quod erat demonstrandum oder was der Zweck der Übung war. Kommen Sie, Garragan, wir müssen umsteigen."

Garragan blieb mißtrauisch. „Ich werde das entsetzliche Gefühl nicht los, daß Sie mich schonen wollen, Truckenbrod."

Der Professor lachte herzlich. „Lieber Freund, man kann einen Maler, einen Dichter, sogar einen unfähigen Minister

schonen, aber in technischen Dingen gibt es keine Schonung. Das wissen Sie doch selber ganz genau."

„Sie glauben also, daß man den Motor verwerten kann?"

„Wenn ich es nicht glaubte, würde ich Ihnen kaum die Wege zeigen, die Sie gehen sollen, lieber Garragan."

„Verzeihen Sie meinen Kleinmut", bat Garragan ein wenig beschämt.

„Ihre Unsicherheit spricht für Sie. Nur Dilettanten sind immer sicher."

Garragan entgegnete nichts und schwieg, bis sie die Wohnung des Professors in der Mommsenstraße erreicht hatten.

Dann saßen sie auf dem winzig kleinen Balkon, der wie ein Vogelnest an das Haus geklebt war, und tranken echten Bohnenkaffee, den Truckenbrod zur Feier des Tages, wie er sagte, bestellt hatte.

„Glauben Sie übrigens nicht, lieber Garragan," erklärte der Professor, das Gespräch fortsetzend, „daß ich weniger skeptisch bin als Sie. Ihr Motor ist bis jetzt nur ein Gedanke, ein genialer Gedanke meinetwegen, aber ich behaupte, daß ein Gedanke wenig oder nichts bedeutet. Erst die Anwendung und Verwendung des Gedankens beweist die Berechtigung oder die Lebenskraft des Gedankens. Was Ihr Motor wirklich wert ist, kann nur die Praxis zeigen. Das habe ich Ihnen schon damals gesagt, als Sie mir die Zeichnungen vorgelegt haben."

Garragan lächelte. „Über die Sie so erzürnt waren, weil Sie die Fehlerquelle nicht finden konnten."

„Ich bin nun mal ein Miesmacher erster Ordnung", antwortete der Professor schmunzelnd und zündete eine Zigarre an. „Sagen Sie, wie steht es eigentlich mit Ihren Finanzen?"

„Schlecht, ganz schlecht. Broken down. Der Bau des Motors hat ein Heidengeld verschluckt."

„Na ja, das ist nicht anders. Wir müssen also versuchen, den Motor zu verkaufen, und zwar möglichst gut zu verkaufen."

„Wie soll ich das anstellen?" fragte Garragan mutlos. „Ich kenne keinen Menschen, der weniger kaufmännische Begabung hätte als ich."

„Sie überschätzen die Schwierigkeiten. Gute Ware läßt sich leicht verkaufen. Haben Sie noch ein paar hundert Dollars übrig?"

Garragan überlegte. „Wenn ich alles zusammenkratze, wird es wohl so viel sein."

„Schön. Dann werden Sie Ihr Geld zusammenkratzen und nach Amerika fahren."

„Nach Amerika?“ fragte Garragan und hatte ein Gefühl des Unbehagens. „Ich liebe Amerika nicht sehr.“

„Es handelt sich nicht um eine Vergnügungsreise, lieber Garragan. Ich habe mich über Ihre Sache mit Collega Lehmbeck unterhalten. Kennen Sie Professor Lehmbeck?“

„Nein.“

„Collega Lehmbeck ist Fachmann im Automobilbau und hat die amerikanischen Verhältnisse sehr genau studiert. Er ist erst vor kurzem von einer langen Reise durch die Staaten zurückgekehrt.“

„Verzeihen Sie, wenn ich unterbreche, warum muß es denn Amerika sein? Wir haben doch in Deutschland einige sehr große Betriebe, die sich für den leichten Motor interessieren könnten.“

„Sie vergessen unsere ungeheure Kapitalsnot, lieber Garragan. Ein deutsches Werk kann sich heute auf kostspielige Experimente nicht einlassen. Wenn Sie von Ihrer Erfindung einen materiellen Vorteil haben wollen, müssen Sie sich schon nach Amerika bemühen.“

„Und vor Mr. Ford einen Kniefall tun“, spottete Garragan.

„Falsch geraten!“ rief Truckenbrod triumphierend. „Ford ist der einzige Automobilindustrielle, zu dem Sie nicht gehen sollen, meint Professor Lehmbeck, der drüben Bescheid weiß. Ford marschiert an der Spitze und ist saturiert, wenn er auch noch so sehr vor Ehrgeiz zu zappeln scheint. Er würde Ihnen gewiß aufmerksam zuhören, vielleicht sogar Ihre Erfindung abkaufen, aber das innere Interesse fehlt. Ob er seine billigen Wagen, die Landwanzen, wie sie drüben heißen, noch um einige Dollars im Preis ermäßigen kann oder nicht, spielt keine so große Rolle.“

„Ich verstehe“, sagte Garragan angeregt. „Ich soll zur Konkurrenz gehen.“

„Sehr richtig. Man muß immer zur Konkurrenz gehen, um Erfolg zu haben, — behauptet Collega Lehmbeck. Die Konkurrenz wird viel echteres Interesse an dem leichten Motor haben als Ford. Wenn es einer andern Fabrik gelingt, die Preise ihrer höher qualifizierten Wagen dank dem leichten Motor dem billigen Fordwagen, der ja nicht überwältigend ist, anzunähern, hat sie alle Trümpfe in der Hand.“

„Das stimmt.“

„Diese Überlegungen kommen, wie gesagt, von Collega Lehmbeck. Ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken.“

Garragan sprang auf, entzündet von der Hoffnung auf einen Erfolg. „Ich werde nach Amerika fahren.“

„Heute wird es allerdings schon zu spät sein," scherzte Truckenbrod, „aber gehen wir in mein Arbeitszimmer. Ich will Ihnen die Notizen geben, die ich für Sie gemacht habe."

„Ich danke Ihnen", sagte Garragan gerührt und drückte dem Professor die Hand.

„Das hat Zeit, bis Sie mit einem Sack voll Dollars aus Neuyork zurückgekehrt sind. Hier ist die Liste der Fabriken, die für Sie in Betracht kommen. Das bedeutendste Unternehmen, das Ford gern Konkurrenz machen möchte, ist die Macpherson Motor Car Company mit Fabriken in Neuyork, in Pontiac und in Marysville, Michigan. Das Konstruktionsbureau ist in Neuyork. An diese Gesellschaft sollen Sie sich zuerst wenden, meint Collega Lehmbeck. Lehnt die Macpherson Company ab, so kommt zunächst die Buick Motor Car Company in Flint, Michigan, in Frage, dann die Cadillac Motor Company in Detroit, Michigan, und so weiter."

Er übergab Garragan die Liste.

„Sie müssen natürlich versuchen, an die Chefs selber heranzukommen, was im demokratischen Amerika keine Schwierigkeiten machen dürfte. Mit den Ingenieuren zu verhandeln, ist nicht empfehlenswert. Ingenieure in leitenden Stellungen sind skeptisch, mißtrauisch, eifersüchtig und lieben Erfinder nicht sehr."

„Das ist begreiflich."

„Auf der Liste befindet sich auch die Adresse eines Boardinghauses, in dem Professor Lehmbeck gewohnt hat."

„Ich kenne Neuyork", sagte Garragan ungeduldig.

„Wann sind Sie drüben gewesen?"

„1912."

„Da sind Sie als Mark-Millionär nach Neuyork gekommen, schätze ich. Das Boardinghaus, das Collega Lehmbeck Ihnen empfiehlt, ist ruhig, sauber und — billig."

„Sie haben recht, Truckenbrod. Ich bin vergeßlich. Übermitteln Sie Herrn Professor Lehmbeck meinen ergebenen Dank."

„Will ich gern besorgen. Vor Ihrer Abreise lassen Sie sich hoffentlich nochmals sehen?"

Garragan versprach es und empfahl sich.

Als er auf die Straße kam, hatte er ein wunderbares Gefühl von Beschwingtheit und von Zuversicht. Es gab wieder ein Ziel, auf das man losmarschieren konnte. Man mußte ein Ziel haben, egal, ob es erreichbar war oder nicht. So dachte Garragan und wehrte entschlossen die skeptische innere Stimme ab, die ihn davon überzeugen wollte, daß Ziele und Programme leere Ge-

hirnkonstruktionen waren, die auf den Ablauf eines Lebens keinen entscheidenden Einfluß nehmen konnten.

An diesem Maitag schritt Garragan aufrecht und tapfer dem Leben entgegen. Der Kurfürstendamm war von Abendsonne überflutet, vor den Kaffeehäusern saßen Menschen mit heiteren Gesichtern, alle Frauen waren schön, selbst die Bettler an den Ecken leuchteten vergoldet, Autos glitten dahin wie von Sonnenstrahlen gezogen, in der welken Hand einer alten Blumenverkäuferin blühten feuerrote Nelken, ein Kind lachte — in die Tiefe der Erde hatte sich das Grauen der westlichen Mitternacht verkrochen, das dem aus dem Kerker Heimkehrenden entgegengestürzt war.

Um einer solchen abendlichen Maistunde willen konnte man Gott seine mißglückte Schöpfung verzeihen, dachte Garragan nachsichtig und reihte sich in den Zug der Menschen ein.

Als er nach Haus gekommen war, berief er sofort Ewebing in sein Zimmer, um mit ihm Kriegsrat zu halten.

„Hör' mal zu, mein Alter, wir müssen uns noch Geld verschaffen."

„Wieviel Herr Baron?" fragte Ewebing zaghaft.

„Das ist nicht so einfach, mein Lieber. Wart' mal, laß mich rechnen."

„Sehr wohl, Herr Baron."

Garragan nahm ein Blatt Papier und einen Bleistift und machte eine Aufstellung der Kosten seiner Amerika-Expedition. Die Reise, die Aufenthaltskosten für vier Wochen, nein, drei Wochen mußten, zum Donnerwetter!, genügen, um einen erstklassigen leichten Motor den verdammten Dollarbrüdern anzuhängen, die Rückfahrt, aber die konnte man natürlich ausschalten. Für die sorgte schon irgendeine protzige Motor Car Company im gesegneten Staat Michigan.

Diesen Ausgaben stand ein so betrüblich geringes Barvermögen gegenüber, daß Garragan den lieben Augustin zu pfeifen anfing, ein Ereignis, das den alten Ewebing beinahe erschütterte. So vergnügt pfeifend hatte er seinen Herrn noch nie erlebt. Und jetzt lachte er sogar.

„Mein guter Ewebing, da hilft nun alles Weinen und Wehklagen nichts, wir brauchen noch mindestens dreihundert Dollar."

„Ach, Herr Jesus," jammerte der Alte, „das ist schrecklich viel Geld."

„Wieso ist das schrecklich viel Geld, mein guter Ewebing? Laß dir doch nicht von den stumpfsinnigen Dollars imponieren.

Dreihundert Dollar, das sind, wart' mal, das sind 1260 Mark. Das ist doch kein Betrag. Denk mal, ich habe über eine Million solcher guter ehrlicher Mark besessen, und jetzt wollen wir bei dreihundert lumpigen Dollar ‚Ach, Herr Jesus!' rufen?"

Eweding hatte sich gefaßt.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Baron haben natürlich recht. Es ist eine lächerliche Summe, aber ich bitte gehorsamst, zu bedenken, daß wir schon fast alles verkauft haben. Die Teppiche sind weg, das Silberservice, die goldene Uhr und die Zigarettendose des Herrn Barons, und vermietet haben wir auch nicht."

„Gott sei Dank. Der Sennor Espogito hätte uns einen feinen Prozeß angehängt, wenn wir es gewagt hätten, den Teppich aus dem Speisezimmer, das er gemietet hatte, zu verkaufen. Also los, Eweding, zerbrich dir das Köppchen. Was können wir noch verkloppen? Das Geld muß her, verstehst du, es muß!"

„Sehr wohl, Herr Baron."

Der alte Diener überlegte. „Da wäre noch ein ganzer Schrank voll der feinsten Wäsche, Herr Baron, und ein anderer Schrank mit Pelzen und Kleidern."

Garragan runzelte die Stirn. „Diese Sachen gehören meiner Frau. Die können wir nicht verkaufen."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Baron, aber —"

„Gib dir keine Mühe, Eweding. Da ist nichts zu wollen. Ich weiß nicht, was zur Aussteuer gehört und was ich gekauft habe. Komm, wir wollen mal die Wohnung inspizieren."

Sie gingen durch die Zimmer.

„Es ist wirklich nichts mehr los", meinte Garragan nachdenklich. „Wir haben schon den ganzen Wald abgeschlagen. Na, da bleibt nichts anderes übrig, lieber Eweding, als das Speisezimmer zu verkaufen."

Der Diener seufzte. „Daran habe auch ich gedacht, Herr Baron."

„Also fort mit Schaden!"

„Ich fürchte nur, Herr Baron, daß wir für das Zimmer keine dreihundert Dollar bekommen werden."

„So, glaubst du? Ich verstehe ja nichts vom Möbelgeschäft." Er betrachtete das Zimmer von allen Seiten. „Aber es ist doch eigentlich ein feines Speisezimmer, nicht? Und gemütlich war es auch, erinnerst du dich noch? Hier hat mein Vater gesessen und hier meine Mutter und da meine Frau, und wir haben manchmal viel gelacht und eine ganze Menge getrunken. Und jetzt ist der ganze Krempel nicht mal dreihundert Dollar wert, sagst du?"

„So fürchte ich, Herr Baron."

Garragan starrte das Zimmer an. Erinnerungen überfielen ihn und stachen mit heißen Nadeln in sein Herz.

„Wir könnten noch das Boudoir der Frau Baronin verkaufen. Für die beiden Zimmer zusammen bekommen wir sicherlich dreihundert Dollars."

„So, meinst du?"

Sie betraten das Boudoir.

Garragan fuhr zusammen. Saß nicht Gloria auf dem zartbeinigen, hellseidenen Sofa und lächelte ihm zu?

„Wie denken Herr Baron darüber?"

Garragan erwachte.

„Verkaufe nur, mein guter Ewding, verkaufe!"

XXII

Das kleine Weinrestaurant hatte schon seinen „Garten" eröffnet. Die Tische standen auf der Straße, waren durch Strauchwerk den Blicken der Vorübergehenden entzogen, eine niedrig hängende Plache deckte gegen oben ab, aber — die vielen Ecken fehlten und ließen sich durch stimmungsvoll rotbeschirmte Tischlämpchen nicht ganz ersetzen. So kam es, daß der Garten ziemlich leer blieb, weil die wahren Liebespaare auch an den heißesten Sommerabenden den Saal mit den vielen Ecken vorzogen, um ungestörter flüstern zu können.

Nikoline und Garragan saßen im Garten.

„Wollen wir eine Bowle trinken, Nikoline?"

„Warum so großzügig?"

„Erstens zur Feier des Abschieds, zweitens weil ich ausgezeichnete Bowlen mischen kann, ein Talent, das ich von meinem Vater geerbt habe und das Ihnen in Freiheit vorzuführen meine Eitelkeit gebietet, ach! was für ein entsetzlicher Satz, und drittens, was freilich eine Ausrede aller Alkoholiker ist: Lasset uns trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir tot."

Nikoline lächelte. „Diesen drei Gründen kann man allerdings nicht widerstehen."

Er rief den Kellner und bestellte mit großer Sorgfalt, was er für die Bowle benötigte.

Nikoline betrachtete Garragans Gesicht, das so aufgeschlossen war wie noch nie. Alle Falten schienen sich geglättet zu haben,

die Stirn leuchtete vor Entschlossenheit, sein Mund war sanfter geschwungen als sonst, hell und fröhlich blickten die Augen.

„Sie sind heute eine Überraschung für mich, Garragan. Ich habe Sie noch niemals in so guter Laune gesehen."

„Bin ich immer nach Schlußpunkten", lachte er. „Das hier ist ein Schlußpunkt. Übermorgen schwimme ich auf dem großen Wasser. Und nächste Woche hausiert in Neuyork ein Gentleman mit einem leichten Motor."

Der Kellner kam, und Garragan begann mit einer gewissen Feierlichkeit die Bowle zu brauen. Nikoline sah ihm eine Weile schweigend zu, dann sagte sie, freundlich spottend: „Sie zelebrieren ja die Bowle."

„Muß man, Nikoline. Da hätten Sie erst meinem Vater zuschauen müssen. So was von würdevoller Andacht war noch nicht da. Die Schotten sind überhaupt ein feierliches Volk. Man weiß es nur nicht in der übrigen Welt."

Er kostete die Bowle und erklärte befriedigt: „Allright. Die Sache ist trinkbar."

Er schenkte die Gläser voll und rief: „Ihre Gesundheit, Nikoline!"

„Auf gute Wiederkehr!"

„Die hängt vom Staat Michigan ab", sagte er fröhlich, nachdem er sein Glas ausgetrunken hatte.

„Das verstehe ich nicht."

„Na ja, die Rückreise ist nicht kalkuliert, Nikoline. So weit hat es nicht gereicht. Aber im Staat Michigan sind so viele Automobilfabriken, daß eine von ihnen sich vielleicht entschließen wird, den wunderbaren Garragan-Motor anzukaufen."

„Und wenn der Staat Michigan so dämlich ist, die ungeheure Bedeutung des Garragan-Motors nicht zu erkennen?"

„Dann ist ohnehin alles egal. Dann brauche ich das Schiffsbillett zurück auch nicht mehr. Was soll ich hier? Dann bleibe ich eben im gelobten Land Amerika, verdinge mich als Knecht auf einer Farm, für Landwirtschaft habe ich viel übrig, oder werde Vorführer in einem Kino, einige technische Kenntnisse besitze ich ja, oder lasse mich als Sandwichman engagieren."

„Hören Sie auf", bat sie unwillig. „Solchen Unsinn mag ich nicht anhören. Das ist lauter Quatsch, was Sie da erzählen, mein guter Garragan."

Er lachte und füllte die Gläser. „Prost, Nikoline! Und ärgern Sie sich bloß nicht an unserem letzten Abend!"

„Weil es wahr ist! Wie kann ein intelligenter Mensch so ungereimtes Zeug daherreden!“

„Erst trinken Sie, Nikoline! Dann werde ich Ihnen Antwort geben.“

Sie trank gehorsam.

„Wer vorwärts kommen will, Nikoline,“ sagte er ernsthaft, „muß immer die Brücken hinter sich abbrechen. Es darf keinen Rückweg geben und keinen Nebenweg und keinen Ausweg.“

„Echt Garragan!“ rief sie kampflustig. „Bokofzer hat immer noch einen zweiten Weg. Denn man kann nicht wissen.“

„Das ist eben der Unterschied zwischen mir und Ihrem verehrten Herrn Chef, liebe Nikoline.“

Sie zögerte mit der Antwort. Aus einem Kaffeehaus in der Nachbarschaft klang ein frecher Gassenhauer herüber, aber drinnen im Saal mit den vielen Ecken spielten die drei alten Musikanten treu und bieder „Lucia von Lammermoor“. Ziellose Traurigkeit überschattete Nikoline. Die Luft war so bedrückend schwül und roch nach Benzindämpfen, widerliche Fliegen surrten, auf allen Dingen lag der Staub der großen Stadt.

Endlich sagte sie leise: „Ich fürchte: Die Zeit der Garragans ist vorbei, mein Lieber.“

„Nein, Nikoline, tausendmal nein! Die ehrlichen, anständigen, höflichen und gesitteten Menschen werden immer über die andern siegen.“

Sie wurde von seiner Zuversicht so ergriffen, daß sie sich nur mit einem Scherzwort über ihre Stimmung hinweghelfen konnte.

„Ihr Wort in Gottes Ohr, pflegt Bokofzer in solchen Fällen zu sagen.“

Garragan wurde schweigsam.

Wie schrecklich sind letzte Abende, dachte Nikoline und fühlte plötzlich bebende Angst um Garragan, der von rätselhaften Schicksalen bedroht dasaß.

Der Saal leerte sich. Fremd und förmlich schritten die Liebespaare durch den Garten. Die Kellner standen lauernd im Kreis. Jetzt hörte auch die Musik zu spielen auf.

„Ich glaube, wir müssen gehen, Garragan.“

Er fuhr aus seinen Gedanken auf. „Ist es schon so spät geworden?“

Er rief den Kellner.

Als sie den Garten verließen, sagte Garragan mit einem Blick auf das kleine Restaurant: „Hier ist es eigentlich sehr nett gewesen.“

„Und wie ungern sind Sie hergekommen!“

„Erst beim Abschied erkennt der Mensch, was ein Ding wert ist. Müssen Sie heute noch zu Vokofzer?"

„Nein", erwiderte sie kurz und ärgerte sich ein wenig über seine Frage. Er hätte doch verstehen müssen, daß sie sich an seinem letzten Abend freimachen würde.

„Das ist fein", rief er unbefangen. „Da haben wir wenigstens einen längeren Spaziergang vor uns. Oder wollen Sie fahren? Sind Sie müde, Nikoline?"

„Ich gehe sehr gern."

Sie marschierten in Schweigen versunken bis zum Bayrischen Platz. Dann fragte Nikoline: „Wann reisen Sie?"

„Morgen früh, das heißt heute früh. Ich will noch Kapitän Diedrichsen in Blankenese besuchen."

„Ich weiß zwar, daß Männer sich ungern zum Bahnhof begleiten lassen, aber das schreckt mich nicht ab. Wenn der große Garragan in die Welt hinausfährt, will ich dabei sein."

„Jetzt machen Sie sich über mich lustig, Nikoline."

„Nein, wirklich nicht. So ist mir nicht zumut. Ich bin ja traurig, haben Sie das nicht gemerkt?"

Er schüttelte den Kopf.

„Sie merken auch gar nichts. Natürlich bin ich traurig. Ich vertrage nämlich Abschiede nicht. In dieser Beziehung bin ich sehr konservativ."

Sie bogen in die Babelsberger Straße ein.

„Hier wohne ich", sagte Nikoline und deutete auf ein Haus mit kleinem Vorgarten.

„Wie nahe! Oder sind wir so schnell gegangen?"

Sie blieb vor dem Haus stehen und sah voll Grauen das dunkle Tor. Es war doch ganz unmöglich, jetzt schon Abschied voneinander zu nehmen.

„Wollen wir noch ein Stückchen laufen?"

„Gern, Nikoline."

Sie gingen weiter und sprachen nichts.

Plötzlich machte Garragan halt und betrachtete aufmerksam den Himmel. „Jetzt wird es gleich dämmern, Nikoline."

„Ich sehe nichts."

„In Morgendämmerungen bin ich Experte. Ich habe Morgendämmerungen in allen Jahreszeiten studiert."

„Wie kamen Sie dazu?"

„Im Gefängnis, Nikoline. Ich schlief sehr schlecht und, wenn ich so dalag, sah ich zu dem kleinen Fensterquadrat auf, durch das die Dämmerung hereinkam. Glauben Sie es, Nikoline:

Das Tagwerden ist das Wunderbarste, was ein Mensch erleben kann. Wir nehmen es als selbstverständlich an, daß morgens beim Aufwachen das Licht da ist. Und alles Selbstverständliche wird gering geachtet. Nur Menschen im Kerker oder in Klosterzellen kennen die Demut vor dem Wunder des Tagwerdens."

Nikoline fühlte hilflose Schwäche durch ihren Körper rieseln.

Garragan deutete nach Osten. „Jetzt fliegt der erste graue Schein über den Himmel!"

„Ja, jetzt sehe ich", flüsterte sie.

„Nun wollen wir umkehren. Sie müssen schlafen, Nikoline."

Sie wanderten die Straße zurück, die schiefergrau vor ihnen lag.

Abgründige Gedanken jagten über Nikoline hin, so verworren und quälend, so sehr Stolz und Scham vernichtend, daß man sie nicht zu Ende denken konnte. Wenn Garragan jetzt ein heißes Wort sprach, wenn er den Arm um ihre Hüfte legte, wenn er ihre durstigen Lippen berührte, wurde sie willenlos und mußte sich ergeben, denn ihr Körper war bereit, den Geliebten zu umarmen.

Aber Garragan nahm den Hut vom Kopf und sagte herzlich: „Gute Nacht, Nikoline. Und Dank für den schönen Abend. Ich werde ihn nicht vergessen."

„Gute Nacht, Garragan."

Sie reichte ihm die Hand.

„Was haben Sie für kalte Hände, Nikoline!"

„Ich friere ein bißchen. Gute Nacht."

Sie entzog ihm hastig die Hand, lief zum Tor, öffnete mit zitternden Fingern und verschwand im grauen Hausflur.

Garragan nahm ein Auto und fuhr nach Haus. Er hatte das allergrößte Wunder des Tagwerdens nicht verstanden.

XXIII

Wie ein alter Soldat stand Eweding auf dem Bahnsteig des Lehrter Bahnhofs und wendete kein Auge von seinem Herrn, der, aus dem Fenster seines Wagens gebeugt, mit Fräulein von Queiß sprach.

Jetzt baten die Schaffner einzusteigen. Die Wagentüren wurden zugeschlagen. Eweding zog den Hut.

„Auf Wiedersehen, Nikoline."

„Ich habe noch eine Bitte, Garragan", sagte sie eilig.

„Was denn?"

„Hier ist ein Brief mit einer wichtigen Mitteilung für Sie."

Er lächelte. „Können Sie mir die wichtige Mitteilung nicht mündlich machen, Nikoline?"

„Unmöglich. Da haben Sie den Brief, aber Sie müssen mir versprechen, ihn erst auf hoher See zu öffnen."

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Nikoline ging neben dem Wagen her. „Sie versprechen es mir!"

Er gab ihr die Hand. „Ich verspreche es."

„Auf Wiedersehen, Garragan! Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!"

Nun konnte er nichts mehr hören. Nun war Garragan weg.

Sie blickte dem Zug nach, bis er verschwunden war. Als sie sich entschloß, wegzugehen, sah sie den alten Emeding, mit dem Hut in der Hand, wie eine Steinfigur dastehen und seinem Herrn nachstarren.

„Was ist denn los, Emeding? Was machen Sie für 'n Gesicht?"

Der Alte schrak zusammen und sagte wie abwesend: „Der Herr Baron kommt nicht wieder, gnädiges Fräulein."

Einen Augenblick lang war sie von Angst gelähmt, dann faßte sie sich und antwortete zuversichtlich: „Ach, Unsinn, Emeding! Natürlich kommt er wieder."

Der Diener wagte nicht zu widersprechen, obwohl sein Herz voll trüber Ahnungen blieb. Er setzte den Hut auf und folgte dem Fräulein von Queiß.

An diesem Tag saß Kapitän Diedrichsen sehr ungeduldig in der Glasveranda seines kleinen Hauses und starrte auf die Blankeneser Landungsbrücke hinab. Wenn er bestimmt gewußt hätte, daß sein Schwiegersohn mit dem Schiff ankommen würde, wäre er natürlich zur Brücke gegangen, aber Garragan konnte auch den Landweg gewählt haben.

Die Sonne brannte gewaltig gegen die Glaswände der Veranda, aber der alte Kapitän spürte nicht die Hitze, im Gegenteil, er fror beinahe vor fiebernder Nervosität, Garragan nach zehn Jahren wiederzusehen. Er kam so ins Träumen, daß er die schwarze Brasilzigarre ausgehen ließ, die Landungsbrücke vergaß und in die leere Luft blickte.

Da schritt Garragan durch das Gärtchen, sah den träumenden Mann, der mit offenen Augen zu schlafen schien, und rief halblaut: „Guten Tag, Kapitän Diedrichsen."

Der Kapitän fuhr auf, erkannte Garragan und sprang in die Höhe. „Ei, da bist du ja. Garragan, mein Junge, herzlich willkommen!"

Er küßte den Schwiegersohn und fuhr mit der Hand zärtlich über sein Haar. „Nimm Platz, mein Junge. Denk mal an, jetzt sitze ich seit Mittag in der Veranda und guck' mir die Augen aus nach der Landungsbrücke, aber auf einmal bist du da, wie vom Himmel gefallen."

„Du wirst wohl ein Nickerchen gemacht haben, Papa Diedrichsen."

„Nee, das hab' ich bestimmt nicht. Ich war nur so in Gedanken." Er wurde befangen und seufzte.

„Wie ist es dir immer gegangen, Papa Diedrichsen?"

Der Kapitän wehrte ab. „Laß nur. Mir ist es gut gegangen. Ich habe da in meiner Kajüte gesessen und die Elbe vor Augen gehabt, was will der Mensch mehr? Aber du, mein armes Menschenskind, wie hast du es ertragen?"

Garragan hob die Schultern. „Man muß es ertragen, aber ich weiß nicht, wie man es ertragen kann."

Diedrichsen sah ihm in die Augen. „Weißt du, manchmal, wenn ich hier gesessen und an dich gedacht habe und es war so 'n Tag wie heut, da habe ich wie 'n kleiner Junge geheult, ich schäme mich gar nicht, es dir zu erzählen, denn du weißt, daß ich ein harter und fester Mann bin, den nicht so bald was umwirft. Aber wie kann ein Mensch wie du, ein sauberer, ehrlicher Mann, wie kann er ohne Licht und Luft und ohne Freiheit leben? So habe ich mich gefragt und niemals eine Antwort gekriegt. Und nachts, mein Junge, wenn ich an dich gedacht habe, da ist mir der Schlaf vergangen, und ich habe mein Leben verwünscht."

„Na, laß gut sein", sagte Garragan ergriffen. „Jetzt ist es überstanden, und ich sitze wieder in der Sonne."

„Und trägst mir nichts nach?" fragte der Kapitän zaghaft. „Hast keinen Groll gegen mich im Herzen?"

„Gegen dich? Warum gegen dich?"

„Menschenskind, ich bin doch schuld an deinem ganzen Unglück."

Garragan sah ihn verwundert an.

„Du? Wieso du?"

„Hast du dir wirklich keine Gedanken darüber gemacht?"

„Was für Gedanken?"

„Es ist meine Schuld, Garragan, daß du so viel gelitten hast", sagte der Kapitän mit fester Stimme. „Es ist meine Schuld, und ich kann sie nicht gutmachen, denn wie soll ich dir die zehn Jahre zurückgeben?"

Garragan wurde nervös. „Ich verstehe kein Wort, Papa Diedrichsen. Von was für einer Schuld sprichst du?"

„Was meine Schuld ist, Garragan? Daß ich Encarnacion Quintavalle geheiratet habe, das ist meine Schuld. Ich verfluche den Tag, an dem ich das Mädel unten in Porto Alegre zum erstenmal gesehen habe. Ich saß bei ihrem Vater, der ein großer Händler war, im Bureau, da trat sie ein, weiß Gott, durch welchen Zufall, und da war der Kapitän Diedrichsen verloren. Wir Männer aus dem Norden fallen immer auf den bunten Schwindel des Südens herein."

Garragan begann nachzusinnen. Wie wunderlich verschlungen war das Leben, das einen schottischen Baron zu Friedrich dem Großen getrieben und einen Hamburger Kapitän in Porto Alegre mit Encarnacion Quintavalle zusammengeführt hatte!

„Sie haben es mir nicht leicht gemacht, die Quintavalles, denn sie sind Katholiken strengster Observanz gewesen und hätten das Mädel eher 'nem Juden als 'nem Protestanten gegeben. Aber ich habe es trotzdem durchgesetzt. Was sich 'n Hamburger fest einbildet, das setzt er immer durch. Na, die ersten Wochen auf dem Schiff, die waren ja großartig."

Er starrte in die Luft, als sähe er sein weißes Schiff durch südliche Meere fahren.

„Aber nachher, mein Junge, da war es nichts. Sie ist nun lange tot, die Encarnacion Diedrichsen, und ich will nichts gegen sie sagen. Sie war eine schöne Frau, gewiß, aber sie paßte nicht zu mir. Sie war eine Frau für Festtage, aber das Leben ist nun mal ein Werktag, und Feste sind dünn gesät. Sie kümmerte sich nicht um die Wirtschaft, sie stand um zehn Uhr auf, sie brauchte zwei Stunden zum Anziehen und Frisieren, sie wollte nur schön sein. Das war sie ja auch. Aber Schönheit, das ist so 'ne Sache. Wenn die Sonne vier Wochen lang egal am Himmel steht, kriegt man Sehnsucht nach einem herzhaften Regentag. So ist der Mensch. Und wenn einer hier oben im Norden geboren ist, so gefällt ihm schließlich eine Möwe besser als der bunteste Paradiesvogel. Aber lassen wir der armen Encarnacion Diedrichsen die ewige Ruhe!"

Er stand auf. „Begreifst du jetzt mein Schuldbewußtsein, Garragan?"

„Du hast keine Schuld", erwiderte Garragan. „Du am allerwenigsten."

Der Kapitän wurde fröhlich.

„Na, denn wollen wir Kaffee trinken. Komm!"

Sie gingen in das Wohnzimmer, das wie eine richtige feine Kapitänskajüte aussah, und setzten sich zum schöngedeckten Kaffeetisch.

Dann sprachen sie von diesem und jenem, nur Glorias Name wurde nicht genannt. Aber als die Sonne, ein glühender Ball, in die Elbe tauchte und das ganze Land mit Flammen überschüttete, konnte Garragan der Frage, die ihn bedrängte, sich nicht länger enthalten. „Wo ist Gloria?"

„Ich weiß es nicht", entgegnete Kapitän Diedrichsen, ohne zu zögern.

„Lebt sie?"

„Ich weiß es nicht, mein Junge."

„Hast du niemals Nachricht von ihr?"

„Nein. Das heißt, sie hat mir zweimal geschrieben, das ist vor Jahren gewesen. Ich habe die Briefe uneröffnet in den Ofen gesteckt."

Nach einer Weile fügte er hinzu: „Ich kann ihr nicht verzeihen."

„Wovon lebt sie?" fragte Garragan leise.

Der Kapitän blickte ihn an.

„Du hast 'n gutes Herz, mein Junge. Du hättst 'ne andere Frau verdient wie Gloria Diedrichsen. Aber du brauchst dich um sie nicht zu sorgen. Damals, nach dem Unglück, war sie zusammengebrochen. Sie hat Tag und Nacht geheult. Da habe ich sie nach der Schweiz in ein Sanatorium gebracht. Nach ein paar Wochen, als es ihr ein wenig besser gegangen ist, habe ich von meiner Tochter Abschied genommen. Abschied für immer. In aller Ruhe und ohne große Worte. Das Erbteil, das ihr zustand, hatte ich für sie in Franken bei einer Schweizer Bank hinterlegt. Und wie sich alles Schlechte im Leben belohnt, so hat Gloria mit dieser Auszahlung ein gutes Geschäft gemacht. Sie hatte schöne Franken, während ich mit meinen Papiermark dagestanden habe."

Die sonderbare Abrechnung des Schweizerischen Bankvereins kam Garragan in den Sinn.

„Bei welcher Bank hattest du das Geld hinterlegt?"

„Bei der Schweizerischen Kreditanstalt. Warum fragst du?"

„Nur so. Ohne Zweck und Ziel."

„Und jetzt wollen wir uns wieder in die Veranda setzen, mein Junge, wenn es dir recht ist. So 'ne Blankeneser Veranda im Frühling ist 'n Geschenk Gottes."

Schwalben flogen ums Haus. Ein englischer Kohlendampfer fuhr elbabwärts. Dann kamen zwei kleine Fischewer. Über den Strand hin jagten die Kinder. Einige Fischer flickten an ihren Netzen herum. Auf der Landungsbrücke saßen schweigsame alte Männer und spuckten bedächtig in den Strom. Irgendwo wurde Ziehharmonika gespielt.

Grenzenlose Traurigkeit fiel über Garragans Herz. Grauen vor seiner Fahrt ins Ungewisse durchfloß ihn. Glücklich der Mann, der in Amerika nichts zu suchen hatte und in einem bescheidenen Häusel an der Elbe wohnen durfte! Aber war diese Sehnsucht nach Frieden und Stille nicht erste Mahnung des Alters?

Als erriete Kapitän Diedrichsen die schweren Gedanken seines Schwiegersohns, sagte er: „Jetzt fährst du also nach dem schäbigen Amerika. Um die Reise beneide ich dich nicht, weiß Gott."

„Warum schäbig, Papa Diedrichsen?"

„Da fragst du noch? Nach allem, was uns dieses Land angetan hat, kannst du noch fragen? Nicht der Franzos, der ein hysterisches armes Luder ist und aus lauter Angst vor der Zukunft den Verstand verloren hat, nicht England, der ehrbare Kaufmann, der erst jetzt bei der Bilanz entdeckt, daß er kein berühmtes Geschäft gemacht hat, sind die gefährlichen Feinde gewesen — der große Feind ist Amerika gewesen. Amerika hat uns das Genick gebrochen, mit seiner Munition, mit seinen vollgefütterten Soldaten und vor allem mit seinen vierzehn Punkten, auf die wir so fest vertraut haben, daß wir gläubig die Waffen niedergelegt haben. Und was ist aus den vierzehn Punkten geworden?"

Kapitän Diedrichsen lachte bitter auf.

„Nie ist ein großes Volk schlimmer belogen und betrogen worden als wir. Und was tut das gewaltige Amerika? Es sitzt auf dem Gold der ganzen Welt und versucht den gelben Brocken zu verdauen, was ihm nie gelingen wird. Und die vierzehn Schandflecke? ‚I am sorry, es tut mir furchtbar leid, aber ich habe keinerlei Interesse an Europa', sagt das gütige Amerika und wirft dem deutschen Bettler ein paar lausige Dollar hin. Pfui Deibel!"

Garragan hörte dem Vortrag seines ergrimmten Schwiegervaters nicht mehr zu. Was ging ihn Amerikas Politik an?

Schlug nicht überall der Stärkere dem Schwachen das letzte Stückchen Brot aus der Hand? Waren die Bokofzers nicht auf der ganzen Linie siegreich?

„Aber die Welt bleibt im ewigen Gleichgewicht", schloß Kapitän Diedrichsen. „Wir erkennen es nicht immer, weil wir nur die kleinen Schwankungen sehen, bis die Wage zur Ruhe kommt. In fünfzig Jahren werden die klugen Leute sagen: Welches Glück für Deutschland, daß es damals so gedemütigt und mit Füßen getreten worden ist, und gesegnet das armselige Amerika, das unser Land so schmählich betrogen hat!"

Garragan erhob sich. „Nun muß ich gehen, Papa Diedrichsen."

Der Kapitän wollte ihn noch länger zurückhalten, aber Garragan war so müde und niedergeschlagen, daß er Worte, auch des liebsten Menschen, nicht ertragen konnte.

Diese beklemmende Niedergeschlagenheit verließ Garragan fast während der ganzen Überfahrt nicht mehr. Einsam und verdüstert marschierte er über das Deck, viele Stunden konnte er, trostlosen Gedanken verfallen, in einem Streckstuhl sitzen und auf das Meer hinausstarren, mit keinem Menschen schloß er Bekanntschaft.

Trotz aller Einsicht erbitterte es ihn maßlos, daß er zweiter Klasse fuhr. Man konnte in der ersten Kajüte oder im Zwischendeck reisen, beides war möglich, nur zweiter Klasse durfte ein Baron Garragan nicht reisen. Diese Erkenntnis war nicht Hochmut des Edelmanns, nicht Sehnsucht nach größerem Luxus, sondern die Unfähigkeit, mittlere Wege zu gehen. Man war oben oder unten. Man lag im Kerker oder wanderte durch die Welt. Man war reich oder verkaufte Zündhölzer. Die goldene Mitte war nicht zu ertragen.

Wenn er bei den Mahlzeiten die fröhliche und selbstzufriedene Betriebsamkeit seiner Reisegefährten erlebte, verging ihm der Appetit. Was verband ihn mit diesen tüchtigen Oberreisenden aller Branchen, mit den fahrenden Humoristen, mit den auswandernden Dollarsuchern, mit den ekstatischen Reiseschriftstellern, mit den Chorsängern einer Operntruppe? Ehrenwerte Menschen, aber was hatte er mit ihnen zu tun? Sollte er an ihrer grundlosen Heiterkeit und an ihren stumpfsinnigen Kartenspielen teilnehmen?

In solchen Stunden erwachte der alte Haß gegen Gloria, der in Nikolinens Nähe ermattet war, und verbrannte sein Blut. Wenn er hier saß, ärmer als jeder seiner Fahrtgenossen, wenn er mit einem kläglichen Motor furchtbaren Demütigungen

entgegenfuhr, wenn er in Gram und Bitterkeit den Bissen hinunterwürgte, dies alles war Glorias Werk.

Je näher das Schiff dem gelobten Land kam, um so mutverlassener wurde Garragan. Die Fahrt nach Amerika, zu der ihn Truckenbrod bewogen hatte, erschien ihm als wahnwitziges und aussichtsloses Unternehmen. Er konnte nicht verstehen, wie er zu diesem lächerlichen Wagnis sich hatte überreden lassen. War er so sehr ohne eigenen Willen, daß jeder, der stärkere Nerven hatte als er, ihn Wege gehen lassen konnte, die ihm selber widerstrebten? Hatte Truckenbrod ihn nicht ebenso nach Amerika geschickt wie Gloria zu dem jungen Werschinin? Hatte man sein eigenes Leben nicht in der Hand?

In trostloser Verzweiflung lehnte Garragan an der Reling und blickte mit verwirrten Augen in das Nichts. In dieser dunklen Stunde wurde Garragan durch Nikolinens Brief gerettet, den er vergessen hatte und jetzt in der Tasche des Anzugs entdeckte, der von ihm seit Berlin nicht getragen worden war.

Er hielt den Brief in der Hand und glitt von seinen schweren Gedanken ab, da er an Nikoline erinnert wurde, die er während all dieser Tage vollkommen aus dem Gedächtnis verloren hatte. Wie ist es möglich gewesen, Nikoline zu vergessen, als ob sie nie gelebt hätte? fragte er sich verwundert und fand keine Erklärung. Er öffnete den Brief und las:

„Sie sollen jedenfalls zurückkommen, Joseph Garragan! Ihre Nikoline."

Beigelegt waren 320 amerikanische Dollars.

Garragan stand da gleich einem Mann, der aus einem qualvollen Traum erweckt wird. Er erlebte eine Erschütterung wie in jener ersten Nacht der Freiheit, als er heimkehrte und den wartenden alten Diener im Vorzimmer entdeckte.

Es gab noch Menschen, die an ihn glaubten. Und er selber wollte an sich verzweifeln?

Rührung und Zärtlichkeit überwältigten ihn. „Sie sollen jedenfalls zurückkommen", las er immer wieder. Und „Ihre Nikoline" stand da geschrieben. „Ihre Nikoline"! War es denkbar, daß diese Junge und Starke ihn, den Alten, den zehn Gefängnisjahre müde gemacht hatten, liebte?

Ich will nicht müde sein, gelobte sich Garragan und straffte seine Gestalt. Ich werde Erfolg haben, ich muß Erfolg haben, dachte er und blickte mit harter Entschlossenheit über das Meer dem fern drohenden Land entgegen, das er erobern wollte.

XXIV

Graf Henikstein hatte in der verbindlichsten Form die Gastfreundschaft Macphersons abgelehnt, der ihm sein leerstehendes fürstliches Haus angeboten hatte, und wohnte in einem der großen Luxushotels, die Berliner Forschungsreisende zu dithyrambischen Hymnen verführen.

Henikstein nahm den Komfort seiner Behausung ohne Aufregung zur Kenntnis, obwohl er im übrigen nicht versäumte, alles Bemerkenswerte und Ungewöhnliche der Stadt Neuyork mit der Höflichkeit des Österreichers neidlos zu bewundern. Er machte seine Verbeugung vor der Großartigkeit des Verkehrs, der, sozusagen, in seinem eigenen Fett erstickte, er fand die Wolkenkratzer und die Lichtreklamen außerordentlich, er hatte Hochachtung vor den strengen und unerbittlichen Gesetzen des Landes, vor der Freiheit und Gleichheit, die sich überall bemerkbar machten, vor dem allgemeinen Wohlstand, der in einigen Straßen unverkennbar zum Ausdruck kam, er ging durch Macphersons Fabriken und hörte voll Erstaunen, daß die Macpherson Motor Car Company in ihren drei Werken täglich zwölfhundert Wagen fertigstelle, eine Zahl, die ihn erschütterte, um so mehr, da er den Herrn und Gebieter über diese täglichen zwölfhundert Autos bisher nur als bescheidenen Zuseher am Rifferſee und als Meudoner Angler gekannt hatte.

Trotz diesen vehementen Eindrücken gab es Stunden, in denen der junge Graf Clemens Henikstein zum erstenmal in seinem Leben Heimweh nach der steirischen Landschaft verspürte, eine Gemütsregung, die er selber als rückständig verspottete und dennoch nicht ganz überwinden konnte. Den größten Teil seiner Zeit durfte er ritterlichen Diensten widmen, denn Gloria lebte in New York einsamer als sonstwo in der Welt. Sie unterhielt keine gesellschaftlichen Beziehungen, sie empfing niemals Gäste, obwohl sie einen Palast bewohnte, der Raum für Festlichkeiten größten Ausmaßes geboten hätte, sie besuchte fast nie ein Theater, da sie in Macphersons Begleitung nicht hätte erscheinen können, ohne das sittliche Empfinden der maßgebenden Kreise Neuyorks tödlich zu verletzen. Kein Mensch wäre mehr in einem Macpherson-Wagen gefahren, sobald durch sichtbare Tatsachen das Gerücht Bestätigung gefunden hätte, daß Leslie Macpherson in einer freien, durch kein gestempeltes Papier anerkannten Verbindung mit der Baronin Gloria Garragan zu leben wagte.

Macpherson bewohnte inkognito zwei Zimmer in Glorias

Palast und war vom Wohlwollen der Dienerschaft abhängig, Verhältnisse, die ihm den Aufenthalt in Neuyork gründlich verleideten, und die nicht geändert werden konnten, solange Gloria sich weigerte, seine Frau zu werden.

Graf Henikstein begriff jetzt, warum Macpherson ihn so dringend gebeten hatte, nach Amerika mitzureisen. Dem jungen Österreicher war alles gestattet, was Macpherson verwehrt war. Er durfte mit Gloria spazierenfahren, er durfte sie ins Kino begleiten, er durfte sich sogar mit ihr in einer Opernloge zeigen, dies alles durfte er riskieren, da er nicht zwölfhundert Autos im Tag zu verlieren hatte, sondern im schlimmsten Fall nur wegen unsittlichen Lebenswandels ausgewiesen werden konnte. Wenn Graf Henikstein an die Möglichkeit einer Ausweisung dachte, fühlte er sich nicht sehr bedrückt, denn das Leben in Neuyork brachte ihn Gloria keinen Schritt näher und begann ihn zu langweilen.

Diese Wolke von Langeweile, die sich über ihm zusammenzog, wurde an dem Vormittag verjagt, da er das Telegramm Nikolinens erhielt.

Was Nikoline zu der Absendung ihrer Depesche veranlaßte, war die jähe, wenn auch verspätete Erkenntnis, daß Garragan in Neuyork von Gefahren bedroht war, an die sie während der ganzen Zeit niemals gedacht hatte. Eines Abends, etwa zehn Tage nachdem Garragan Berlin verlassen hatte, fand sie zufällig in der Schreibtischlade den Brief, in dem ihr Graf Henikstein seine Neuyorker Adresse mitteilte. Mit einem Schlag wurde ihr bewußt, daß auch Gloria in Neuyork weilte und, so wenig wahrscheinlich es war, durch einen tückischen Zufall mit Garragan zusammengeführt werden konnte. Diese Möglichkeit schien ihr so nahegerückt, ja unabwendbar, daß sie sich sogleich entschloß, Glorias Freund zu warnen. Wenn er von Garragans Anwesenheit in Neuyork verständigt wurde, würde er nicht zögern, mit Gloria die Stadt zu verlassen.

Als Henikstein das Telegramm las, war er so verblüfft, daß er zuerst an einen Irrtum, dann an einen Übermittlungsfehler, schließlich sogar an einen böswilligen Scherz zu glauben geneigt war.

„Garragan ist in Neuyork. Nikoline Queiß."

Aber je länger er diese sechs Worte anstarrte, desto klarer wurde es ihm, daß er an der Richtigkeit der Mitteilung nicht zweifeln durfte. Fräulein von Queiß machte keine derartigen Scherge. Trotz dieser Überlegung stand er der Tatsache der Anwesenheit Garragans in Neuyork fassungslos gegenüber, weil

sie so sehr seinen Eindrücken und seiner Überzeugung widersprach. Er hätte mit seinem Leben dafür gebürgt, daß Garragan nicht an Rache, sondern an die junge Dame aus Potsdam dachte. Und dennoch fuhr Garragan nach Neuyork? Aber war es sicher, daß er um Glorias willen die Reise unternommen hatte? Henikstein wollte es nicht glauben, aber er konnte einen andern Zweck dieser Reise, die für Garragan ein großes materielles Opfer bedeutete, nicht herausfinden. Selbst wenn man zugestand, daß Garragan nach Neuyork gefahren wäre, um an Gloria Rache zu nehmen, blieb die Frage ungelöst, auf welche Weise Garragan von dem Aufenthalt Glorias Kenntnis bekommen hatte. Um erfolgreiche Nachforschungen anstellen zu lassen, besaß er nicht die Mittel. Daß Fräulein von Queiß ihm Glorias Aufenthaltsort verraten haben sollte, erschien durchaus unwahrscheinlich.

Es war nicht zu begreifen, sagte sich Henikstein und kam zu dem nächstliegenden Entschluß, Macpherson von der plötzlich aufgestiegenen Gefahr zu verständigen.

Er ließ sich mit der Fabrik verbinden und sprach mit dem Chefingenieur Roy Carruthers, der nicht wußte, ob Mr. Macpherson heute ins Bureau kommen würde. Bis jetzt wäre er keinesfalls da. Henikstein dankte und rief nach einiger Überlegung bei Gloria an, obwohl er vermeiden wollte, daß Gloria von seinem Anrufe erfahre. Es meldete sich ein Diener, den Henikstein ersuchte, Mr. Macpherson möglichst unauffällig zum Telephon zu bitten.

Nach einer Weile erschien Macpherson beim Apparat.

„Hallo! Mr. Macpherson?"

„Ja."

„Hier Henikstein."

„Guten Morgen, Graf Henikstein."

„Ich möchte sogleich mit Ihnen sprechen, Mr. Macpherson."

„Wollen Sie nicht zu uns kommen? Wir sind beim Frühstück."

„Das ist unmöglich."

„Was ist denn geschehen, Graf Henikstein?"

„Ich kann durch das Telephon nichts erklären. Ich erwarte Sie in Ihrem Bureau, oder kommen Sie zu mir ins Hotel."

„Ist es so dringend?"

„Es ist sehr dringend."

„Allright, ich fahre zu Ihnen ins Hotel."

„Sagen Sie, bitte, Frau Gloria nichts von unserem Gespräch."

„Was ist denn los?" fragte Macpherson überrascht.

„Später. Ich erwarte Sie. Auf Wiedersehen", antwortete Henikstein und unterbrach das Gespräch.

Eine Viertelstunde später erschien Macpherson in Hениksteins Zimmer.

„Hier bin ich, Graf Henikstein. Sie können einem Angst machen. Ich fürchtete schon, es wäre Ihnen etwas passiert. Ihre Stimme klang so merkwürdig. Wo brennt es denn?"

„Es brennt wirklich, Mr. Macpherson. Bitte, nehmen Sie Platz."

Macpherson setzte sich. „Sie machen mich sehr neugierig, Graf Henikstein."

„Garragan ist in Neuyork, Mr. Macpherson."

„Oh!" rief Macpherson und verlor für einige Augenblicke die Fassung. „Woher wissen Sie?"

Henikstein zeigte ihm das Telegramm. Macpherson überlegte. „Glauben Sie, daß er wegen Gloria gekommen ist?"

„Ich weiß es nicht, Mr. Macpherson, aber wir müssen jedenfalls mit seiner Anwesenheit rechnen."

„Das stimmt. Wozu raten Sie?"

„Vor allem müßte es gelingen, Frau Gloria zum Verlassen der Stadt zu bewegen."

„Das wird nicht leicht sein, wenn wir ihr Garragans Anwesenheit verheimlichen wollen."

„Frau Gloria darf natürlich nichts erfahren."

„So meine auch ich."

Macpherson stand auf und ließ sich mit Trevelyans Bureau verbinden.

„Was wollen Sie tun, Mr. Macpherson?"

„Als das wichtigste erscheint mir, Garragan überwachen zu lassen. Ich werde die Trevelyan-Leute damit beauftragen."

Henikstein nickte zustimmend.

Trevelyans Bureau meldete sich. Macpherson verlangte einen erstklassigen Mann, der auf der Stelle ins Hotel kommen sollte.

„Ich muß gestehen, Graf Henikstein, daß mich noch niemals irgendeine Sache mehr überrascht hat als dieses Auftauchen Garragans in Neuyork."

„Es geht mir nicht anders, Mr. Macpherson."

„An der Richtigkeit der Meldung ist kaum zu zweifeln?"

„Nein. Ich habe übrigens überlegt, ob ich mich mit Fräulein von Queiß in Verbindung setzen soll, um Näheres zu erfahren. Wie denken Sie darüber?"

„Erstens ist es zu spät", erwiderte Macpherson nervös und ließ sich nochmals mit Trevelyans Bureau verbinden.

„Wenn wir jetzt funken, Mr. Macpherson, können wir abends Antwort haben."

„Und Garragan wartet vielleicht in diesem Augenblick vor Glorias Haus!"

Das Bureau meldete sich. Macpherson gab Auftrag, sofort zwei gute Leute auszuschicken, die Glorias Haus unauffällig überwachen sollten.

„Zweitens," fuhr Macpherson fort, „wird die junge Dame kaum in der Lage sein, Ihnen zu antworten, daß Garragan nach Neuyork gefahren sei, um an seiner Frau Rache zu nehmen. Den wirklichen Zweck seiner Reise dürfte Garragan dem Fräulein nicht genannt haben."

„Genau so habe auch ich überlegt."

„Drittens bedenken Sie, Graf Henikstein, daß Fräulein Queiß schon vor acht oder zehn Tagen Sie von Garragans Reise verständigt hätte, wenn ihr Näheres bekannt gewesen wäre."

„Auch das ist richtig."

„Viertens ist Garragans Anwesenheit in Neuyork die Gefahr, ganz gleichgültig, in welcher Absicht er gekommen ist."

Colonel Trevelyan persönlich, ein riesenhafter alter Mann mit weißem Hängeschnurrbart, trat in das Zimmer und begrüßte Macpherson nahezu kameradschaftlich.

„Fein, daß Sie selber kommen, Colonel", rief Macpherson erfreut.

„Das ist doch klar, wenn Leslie Macpherson ein Geschäft für mich hat", entgegnete Colonel Trevelyan und lachte beruhigend.

Macpherson stellte den Grafen Henikstein vor und berichtete dem Colonel ausführlich den Fall, um den es sich handelte.

Trevelyan hörte aufmerksam zu und sagte dann: „Schwierig, Mr. Macpherson."

Er biß an seinem Schnurrbart. „Die Sache muß vor Mrs. Garragan geheimgehalten werden?"

Macpherson nickte.

„Haben Sie ein Photo von Garragan?"

„Nein, Colonel, aber mein Freund, Graf Henikstein, wird Ihnen eine genaue Personenbeschreibung geben."

Trevelyan holte einen Notizblock aus der Tasche und schrieb.

Nachdem Henikstein zu Ende war, erklärte der Colonel noch einmal: „Schwierig, Mr. Macpherson. Nach dieser Beschreibung müßte ich jeden fünften Mann in Neuyork festnehmen."

„Sie sollen überwachen, nicht festnehmen, Colonel", sagte Macpherson ungeduldig.

„Verstehe vollkommen. Ich will es versuchen. Geld spielt keine Rolle, Mr. Macpherson?"

„Wenn Sie den Mann innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden finden, zahle ich eine Extraprämie von zehntausend Dollar."

„Ich werde die zweite Brigade dem Burschen auf den Hals hetzen."

Colonel Trevelyan erhob sich. „Wohin meine Nachrichten, Mr. Macpherson?"

Macph.rson überlegte.

„Alle Nachrichten an Graf Henikstein, Colonel. Ich bin morgen vormittag hier zu treffen."

„Allright. Auf Wiedersehen, meine Herren."

Henikstein sah dem dicken alten Colonel ein wenig mißtrauisch nach. „Wir haben keinen besseren Mann in Neuyork", behauptete Macpherson, der den Zweifel in Heniksteins Blick erraten hatte.

In derselben Stunde betrat Garragan den Verkaufsladen der Macpherson Motor Car Company in der fünften Avenue und wurde von einem freundlichen jungen Mann empfangen. „Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?"

„Ich will mit Mr. Macpherson sprechen", sagte Garragan.

Der junge Mann starrte ihn verständnislos an. Dann machte er plötzlich kehrt, verschwand in einem Nebenraum und kam mit einem Herrn in mittleren Jahren zurück, der Leiter des Geschäfts war.

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?" fragte höflich der Herr in mittleren Jahren.

„Ich will mit Mr. Macpherson sprechen."

Der Geschäftsleiter sah Garragan mit beunruhigter Neugier an und antwortete vorsichtig: „Mr. Macpherson ist natürlich nicht hier, mein Herr."

„Wo ist Mr. Macpherson anzutreffen?"

„Ich weiß es nicht, mein Herr. Ich bin jetzt acht Jahre in den Diensten der Macpherson Company, aber ich habe Mr. Macpherson noch niemals gesehen."

Garragan stand nachdenklich da. Er hatte natürlich nicht gehofft, Macpherson in diesem eleganten Laden zu finden, aber es erschien ihm beim Vorbeigehen nicht überflüssig, hier einzutreten.

„Können Sie mir raten, wie ich Mr. Macpherson erreiche?"

„Schwer zu sagen, mein Herr. Fahren Sie nach der Fabrik, vielleicht kann man Ihnen dort Bescheid geben."

„Wo ist die Fabrik?"

„550—55 East 56th Street."

Garragan schrieb die Adresse auf.

„Ferner können Sie sich an unsere Fabriken in Pontiac und Marysville wenden. Ich weiß aber nicht, ob Mr. Macpherson überhaupt in den Staaten weilt. Wir lesen in den Zeitungen, daß er viel auf Reisen ist."

Garragan dankte für die Auskünfte und verließ den Laden. Die Schwierigkeit, an Macpherson heranzukommen, wurde ihm nach diesem Gespräch klar, aber er überwand sein Unbehagen und fuhr nach der Fabrik.

An vier Toren des gewaltigen Gebäudes, die durch Beamte und Kontrolluhren bewacht waren, konnte er keinen Einlaß finden, erst am fünften Tor durfte er eintreten und wurde von einem der Wächter in eine Kanzlei geleitet, wo ihn ein hagerer, mißtrauisch blickender Mann einem kurzen Verhör unterzog. Garragan, durch seine Erfahrungen im Verkaufsladen belehrt, erklärte, daß er wegen einer technischen Angelegenheit mit den Herren des Konstruktionsbureaus verhandeln wolle. Der Mißtrauische begnügte sich mit dieser Auskunft, gab den Weg frei und ließ Garragan durch einen Boy zum Konstruktionsbureau eskortieren. Dort überlieferte ihn der Boy einem Diener, der ihn ins Anmeldebureau führte. In diesem Bureau waren junge Damen tätig, die heftig geschminkt und nicht hübsch waren. Eine der jungen Damen ließ sich dazu herab, mit Garragan ein Protokoll aufzunehmen, das über seine Person, seine Herkunft und über den Zweck seines Besuchs erschöpfende Auskunft gab. Nachdem dieses Verhör erledigt war, wurde Garragan von dem Diener wieder übernommen und in den Warteraum geleitet, in dem bereits fünf Herren anwesend waren und mit düsteren Gesichtern an der Wand saßen.

Garragan nahm neben den fünf erfrorenen Männern Platz und mußte über den grotesken Weg lächeln, der ihn bis hierher geführt hatte.

Als er nach kurzer Zeit, denn keiner seiner Vormänner blieb länger als einige Minuten in dem Audienzraum, das anstoßende Zimmer betreten durfte, sah er sich einem blutjungen Clerk gegenüber, dem fünften Sekretär des zweiten Ingenieurs, der wohlwollend fragte: „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Es ist hoffnungslos, fühlte Garragan und antwortete dennoch: „Ich will mit Mr. Macpherson sprechen."

Der Clerk lächelte nachsichtig, als verlangte jemand von ihm, eine Unterredung mit dem lieben Gott zu vermitteln.

„Mr. Macpherson ist nicht zu sprechen, mein Herr."

Garragan sah, wunderlich entrückt, ins Leere. Seine Wangenmuskeln bebten. Alle Vorsätze, tapfer und nicht müde zu sein, brachen in diesem Augenblick zusammen, denn er erkannte vernichtet, daß er der harten Wirklichkeit nicht gewachsen war.

Vielleicht erweckte Garragans Gesichtsausdruck Mitgefühl in dem jungen Clerk, denn er fragte teilnehmend: „In welcher Angelegenheit wünschen Sie mit Mr. Macpherson zu sprechen?"

Garragan raffte sich auf.

„Ich habe eine Erfindung gemacht."

Der junge Mensch überlegte und sagte: „Das einzige, was ich für Sie tun kann, ist, daß ich Sie für morgen vormittag bei dem zweiten Ingenieur anmelde."

„Ich danke Ihnen."

Der Clerk füllte eine Karte aus und überreichte sie Garragan.

„Um 11 Uhr 20. Sie müssen pünktlich sein."

„Ich danke Ihnen", sagte Garragan noch einmal und machte eine tiefe Verbeugung vor dem jungen Menschen, vor der Jugend dieses jungen Menschen.

Dann verließ er Bureau und Fabrik und wanderte durch graue Arbeitsstraßen, deren Freudlosigkeit und Armut sie zu Schwestern ähnlicher Straßen in London und Berlin machten.

Ich bin ein verlorener Mann, dachte Garragan, als er in der Abenddämmerung am Fenster seines bescheidenen Zimmers in Mrs. Dodges Boardinghaus saß, das ihm Professor Lehmbeck empfohlen hatte.

Nach dem Abendessen spielten Gloria, Graf Henikstein und Macpherson Mah Jong. Sie spielten schweigsam und waren mit ihren Gedanken beschäftigt, die weitab vom Mah Jong lagen. In dem weitläufigen Haus herrschte die tiefe Stille, die nur großer Reichtum sich verschaffen kann.

„Wie gut, daß man Mah Jong auch ohne die vier Nordwinde spielen kann!“ sagte unvermittelt Gloria und lächelte ein wenig.

„Was meinen Sie damit, Frau Gloria?“ fragte Henikstein.

„Es ist doch vortrefflich eingerichtet, daß man Mah Jong auch zu dritt spielen kann.“

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Frau Gloria, aber ich verstehe noch immer nicht, was Sie damit sagen wollen.“

„Clemens Henikstein, was ist heute mit Ihnen geschehen?“ fragte Gloria fröhlich. Sie sitzen geistesabwesend da und machen ein so feierlich-düsteres Gesicht wie Leslie.“

„Verzeihen Sie gütigst, ich bin heute ein wenig abgespannt. Es wird schon ziemlich heiß in Neuyork.“

„Das finde auch ich“, erklärte Macpherson.

„Sie sind zu beneiden, meine Herren, ich friere immer.“

Ein Diener trat ein und bat den Grafen Henikstein zum Telephon. Die Trevelyan-Leute telephonierten andauernd aus allen Ecken der Stadt.

Als Henikstein zurückkam, sagte Gloria scherzend: „Ich glaube, Graf Henikstein, daß Sie das Herz einer jungen Dame erobert haben. Nur verliebte Amerikanerinnen sind imstande, sooft anzurufen.“

„Die verliebte junge Dame ist ein Bekannter, der mir in Paris begegnet ist und jetzt in Neuyork weilt“, log Henikstein und bemühte sich, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Ich weiß aber noch immer nicht, Frau Gloria, warum Sie es gut finden, daß man Mah Jong auch zu dritt spielen kann.“

„Weil wir in ganz Neuyork keinen vierten Partner zum Spiel fänden. Außer einem Mah-Jong-Professor, aber diese Herren sind zu priesterlich.“

„Es ist nicht meine Schuld, Gloria“, sagte Macpherson leise.

Gloria sah ihn an und erwiderte nichts.

Sie spielten weiter, bis Henikstein neuerdings zum Apparat geholt wurde. Er gab der Telephon-Zentrale des Hotels Auftrag, ihn nicht mehr anzurufen, da er ins Hotel komme.

Als er zum Spieltisch zurückkehrte, sagte Gloria: „Ich gebe Sie frei, Graf Henikstein. Ihr ‚Freund' ist zu hartnäckig. Unterhalten Sie sich gut."

„Es ist wirklich am besten, wenn ich heute gehe, Frau Gloria. Morgen will ich vorsichtiger sein und der Telephon-Zentrale des Hotels nicht verraten, wo ich zu erreichen bin."

Er verabschiedete sich von Gloria und verließ, von Macpherson begleitet, das Zimmer.

Als sie im Vorraum waren, erklärte Henikstein ärgerlich lachend: „Die Trevelyan-Leute sind verrückt geworden. Ich werde bis jetzt von fünf Stellen verlangt, um Garragan zu agnoszieren. Es gibt also schon fünf Garragans!"

„Soll ich mit Ihnen gehen, Graf Henikstein?"

„Danke, Mr. Macpherson. Sie können nicht viel nützen, da Sie Garragan nicht kennen. Außerdem würde Ihr Weggehen Frau Gloria vielleicht beunruhigen."

„Ich bin morgen vormittag bei Ihnen, Graf Henikstein. Auf Wiedersehen."

Im Hotel wurde Henikstein von dem Chef der zweiten Brigade, einem Gentleman im Abendanzug, ungeduldig erwartet, der Garragan auf dem Dachgarten eines großen Hotels entdeckt haben wollte. Der Adjutant der Chefs wurde zurückgelassen, um eintreffende Meldungen in Empfang zu nehmen.

Henikstein und der Chef der zweiten Brigade fuhren nach dem Dachgarten. Der junge Graf mußte zugeben, daß der Mann auf dem Dachgarten, ein alleinsitzender nachdenklicher Herr, in jedem Punkt der Personenbeschreibung entsprach, aber es war nicht Garragan. Der Chef zeigte sich nicht verärgert oder enttäuscht, sondern erklärte zuversichtlich: „Dann ist es der Mann, der mit einer jungen Dame im Criterion sitzt."

Henikstein lächelte. „Diese Fahrt können wir uns ersparen, Mr. Croß. Garragan sitzt heute nicht mit jungen Damen im Kino."

Der Chef gab nicht nach.

Auch der Mann im Criterion stellte den Typus Garragan vor, wie Henikstein, überrascht von der Findigkeit der Trevelyan-Leute, anerkannte, aber es war nicht Garragan.

Nachdem sie noch in der 14., in der 26. Straße und auf dem Broadway Lokale aufgesucht hatten, in denen lauter falsche

Garragans saßen, fuhren sie ins Hotel zurück, wo der Adjutant ihnen die Liste der neueingelaufenen Meldungen überreichte.

Der junge Österreicher erschrak, als er dieses Verzeichnis erblickte, aber er wollte seine Pflicht nicht vernachlässigen und folgte ohne Widerspruch dem niemals zu ermüdenden Mr. Croß. Sie fuhren nach dem Hafen, sie waren in Green Point auf Brooklyn, sie kamen in die Gegend des Riverside-Parks, sie besuchten deutsche Bierhallen, italienische Osterien, jüdische Garküchen, ungarische Wirtschaften und russische Restaurants, sie betraten das elegante Etablissement, das Madame Blanche aus Paris leitete, und ein wüstes Haus mit farbigen Weibern, sie fanden Einlaß in drei oder vier Spielklubs — Neuyork wimmelte von Garragans.

Um drei Uhr morgens gab Henikstein, erschöpft und todmüde, den Kampf auf und ließ sich von dem Chef der zweiten Brigade nicht länger zurückhalten, nach Haus zu fahren.

Im Hotel wartete unentwegt der Adjutant und hielt eine neue Liste bereit.

Henikstein verabschiedete sich eilig von den tüchtigen Trevelyan-Leuten und gab dem Bureau Auftrag, daß er vor zehn Uhr vormittags nicht gestört werden dürfe.

Als Macpherson am nächsten Morgen erschien, war der junge Graf eben erst aufgestanden und berichtete von der tragikomischen Jagd nach Garragan. Macpherson zeigte nicht viel Verständnis für die humoristische Art dieser Erzählung und saß in schweren Gedanken da.

Nachdem Henikstein seine Toilette beendet hatte, sagte Macpherson: „Ich fürchte, daß wir Gloria von Garragans Anwesenheit werden verständigen müssen."

„Es ist das Gefährlichste, was Sie tun können, Mr. Macpherson. Bedenken Sie die ungeheure seelische Wirkung, die diese Nachricht auf Frau Gloria machen muß."

„Das weiß ich, Graf Henikstein. Aber wollen wir warten, bis dieser Irrsinnige ein Unglück angerichtet hat?"

„Frau Gloria müßte die Stadt verlassen."

„Sie weigert sich, und ich kann sie nicht zwingen."

Macpherson hatte ein ratloses Gesicht.

Colonel Trevelyan erschien und begrüßte die beiden Herren so übellaunig, daß man ihn nach dem Erfolg seiner Nachforschungen gar nicht zu fragen brauchte. „Nichts, Mr. Macpherson. Viele Garragans, aber kein Garragan. Ich habe

Ihnen schon gestern gesagt, daß es schwierig ist. Heute sage ich, daß es fast unmöglich ist, wenn uns nicht ein Zufall hilft."

„Was soll man tun, Colonel?" fragte Macpherson nach einer Pause.

„Ist wirklich kein Photo von dem Mann zu beschaffen?"

Macpherson zuckte die Achseln.

„Ich habe Garragan in Berlin photographieren lassen", sagte jetzt Henikstein entschlossen, obwohl er nach Macphersons Verhalten annehmen mußte, daß dieser von den Bildern keine Kenntnis hatte.

„Das hätten Sie uns schon gestern erzählen sollen, Mr. Henikstein", rief Colonel Trevelyan. „Wo sind diese Photos?"

„Mrs. Garragan besitzt sie", antwortete Macpherson verdrießlich.

Trevelyan stieß einen leisen Pfiff aus.

„Schwierig, aber da hilft nichts, Mr. Macpherson. Man muß Mrs. Garragan ein Photo wegnehmen."

Macpherson wehrte entschieden ab. „Das ist nicht möglich, Colonel."

„Ich kann es nicht beurteilen. Sie müssen wissen, was die Sache wert ist."

„Ich erhöhe die Prämie auf zwanzigtausend Dollar, Colonel", sagte Macpherson.

Der alte Herr blieb gleichmütig.

„Schön, Mr. Macpherson. Aber es wird ein Zufall sein, wenn wir den Burschen finden. Guten Morgen, meine Herren."

Er wendete sich zum Gehen.

„Vielleicht gelingt es uns, ein Photo zu bekommen, Colonel", rief ihm Henikstein nach.

„Ein Photo ist der halbe Erfolg, Mr. Henikstein."

Nachdem Colonel Trevelyan das Zimmer verlassen hatte, fragte Macpherson: „Wie können Sie ihm ein Bild versprechen, Graf Henikstein?"

„Ich habe nur ‚vielleicht' gesagt, Mr. Macpherson, aber je länger ich überlege, desto klarer wird es mir, daß wir dem Colonel das Bild verschaffen müssen."

Macpherson schüttelte unwillig den Kopf. „Es geht nicht."

„Wenn wir die Wahl haben, Frau Gloria die Wahrheit zu sagen oder ihr ein Photo wegzunehmen, so besteht kein Zweifel darüber, was zu tun ist."

„Wie wollen Sie Gloria ein Photo wegnehmen?" fragte Macpherson widerstrebend.

Der junge Österreicher lächelte.

„Mit List oder durch gemeinen Einbruch. Der Zweck heiligt die Mittel.“

Macpherson stand auf. „Kommen Sie zu uns, Graf Henikstein. Wir wollen die Sache nach dem Frühstück überlegen.“

Garragan saß unterdessen im Wartezimmer der Macpherson Motor Car Company und konnte die Verzagtheit, die ihn gestern überfallen hatte, nicht mehr verstehen. Wer gab sich geschlagen, weil der erste Angriff mißlang? Hatte er erwartet, daß die amerikanische Automobil-Industrie alle Türen weit aufreißen würde, wenn der große Garragan kam? Ging nicht alles vortrefflich? Mit der Karte des jungen Clerks bewaffnet, hatte er ungehindert und frei bis in dieses Zimmer gelangen können. Die Leute, denen er den Ausweis vorzeigte, hatten ihn achtungsvoll gegrüßt. Heute würde er mit dem zweiten Ingenieur verhandeln, morgen mit dem Chefingenieur und übermorgen mit Mr. Macpherson. Wenn ihm nicht einmal dies gelang, dann konnte er auf der Stelle vom nächsten Wolkenkratzer aufs Pflaster springen.

Punkt elf Uhr zwanzig erschien der junge Clerk, begrüßte Garragan und führte ihn in das Bureau des zweiten Ingenieurs. Der zweite Ingenieur, ein untersetzter Mann, der das Aussehen eines Predigers hatte, war sehr freundlich und lud Garragan zum Sitzen ein.

„Sie haben eine Erfindung gemacht. Welcher Art?“

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, aber ich kann Ihnen darüber nichts Näheres mitteilen. Ich muß mit Mr. Macpherson sprechen.“

„Ich verstehe nicht, warum Sie einem Ingenieur des Konstruktionsbureaus nicht sagen können, um was für eine Erfindung es sich handelt.“

„Es ist ein Motor“, erwiderte Garragan, von der freundlichen Logik des Mannes bezwungen.

Der Ingenieur deutete auf die Mappe, die in Garragans Händen war. „Haben Sie die Pläne hier?“

„Ja. Ich besitze auch ein Modell des Motors.“

Der Ingenieur lächelte. „Wollen Sie mir die Pläne nicht zeigen? Wir sind doch dazu da, um Erfindungen zu prüfen.“

„Es ist unmöglich. Ich muß mit Mr. Macpherson sprechen.“

„Warum ist es unmöglich?“

Garragan zögerte mit der Antwort. „Darf ich Ihnen die volle Wahrheit sagen, ohne fürchten zu müssen, daß ich Sie verletze?"

Der Mann mit dem Predigergesicht nickte ermutigend.

„Der Motor ist in Amerika noch nicht patentiert."

„Ich verstehe. Sie fürchten, bestohlen zu werden. Grundlose Angst. Wir sind ehrliche Leute. Warum haben Sie noch kein Patent genommen?"

„Ich hatte nicht Geld genug."

Der Ingenieur warf einen kurzen, verwunderten Blick auf den Erfinder, der wie ein wohlhabender Gentleman aussah.

„Dann hat also unsere Unterredung keinen Zweck. Ich will aber Ihre Sache dem Chefingenieur vortragen. Vielleicht empfängt er Sie. Kommen Sie morgen um die gleiche Zeit."

„Ich danke Ihnen sehr."

Der Ingenieur füllte eine Karte aus, gab sie Garragan und entließ ihn.

Garragan entfernte sich, sehr zufrieden mit dem Ergebnis der Audienz, das ihn um einen Schritt weiterbrachte, und fuhr nach der Stadt.

Es wird niemals festzustellen sein, ob der Mann, den Gloria erblickte, als ihr Wagen an einer Straßenkreuzung des Broadways stoppen mußte, wirklich Garragan oder nur einer der vielen Garragan-Typen war, deren Anwesenheit in Neuyork die Trevelyan-Leute ermittelt hatten. Man wäre geneigt, die unwahrscheinliche Zufälligkeit dieser Begegnung auszuschalten und eher anzunehmen, daß die Gedanken, mit denen Macpherson und Henikstein so intensiv beschäftigt waren, auf das überaus empfindliche Nervensystem Glorias telepathisch einwirkten, so daß Gloria für den Eindruck empfangsbereit war, den die Erscheinung eines Mannes vom Typus Garragans hervorrufen mußte.

Als Gloria Garragan oder den Menschen, den sie für Garragan hielt, entdeckte, führte sie das Taschentuch zum Mund, um ihr Gesicht teilweise zu verbergen. Diese Bewegung vollzog sich im instinktiven Selbsterhaltungstrieb, denn Gloria saß erstarrt vor Angst im Wagen und blickte aus aufgerissenen Augen auf den Mann, der nachdenklich wartete, bis er die Straße überschreiten durfte. Als das Auto nach einer unermeßlich langen halben Minute weiterfahren konnte, hatte Gloria das Gefühl, einer Gefahr entronnen zu sein, deren Umfang in diesem Augenblick des Aufatmens noch gar nicht zu begreifen war.

Erst beim nächsten Stop des Wagens erkannte Gloria, wie bedroht sie durch Garragans Anwesenheit war. Wenn Garragan in Neuyork weilte, so bedeutete es, daß er ihre Spur gefunden hatte. Was sonst hätte Garragan in dieser Stadt zu tun?

„Nach Haus!" rief sie mit heiserer Stimme dem Chauffeur zu und schloß vor Entsetzen die Augen.

Macpherson und Henikstein sahen kurze Zeit nachher eine Frau in das Zimmer wanken, deren Gesicht vor Todesangst verzerrt war. Sie sprangen auf und liefen Gloria entgegen, die den Mund öffnete, aber kein Wort hervorbringen konnte.

„Was ist dir geschehen?" fragte Macpherson mit weißen Lippen.

Sie saß gelähmt in dem Fauteuil und weinte haltlos, wie ein furchtsames Kind, das im dunkeln Zimmer eingeschlossen ist.

Die Männer standen bestürzt um sie herum.

Plötzlich richtete sie sich auf, ergriff Macpherson beim Arm und flüsterte, von Schauern geschüttelt: „Ich habe Garragan gesehen."

Bevor Macpherson antworten konnte, fiel Henikstein ein: „Sie werden einen Mann erblickt haben, der ihm ähnlich sieht, Frau Gloria. Erst vorhin erzählte ich Mr. Macpherson, wie viele Leute vom Typus Garragans in Neuyork herumlaufen. Ist es nicht so, Mr. Macpherson?"

Gloria warf ihrem Pagen einen drohenden Blick zu und wiederholte: „Ich habe Garragan gesehen!"

Macpherson nahm Glorias Hand und sagte entschlossen: „Ja, es ist möglich, daß du ihn gesehen hast. Garragan ist in Neuyork."

Sie stieß einen gellenden Schrei aus und starrte fassungslos Macpherson an.

„Du kannst aber ohne Sorge sein, Gloria. Wir haben alle Vorsichtsmaßregeln getroffen."

Sie riß sich los, blickte voll Haß auf die beiden Männer und rief: „Wie? Ihr wißt, daß er hier ist, und sagt es mir nicht? Wollt ihr mich von einem Wahnsinnigen hinschlachten lassen?"

„Wir wissen es erst seit gestern, Frau Gloria, und haben alles getan, um Sie vor Gefahr zu behüten", antwortete Henikstein entschuldigend.

„Aber ihr laßt mich ruhig in der Stadt spazierenfahren! Ihr seid ja unverantwortlich!"

„Außerdem hatten wir soeben beschlossen, dir von Garragans Anwesenheit, die zweifellos ganz zufällig ist, Mitteilung zu machen, liebe Gloria."

„Lüge nicht, Leslie! Du glaubst es selber nicht, daß Garragan nur zum Vergnügen nach Neuyork gereist ist. Er ist ja verrückt, Leslie, weißt du das nicht? Er ist verrückt!"

Der Page sagte tapfer: „Nein, Frau Gloria, der Baron Garragan ist nicht verrückt und wird Ihnen nichts zuleide tun."

Gloria klammerte sich an Macpherson. „Rette mich, Leslie! Ich will nicht sterben."

„Wir werden Neuyork verlassen, Gloria."

„Aber wohin, Leslie, wohin? Die Welt ist so entsetzlich klein!"

„Ich habe Ihnen seinerzeit Photos von Garragan geschickt, Frau Gloria", sagte Henikstein sachlich. „Geben Sie mir, bitte, eines dieser Bilder. Wir benötigen es für die Trevelyan-Leute, die Garragan suchen."

„Sie können alle Photos haben!" schrie Gloria außer sich und lief aus dem Zimmer, um die Bilder zu holen.

„Es ist sehr schade, daß dies Frau Gloria nicht erspart werden konnte", sagte Henikstein nachdenklich.

Gloria kam, fiebernd vor Hast, zurück und gab dem jungen Grafen die Bilder. „Hier sind die Photos! Und wenn Garragan gefunden wird, muß er ins Irrenhaus gebracht werden! Dort ist sein Platz."

Eine Welle von Traurigkeit schlug über dem Pagen zusammen. Er hatte die Göttin, zu der er in demütiger Anbetung aufblickte, zum erstenmal als armes, zitterndes Menschlein gesehen.

Er nahm die Bilder und erklärte, daß er sie, um keine Sekunde zu verlieren, selber zu Trevelyan bringen wolle.

Nachdem der Colonel die Photos aufmerksam und lange betrachtet hatte, sagte er: „Dieser Mann sieht nicht so aus, wie Sie ihn beschrieben haben, Mr. Henikstein."

„Finden Sie, Colonel?"

„Finde ich. Sie haben einen Durchschnitts-Gentleman geschildert. Dieser Mann aber, der Teufel soll mich holen, sieht wie ein wirklicher Mensch aus."

Der junge Graf sah ein Photo an und bekannte freimütig: „Sie sind im Recht, Colonel Trevelyan. Ich habe diesen Mann in der Tat ohne Liebe beschrieben."

„Sagen Sie, Mr. Henikstein — ich bin aus der Geschichte, die mir der gute alte Leslie vorgesungen hat, nicht ganz klug geworden — was hat eigentlich dieser Mr. Garragan verbrochen?"

Henikstein erwiderte, fast gegen seinen Willen: „Ihm ist unrecht geschehen, deswegen wird er jetzt verfolgt."

„Aoh, ich verstehe. Armer Bursche! Ihm ist nicht zu helfen. Leuten, denen man unrecht getan hat, wird niemals verziehen."

Wie weise und einsichtsvoll ist der alte Menschenjäger! dachte Henikstein überrascht und drückte Trevelyan herzlich die Hand.

„Good bye, Mr. Henikstein."

Als der junge Österreicher in Glorias Haus zurückkehrte, traf er Macpherson und Gloria in demselben Zimmer wieder, in dem er sie verlassen hatte. Gloria saß ruhig und abwesend da, erschöpft von der Stunde panischer Angst, die hinter ihr lag. Macphersons Gesicht war mühsam beherrscht.

„Was haben Sie beschlossen?" fragte Henikstein, um das quälende Schweigen zu brechen, das dieses Zimmer verdüsterte.

„Gloria wünscht, nach Hillywater zu reisen."

„Wo ist das, Mr. Macpherson?"

„Hillywater ist ein kleines Jagdhaus im Alleghany-Gebirge. Wir sind einige Male im Herbst dort gewesen. Es ist ein stilles, einsames Haus in den Bergen."

Henikstein blickte Gloria an, die teilnahmslos vor sich hinsah, und fragte zweifelnd: „Halten Sie dies für das richtige, Mr. Macpherson?"

„Gloria wünscht es so. Ich habe alle Vorkehrungen bereits getroffen. Der Waldhüter und seine Frau, die in dem Haus wohnen, sind verständigt. Drei Trevelyan-Leute fahren heute nach Hillywater, drei begleiten Gloria, die zugestimmt hat, erst morgen früh zu reisen. Das Auto wird an der Bahnstation bereitstehen. Die ersten drei Trevelyan-Leute können chauffieren."

Warum erzählt er mir dies alles? fragte sich Henikstein verwundert.

„Gloria nimmt nur ihre Zofe mit. Die Frau des Waldhüters kann kochen. Radio-Verbindung ist eingerichtet. Die Trevelyan-Leute können funken."

„Das ist ausgezeichnet, Mr. Macpherson. Auf diesem Weg werde ich Ihnen hoffentlich sehr bald mitteilen können, zu welchem Zweck Garragan nach Neuyork gekommen ist."

„Ich glaube nicht, daß dies möglich sein wird. Gloria bittet Sie, Graf Henikstein, sie nach Hillywater zu begleiten."

Henikstein sah verblüfft auf Gloria, die immer noch starr in die Luft blickte, und machte dann eine kleine Verbeugung.

„Ich stehe natürlich vollkommen zur Verfügung, aber ich möchte doch bitten, zu erwägen, ob es nicht angezeigter wäre, daß ich in Neuyork bliebe, da ich Garragan kenne."

„So dachte auch ich zuerst," erklärte Macpherson ruhig und ohne Gereiztheit, „aber Gloria hat es verstanden, mich davon zu überzeugen, daß meine Anwesenheit in Neuyork notwendiger sei als Ihre, Graf Henikstein."

Henikstein verbeugte sich wieder vor Gloria und sagte herzlich: „Ich bitte, über mich zu verfügen."

Sie wendete ihm den Kopf zu und sah ihn an.

Die strahlend blauen Gloria-Augen waren fahl und erloschen.

XXVI

Roy Carruthers hatte ein graues, zerknittertes Gesicht, das an hoffnungslose Novembertage erinnerte. Seine Art, Menschen von unten herauf anzusehen und ihnen seine vollkommene Gleichgültigkeit zu zeigen, wirkte lähmend auf jeden, der mit dem Chefingenieur der Macpherson Company zu verhandeln hatte. Garragan aber fühlte sich gereizt und zum Widerstand aufgestachelt. Diesem Manne gegenüber, den seine Macht stumpf und kalt gemacht hatte, legte er Befangenheit und Scheu ab.

„Also was ist mit Ihnen los?" fragte Carruthers, den Oberleib zurückgelehnt, eine kurze Pfeife im Mundwinkel. „Erzählen Sie."

„Ich will mit Mr. Macpherson sprechen."

„Nonsense. Was haben Sie erfunden?"

„Einen Motor."

„Was für einen Motor?"

Das Telephon meldete sich. Carruthers sprach, dann hörte er zu, stellte eine Zwischenfrage, schüttelte den Kopf.

„Was für einen Motor?"

„Ich werde warten, bis Sie Ihr Gespräch beendet haben, Mr. Carruthers", erwiderte Garragan eisig.

Der Chefingenieur brach die telephonische Unterhaltung ab. „Was für einen Motor? Beeilen Sie sich, bitte, ich habe wenig Zeit."

„Dann will ich ein anderes Mal kommen, Mr. Carruthers."

„Was für einen Motor?"

„Den leichten Motor."

Carruthers entblößte seine langen gelben Zähne und erweckte dadurch die Illusion eines Lächelns. „Natürlich! Den leichten Motor! Anders tun es die Gentlemen nicht. Wissen Sie, Mr. Garragan oder wie immer Sie heißen, wie oft der leichte Motor erfunden wird? Dreimal in der Woche."

„Das soll sagen, daß Sie an den leichten Motor nicht glauben, Mr. Carruthers?"

„Genau so. Der Carruthers-Motor, den wir einbauen, ist das Äußerste an Leichtigkeit, was zu erzielen ist."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir dies mitteilen, Mr. Carruthers."

Der Chefingenieur sagte herablassend: „Na, zeigen Sie Ihr Zeug her, wenn Sie schon da sind."

Garragan hatte in diesem Augenblick Not und Bedrängnis vergessen. Er war zu stolz, um diplomatisch-klug die Geneigtheit des Leiters der Macpherson Company gewinnen zu wollen. Garragan lächelte höhnisch. „Ich wäre das dümmste Greenhorn, das jemals von Berlin nach Neuyork gekommen ist, wenn ich das täte, Mr. Carruthers."

„Warum meinen Sie so?"

„Weil Sie davon überzeugt sind, daß der Carruthers-Motor der beste leichte Motor der Welt ist."

„Ist er. Aber wenn Sie mir beweisen, daß Ihr Motor besser ist, gebe ich mich geschlagen."

„Das würde ich Ihnen niemals beweisen können, Mr. Carruthers."

Der Chefingenieur ärgerte sich ein wenig, soweit ein Mann wie Roy Carruthers sich überhaupt ärgern konnte. „Was wollen Sie dann eigentlich von mir, Herr?"

„Ich will von Ihnen, daß Sie mir eine Unterredung mit Mr. Macpherson ermöglichen, Herr."

„Nonsense. Mr. Macpherson ist zumeist auf Reisen."

„Er ist jetzt hier", behauptete Garragan aufs Geratewohl.

„Auch wenn Mr. Macpherson hier ist, wird er sich nicht um Ihren Motor bekümmern. Glauben Sie, daß Mr. Macpherson Zeit hat, alle Erfinder zu empfangen?"

„Für mich wird er Zeit haben, Mr. Carruthers."

„Sie sind ein Narr!" rief der Chefingenieur und machte einen heftigen Zug aus der Pfeife.

„Und Sie sind zu beklagen, daß Sie keine bessere Kinderstube gehabt haben."

„Herr!"

Das Telephon meldete sich abermals. Carruthers hörte unwillig zu.

Garragan entdeckte ein großes, eingerahmtes Photo an der Wand, das einen trockenen, gleichmütig blickenden City-Mann zeigte. Dies ist Macpherson, fühlte Garragan und erhob sich,

um das Bild in der Nähe zu betrachten. Links unten stand eine Widmung: ‚Meinem alten Roy Carruthers Leslie Macpherson.'

Garragan saugte jeden Zug dieses Gesichts in sich ein, das er nie mehr vergessen konnte und unter Millionen menschlicher Gesichter wiedererkennen wollte.

Carruthers hatte sein Telephon-Gespräch beendet und fragte nachlässig: „Haben Sie mir noch etwas zu sagen, Herr?"

„Ich will mit Mr. Macpherson sprechen."

Carruthers entließ ihn mit einer leichten Handbewegung.

Garragan trat an den Schreibtisch heran, blickte in die Geieraugen des Ingenieurs und sagte mit fanatischer Entschlossenheit: „Ich werde mit Mr. Macpherson sprechen."

Er ging aus dem Bureau, wanderte durch endlose Korridore, fuhr mit einem Paternoster, überquerte Höfe, stand auf der Straße, die ihn feindselig anstarrte.

Alle Brücken waren wieder einmal abgebrochen. Das gewaltige Gebäude der Macpherson Company hatte keinen Einlaß mehr für Garragan. Den Weg, der bis in das Zimmer des Chefingenieurs gebahnt war, hatte er selber verschüttet. Dennoch fühlte Garragan keine Reue, nur Trotz und Auflehnung. Ein Lebensklügerer als Garragan hätte die Macpherson Motor Car Company mit einem Achselzucken aus der Liste gestrichen und wäre an die nächste Gesellschaft herangetreten. Garragan aber hatte sich dem Chefingenieur gegenüber festgelegt und konnte nicht mehr zurück. Er mußte den Weg bis ans Ende gehen. Es handelte sich für ihn gar nicht mehr um den Verkauf des Motors, nur die Macht- und Willensprobe galt, ob es ihm gelänge, bis zu Macpherson vorzudringen. Es muß gelingen, sagte sich Garragan und starrte das massige Haus mit glühenden Augen an.

An Macpherson zu schreiben, war sinnlos. Sein Brief würde von einem der vielen Clerks gelesen und beiseite gelegt werden. Macpherson telephonisch erreichen zu wollen, erschien ebenso unmöglich. Kein Bureau und kein Diener würde die Verbindung herstellen. Man konnte den wenig aussichtsvollen Versuch machen, in Macphersons Wohnung Einlaß zu finden. Wo diese Wohnung war, wußte Garragan, der die Adresse im Telephonbuch festgestellt hatte, und er beschloß, sogleich nach Macphersons Haus zu fahren.

Das palastähnliche Gebäude machte schon von außen einen merkwürdig unbewohnten Eindruck. Das Tor war verschlossen. Garragan drückte auf einen Klingelknopf. Nach einiger Zeit

wurde eine vom Haupttor entfernt gelegene kleine Seitentür geöffnet. Garragan eilte hin und kam mit der netten Pförtnersfrau ins Gespräch. Er erfuhr, daß Macpherson zwar gegenwärtig in Neuyork sei, aber schon viele Jahre lang, seit dem Tod seiner Frau, nicht mehr hier wohne. Wo Macpherson in Neuyork wohne, wußte die Pförtnersfrau nicht.

Garragan dankte und ging, beinahe zufrieden mit der Auskunft, die er erhalten hatte. Da Macpherson in Neuyork weilte, erschien er zweifellos auch in seiner Fabrik. Macpherson sah nicht wie ein Lebemann aus, der kein Interesse an seinem Unternehmen hatte und alles dem Chefingenieur überließ. Je länger Garragan nachdachte, desto klarer wurde es ihm, daß er vor den Toren der Fabrik auf Macpherson lauern mußte.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, setzte er sich eilig in Bewegung, um keinen Tag und keine Stunde zu versäumen, ein gehetzter Amokläufer, der unbekannten Zielen entgegenjagte.

XXVII

Clemens Henikstein saß vor dem braungebrannten Haus, das Hillywater genannt wurde und, von wunderbaren Wäldern umgeben, auf einer abgeholzten Bergkuppe lag, von wo der Blick bis in die ferne Ebene reichte, durch die der Potomac strömte.

Dämmerung hing über dem Land. Die Wälder standen schon dunkel, aber der Fluß in der Ebene glitzerte noch wie ein silberner Streifen. Ein kleiner Bergbach rauschte am Haus vorbei, sonst schwere Stille ringsum.

Der junge Österreicher blickte in den Abend hinaus und gab der Stimmung nach, zu der diese Gegend verführte. Es war altes Indianerland, romantisch verklärt durch hinreißende Erzählungen, die man als Knabe fiebernd verschlungen hatte. Der letzte Mohikaner lehnte schwermütig an einer riesengroßen Hemlocktanne, der alte Waldläufer tauchte auf, Winnetou beschlich seine Feinde, kühn und ohne Deckung trat in die Lichtung hinaus der Gewaltigste von allen, Old Shatterhand aus Dresden-Radebeul.

Henikstein lächelte. Der Held, der eben den Waldrand entlangging, war einer der Trevelyan-Leute, die Hillywater mit ernster Entschlossenheit bewachten. Welch eine groteske Komödie, die zu unbändiger Heiterkeit verlocken könnte, wenn die menschlichen Hintergründe dieser Posse nicht so traurig wären! dachte Henikstein und erinnerte sich Glorias, mit der er vom frühen

Morgen bis zum Spätnachmittag gereist war, ohne daß es ihm gelungen wäre, ein einziges Wort ihren verschlossenen Lippen zu entreißen. Sie saß regungslos während der ganzen Fahrt, und niemand hätte sagen können, ob ihr Gehirn unfähig war, ein Wort zu bilden, oder von rasenden Gedanken aufgebraucht wurde. Als sie Hillywater erreicht hatten, gab Gloria ihm die Hand, als wollte sie ihm danken, und zog sich sogleich in ihre Zimmer zurück, die sie nicht mehr verlassen hatte. Henikstein blieb allein beim Abendessen, das die Frau des Waldhüters servierte.

In dieser abendlichen Stunde vor dem Haus, das Hillywater genannt wurde, ahnte Clemens Henikstein, daß seine Liebe ins Leere verströmte und niemals erwidert werden konnte. Hellseherisch erkannte er, daß Gloria nur einen einzigen Mann zu lieben vermochte und daß dieser Mann Garragan war. Nichts band und verknüpfte so fest wie Leid. Immer liebte man sein Opfer. Aber was halfen Ahnungen und Erkenntnisse, wenn man Gloria dennoch lieben mußte und niemals aufhören konnte, sie zu lieben? Der Page seufzte und warf die Zigarette ins Gras. Nun war die Nacht eingebrochen. Ein ungeheurer Himmel mit flammenden Sternen wölbte sich über Hillywater. Der Bergbach rauschte immer stärker. Ein Nachtvogel schrie klagend im Wald. Henikstein ging ins Haus.

Gloria hatte Brom genommen und war eingeschlafen. Nach Mitternacht wurde sie jäh aus dem Schlaf aufgerissen und war sofort ganz wach. Sie sah durch das vorhanglose Fenster ein Stück Sternenhimmel, der näherzukommen schien, als wollte er über dem Haus, in dem sie lag, zusammenbrechen. Ohne Angst blickte sie dem drohenden Ereignis entgegen, denn sie hatte sich von der schweren Betäubung freigemacht, in die ihre Seele seit der Begegnung mit Garragan versunken war. Gloria kehrte ins Leben zurück, in ein Leben, das schwankte und sein Gleichgewicht verloren hatte. Wozu war sie nach Hillywater geflohen? Hatte sie nicht das Bewußtsein eines unentrinnbaren Schicksals? Fühlte sie nicht, daß sie sterben mußte?

Sehnsucht nach Unterwerfung kam in dieser Nacht über Gloria. Es war besser, von Garragan getötet zu werden, als in ewiger Furcht vor dem Tod zu leben. Gab es eine mildere Art zu sterben, als durch Garragans Hände? Aber wenn er ihr den Tod schenkte, mußte er mit seinem Leben dafür bezahlen. Gloria erzitterte über diesen Gedanken, der ihr Blut mit Reue vergiftete. Sie verdiente den Tod aus Garragans Hand nicht mehr, denn sie hatte, um ihr armseliges Leben zu retten, in

unbegreiflicher Verwirrung den Mann verraten, der um ihretwillen alles Leid auf sich genommen hatte.

Eine glühende Welle von Scham ergoß sich über Gloria, als sie sich des schmählichen Augenblicks erinnerte, in dem sie Garragans Bilder ausgeliefert hatte. So hatte Judas den Herrn verraten. Sie richtete sich im Bett auf und starrte mit Entsetzen die höhnisch funkelnden Sterne an. Sie erkannte die Gefahr, die sie über Garragan heraufbeschworen hatte. Die Trevelyan-Leute, die ihn jagten, hatten ein weites Gewissen. Was lag an einem Menschenleben, wenn genügend viel Dollars dafür bezahlt wurden? Sie sah Garragan verfolgt, geschlagen, verwundet, sie erblickte ihn im Irrenhaus, unter unbarmherzigen Duschen, in einer Zwangsjacke, sie wollte um Hilfe schreien, aber ihre Kehle war geknebelt, das Blut flüchtete aus ihrem Gehirn, sie sank ohnmächtig zurück.

Henikstein war beunruhigt, als Gloria am nächsten Vormittag nicht sichtbar wurde, und wendete sich an die Zofe, die nicht gewagt hatte, das Schlafzimmer zu betreten. Er wartete in nervöser Spannung noch eine Stunde, dann befahl er dem Mädchen in so bestimmtem Ton, nach Frau Gloria zu sehen, daß es gehorchte. Die Zofe kam zurück und berichtete, daß Mrs. Garragan schlafe. Ob es ganz sicher wäre, daß sie schlafe, fragte Henikstein. Ja, beteuerte das Mädchen, sie atme tief und ruhig.

Er mußte sich mit dieser Mitteilung zufriedengeben, frühstückte allein und unlustig, beantwortete ein Telegramm Macphersons, der sich nach Glorias Befinden erkundigte, und marschierte dann ungeduldig vor dem Haus auf und ab.

Nach vier Uhr trat Gloria aus dem Haus. Sie ging mit matten Schritten wie eine kaum Genesene und schwankte, als sie die drei Stufen hinabstieg. Henikstein lief ihr entgegen und begrüßte sie mit heller Freude.

„Wie geht es Ihnen, Frau Gloria? Ich bin schon sehr besorgt um Sie gewesen."

„Ich habe wie eine Tote geschlafen", erwiderte sie mühsam.

Sie sprach, jubelte der Page. Dem Himmel Dank, daß sie wieder sprach! Er geleitete sie zu einer Bank mit einem Tisch, die, von einem mächtigen Sonnenschirm geschützt, inmitten der Wiese stand. Die Zofe brachte Tee. Gloria trank in kleinen Schlucken.

„Ich glaube, noch niemals einen schöneren Flecken Erde gesehen zu haben als Hillywater", sagte Henikstein und machte

eine weite Armbewegung über die Wälder hin. „Schöner ist es nicht einmal in meiner Heimat, in der Steiermark."

Gloria hob den Blick und sah in die leuchtende Ebene des Potomac hinab.

„Daß ich in dieser Stunde hier mit Ihnen sein darf, Frau Gloria, ist wie die Erfüllung des unwahrscheinlichsten Traums. Man möchte in die Knie sinken und für so viel Glück danken", rief er überschwenglich.

Ihr Blick kehrte zurück und blieb an dem Pagen hängen.

„Der Mensch muß sich schämen, glücklich zu sein. Nur ein Tier ist glücklich."

„Dann bin ich ein Tier, Frau Gloria", lachte fröhlich Henikstein.

Ihre Augen wendeten sich von ihm ab und gingen wieder in die Ferne. Nach einer Weile fragte sie demütig: „Verachten Sie mich sehr, Clemens Henikstein?"

Er wurde so bestürzt, daß er nicht zu antworten vermochte.

„Aber Sie können mich nicht so tief verachten, wie ich mich selber verachte."

„Warum sprechen Sie so? Ich liebe Sie, Gloria", stammelte der Page.

„Ich bin gemein und erbärmlich gewesen, Clemens Henikstein. Ich habe Garragan und mich selber verraten. Ich habe den Mann, dessen Leben durch mich zerstört worden ist, den Hetzhunden ausgeliefert. Können Sie verstehen, was in jenem Augenblick in mir vorgegangen ist?"

Henikstein wurde ernst. „Es war ein Nervenzusammenbruch, Frau Gloria. Der Mensch ist schwach."

„Der Mensch ist ungerecht. Warum wird Garragan von den Trevelyan-Leuten gejagt? Mit welchem Recht? Weil Macpherson mehr Geld besitzt als Garragan, der durch meine Schuld sein Vermögen verloren hat. Ich schäme mich, Clemens Henikstein, ich schäme mich grenzenlos."

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Der Page fand kein Wort des Trostes, denn alles, was Gloria jetzt sagte, hatte er selber empfunden, als er in Trevelyans Bureau das Bild Garragans betrachtet hatte.

Gloria nahm die Hände von ihrem Gesicht und sah dem jungen Menschen, der sie liebte, fest in die Augen. „Ich werde Ihnen nie vergessen, Clemens Henikstein, daß Sie in jener Stunde meines tiefsten Falls zu Garragan gehalten haben."

„Sie überschätzen mich, Gloria", entgegnete der Page und

errötete langsam. „Es lag mir fern, für Garragan einzutreten, ich wollte Sie beruhigen und von Ihrer Angst befreien.“

„Sie müssen sich nicht verteidigen. Sie sind gerecht gewesen. Nur die Jugend kann gerecht sein. Ich bin eine alte Frau geworden.“

Er nahm behutsam ihre Hand und küßte sie mit heißen Lippen. Sie entzog ihm nach einer kleinen Weile die Hand und sagte: „Hören Sie, Henikstein, was ich beschlossen habe: Wir kehren nach Neuyork zurück.“

„Warum denn?“ rief er erschrocken.

„Ich kann hier nicht länger bleiben. Ich ersticke hier. Mein Schuldbewußtsein erdrückt mich. Verstehen Sie das nicht? Sie sind jung, Sie müssen es verstehen.“

„Ja, ich verstehe Sie, Gloria, aber warum wollen Sie nach Neuyork zurück?“

„Ich muß Garragan schützen, wenn es noch möglich ist. Er darf nicht mehr verfolgt werden. Er soll tun und lassen, was er will. Und wenn er keinen Frieden findet, bevor er mich getötet hat, so möge er mich töten. Ich habe es verdient. Jetzt erst habe ich es verdient.“

„Er wird Sie nicht töten, Gloria. Ich fühle es. Ich weiß es.“

Er wird mich töten, dachte sie, aber sie gab ihre Gewißheit nicht preis. „Es ist möglich, Henikstein, es ist ganz gut möglich, daß Sie recht behalten. Garragan hat so viel gelitten, daß er vielleicht sogar mit mir Mitleid hat. Um so mehr ist es meine Pflicht, ihn zu schützen. Um so schneller muß ich nach Neuyork zurück.“

„Wir werden Mr. Macpherson von Ihrem Wunsch verständigen, daß Garragan nicht länger verfolgt werde. Dies muß doch genügen.“

„Es genügt nicht. Macpherson haßt Garragan. Er weiß, warum er ihn haßt.“

Vergeblich bemühte sich Henikstein, Gloria umzustimmen, die unbeugsam blieb.

„Ich fahre morgen früh. Sie können mich nur mit Gewalt daran hindern, aber das habe ich wohl kaum zu befürchten, denn ich weiß, daß Clemens Henikstein mein Freund ist.“

Henikstein verbeugte sich schweigend.

„Wenn Sie es für richtig halten, teilen Sie Macpherson mit, daß wir morgen abend in Neuyork sein werden.“

„Das will ich unbedingt tun, Frau Gloria.“

Er stand auf und ging ins Haus.

Glorias Blicke wanderten wieder über die Wälder hinab in

die Ebene, durch die der Potomac strömte, und kehrten zu dem braungebrannten Holzhaus zurück, auf dem die Abendsonne lag.

Nie mehr werde ich Hillywater sehen, sagte sich Gloria und legte ergeben ihre Hände in den Schoß.

XXVIII

Als Leslie Macpherson in den Abendstunden das Telegramm erhielt, das ihn von Glorias Rückkehr verständigte, stand er eine Weile betäubt da. Dann versuchte er, zu begreifen, welche Umstände diesen jähen Entschluß bewirkt haben könnten, aber alle Überlegungen sanken haltlos zu Boden. Es war nicht zu verstehen, warum Gloria zurückkam. Macpherson gab es auf, das Rätsel zu lösen, und tastete sich in die Welt der Tatsachen zurück. Garragan war noch immer nicht gefunden, obwohl jeder Mann der zweiten Trevelyan-Brigade Garragans Photo in der Tasche trug.

Macpherson fuhr, bebend vor Zorn, nach Trevelyans Bureau. Der Colonel war nicht mehr anwesend. Macpherson begab sich nach der Wohnung Trevelyans und fand den alten Mann, sehr behaglich in Hausschuhen und in einem bequemen Rock, mit seiner Frau beim Abendessen.

„Verzeihung, wenn ich Sie hier störe," rief Macpherson, erbittert über die häusliche Idylle des Menschenjägers, „aber die Zeit drängt."

„Wollen Sie einen Happen mit uns essen, Mr. Macpherson?" fragte gemütlich der alte Colonel.

„Garragan muß bis morgen abend gefunden werden. Haben Sie mich verstanden, Colonel? Garragan muß bis morgen abend gefunden werden!"

„Wir geben uns alle Mühe, Mr. Macpherson."

„Ich erhöhe die Prämie auf hunderttausend Dollar, wenn Garragan bis morgen abend festgestellt wird."

„Viel Geld. Würde uns gut schmecken. Was meinst du, old Mary?"

Mrs. Trevelyan lächelte freundlich.

„Aber darf ich Ihnen etwas sagen, Mr. Macpherson, obwohl es eigentlich gegen mein Interesse geht?"

„Sprechen Sie, Colonel."

„Glauben Sie mir, der gute Garragan ist so viel Geld, wie Sie jetzt auswerfen, gar nicht wert. Nachdem ich sein Photo gesehen habe, ist es mir ziemlich klar geworden: Dieser Mann tut keinem Menschen was zuleide."

Macpherson wurde weiß vor Wut. „Ich habe Sie nicht für Psychologie engagiert, Colonel, sondern um einen Mann zu eruieren. Wenn Ihnen das nicht gelingt, sperren Sie Ihren Laden zu!"

„Noch lange nicht, Mr. Macpherson", erwiderte der alte Trevelyan und lachte dröhnend.

Macpherson verbeugte sich vor Mrs. Trevelyan und ging aus dem Zimmer.

„Ein armer Narr!" sagte nachsichtig der Colonel und widmete sich wieder dem Abendessen.

Macpherson begab sich nach Haus und hatte eine schlechte Nacht. Als er aus unruhigem Schlaf erwachte, empfing er ein Telegramm Henikſteins, das die Abreise von Hillywater anzeigte, und ließ sich sogleich mit Trevelyans Bureau verbinden, das nichts Bemerkenswertes zu melden hatte. Da er vorläufig nichts weiter tun konnte, fuhr er nach der Fabrik, um seine Gedanken abzulenken.

Garragan, der vor der Fabrik patrouillierte, glaubte, mit freudigem Erschrecken, in dem Mann, der in dem heranjagenden Auto saß, Macpherson zu erkennen, aber er wurde seiner Sache erst sicher, als der Chauffeur ein zweimaliges schrilles Signal gab, worauf ein sonst stets verschlossenes Tor sich blitzschnell öffnete und den Wagen einließ. Der Mann, der den Mechanismus des Tores bediente, wurde für einen Augenblick sichtbar, während er feierlich salutierte. Nachher verschloß sich sofort wieder das Tor.

Es war Macpherson, jubelte Garragan und stellte sich vor das Tor, entschlossen, sich lieber überfahren zu lassen als zurückzuweichen. Macpherson konnte ihm nicht mehr entgehen.

Niemals waren diese vier Stunden angespanntesten Wartens zu vergessen. Vier Stunden im Sonnenbrand an der heißen Eisentür, im Dunst und Staub der Straße, vom Fieber geschüttelt. Der Speichel im Mund vertrocknete, die Zunge klebte am Gaumen, maßloser Durst zerriß die Eingeweide, die Lippen sprangen auf, glühende Kreise flirrten vor den entzündeten Augen, das Gehirn begann zu sieden. Garragan blieb aufrecht, gab der Ohnmacht nicht nach, die gleich einer schweren Wolke über ihm schwebte, zwang die zitternden Beine, ihn zu tragen. Sein Gesicht wurde grau, das Herz schlug dumpf, der Schweiß versiegte. Nun durfte es nicht mehr lange dauern, fühlte Garragan und umklammerte mit beiden Händen die Mappe.

Da rasselte das Tor auf.

Der Mann, der das Tor bediente, schrie: „Attention!"

Garragan rührte sich nicht von der Stelle. Er wollte rufen, schreien, brüllen, aber die Stimme ließ ihn im Stich.

„Attention!" wiederholte wütend der Mann.

Garragan breitete die Arme aus, als wollte er den Wagen aufhalten.

Der Torwächter stürzte vor und versetzte dem Hartnäckigen einen brutalen Stoß. Garragan taumelte zur Seite, konnte sich aufrechterhalten und lief wieder gegen den Wagen an.

Der Chauffeur fluchte.

„Was ist denn los?" fragte Macpherson ungeduldig.

Da fand Garragan seine Stimme wieder. Wie ein Toller schrie er: „Ich muß mit Ihnen sprechen, Mr. Macpherson!"

Macpherson erkannte Garragan.

Im ersten Augenblick krampfte eiskalte Angst sein Herz zusammen. Drohte ihm das Schicksal des jungen Werschinin? Niemals bis zu dieser Sekunde hatte er an die so naheliegende Möglichkeit gedacht, daß Garragan an ihm und nicht an Gloria Rache nehmen werde. Aber Macpherson war nicht feig.

„Was kann ich für Sie tun, Herr?"

Und Garragan antwortete, heiser, röchelnd, mit versagender Stimme: „Man läßt mich nicht zu Ihnen, Mr. Macpherson. Ich habe den leichten Motor erfunden."

Macpherson atmete auf. Die ungeheure Spannung, die alle Nerven gestrafft hatte, löste sich. Er war der Sieger. Dieser Mann wußte nichts von ihm und von Gloria. Dieser Mann war ein armer Phantast, der den leichten Motor erfunden haben wollte. Dieser Mann war mit ein paar Dollars unschädlich zu machen.

„Wie sehr interessant!" sagte Macpherson und stieg aus dem Wagen. „Wie ist Ihr Name?"

„Garragan."

„Kommen Sie, Mr. Garragan."

Macpherson führte Garragan in sein Bureau. Halbblind, mit wankenden Knien schritt Garragan an seiner Seite, über Höfe, durch Korridore, an grüßenden Angestellten vorbei. Bekannte Gesichter tauchten hinter Schleiern auf. Da war der junge, freundliche Clerk und der Mann, der wie ein Prediger aussah.

„Nehmen Sie Platz, Mr. Garragan, und erzählen Sie."

Garragan saß in einem kühlen Lederfauteuil und blickte starr auf den Krug mit Wasser, der auf einem Tischchen stand.

„Gestatten Sie," flüsterte er demütig, „daß ich mir ein Glas Wasser nehme?"

Macpherson sprang auf, schenkte aus dem Krug Wasser in ein großes Glas und brachte es Garragan.

„Danke", röchelte Garragan und hielt das Glas in der Hand, als wüßte er nicht, was er damit beginnen sollte. Dann rollten zwei schwere Tränen aus seinen Augen bis zu den Mundwinkeln herab.

Macpherson wendete sich ab, wunderlich ergriffen von dem Anblick des erschöpften Mannes.

Garragan hob das Glas zum Mund und trank das Wasser in langsamen, seligen Schlucken.

„Verzeihen Sie, Mr. Macpherson. Jetzt bin ich soweit. Es war nicht leicht, bis zu Ihnen vorzudringen."

„Wie sind Sie überhaupt auf die Idee verfallen, zu mir zu kommen, Mr. Garragan?"

„Professor Lehmbeck von der Technischen Hochschule in Charlottenburg hat mir geraten, meine Erfindung zuerst Ihnen anzubieten."

Er erzählte ein wenig schwerfällig von dem Gedankengang des Professors. Dann fragte Macpherson: „Und Ihr Motor, Mr. Garragan?"

Garragan holte eilig seine Zeichnungen aus der Mappe und begann, das Wesentliche seiner Erfindung zu erklären.

Macpherson hörte kaum zu. Er betrachtete während der ganzen Zeit das heiße Gesicht des Sprechenden und fühlte fast Mitleid mit dem Schicksal des Gehetzten.

Garragan hatte seinen Vortrag beendet und blickte erwartungsvoll Macpherson an.

„Sehr interessant, in der Tat, Mr. Garragan. Sie werden in wenigen Tagen von mir hören. Wie ist Ihre Adresse?"

Garragan, strahlend vor Glück, voll Zuneigung für Macpherson, schrieb die Adresse auf seiner Visitenkarte auf und überreichte sie Macpherson.

„Wann darf ich Ihnen das Modell meines Motors bringen, Mr. Macpherson? Es ist zwar sehr primitiv, aber Sie können doch daraus ersehen, daß meine Berechnungen stimmen."

„Sie müssen sich nicht bemühen, Mr. Garragan. Wir werden das Modell heute nachmittag oder morgen früh bei Ihnen abholen lassen. Sie sind doch zu Hause?"

„Ich werde zu Hause sein."

Macpherson erhob sich und streckte, in seltsamer Befangenheit, Garragan die Hand entgegen.

„Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen, Mr. Garragan."

„Danke, danke“, stammelte Garragan beglückt und ging, trunken vor Freude, aus dem Zimmer.

Macpherson sah ihm nach und stand eine ganze Weile in Gedanken versunken.

Dann raffte er sich auf und rief Trevelyans Bureau an.

„Hallo! Colonel Trevelyan? Haben Sie Garragan schon gefunden? So. Das ist schade. Schade für Sie. Ich meine, wegen der Prämie. Es wird Sie gewiß interessieren, zu erfahren, wo Mr. Garragan wohnt. Nein, das ist kein schlechter Scherz. Mr. Garragan wohnt in Mrs. Dodges Boardinghaus.“

Er holte Garragans Karte und las dem Colonel die Adresse vor.

„Ärgern Sie sich nicht, Colonel. Sie haben übrigens mit Ihrer Psychologie recht gehabt. Der Mann ist wirklich nicht gefährlich. Trotzdem lassen Sie ihn bis auf weiteres sorgsam bewachen, aber unauffällig, nicht wahr? Good bye, Colonel.“

Nach diesem Gespräch nahm Macpherson Garragans Zeichnungen und ging zu Roy Carruthers.

„Da ist wieder einmal der leichte Motor erfunden worden, Carruthers.“

Der Chefingenieur zuckte geringschätzig die Achsel.

„Die Pläne sind mir von einem Berliner Professor empfohlen worden. Wir müssen sie jedenfalls näher ansehen.“

„Das ist klar, Mr. Macpherson“, sagte Carruthers skeptisch.

XXIX

Macpherson erwartete Gloria zu Hause, da er ihr seine überraschende Mitteilung nicht im Bahnhof machen wollte.

Als Gloria, von Henikstein begleitet, in fieberhafter Unruhe das Zimmer betrat, war ihre erste Frage: „Was ist mit Garragan geschehen?“

„Guten Abend, Gloria.“

„Guten Abend. Was ist mit Garragan geschehen?“

„Du hast von Garragan nichts mehr zu befürchten, Gloria!“ sagte Macpherson triumphierend.

Tödlicher Schreck fuhr in Glorias Herz. War sie zu spät gekommen? Saß Garragan im Irrenhaus? Hatte man ihn beseitigt? Ihre Hand zitterte und griff in die Luft. „Sprich klarer, Leslie“, stammelte sie.

„Ich habe mich mit Garragan unterhalten. Er weiß nichts von dir. Er ist in einer geschäftlichen Angelegenheit nach Neuyork gekommen.“

Gloria wankte. Henikstein sprang hinzu und geleitete sie zu einem Sessel.

„Du mußt mir ausführlich und genau alles erzählen, Leslie."

Macpherson erstattete behaglich und mit einer gewissen Genugtuung seinen Bericht.

Gloria, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, hörte zu wie einer überirdischen Musik. „Ist dies alles wahr, Leslie? Verzeih, aber ich kann es fast nicht glauben. Zeige mir seine Karte."

Er gab ihr die Karte Garragans. Sie erkannte seine Schriftzüge und starrte sie minutenlang an. Er wohnte in einem bescheidenen Boardinghaus. Er war arm und hilflos. Wie ein verzweifelter Bettler hatte er sich den Eintritt bei Macpherson erkämpfen müssen. Ihre Augen brannten.

„Was geschieht mit Garragan?" fragte sie beherrscht und gleichgültig.

„Wir werden ihm ein paar Dollars spenden und ihn nach Haus schicken", erwiderte Macpherson lächelnd.

Wie haßte Gloria in diesem Augenblick den lächelnden Mann!

„Und seine Erfindung? Was ist mit seiner Erfindung?"

„Sehr bestechend auf dem Papier, aber praktisch nicht durchführbar. Der Motor würde die Anforderungen, die unsere Wagen und Straßen an ihn stellen müssen, nicht lang aushalten. Carruthers sagt so."

Gloria fuhr auf. „Carruthers lügt. Carruthers ist voll Neid. Die Erfindung ist gut, Leslie. Es ist die beste Erfindung, die je gemacht worden ist."

Macpherson lächelte nachsichtig. „Natürlich, Gloria. Selbstverständlich. Ich werde ihm die Erfindung auch abkaufen, für gute Dollars."

„Wieviel wirst du ihm bezahlen?"

„Zehntausend, fünfzehntausend, zwanzigtausend Dollar, soviel du befiehlst."

Gloria sah ihm in die Augen. „Du wirst ihm eine Million Dollar bezahlen, Leslie."

Macpherson wurde ernst.

„Das ist nonsense, liebe Gloria. Ich bin nicht kleinlich, du weißt es. Aber wozu diesem Mann so viel Geld nachwerfen? Ein paar tausend Dollars genügen vollständig."

„Sie genügen nicht! Hast du nicht selber gesagt, daß man Garragan mit Geld unschädlich machen muß? Hast du nicht gesagt, daß ein reicher Mann nichts riskiert und genau weiß, was Freiheit wert ist? Hast du das gesagt oder nicht?"

„Damals ist er uns gefährlich erschienen. Heute wissen wir, daß er ungefährlich ist.“

„Niemand weiß es. Du am allerwenigsten. Garragan ist heute gefährlicher als du denken kannst. Das sage ich dir, Leslie Macpherson.“

Macpherson widersetzte sich. „Ich kann diesen Wahnsinn nicht mitmachen, Gloria. Ich kann nicht etwas tun, was meiner Überzeugung und dem klaren Menschenverstand so sehr widerspricht. Es ist sinnlos, einem Mann diese Waffe in die Hand zu drücken. Das sind deine Worte gewesen, Gloria.“

Sie starrte ihn an, mit wilden Entschlüssen ringend. Tausend Pläne wirbelten durch ihren Kopf.

Macpherson wendete sich an Henikstein. „Wie denken Sie darüber, Graf Henikstein?“

Der Page antwortete zögernd: „Für mich armen Österreicher ist eine Million Dollar eine groteske Summe. Für Sie bedeutet sie vielleicht wenig. Ich kenne Ihre finanziellen Verhältnisse nicht, Mr. Macpherson.“

„Darum handelt es sich doch gar nicht, Graf Henikstein“, rief Macpherson unwillig.

Jetzt sprang Gloria auf und fragte, bebend vor Zorn: „Ist dir das Geld leid? Verkaufe doch diesen lächerlichen Palast! Wer braucht ihn? Ich nicht! Verkaufe die Villa in Meudon! Verkaufe Hillywater!“

Sie riß ihren Schmuck vom Hals und von den Fingern und warf ihn Macpherson vor die Füße.

„Verkaufe das Zeug da, das mich anekelt!“

Henikstein bückte sich und hob die Schmuckstücke auf.

Macpherson war sehr bleich geworden.

„Du tust mir unrecht, Gloria. Es geht nicht um das Geld. Aber was du willst, wird geschehen.“

XXX

Zwei Tage später wurde Garragan in den Mittagsstunden telephonisch eingeladen, sogleich nach dem Konstruktionsbureau der Macpherson Motor Car Company zu kommen. Mr. Macpherson erwarte ihn.

Als Garragan diese Nachricht erhielt, überfiel ihn so tiefe Schwäche, daß er sich niedersetzen mußte. Er stützte den Kopf auf eine Hand und starrte die Mäander der Tischdecke an. Er war hilflos und zerschlagen, ein erledigter Mann, der den Auf-

regungen weder einer Niederlage noch eines Sieges sich gewachsen fühlte. Quälende Sehnsucht nach einer kleinen, stillen Wiese, nach einem Mooslager im Wald, nach einer Düne am Meer verzehrte ihn und nahm ihm alle Kraft. Seine Angst vor der Entscheidung wurde so unerträglich, daß er mit dem Gedanken spielte, alles im Stich zu lassen und nach Berlin zurückzufliehen. Dank Nikoline besaß er das Reisegeld. Er wollte im Zwischendeck heimfahren und in Deutschland Feldarbeiter werden oder bei dem alten Pachaly in Neukölln sein Brot verdienen.

So saß Garragan eine halbe Stunde lang zwischen Traum und Wirklichkeit. Dann erwachte er. „Ich bin wahnsinnig", sagte er laut und sprang auf. Wer zehn Jahre im Kerker verbracht hatte, war immer ein wenig wahnsinnig, dachte er, wischte den Angstschweiß von seinem verstörten Gesicht und fuhr, gefolgt von Trevelyan-Leuten, nach der Fabrik.

Aber als er in das Zimmer Macphersons geführt wurde, kam die entsetzliche Schwäche wieder über ihn und verschleierte seine Augen.

Macpherson begrüßte ihn mit einem Kopfneigen und wies auf einen Sessel.

Garragan nahm Platz. Seine Kiefer schlugen im Fieber gegeneinander.

„Wir haben Ihre Erfindung kontrolliert, Mr. Garragan", sagte Macpherson mit steinerner Ruhe. „Sie ist erstklassig. Wir wollen sie kaufen."

Garragans Herz setzte aus. Die Freude erdrückte ihn. Er mußte die Augen schließen.

„Ich schlage Ihnen vor, uns Ihre Erfindung gegen eine einmalige Abfertigung zu verkaufen. Sind Sie damit im Prinzip einverstanden, Mr. Garragan?"

Garragan öffnete die Augen und sah Macpherson an. Warum war das Gesicht des Amerikaners so feindlich und voll Abneigung?

„Ja", antwortete Garragan leise.

„Wir bieten Ihnen eine Million Dollar. Sofort zahlbar."

Garragan fuhr zurück, als hätte er einen Stoß gegen die Brust erhalten. „Ist das nicht zuviel, Mr. Macpherson?"

„Es ist nicht zu viel."

Die beiden Männer sahen sich in die Augen. Ihre Blicke verschmolzen miteinander. Dann löste sich Macpherson aus der Vereinigung.

„Stimmen Sie zu, Mr. Garragan?"

„Ja", sagte Garragan und fühlte rätselhafte Traurigkeit über sein Herz hinkriechen.

Macpherson schob ein großes Dokument und eine Empfangsbestätigung Garragan zu, die er unterfertigen sollte.

Garragan schrieb mit unsicheren Fingern seinen Namen.

Dann holte Macpherson aus der Schreibtischlade zehn Schecks zu je hunderttausend Dollar hervor und zählte sie Garragan zu.

Garragan betrachtete nachdenklich die Schecks.

„Ich hielt es für praktisch, Ihnen mehrere Schecks auszustellen. Paßt es Ihnen nicht?"

Garragan nickte und schob die Schecks wie wertlose Papierschnitzel in die Tasche.

„Verlieren Sie Ihr Geld nicht", mußte Macpherson gegen seinen Willen sagen.

„Wir sind jetzt fertig, Mr. Macpherson?"

„Wir sind fertig, Mr. Garragan."

Garragan erhob sich und stand da wie ein Mann, der noch unermeßlich viel zu sagen und zu fragen hätte, aber keine Worte findet. Schließlich erklärte er: „Vielleicht teilen Sie mir später einmal mit, welche praktischen Erfahrungen Sie mit meinem Motor gemacht haben, Mr. Macpherson."

„Das wollen wir gern tun. Reisen Sie jetzt nach Berlin zurück, Mr. Garragan?"

„Jetzt werde ich wohl nach Berlin fahren. Hier ist meine Berliner Adresse."

Er legte seine Karte auf den Tisch, blickte suchend durch das Zimmer, machte einige Schritte auf Macpherson zu, reichte ihm die Hand und sagte völlig abwesend: „Ich danke Ihnen."

„Wir haben zu danken, Mr. Garragan", erwiderte Macpherson förmlich und begleitete ihn bis zur Tür.

Garragan verließ die Fabrik und wanderte langsam mit tastenden Schritten durch graue Straßen der Arbeit. Manchmal blieb er stehen und versuchte zu begreifen, was sich ereignet hatte, aber seine Gedanken fanden keinen Halt und entglitten. Er ging weiter, ein Mann, der unter der Last des Sieges zusammengebrochen war, und erreichte, gefolgt und beobachtet von Trevelyan-Leuten, nach mehrstündigem Marsch Mrs. Dodges Boardinghaus.

Erst später, in der Stille seines Zimmers, verstand Garragan das Glück, das sich ihm entgegengeworfen hatte. Er war reich. Er war frei. Er war unabhängig. Und in Berlin wartete Nikoline, die ihm dreihundertzwanzig Dollar mitgegeben hatte, damit er jedenfalls zu ihr zurückkehre.

Aber war dies alles nicht ein wahnwitziger Traum, aus dem er, unseliger als zuvor, erwachen mußte?

Da trat das Zimmermädchen ein und meldete, daß im Parlour eine Dame sei, die mit Mr. Garragan zu sprechen wünsche. Ihren Namen habe sie nicht genannt.

Garragan blickte ohne Verständnis das Mädchen an, das unwillig die Meldung wiederholte und nachher hinausging.

Garragan wollte dem Mädchen nachrufen, daß er nicht in der Lage sei, Besuche zu empfangen, aber er kam zu spät und begab sich widerstrebend nach dem Sprechzimmer.

Eine Dame stand da und sah ihm entgegen.

Er erkannte Gloria und wurde zu Stein.

„Hier bin ich, Garragan", sagte Gloria tapfer. „Du kannst mich töten. Ich habe es verdient."

Garragan raffte sich auf. Das Blut begann wieder durch ihn zu strömen. Seine Schläfen klopften. Hier stand Gloria, die Gehaßte, der er den Tod geschworen hatte, aber siehe, der Durst nach Rache, nach Vergeltung und Ausgleich brannte nicht mehr in seinen Adern. Kühl und gleichmütig vermochte er Gloria zu betrachten. Sie war immer noch schön, aber Fernen lagen zwischen ihm und ihr. Nichts verband ihn mehr mit dieser Frau. Sie mochte leben oder sterben, es war gleichgültig. Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?

Gloria blickte auf den Erstarrten, den sie in dieser Stunde mehr liebte als je zuvor, und wagte schüchtern zu sagen: „Ich will mich nicht verteidigen, Garragan. Aber kannst du mir nicht erlauben, dir zu erklären, wie ich so tief in Schuld geraten bin?"

Er hob die Augenbrauen, als wollte er sagen: Wozu sollte dies dienen? und wies auf einen Sessel.

Sie setzte sich nieder, vernichtet von dem Grauen dieses Beisammenseins, und rang nach Worten. Er nahm entfernt von ihr Platz.

„Es ist nicht leicht, dir alles verständlich zu machen, Garragan. Ich war sehr jung und unbesonnen und leidenschaftlich, vielleicht ein wenig hysterisch, wie junge Frauen es oft sind. Und ich liebte dich zu sehr, Garragan."

Sein Gesicht war hart und kalt.

„Wir Frauen allein sind zur Liebe verdammt", sagte sie klagend. „Männer haben nur Aufwallungen. Das wußte ich damals noch nicht. Ich war zu jung, Garragan. Ich dachte, Liebe wäre ewig und könnte niemals enden. Da geschah es,

daß du sechs Wochen lang keine Sehnsucht nach mir hattest.“ Sie errötete langsam. „Du hattest dich deiner Arbeit hingegeben. Ich begriff es nicht. Ich verzweifelte. Ich wollte dich nicht verlieren. Welchen Zweck hatte mein Leben, wenn du mich nicht mehr liebtest? In meiner grenzenlosen Verwirrung kam ich auf den Gedanken, dich eifersüchtig zu machen, und schrieb jenen Brief.“

Deswegen hatte er einen Menschen töten und zehn Jahre im Zuchthaus sitzen müssen, dachte Garragan ohne Bitterkeit, wie er voll Verwunderung feststellte.

Gloria hob den Arm, als wollte sie schwören, und beteuerte leidenschaftlich: „Ich habe niemals irgendeine Beziehung zu dem armen Werschinin gehabt. Du darfst es glauben, Garragan. Ich liebte ja dich.“

Aber Macpherson? Was war mit Macpherson? Glorias Herz wurde schwach und mutlos. Ihr erhobener Arm sank herab. Konnte Garragan Macpherson verzeihen? Vermochte er jemals zu begreifen, wie verstümmelt und ohne Hoffnung ihre Seele damals in dem Schweizer Sanatorium war? Wie einsam und geächtet sie lebte? Der eigene Vater hatte sie von sich abgeschüttelt. Verzweifelte Briefe an Garragans Eltern waren nicht erwidert worden. Kein Mensch auf Gottes weiter Erde hatte sich um sie bekümmert. Da war Macpherson erschienen und hatte in unendlicher Liebe um sie gewoben, bis sie, ein Jahr später, sich ihm aus Mitleid schenkte und ungelöst in seiner bebenden Umarmung blieb. Aber wie sollte dies ein Mann verstehen?

Sie sah aus hilfesuchenden, bettelnden Augen in das verschlossene Gesicht, aus dem kein Widerhall kam. Wie ein Grab war dieses Zimmer.

„Kannst du mir verzeihen?“ fragte sie angstvoll und meinte Macpherson, während Garragan an die unbesonnene Tat dachte, die ihm zehn Jahre geraubt hatte.

„Kannst du mir verzeihen, Garragan?“

Er nickte gleichmütig. Sein Leben lag anderswo. Er hatte mit dieser Frau nichts mehr gemein.

Ich habe immer auf dich gewartet und gehofft, ich habe Macpherson nicht geheiratet, weil ich mich von dir nicht trennen kann, denn dich, Garragan, dich werde ich bis zu meinem letzten Atemzug lieben, — dies alles wollte Gloria sagen und mußte schweigen. So fest schloß das mitleidslose Antlitz des Geliebten ihr den Mund.

„Kann ich dir irgendwie dienlich sein?“ fragte Garragan

mit eisiger Höflichkeit, um die Unterredung zu beenden, und stand auf. „Brauchst du Geld?“

Ich brauche deine Liebe, dachte sie und mußte hemmungslos weinen.

Sein Herz blieb hart und ohne Erbarmen.

Gloria trocknete ihre Tränen und erhob sich.

„Leb' wohl, Garragan!“

Ihre Stimme war grau vor Verzweiflung.

„Leb' wohl!“

XXXI

Eine geschlagene Frau verließ Mrs. Dodges Boardinghaus. Sie wanderte durch die Straße, Schritt für Schritt, ziellos, halbbetäubt, ohne Furcht, aber auch ohne Hoffnung. Alles war verloren. Garragan hatte die Rache verschmäht. Man tötete nur, wen man liebte. Wie selig wäre es gewesen, durch Garragans Hand zu sterben!

Todessehnsucht breitete ihre Flügel über Gloria. Ihr Leben war zu Ende. Es hatte keinen Sinn und keinen Inhalt mehr. Man mußte das letzte Tor öffnen, das ins Nichts führte.

Sie geriet auf ihrer Wanderung in den Centralpark und setzte sich nieder, weil ihre Beine sie nicht weitertrugen. Hier saß sie erschöpft, hilflose Beute ihrer Todesgedanken, und starrte auf die Erde.

Vielleicht war es ohnmächtige Schwäche, das schwere, letzte Tor aufzustoßen, vielleicht war es ein Vogelruf, das Lachen eines Kindes, der Duft einer Blume, das Schweben eines Falters, die Gloria ins Leben zurückjagten. Sie begann, jede Bewegung und die wenigen Worte Garragans noch einmal zu überdenken, und fühlte eine neue, leise Hoffnung aufkeimen, die der Trieb zu leben in ihr Herz legte. War die Begegnung mit Garragan nicht über jegliches Erwarten gut verlaufen? Er hatte sie nicht getötet, nicht beschimpft, nicht hinausgewiesen, er hatte sie angehört, ihr seine Hilfe angeboten, er hatte Leb' wohl gesagt und sie bis zur Tür begleitet. Durfte sie mehr erhoffen oder verlangen? Hätte er sie in seine Arme nehmen und mit Küssen bedecken sollen?

Ein mattes Lächeln zitterte über ihr Gesicht hin. Man mußte Geduld haben, dachte sie, unendlich viel Geduld. Liebe konnte nicht vergehen. Wenn Garragan jetzt auch hart und starr blieb, hatte er sie dennoch einmal sehr geliebt. Vielleicht schlummerte

Liebe noch in ihm, verkapselt hinter Bitterkeit und Haß. Vielleicht öffnete sich sein Herz noch einmal. So hoffte Gloria und fand in ihrer Schwäche die Kraft, weiterzuleben und auf ein Wunder zu warten, an das zu glauben sie sich zwang.

Der Mann, um den Gloria, zwischen Tod und Leben schwankend, so verzweifelt kämpfte, schlief in dieser Stunde. Er hatte sich — welch endloser Weg! — vom Parlour bis in sein Zimmer geschleppt, war auf das Bett hingesunken und im gleichen Augenblick vom Schlaf überwältigt worden.

Als er erwachte, schien die Sonne durch das Fenster. Er versuchte, sich zurechtzufinden, sah lange die Uhr an, die elf zeigte, erinnerte sich einer Unterredung mit Macpherson, griff in die Tasche, fand Schecks, die auf lächerlich hohe Beträge lauteten, stand auf, wusch sich, zog frische Kleider und Wäsche an, frühstückte, ging aus dem Haus, begab sich zu der Bank, auf die seine Schecks ausgestellt waren, und ließ sich einen der Schecks, teils bar, teils in einem Bankscheck, auszahlen.

Erst jetzt, während der Kassierer ihm das Bargeld zuzählte, fiel ihm seine Begegnung mit Gloria ein, die unendlich weit zurückzuliegen schien und wie eine Traumerinnerung war. Er war so sehr mit diesem Gedanken beschäftigt, daß er, als er das Geld einsteckte, einige große Noten zu Boden fallen ließ, ohne es zu bemerken. Einer der Trevelyan-Leute, in deren Obhut er stand, hob das Geld auf und überreichte es freundlich dem Verlierer.

Garragan verließ das Bankgebäude und suchte das Bureau einer großen Schiffahrtsgesellschaft auf, um sich einen Platz auf dem nächsten abgehenden Dampfer zu sichern. Er erfuhr, daß ein außerordentlich komfortables und schnelles Schiff morgen ausfahre und daß er, dank einem glücklichen Zusammentreffen, noch eine extrem schöne Kabine bekommen könne, da der Gentleman, der diese Kabine gemietet habe, ein prominenter Film-Regisseur, morgen zu reisen verhindert sei. Garragan, sehr froh, so bald wegfahren zu können, nahm die Kabine des verhinderten Film-Regisseurs.

Dann speiste er in einem unbehaglich luxuriösen Restaurant, in das er, ohne zu überlegen, geraten war, und fühlte plötzlich dumpfe Erbitterung gegen das Land, dem er so viel verdankte. Wie gedankenlos bejahten diese Menschen das Leben! Wie selbstzufrieden waren sie! Wie liebten sie ihre Dollars! Wie kindisch stolz waren sie auf technische Geschicklichkeiten! In diesem Land, beherrscht von einigen Trusts, verseucht durch großzügige Korruption, besät mit Gefängnissen, in diesem Land der ver-

logenen Freiheit, die mit Gummiknüppeln gegen mißliebige Meinungen geschützt wurde, in diesem Land sollte die Zukunft des Menschengeschlechts liegen? Tausendmal nein, dachte Garragan. Hier war ein Ende. Die Zukunft lag im Osten, bei Russen und Deutschen.

Garragan schämte sich ein wenig seiner großartigen Gedanken, die er als müßige Spiele eines unbeschäftigten Gehirns oder als Ausstrahlungen seines Unbehagens entlarvte. Was gingen ihn Amerika und die Zukunft des Menschengeschlechts an? Ihn, den nicht einmal seine eigene Zukunft interessierte. Er hatte ein heiß begehrtes Ziel erreicht, aber was weiter? War er jetzt glücklich? Zum erstenmal ahnte er, daß Sehnsucht alles, Erfüllung nichts bedeutete.

Er ging durch die Fünfte Avenue, kam an dem Verkaufslokal der Macpherson Company vorüber, in dem er vor unausdenkbar langer Zeit nach Mr. Macpherson gefragt hatte, und blieb vor den Schaufenstern der großen Juweliere stehen. In einer Auslage sah er eine unvergleichliche Perlenkette auf schwarzem Samt ausgebreitet. Sollte man sie für Nikoline kaufen? Nein, überlegte er, sie paßte gar nicht zu Nikoline, der Tochter des Obersten Queiß aus Potsdam. Man machte sich lächerlich, wenn man mit solchen Perlen heimkehrte.

Garragan wendete sich ab und schritt weiter, gequält von Unlustgefühlen, deren Ursache er nicht erkennen konnte.

Als er am nächsten Tag das Schiff betrat und mit besonderer Hochachtung nach seiner glanzvollen Kabine geleitet wurde, spürte er heftigen Widerwillen gegen den Luxus dieses kleinen Salons, der ihn mit einer tiefen Verbeugung vor seinen Dollars zu empfangen schien. Alle Möbel lächelten ehrerbietig: Wir sind bereit, dir zu dienen. Garragan schämte sich seiner Kabine. Er konnte es heute nicht mehr begreifen, daß er einmal darunter gelitten hatte, weil er zweiter Klasse fahren mußte. War es nicht unmenschlich, daß es überhaupt Klasseneinteilungen gab? Hatte nicht jeder Reisende das gleiche Recht auf ein sauberes Bett und auf einen abgeschlossenen kleinen Raum? Waren die aufgeblasenen Passagiere der ersten Kajüte sympathischer als die tüchtigen Oberreisenden und als die Gastspiel-Humoristen der zweiten Klasse? Waren sie nicht vollkommen gleich? Solchen kommunistischen Anwandlungen war Garragan, wie jeder nachdenkliche reiche Mann, ausgeliefert.

Er schloß auch auf der Rückfahrt mit keinem der Reisenden nähere Bekanntschaft und hing seinen Gedanken nach, die ihn wie ein dichter Schleier verhüllten. Erst als einige Tagereisen

zwischen dem Schiff und Amerika lagen, an einem wunderbar sanften Frühsommerabend, wurde Garragan klar und hellsichtig. Das Unbehagen, das ihn in Neuyork niedergedrückt hatte, verschwand, alles Schwere fiel ab von ihm, die Wege, die das Schicksal ihn geführt hatte, wurden verständlich. In dieser Stunde des Erkennens begriff er seine Ruhe und seinen Gleichmut, als er Gloria gegenübergestanden hatte, die er hatte töten wollen. Gott hatte sein Herz gelenkt. Gott hatte ihm Nikoline geschickt, um ihn zu retten.

Jetzt erst wußte Garragan, wie sehr er Nikoline liebte, die er bisher nur begehrt hatte. Er sprang schuldbewußt auf und lief nach dem Bureau, um ein Telegramm an Nikoline abzusenden, der er noch kein einziges Lebenszeichen gegeben hatte.

Wie ein junger, hoffnungsseliger Mann kehrte er zu seinem Platz zurück und sah mit starken Augen über das Meer hin. Seine Zukunft lag leuchtend wie ein Feld in der Morgensonne da. Sehnsucht nach eigenem Grund und Boden entbrannte in ihm, uralte Sehnsucht, die von seinen schottischen Vorfahren her tief verborgen in seinem Blut geschlummert hatte, erwachte wieder. Er wollte keine Maschinen mehr bauen, kein Techniker mehr sein, nichts mehr erfinden, er wollte, Baron Joseph Garragan, als eigener Herr auf eigenem Boden stehen und Wiesen und Pferde und Hunde um sich haben.

So träumte Garragan in den Abend hinaus, und der Gedanke, daß sein Traum jetzt erfüllbar war, ließ sein Herz aufjauchzen.

XXXII

Als Nikoline auf den Bahnsteig des Lehrter Bahnhofs kam, entdeckte sie sogleich den alten Ewding, der schon seit einer halben Stunde wartete. Sie ging auf den ehrerbietig Grüßenden zu und fragte mit strahlenden Augen: „Na, Ewding, wer hat recht gehabt? Kommt der Baron zurück oder nicht?"

Ewding, den Tücken des Schicksals mißtrauend, antwortete fast beschwörend: „Der Herr Baron ist noch nicht hier, gnädiges Fräulein."

„Aber in fünf Minuten ist er da, Ewding, Sie oller Miesmacher!"

Sie lächelte ihm zu und ging mit beschwingten Schritten den Bahnsteig entlang. Am liebsten hätte sie getanzt und gesungen, so voll Freude war ihr Herz. Garragan kam zurück! Ob er

Erfolg gehabt hatte, war aus seinen Telegrammen nicht zu ersehen gewesen, aber daß er so überraschend schnell zurückkehrte, bot Anlaß genug, sich unbändig zu freuen.

Da wurde der Zug schon sichtbar. Und der Wagen, an dessen Tür Garragan stand, hielt gerade vor Nikoline. „Hurra, Garragan!" wollte sie schreien, aber ihr Herz schlug so heftig, daß es ihr die Kehle zuschnürte. Sie konnte nur mit der Hand winken und ihn anlächeln.

„Guten Tag, Nikoline", sagte Garragan und nahm ihre heiße Hand und hielt sie fest und konnte sie gar nicht mehr loslassen. Ihre Blicke flossen ineinander. Das Glück brauste über sie hin.

Nikoline fand zuerst zu sich zurück. „Wir stören den Verkehr", scherzte sie und zog ihn sanft mit sich. „Dort wartet übrigens noch jemand auf Sie."

„Wer denn, um des Himmels willen?"

„Keine Bange. Es ist Emeding, der Treueste aller Treuen."

Der alte Diener suchte mit verzweifelten Augen den Zug ab.

Garragan kam mit Nikoline von rückwärts an ihn heran und rief: „Guten Tag, Emeding."

„Herr Baron", stammelte Emeding verwirrt und konnte Tränen der Freude kaum zurückhalten.

„Sie müssen wissen, daß Emeding der größte Miesmacher von Berlin ist. Er hat an Ihre Wiederkehr nicht geglaubt. Er glaubt auch jetzt noch nicht, daß Sie da sind, sonst würde er Ihnen die Taschen abnehmen."

Garragan lächelte.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Baron", sagte der Alte in tiefer Verlegenheit. „Soll ich eine Autodroschke nehmen?"

„Aber natürlich, Emeding. Wir wollen leichtsinnig sein."

Als sie zum Auto kamen, fragte Garragan: „Erlauben Sie, Nikoline, daß wir zuerst nach Haus fahren? Ich muß mich ein bißchen zurechtmachen. Es dauert nur fünf Minuten."

„Selbstverständlich, aber was soll ich indessen anfangen?"

Er antwortete unbefangen: „Ich dachte, Sie kämen mit hinauf und warteten so lange in meinem Arbeitszimmer."

Sie machte ein scheinheiliges Gesicht. „Aber überlegen Sie doch, bitte: Wie kann ein junges Mädchen, aus Potsdam noch dazu, die Wohnung eines alleinstehenden Herrn betreten? Das ist doch völlig ausgeschlossen."

Er blickte sie ratlos an und begann sich zu entschuldigen:

„Verzeihen Sie, Nikoline, das habe ich gar nicht überlegt."

„O Garragan," lachte sie, „fallen Sie doch nicht auf jeden Schwindel herein! Die jungen Mädchen von heute fürchten sich nicht vor Tod und Teufel. Aber erzählen Sie, erzählen Sie! Ich bin schrecklich neugierig zu hören, wie es Ihnen ergangen ist."

„Es war fabelhaft, Nikoline. Es war Zauberei. Es ist wie ein Traum."

„Sie haben also den Motor verkauft?"

„Ja."

Sie errötete vor Freude. „Das ist ja herrlich! Ich gratuliere von ganzem Herzen."

„Schönen Dank, Nikoline. Jetzt raten Sie, wieviel ich für den Motor erhalten habe."

„Gott, ich weiß wirklich nicht."

„Raten Sie doch, Nikoline."

Sie sah ihn abschätzend an und erwiderte unsicher: „Vielleicht gar vierzig- oder fünfzigtausend Dollar?"

Garragan lachte. „Sie haben keine große Meinung von meinem leichten Motor, Nikoline."

„Na, hören Sie, Garragan, fünfzigtausend Dollar sind doch gräßlich viel Geld."

„Zu wenig, Nikoline, viel zu wenig."

„Also hunderttausend Dollar!"

„Sie erraten es doch nicht, Nikoline. Ich habe für den Motor eine Million Dollar bekommen."

Sie starrte ihn entgeistert an. „Sie machen schlechte Scherze, lieber Garragan", sagte sie endlich mit unwillig verzogenem Mund.

„Aber Nikoline, was für ein Scherz wäre das?"

„Sie haben eine Million Dollar erhalten? Das werde ich Ihnen niemals glauben."

Er holte aus der Brieftasche die Schecks hervor und überreichte sie Nikoline.

„Das ist nicht zu verstehen", rief sie verwirrt.

„Amerika ist ein großzügiges Land."

„Wer hat Ihnen dieses Geld gegeben?"

„Die Macpherson Motor Car Company."

Sie betrachtete die Schecks, als wollte sie das Rätsel lösen, das sich hinter dieser Million verbarg. „Ich bin fassungslos, Garragan. Ich liege platt auf dem Boden."

Plötzlich begann sie stürmisch zu lachen. „Wissen Sie, was das ist, lieber Garragan?"

„Was denn?"

„Das ist Kintopp!"

„Na, hören Sie, Nikoline," entgegnete er ein wenig gekränkt, „das sind doch höchst reelle Schecks, die ohne Anstand honoriert werden."

„Natürlich, Garragan, verzeihen Sie. Das war nur eine meiner unpassenden Bemerkungen." Sie gab ihm die Schecks zurück. „Aber sagen Sie, Menschenskind, wozu schleppen Sie diese märchenhaften Dollarschecks nach Berlin mit? Warum haben Sie sich nicht im Ausland ein Konto eröffnen lassen?"

„Das ist doch ganz egal, Nikoline."

„O Gott! Wenn Bokofzer Sie hörte, bekäme er einen Tobsuchtsanfall."

Das Auto hielt.

Als Nikoline eine Weile später allein in dem Arbeitszimmer saß, hatte sie ein ernstes und versonnenes Gesicht. Die phantastische Dollargeschichte und die rasche Erledigung des Geschäfts waren nicht zu verstehen. Wohl witterte ihr feiner Fraueninstinkt einen Zusammenhang mit Gloria und Henikstein, aber der Gedanke, daß der junge gräfliche Heiratsvermittler über ein Vermögen verfügte, das ihm erlaubte, Garragan eine Million Dollar in die Tasche zu stecken, wollte ihr nicht einleuchten. So tappte sie im Dunkel, bis sie, im Egoismus der Jugend, alle Überlegungen beiseite schob und sich mit der Tatsache des vom Himmel gefallenen Vermögens befreundete.

Garragan trat ein und sagte: „Ich bin bereit, Nikoline."

Sie musterte ihn neugierig, spähte nach Veränderungen in seinem Gesicht und in seiner Haltung, fand nichts und fragte: „Wie fühlen Sie sich eigentlich als Dollar-Millionär, Garragan?"

„Gar nicht, Nikoline. Es klingt undankbar, ist aber doch so. Errungenes zählt nicht mehr. Wir sehnen uns nur nach dem, was wir nicht haben. Das sind billige Sprüche, aber ich fühle wirklich so."

„Ihnen glaube ich, Garragan", rief sie überzeugt.

„Wissen Sie, Nikoline, als ich das Geld bekam, war ich so traurig wie noch nie in meinem ganzen Leben. Können Sie das begreifen?"

„Das kann ich begreifen."

Sie standen nachdenklich da.

„Aber jetzt wollen wir irgendwohin aufs Land hinausfahren, Nikoline. Ich habe solche Sehnsucht nach Luft und Weite. Ist es Ihnen recht?"

Sie nickte. „Haben Sie Ihre Schecks gut verwahrt? Es ist

peinlich, mit einem Herrn Abendbrot zu essen, der eine Million Dollar in der Tasche trägt."

Er sperrte lächelnd den Tresor auf und legte die Schecks hinein. „So, jetzt haben Sie keine Ausrede mehr, mit mir zu gehen, Nikoline."

Während der Fahrt nach dem Wannsee, zu der sie sich entschlossen hatten, berichtete Garragan von seinen Kämpfen in Neuyork, bis es ihm gelungen war, mit Macpherson zu sprechen.

„Diese vier Stunden vor dem Tor der Fabrik waren fast so grauenhaft wie die zehn Jahre im Gefängnis. Sie dürfen es mir glauben, Nikoline. Das geht nun einmal nicht anders: Man muß für alles bar bezahlen. Aber jetzt ist ein wunderbarer Abend, ich fahre mit Ihnen durch die Dämmerung; und das Leben ist unfaßbar schön."

Dann saßen sie in einem Garten am See, ferne Musik wurde zu ihnen geweht, die Nacht zog auf, beleuchtete Boote glitten vorüber, das Wasser gluckste, Wolken von Jasminduft segelten durch die laue Luft.

In dieser Stunde erzählte Garragan von seiner Begegnung mit Gloria.

„Sie haben recht behalten, Nikoline. Sie sind viel klüger als ich. Alle Sehnsucht nach Rache, nach Vergeltung und nach Gerechtigkeit war in mir erloschen, als ich Gloria wiedersah. Nur ein Narr verlangt Gerechtigkeit auf dieser Welt. Und darf ein Mensch über den andern richten? Ist es nicht das vermessenste und größenwahnsinnigste Unterfangen, die Menschen in Richter und in Angeklagte einzuteilen? Muß eine Hälfte der Menschheit immer auf der Anklagebank sitzen?"

Träumer, lieber guter Träumer! dachte Nikoline und sah Garragan mit zärtlichen Augen an.

„Noch eines muß ich Ihnen bekennen, Nikoline. Als ich so ruhig und ohne Haß Gloria gegenüberstehen konnte, habe ich an Gott geglaubt. Im Gefängnis habe ich mich viele Jahre mit einem Satz gequält, der mir im Gedächtnis haften geblieben ist: Entweder will Gott das Böse verhindern, kann es aber nicht, oder er kann es, will es aber nicht. Jetzt wußte ich: Gott *kann* das Böse verhindern. Gott hatte Sie zu mir geschickt, Nikoline."

Garragan streichelte sanft ihre Hand, die auf dem Tisch lag, und blickte dankbar Nikoline an. Jetzt wird er das letzte Wort sprechen, fühlte Nikoline bebend und hielt den Atem an. Aber Garragan schwieg. Dann zog er, ein wenig beschämt, seine Hand zurück.

Der große Augenblick war vorüber.

Nikoline sah auf den See hinaus, in dem die Sterne sich spiegelten. Ihr Kopf glühte von heißen Gedanken. In einem Boot saßen zwei Menschen und küßten sich. Wie einfach war das Leben! Nikoline seufzte.

„Sie sind so still, Nikoline."

„Ich träume, Garragan. Es ist alles so unwirklich und wunderbar. Ich habe nie gewußt, daß es solche Nächte an diesem armen märkischen See gibt. Ich habe nie geahnt, daß —"

Sie vollendete den Satz nicht.

„Was, Nikoline?"

Sie machte sich von der Stimmung frei, die sie zu überwältigen drohte, und antwortete spöttisch: „Nichts von Bedeutung, Herr Baron. Backfisch-Schwärmerei. Erzählen Sie mir lieber von Ihren Zukunftsplänen."

„Mein Plan ist einfach und klar, Nikoline. Ich will das große Gefängnis verlassen."

„Verzeihen Sie, Garragan, aber das ist mir ein bißchen zu hoch. Von was für einem Gefängnis sprechen Sie?"

„Von den Städten. Sind nicht alle großen Städte entsetzliche Zuchthäuser, in denen arme, verdammte Menschen Zelle an Zelle wohnen? Sie atmen die Luft ein, die andere ausgeatmet haben, sie blicken auf grauen Asphalt statt auf grüne Wiesen, sie traben früh und abends den gleichen trostlosen Weg, sie hören den Zellennachbar husten, fluchen oder weinen, und nachts sehen sie statt des gestirnten Himmels fiebernde Lichtreklamen."

„Sie vergessen nur eins, Garragan: Kann ein Gefangener den Kerker verlassen?"

„Ja, Nikoline. Das Gefängnis der Stadt kann jeder verlassen, je ärmer er ist, desto leichter."

„Und dennoch bleiben alle im Gefängnis."

„Weil sie die feierliche Einsamkeit der Abende auf dem Land fürchten und den Lärm der Mitgefangenen nicht mehr entbehren können. Aber wir, Nikoline, wir wollen das große Gefängnis verlassen."

Und er begann von dem Gut zu erzählen, das er kaufen wolle, von dem weiten Leben auf dem Land, von Saat und Ernte, von Herbst- und Frühlingsstürmen, von Tieren und Bäumen, vom Brausen des Meeres, das in den Schlaf wiegte.

Nikoline hörte voll Sehnsucht zu und träumte bereitwillig das Märchen mit, das Garragan mit Schloß und Park und mit edlen Pferden und Hunden vor ihr ausbreitete.

Schon am nächsten Tag war Garragan, ungeduldig und seltsam ruhelos, bei einem großen Grundstückmakler und trug seine Wünsche vor.

Der Makler, ein dicker, aber beweglicher Herr, von dem man eher erwartet hätte, daß er mit Damenblusen oder Zigaretten handelte statt mit Wiesen und Wäldern, sagte, ein wenig mit der Zunge anstoßend: „Ich habe natürlich alles auf Lager, was Sie wünschen, denn Sie wissen wahrscheinlich selber, wie mies die Lage auf dem Grundstückmarkt ist. Viele Angebote und wenig Käufer. Das Geld ist knapp. Sie können also haben, was Sie wollen, Herr Baron, Sie müssen mir nur sagen, wieviel Sie anlegen wollen."

„Das Gut muß mir gefallen, Herr Süßer. Der Preis ist egal."

Was ist das wieder für eine neue „Petite"? überlegte der Makler und betrachtete mißtrauisch den großzügigen Käufer, der nicht den Eindruck eines Schiebers machte. „Sie legen also, wenn ich recht verstehe, mehr Wert auf landschaftliche Schönheit als auf Ertragfähigkeit, Herr Baron?"

„Das eine muß das andere nicht ausschließen."

Herr Süßer lachte herzlich. „Das haben Sie gut gesagt, Herr Baron. Die Braut soll schön und reich sein. Auch das kommt vor."

Er schlug ein Buch auf und begann darin zu blättern. „Da hätte ich ein hochvornehmes, erstklassiges Schloßgut in Oberbayern. Haben Sie was gegen Bayern? Aber das Objekt wird Ihnen zu teuer sein. Der Graf verlangt nämlich 125 000 Dollars. Ausgemeckert! Und Barzahlung! Das ist nichts für Sie. Aber warten Sie, da habe ich was viel Besseres für Sie: Einen fabelhaften, selten schönen Besitz im reizvollen Neckartal, den Neckar kennen Sie doch, an der Bahnlinie Stuttgart—Heilbronn. Kostet nur 250 000 Goldmark. Zahlung nach Vereinbarung. Wollen Sie so viel anlegen, Herr Baron?"

„Auf den Preis kommt es mir nicht an, Herr Süßer", wiederholte Garragan lächelnd. „Das Gut darf auch eine Million kosten."

Womit hat der Junge so viel Geld gemacht? fragte sich der Makler erschüttert und wurde sehr ernst.

„Das ist natürlich ganz was anderes, Herr Baron. Da brauche ich Ihnen nicht so schäbige Objekte wie die in Oberbayern und im reizvollen Neckartal anzubieten." Er schloß das Buch, stützte seinen Mund auf die Hand und überlegte, während

seine Kugelaugen von rechts nach links und von links nach rechts rollten. Plötzlich sprang er auf und rief enthusiastisch: „Jetzt habe ich, was Sie suchen, Herr Baron. Es ist einfach der Besitz. Den müssen Sie sich ansehen. Wenn Ihnen das Objekt nicht gefällt, belasten Sie mich mit Ihren Spesen."

„Um was für ein Gut handelt es sich?"

Herr Süßer legte ein Formular vor Garragan hin und bat: „Wollen Sie zuvor die Freundlichkeit haben, Ihre werte Unterschrift unter diese Vereinbarung zu setzen, Herr Baron. Sie verpflichten sich, beim Kaufabschluß vier Prozent Provision aus dem vollen Verkaufspreis an mich zu bezahlen."

Garragan las den Schein durch.

„Vier Prozent finde ich ein wenig reichlich, Herr Süßer. Sagen wir drei Prozent."

„Ich bin nicht kleinlich, Herr Baron. Sagen wir drei Prozent."

Garragan unterschrieb.

„Also hören Sie zu, Herr Baron. Es handelt sich um das Gut Alt-Dolgelin in Holstein, an der Kieler Bucht. Ich will Sie nicht mit langen Schilderungen ermüden, Sie müssen sich die Sache selber ansehen. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich während meiner ganzen Praxis noch nichts Schöneres an der Hand gehabt habe."

Holstein und die Lage am Meer gefielen Garragan. „Wem gehört die Besitzung, und was kostet sie, Herr Süßer?"

„Die Besitzerin ist Frau von Neverstorf, eine feine alte Dame, mit der sich vernünftig reden läßt. Was den Preis betrifft, so verlangt die Besitzerin einundeinviertel Million Goldmark. Erschrecken Sie nicht, Herr Baron. Diesen Preis, den sich die Frau einbildet, werden Sie nicht zu bezahlen brauchen. Ich habe der Dame ganz offen erklärt, daß Alt-Dolgelin heute höchstens eine Million wert ist, und ich bin davon überzeugt, daß Sie das Gut für diesen Betrag bekommen. Unter uns gesagt, Herr Baron, wo gibt es heute in Deutschland einen Käufer, der eine Million Goldmark bar in der Tasche hat? Und wenn er sie hat, kauft er sich nicht Alt-Dolgelin. Denn, Wahrheit muß sein, ein Geschäft ist der Kauf nicht."

Der Makler begründete seine Behauptung in längeren Ausführungen, bis Garragan ihn unterbrach: „Ich will mir Alt-Dolgelin ansehen, Herr Süßer. Wann ist eine Besichtigung möglich?"

„Wann Sie wollen, Herr Baron. Wollen Sie morgen, dann morgen."

„Dann morgen."

„Schön, ich werde sofort Frau von Reverstorf drahten, daß Sie morgen hinauskommen."

„Wie erreicht man Alt-Dolgelin?"

„Nicht ganz einfach, Herr Baron, aber Sie werden ja Pferde im Stall haben und wahrscheinlich ein Auto in der Garage. Die eine Verbindung ist über Eutin und Lütjenburg, aber Sie fahren besser heute abend nach Kiel. Von dort geht eine Kleinbahn nach Schönberg. Von Schönberg bis Alt-Dolgelin läuft man zu Fuß nicht ganz zwei Stunden. Ich werde telegraphieren, daß Sie ein Wagen von Schönberg abholen soll."

„Das ist nicht nötig, Herr Süßer. Ich will mir das Gut allein und ungestört ansehen."

„Sehr vernünftig, Herr Baron. Ich melde also Ihren Besuch für elf Uhr an."

Garragan verabschiedete sich von dem Makler und fuhr nach Neukölln, um dem alten Schlossermeister Pachaly ein fürstliches Geldgeschenk zu machen.

„Wat soll ick mit so ville Geld, Herr Baron?" stammelte bestürzt Emil Pachaly. „Da schlagen se mir bloß tot. Und 'n schäbiger Kapitalist werd' ick doch noch. Nee, nee, Herr Baron, so ville Geld tut nich jut."

Garragan ließ den alten Mann in tiefster Bedrängnis zurück und verbrachte den Nachmittag bei Professor Truckenbrod, dem er von seinem Erfolg in Amerika berichtete.

Nachdem Garragan Nikoline von seiner Reise telephonisch verständigt hatte, fuhr er mit dem Nachtzug nach Kiel.

Am nächsten Tag, an einem strahlenden Sommermorgen, betrat er zum erstenmal das Gebiet von Alt-Dolgelin. Wie ein Träumender wanderte er durch üppige Wiesen und reiche Felder, unendlich und stahlblau wölbte sich der Himmel über ihm, Lerchen sangen hoch im Wind, fernher schimmerte das Meer, der Blick reichte bis ans Ende der Welt. Da war auf eingefriedeter Wiese eine übermütige Fohlenherde, vor der man in Ergriffenheit lange stehen bleiben mußte. Dann kam ein kleiner Wald, der in einen Park überging. Eingebettet in Park und Wiesen lag das große Herrenhaus, leuchtend ockergelb und mit grünen Fensterläden. Garragan lehnte an einem Baum und betrachtete andächtig das stille, wohnliche Haus. Nach einer Weile ging er in großem Bogen um das Haus dem Meer zu, das in südlicher Bläue erschimmerte. Er setzte sich in den Sand und blickte über das Wasser hin, das kleine singende Wellen ans Land schickte. Ein Segler stand unbeweglich am

Horizont. Ganz fern, wie ein dünner grauer Strich, war eine der dänischen Inseln zu sehen, Laaland oder Langeland.

Hier will ich bleiben, dachte Garragan, trunken von Luft, Sonne und Freiheit, und schloß die lichtmüden Augen.

Als es an der Zeit war, ging er dem Herrenhaus zu und wurde von einem Diener, der auf ihn zu warten schien, in einen hellen, kleinen Saal geführt. In diesem anmutigen und ein wenig altväterischen Raum mit den zierlichen Gipsrosen an den nachgedunkelten weißen Wänden, mit dem sorgfältig gebohnten Fußboden, mit den hohen Fenstern und Türen, fühlte sich Garragan sofort heimisch, als kennte er den Saal schon aus seiner Kindheit her. Die Tür zu einer Terrasse stand offen, von der einige Stufen zu dem Rasenvorplatz hinabführten. Von seinem Platz aus konnte Garragan eine große samtige Parkwiese übersehen, die von alten Bäumen in schöner Rundung abgegrenzt war. Bienen summten, ein Hahn krähte in der Ferne, zwei Schwalben flogen in den Saal, zwitscherten eifrig miteinander und glitten wieder hinaus. Dann trat ein langhaariger, dunkelbrauner Hund mit weißer Halskrause über die Schwelle, stutzte, als er den Fremden sah, kam zaudernd näher, beschnupperte Garragan, der über das weiche Fell des Tieres strich, und legte nach einer Weile zärtlich den Kopf auf Garragans Knie, ihn unverwandt anstarrend aus seinen klugen, bernsteinfarbenen Augen.

Einige Minuten nachher kam Frau von Neverstorf, eine kleine alte Dame im Trauerkleid, in den Saal und begrüßte Garragan. Nach den ersten einleitenden Worten deutete sie auf den Collie und sagte: „Mac hat mit Ihnen schon Freundschaft geschlossen, Herr Baron. Sie dürfen sich darauf etwas einbilden, denn Mac ist sehr wählerisch in seiner Zuneigung."

Garragan blickte dankbar das schöne Tier an.

„Haben Sie schon alles besichtigt, Herr Baron? Aber das ist in der kurzen Zeit wohl kaum möglich gewesen."

„Ich bin nur ein wenig in Ihrem Besitz spazieren gegangen, gnädige Frau. Das genügt mir."

Die alte Dame sah ihn enttäuscht an. „Das Gut kommt wohl für Sie nicht in Frage, Herr Baron?"

„Doch, gnädige Frau. Ich finde es unvergleichlich schön. Hier muß man glücklich sein, soweit ein Mensch glücklich sein kann."

Frau von Neverstorf starrte vor sich hin, dann sagte sie leise: „Alt-Dolgelin ist sehr schön, aber Glück hat es mir nicht gebracht."

Garragan wußte keine Antwort.

„Deswegen will ich Alt-Dolgelin verkaufen. Ich bin eine alte Frau und stehe allein in der Welt."

Sie machte eine kleine Pause und betrachtete prüfend das Gesicht des Mannes, der ihr gegenübersaß.

„Ich hatte zwei Söhne, sie sind am gleichen Tag in Flandern gefallen. Damals sind wir opferbereit gewesen und haben, ohne mit Gott zu hadern, das Leid auf uns genommen, aber von Jahr zu Jahr wird der Tod meiner armen Jungen unerträglicher, denn jetzt steht die Frage da und kann nicht beantwortet werden, die höhnische Frage: Wofür sind deine Kinder gefallen? Ich hatte eine Tochter, ein schönes und wohlgeratenes Mädchen von neunzehn Jahren. Eines Tages, es sind jetzt zwei Jahre her, fuhr sie bei gutem Wetter in die Bucht hinaus und kam nicht wieder. Gott schickte einen Sturm, der einige Fischer und mein Kind in den Wellen begrub. Vor vier Monaten ist mein guter Mann gestorben, dem Himmel sei Dank, muß ich sagen. Wissen Sie, was es bedeutet, wenn eine Frau beim Bett des geliebten Mannes sitzt und Gott bittet: Laß ihn sterben, Herr!? Mein Mann litt am Zungenkrebs. Nun bin ich allein. Was sollen mir das weitläufige Haus und der große Besitz? Eine Hütte oder eine Klosterzelle genügt für die Erinnerung an so viel Menschenleid."

Garragan hörte zu wie einer schwermütigen Melodie, aber seine Augen hingen an dem breiten Sonnenstreifen, der durch die Fenster in den lächelnden Saal fiel.

„Ich will Alt-Dolgelin sehr gern kaufen, gnädige Frau", sagte er leise.

„Sie kennen doch die Besitzung noch gar nicht", antwortete Frau von Neverstorf verwundert. „Sie müssen das Haus besichtigen und die Wirtschaftsgebäude und Ställe."

„Später, gnädige Frau. Ich suche ein Heim und eine Zuflucht. Hier fühle ich mich zu Hause. Auch ich habe Schweres im Leben erlitten, gnädige Frau."

Schwermut lag auf seinem Gesicht. Der helle Saal schien zu erdunkeln. Die Stille des Mittags schwebte über den Wiesen.

„Dann wünsche ich Ihnen, Herr Baron, daß Sie in Alt-Dolgelin das Glück und den Frieden finden, die mir versagt geblieben sind."

Garragan verneigte sich dankend.

„Nun lassen Sie mich noch einige Worte über den Kaufpreis sagen, Herr Baron. Der Makler wird Ihnen mitgeteilt haben, was ich fordere. Er wird Ihnen auch gesagt haben, daß das Gut heute nicht mehr als eine Million wert ist. Dies dürfte

sogar richtig sein, obwohl Alt-Dolgelin, wie ich Ihnen nachweisen kann, vor dem Krieg auf einundeinehalbe Million eingeschätzt worden ist. Aber wenn Sie in der erfreulichen Lage sind, meine Forderung zu bewilligen, so tun Sie es, Herr Baron. Ich bin nicht habgierig und verlange das Geld nicht für mich."

Garragan sah die kleine verhärmte Dame erwartungsvoll an.

„Ich will armen alten Frauen helfen, Herr Baron. Arme alte Frauen sind die Stiefkinder der Wohltätigkeit. Man hilft viel lieber Kindern, was natürlich richtiger und logischer ist. Kinder sind Zukunft, alte Menschen ein Ende. Aber ich fühle tieferes Mitleid mit hungernden Greisinnen, die geduldig und tapfer die Last eines ganzen Lebens getragen haben und jetzt verurteilt sind, einsam und hilflos in einem dunkeln Winkel zu verenden." Sie schluckte schwer. „Diesen Unglücklichen aller Unglücklichen möchte ich helfen, soweit es in meinen Kräften liegt."

„Ich werde gern bezahlen, was Sie fordern, gnädige Frau", antwortete Garragan ergriffen.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen."

Eine Woche später war Garragan Besitzer von Alt-Dolgelin.

XXXIV

Als Henikstein den Brief Dr. Erlachers bekam, in dem ihm der Arzt mitteilte, daß es mit dem hochgeborenen Herrn Grafen Franz Leopold Henikstein zu Ende gehe, und daß der Herr Großvater den Wunsch ausgesprochen habe, seinen Enkel noch einmal zu sehen, wurde er von den widerstrebendsten Gefühlen bewegt. Es erschien ihm schwer, ja fast unmöglich, jetzt von Gloria zu gehen, nachdem sie endlich eingewilligt hatte, das glühende Neuyork zu verlassen und hierher nach der Villa Maréchale in Meudon zu übersiedeln, die sie den Schweizer Bergen und allen mondänen Seebädern vorgezogen hatte.

Henikstein hatte die Einladung, in der geräumigen Villa Maréchale zu wohnen, mit Freude angenommen, denn er durfte in Glorias Nähe bleiben. Es gab viele schöne Stunden, die er allein mit der geliebten Frau verbrachte, während Macpherson, unfruchtbaren Gedanken nachhängend, in der Seine angelte. Dieses idyllische Beisammensein jetzt aufgeben zu sollen, bedeutete für Henikstein ein großes Opfer. Anderseits aber erkannte er, daß der Tod des Großvaters eine Entscheidung herbeiführen mußte. Wenn der Page die Herrschaft antrat, wurde er zum Mann, der reich, unabhängig und gleichberechtigt neben Mac-

pherson sich zeigen konnte. Dann mußte Gloria sich für ihn oder gegen ihn entscheiden. Wenn sie es vorzog, bei dem trockenen Fisch Macpherson zu bleiben, dann wußte er, woran er war. Gott mit Ihnen, liebe Frau Gloria!

Der Page verließ sein Zimmer und ging in den Garten, um Gloria zu suchen. Sie saß auf einer Bank im dichten Schatten eines mächtigen Kastanienbaumes und starrte in ein aufgeschlagenes Buch, dessen Seiten umzublättern sie vergaß.

„Guten Morgen, Frau Gloria."

Sie schreckte auf, lächelte ihm zu und erwiderte freundlich seinen Gruß. „Warum machen Sie ein so feierliches und ernstes Gesicht, Clemens Henikstein? Was ist Ihnen zugestoßen?"

„Ich möchte Sie etwas fragen, Frau Gloria."

„So fragen Sie doch."

„Es ist vielleicht eine anmaßende und unziemliche Frage, aber da sie über mein ganzes Leben entscheidet, werden Sie Nachsicht üben."

„Sie machen mir Angst, Henikstein."

Er sah sie an und fragte entschlossen: „Lieben Sie mich, Gloria?"

Sie fuhr überrascht zurück und rief: „Was für eine Frage, Henikstein!"

„Ich habe Ihre Nachsicht erbeten, Gloria. Sie wissen, daß ich Sie liebe. Sie dulden meine Liebe, aber jetzt ist es so weit, daß ich Klarheit über unsere zukünftigen Beziehungen haben muß."

Der sanfte Page stand als fordernder Mann vor Gloria.

„Was soll ich denn tun, lieber Henikstein?" fragte sie ein wenig verlegen.

„Lieben Sie mich, Gloria?"

In dieser Minute fühlte sie, wie sehr sie der Liebe des jungen Menschen bedurfte. Diese Liebe, die sie nicht erwidern konnte, war ihr der Beweis, daß sie noch immer eine Frau war, die Liebe zu erwecken vermochte, und hielt ihre Hoffnung aufrecht, Garragan wiederzugewinnen.

„Ich weiß es nicht", antwortete sie schuldbewußt und leise.

Ein Zittern lief über Heniksteins Gesicht.

„Vielleicht werde ich Sie eines Tages lieben, Clemens Henikstein."

Der junge Österreicher setzte sich schweigend auf die Bank.

„Aber ich bin jetzt schon Ihre beste und treueste Freundin."

Sie nahm seine Hand. „Ist das gar nichts?"

„Ich bin zu jung für Freundschaft, Frau Gloria. Ich liebe Sie zu sehr. Was soll mir Freundschaft?"

„Sie sind undankbar."

„Ich reise heute ab, Frau Gloria", sagte er trotzig.

Sie erschrak. „Warum, Henikstein? Haben Sie Geduld mit mir. Bleiben Sie da."

„Mein Großvater ist schwer erkrankt. Ich muß nach Haus."

„Ja, dann müssen Sie fahren. Ohne Sie wird es hier traurig sein."

Er faßte neuen Mut und fragte drängend: „Aber wenn ich zurückkomme, als freier und unabhängiger Mann, und Sie bitten werde, meine Frau zu sein, welche Antwort darf ich erwarten, Gloria?"

„Ich bin zu alt für Sie."

Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Ich bin eine alte, müde Frau."

„Aber ich liebe Sie, Gloria", flüsterte er mit flackernder Stimme. „Lassen Sie mich nicht ohne jede Hoffnung heimfahren. Belügen Sie mich, wenn es sein muß, aber schicken Sie mich nicht in Verzweiflung weg."

Was liegt denn an mir? dachte Gloria, mitgerissen von dem starken Gefühl des jungen Menschen. Für wen spare ich mich auf? Muß ich nicht dankbar sein, wenn Clemens Henikstein mich begehrt? Ist er nicht tausendmal wertvoller als ich? Und wenn er sich von mir ein bißchen Glück erhofft, darf ich es ihm weigern? Warum überschätzen Frauen ihre Hingabe so sehr? Und gar eine Frau wie ich! Wer bin ich denn? So tief erniedrigte sich Gloria und sagte mit fester Stimme: „Wenn Sie zurückkommen, Clemens Henikstein, werde ich alles tun, was Sie wollen."

Das Blut schoß ihm ins Gesicht. Seine Augen verschleierten sich. Der Garten begann zu tanzen. „Ist das wahr, Gloria?" stammelte er ungläubig.

„Ich habe es versprochen."

Sein Körper erbebte. „Sie belügen mich aus Mitleid, weil ich es so verlangt habe."

„Ich spreche die Wahrheit."

Das Mißtrauen wich nicht aus seinen Augen, die an ihrem Gesicht hingen.

„Hier haben Sie meine Hand, Clemens Henikstein."

Mit ersticktem Jubelruf ergriff er die Hand und küßte sie. Mit einem Male hörte er zu küssen auf und blickte, von unbezwinglicher Traurigkeit überfallen, in die blaue Luft.

„Ich habe so schrecklich viel versäumt", dachte er laut und gab Gloria ihre Hand zurück.

„Was haben Sie versäumt?"

Er zögerte, dann sah er, beinahe feindselig, in ihre Augen und erwiderte: „Ich hätte Sie besitzen müssen, Gloria."

„Warum wollen Sie mich beleidigen?"

„Ich will Sie ganz gewiß nicht beleidigen, Gloria, aber sehen Sie, jetzt erst, von dieser Stunde ab, weiß ich, was ich bisher nur gefühlt habe: Man muß die Frau, die man liebt, besitzen. Alles andere ist Schwindel, Lüge und Unnatur."

Vielleicht hatte er recht, überlegte Gloria, aber sie blieb stumm.

„Ich habe so schrecklich viel versäumt", wiederholte Henikstein voll Reue und konnte sich der aufsteigenden Pagentränen kaum erwehren.

XXXV

Der Sommer ging zu Ende, als Garragan mit allen Veränderungen und Neueinrichtungen fertig wurde, die sich in Alt-Dolgelin als notwendig erwiesen hatten. Er war so leidenschaftlich seiner Arbeit hingegeben, daß er fast die Frau vergaß, der sein Bemühen um Schönheit und Behaglichkeit des Gutshauses galt.

Aber eines Abends merkte er, daß die Tage kürzer wurden, und er schrieb einen atemlosen Brief an Nikoline, in dem er sie flehentlich bat, so bald wie möglich nach Alt-Dolgelin zu kommen und sich endlich Haus und Hof anzusehen, die zu ihrem Empfang bestens gerüstet seien. Und sie möge gütigst verzeihen, daß dies alles so lange gedauert habe. Er wisse selber nicht, wo die Zeit geblieben sei. Aber jetzt müsse sie ohne Verzug nach Kiel fahren, wo er sie erwarten werde.

Als Nikoline diesen fiebernden und formlosen Brief erhielt, auf den sie, wie sie sich selber gestand, schon seit Wochen gewartet hatte, mußte sie zunächst eine gewisse Hemmung überwinden. Was dachte sich Garragan, wenn er ein junges Mädchen, das doch immerhin aus einem Potsdamer Offiziershaus stammte, so ohne weiteres auf sein Gut einlud? Ihr erster Gedanke war, auf die Ehre dieser Einladung mit einigen höflichen Worten zu verzichten. Sie erkannte deutlich, daß diese Auflehnung dem reichen Garragan galt, denn war sie nicht bereit gewesen, in jener Abschiedsnacht, da man in der Babelsberger Straße der Morgendämmerung entgegenging, dem Verzweifelten, der alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte, be-

denkenlos sich zu schenken? Dann fühlte sie, daß Reichtum Garragan kaum verändern konnte. Und war sie nicht sicher, daß er sie liebte? Es wäre dumm und unverantwortlich, um einer Formfrage willen auf den Besuch in Alt-Dolgelin zu verzichten, der die Entscheidung bringen mußte.

Nikoline nahm für drei Tage Urlaub und teilte Garragan ihre Ankunft mit.

Er erwartete sie in Kiel. Braungebrannt, fröhlich, ein freier Mann stand er da und lächelte beglückt Nikoline zu.

„Guten Tag, Nikoline! Und vielen Dank, daß Sie gekommen sind."

„Eigentlich wollte ich gar nicht kommen, das muß ich Ihnen schon sagen."

„Warum denn nicht? Ich hätte Sie von Berlin abholen sollen, nicht wahr?"

Er war ein ahnungsloses Kind, stellte Nikoline fest und mußte über ihre Potsdamer Bedenken lächeln.

„Das hätte sich doch geschickt, Garragan. Sie lassen mich einsam durch die Welt gondeln und vergessen die Gefahren, denen alleinreisende junge Mädchen ausgesetzt sind."

„Oh, jetzt verulken Sie mich, Nikoline!"

Sie gingen zum Auto, bei dem der alte Eweding respektvoll grüßend wartete.

„Ist das ein feiner Wagen!" rief Nikoline anerkennend. „Ausgerüstet mit einem Garragan-Motor, hoffe ich."

„Nee, wir fahren lieber mit altbewährtem schweren Motor."

„Es ist nur gut, daß niemand von der Macpherson Company Sie hört."

Er lachte wie ein übermütiger Junge.

Wie wunderbar hat Garragan sich verändert, dachte Nikoline während der schönen Fahrt nach dem Gut. Wie sehr liebe ich ihn, fühlte sie und hörte ihr Blut schlagen.

„Hier beginnt Alt-Dolgelin," sagte Garragan und nahm eine Hand vom Steuerrad, um eine weite Bewegung über das Land hin zu machen.

„Man merkt es an der Luft", scherzte sie, ein wenig befangen. „Die Luft ist hier viel kräftiger."

„Das macht die Nähe des Meeres", antwortete er ernsthaft.

Ironie begriff er noch immer nicht, dachte sie und freute sich.

Vor dem Herrenhaus stand Mac und wedelte gemächlich, als er seinen Herrn erblickte. „Das ist mein guter Freund Mac aus Schottland", stellte Garragan vor.

„Sehr erfreut, Mr. Mac", sagte Nikoline und wollte den Collie streicheln. Mac knurrte dumpf. „Mich mag er nicht."

Sie wendete sich gleichgültig von dem Hund ab und betrachtete Haus und Park. „Alt-Dolgelin ist unvergleichlich schön, Garragan. Viel schöner noch, als ich es mir eingebildet hatte."

„Ja, hier ist es schön", erwiderte er nachdenklich. „Manchmal kann ich gar nicht verstehen, daß mir vom Schicksal erlaubt ist, hier zu leben."

Er nahm ihre Hand. „Kommen Sie, Nikoline. Jetzt müssen Sie vorerst das Haus besichtigen."

Er führte sie, die mit ehrlicher Begeisterung alles anerkannte und lobte, durch sämtliche Räume.

„Dies aber sind die beiden schönsten Zimmer", erklärte er, als sie zu einer Tür im ersten Stockwerk kamen. „Und diese Zimmer gehören natürlich Ihnen, Nikoline."

Es war ein wunderbar zartes Schlafgemach und ein entzückendes Boudoir.

Sie betrachtete schweigend die beiden Zimmer. Was hatte Garragan sich dabei gedacht, als er diese Räume für sie einrichtete? überlegte sie und fühlte unbestimmte Traurigkeit in ihr Herz fließen.

„Habe ich Ihren Geschmack nicht getroffen, Nikoline?" fragte er voll Sorge.

„Doch, doch! Mir sind nur angesichts dieser Pracht die Worte ausgeblieben", entgegnete sie herzlich und schüttelte alle dunkeln Gedanken von sich ab.

Während des ganzen Nachmittags wanderten Garragan und Nikoline durch die große Besitzung. Alles mußte Nikoline sehen: die Ökonomie-Gebäude, die Stallungen, Speicher und Keller, die Hühner, Kühe und Schafe, die Pferde, die Fohlen auf der Weide.

Aber am schönsten war es, als sie in der Abenddämmerung auf einer Düne saßen und den Mond aus dem Meer steigen sahen. Still und leer lag die See, nur eine dünne Rauchfahne am Horizont kündete einen Dampfer, der noch nicht sichtbar war. „Wie reich und herrlich ist das Leben!" flüsterte Nikoline, ganz hingegeben der Stimmung des Abends.

Garragan nahm ihre Hand und hielt sie wunschlos in der seinen. Schöneres ist nicht zu erleben, fühlte er unklar und versank in ziellose Schwermut.

So saßen sie schweigend, bis die Nacht aufzog.

Dann gingen sie zum Haus zurück und speisten in dem hellen feinen Gartensaal. Ewding bediente und hatte ein glückliches Lächeln auf seinem alten Gesicht. Dunkelrote Rosen

dufteten auf dem Tisch. In den Kristallgläsern leuchtete edler Moselwein. Durch die offene Tür kam das Rauschen des Meeres.

Nach dem letzten Gang verschwand Eweding und ließ seinen Herrn mit dem Gast allein.

„Welch ein Weg, Garragan, von dem kleinen Restaurant beim Viktoria-Luise-Platz bis hierher!"

„Welch wunderbarer Weg, Nikoline!"

„Wir wollen einmal die drei Musikanten einladen, Garragan. Sie müssen uns eine Nacht lang alle ihre alten Opern vorspielen", rief sie übermütig.

„Das wollen wir bestimmt tun", sagte er und schenkte Wein in die Gläser.

„Danke, mir nicht mehr. Ich darf nicht mehr trinken. Ich fürchte, daß ich jetzt schon einen kleinen Schwips habe."

„Ein letztes Glas. Auf Ihr Wohl, Nikoline!"

„Auf Ihr Wohl, Garragan!"

Sie tranken die Gläser bis zur Neige leer.

„Ist es nicht wie ein Traum, daß wir beide hier allein in diesem Saal sitzen?" fragte Nikoline mit einem sehnsüchtig heißen Lächeln und blickte tief in Garragans Augen.

Bevor er antworten konnte, sprang sie auf und ging durch die offene Tür nach der Terrasse. Garragan folgte ihr und trat neben sie.

„Welch eine Nacht!" sagte sie so leise, daß er es kaum hören konnte.

Die große samtige Parkwiese lag im Mondlicht vor ihnen. Rückwärts stand dunkel der Wald. Rauschte kein Brunnen durch die Nacht? Sang nicht die Unendlichkeit?

Garragan blickte mit vergehenden Augen über die Wiese hin und versuchte sich zu erinnern, wann er dies alles schon einmal gesehen und erlebt hatte. War es nicht ein Traum gewesen, der ihn vergewaltigt hatte? Ein jähes Schwindelgefühl verschleierte sein Gehirn und tauchte ihn in den Traum zurück. In wunderlicher Entrücktheit legte er seinen Arm um Nikolinens Schulter, zog ihren Kopf an sich und küßte sie auf den Mund. Mit einem schmerzlich süßen Erschauern und tief aufseufzend ergab sie sich diesen verdurstenden Lippen, die Flammen durch ihren Körper jagten. In entfesselter Leidenschaft wanderte sein nie zu sättigender Mund über Stirn, Wangen, Augen und Hals. Eine bebende Hand zerrte an der Bluse. Der Traum war erfüllt. Garragan küßte die starren Spitzen der kleinen, edelgeformten Brüste, die silbern im Mondschein leuchteten.

Da erwachte Nikoline, stieß mit letzter Kraft Garragan zurück und flüchtete in den Saal. Er stürzte ihr nach und wollte sie wieder an sich reißen, aber im hellen Licht des Saales war Nikoline die Stärkere.

Fräulein von Queiß stand jetzt da, sehr blaß, ganz Spannung und Unnachgiebigkeit. „Wollen Sie mich zur Geliebten?" fragte sie mit zuckenden Lippen und hielt den Kopf hoch in den Nacken geworfen.

Ich will deinen Leib, schrien seine Augen. Wie ein gefährliches Tier, zum Sprung geduckt, starrte er auf die halb verhüllten Brüste und begriff in dieser Sekunde des Entrücktseins den Mann, der mordet, weil ihm Lust versagt wird.

„Ich will Ihre Frau werden, Joseph Garragan", rief sie, erzitternd unter seinen schamlos gierigen Blicken.

Noch einmal streckte er gleich einem Ertrinkenden die Hände nach der Geliebten aus, aber Nikoline war verschwunden.

Garragan stand allein inmitten des Saales. Mit verzerrtem Mund, der zu einem wilden Schrei der Qual geöffnet war, griff er ins Leere und taumelte.

Nikoline lief, als hörte sie den Verfolger hinter sich, nach ihrem Schlafzimmer, verschloß alle Türen, stand schweratmend in dem vom Mondlicht erhellten Raum, lauschte angstvoll nach Schritten, aber als alles ruhig blieb, warf sie hastig die Kleider ab, verkroch sich in das Bett und zog die Decke bis zum Mund hinauf, der wie eine fiebernde Wunde glühte.

Mit geschlossenen Augen lag sie da und suchte Vergessen im Schlaf, der nicht kommen konnte, weil ihr Körper wach war. Erdrückend lastete die Stille dieser Nacht. Die Minuten fielen gleich schweren Wassertropfen in eine ungeheure gläserne Schale. Sie glaubte viele Uhren zu hören, aber es war ihr Herz, das so laut schlug, es waren die Schläfen, in denen es hämmerte, es war ihr aufgestörtes Blut, das an alle Wände klopfte, um befreit zu werden. Jeder Nerv bebte, der ganze Leib stand in Flammen, überall war Garragans brennender Mund zu spüren.

Jählings fiel Reue über Nikoline. Sie richtete sich im Bett auf und versuchte zu begreifen, was geschehen war. Fühlte sie zu wenig Liebe für Garragan? Sie hatte ihn noch nie so geliebt wie in dem Augenblick, da seine Küsse sie aufgelöst hatten, gestand sie sich. Warum hatte sie sich ihm verweigert? Warum hatte sie die seltene Minute versäumt, da Mann und Frau gleichzeitig von ihrer Leidenschaft über das Leben hinausgehoben wurden? Mußten immer und immer Pflicht, Form, Erziehung, Konventionen und Vorbehalte die Stärkeren sein?

Mußte immer die armselige Vernunft über das irre Glück des Augenblicks siegen?

Wie eine Erwachte, die endlich die Wahrheit erkannt hatte, sprang sie aus dem Bett, hüllte sich in den Schlafrock und lief über den mondbeglänzten Korridor zur Tür, die in Garragans Schlafzimmer führte. Sie mußte tief Atem holen, so rasend schlug das Herz, dann hatte sie alles hinter sich geworfen und drückte leise die Klinke nieder. Mit schwankenden Schritten ging sie dem Bett entgegen, das in der dunkeln Ecke stand.

Das Bett war leer.

Garragan jagte durch die Nacht, wehrlose Beute seines betrogenen Blutes.

Nikoline starrte auf das Bett, dann schlich sie gedemütigt aus dem Zimmer.

XXXVI

Über der Traumwiese lag weißer Nebel.

Grau und niedrig hing der Himmel. Fahles Licht fiel in das Zimmer, in dem Garragan am nächsten Morgen auf Nikoline wartete.

Verstört, mit Schatten unter den Augen, trat sie ein und reichte ihm befangen die Hand.

„Können Sie mir verzeihen, Nikoline?" fragte er leise und schuldbewußt.

Können Sie mir verzeihen, Garragan? fragten ihre Augen, aber die Lippen blieben verschlossen.

„Ich war besinnungslos oder trunken, ich weiß es nicht. Man kann sich gegen andere schützen, aber vor sich selber, vor der eigenen Bestialität kann man sich nicht bewahren. Ich habe wie ein Wahnsinniger oder Unzurechnungsfähiger gehandelt. Sie haben mir die Augen geöffnet, Nikoline."

Da mußte Nikoline weinen. Nun war alles zu spät für sie. Sie konnte nicht mehr zurück, mußte auf ihrem gestrigen Wort beharren, durfte dem Geliebten sich nicht schenken — er würde nichts verstehen.

Er stammelte verwirrt: „Werden Sie mir niemals verzeihen können, Nikoline?"

Sie sah ihn an und erwiderte schüchtern: „Ich liebe Sie sehr, Garragan, das sollen Sie mir glauben."

Er stand wie betäubt da, als könnte sein Herz die Last dieser Seligkeit nicht ertragen, dann beugte er sich über ihre Hand und

küßte sie ehrfürchtig. „Jetzt ist alles gut, Nikoline. Lieben heißt verzeihen. Ich danke Ihnen, Nikoline, ich danke Ihnen sehr."

Er küßte noch einmal ihre Hand und gab sie dann frei.

„Bitte, nehmen Sie Platz."

Sie setzte sich gehorsam nieder.

„Erlauben Sie mir nur noch, einige Worte zu meiner Rechtfertigung zu sagen, Nikoline."

Sie machte eine kleine Bewegung, als wollte sie andeuten, daß es keiner Rechtfertigung bedurfte.

„Ich habe natürlich immer vor Augen gehabt, daß wir uns verheiraten werden, vorausgesetzt, daß Sie sich dazu entschließen können, einen Mann zu wählen, der um so viel älter ist als Sie. Doch mir ergeht es so, daß ich immer nur das Ziel sehe, aber nicht die Wege, die zum Ziel führen. Ich sah sie als Herrin in diesem Haus und vergaß die Hindernisse, die dem noch entgegenstehen. Es war gedankenlos und unverantwortlich, das junge Mädchen, das meine Frau werden soll, hierher einzuladen."

„Ich will heute noch wegfahren, wenn Sie es für richtig halten", sagte sie traurig.

„Das wird notwendig sein, Nikoline, so weh es mir auch tut, meinen liebsten Gast, für den dieses Haus bestimmt ist, so bald zu verlieren. Ich werde sofort alle Schritte unternehmen, um die Scheidung von meiner Frau durchzuführen. Daß diese Scheidung irgendwelchen Schwierigkeiten begegnen sollte, ist wohl ausgeschlossen. Die einzige Schwierigkeit dürfte darin bestehen, Glorias Aufenthaltsort ausfindig zu machen."

„Ich weiß, wo Ihre Frau sich aufhält," erklärte Nikoline, ohne zu überlegen.

Garragan blickte sie sehr überrascht an. „Sie wissen, wo meine Frau sich aufhält?"

„Ja, durch einen Zufall. Graf Henikstein, dessen Sie sich vielleicht noch erinnern, hat mir vor einigen Wochen eine Ansichtskarte geschickt, aus der die Adresse Ihrer Frau zu entnehmen war."

Da Nikoline den jungen Grafen für Glorias Freund hielt, schloß sie aus der Adresse, die Henikstein angegeben hatte, daß auch Gloria in Meudon weilte.

„Das trifft sich ausgezeichnet," sagte Garragan, ohne über die Zusammenhänge einer Ansichtskarte Heniksteins mit dem Aufenthaltsort Glorias nachzudenken. „Wo ist meine Frau?"

„In Meudon bei Paris. Villa Maréchale."

Er überlegte. „Dann ist es am besten, wenn ich nach Paris reise und mit Gloria spreche."

„Es würde vielleicht genügen, wenn Sie die ganze Sache durch einen Anwalt durchführen ließen."

„Gewiß, aber ich hoffe, die Scheidung beschleunigen zu können, wenn ich den ersten Schritt selber unternehme. Ich will morgen nach Berlin kommen, mir das französische Visum besorgen und dann sogleich nach Paris fahren. Wenn alles gut geht, können wir in sechs Wochen heiraten, Nikoline."

„Ja", sagte sie, dankbar und ungläubig zugleich.

Er blickte auf die Uhr.

„Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit, Nikoline. Wenn wir in etwa einer halben Stunde von hier wegfahren können, erreichen Sie noch den Tagesschnellzug nach Berlin."

„Ich bin in einer Viertelstunde bereit, Garragan." Sie überlegte. „Ich könnte eigentlich meine Schwester Anna im Stift Heiligenberg besuchen. Das ist gar nicht weit von hier."

Er stimmte weder zu, noch riet er ab.

„Aber Sie kommen schon morgen nach Berlin, Garragan?"

„Ich denke, morgen abend zu reisen."

„Dann will ich lieber auf den Besuch in Heiligenberg verzichten", sagte sie und ging aus dem Zimmer.

Garragan trat zum Fenster und blickte in den Nebel. Viele Gedanken liefen durch seinen Kopf, aber er hätte selber nicht sagen können, was er dachte.

Nach einer Weile kam Nikoline zurück. „Ich bin so weit, Garragan."

Das Herz wurde ihm schwer. „So wollen wir fahren, Nikoline."

Sie stand regungslos und sah ihm in die Augen. Er ging langsam auf sie zu.

„Es ist besser so, Nikoline."

„Ja."

Ihr Atem duftete wie die Jugend selber.

„Kommen Sie, Nikoline", bat er mit gepreßter Stimme.

Welch unbegreiflicher Wahnsinn, daß ich jetzt wegfahre! dachte Nikoline verzweifelt, als sie mit dem Geliebten Alt-Dolgelin verließ.

Zwei Tage später war Garragan mit Ewedinq in Berlin und unternahm sogleich alle Schritte, um seinen Paß für die Reise nach Paris in Ordnung zu bringen. Aber nachdem er mit großer Mühe und vielem Ärger alles erledigt hatte, wurde er in seinem Entschluß, nach Paris zu fahren, wankend. Eine rätselhafte Scheu, deren Wurzel er nicht erkannte, hielt ihn von einer Begegnung mit Gloria zurück.

Nach einer fast schlaflosen Nacht entschied er sich dafür, die

Reise nach Paris zu unterlassen und Gloria zu schreiben. Dies schien ihm die beste Lösung zu sein. Er schrieb seiner Frau einen ernsten und dennoch freundschaftlichen Brief, in dem er sie bat, der Scheidung ihrer Ehe zuzustimmen, die doch seit vielen Jahren nicht mehr bestand und nur noch eine papierne Formalität war. Nachdem der Brief abgesendet worden war, hatte Garragan das Gefühl, einer Gefahr entronnen zu sein, deren Umfang sich gar nicht ermessen ließ.

Abends erschien unvermutet Nikoline und begrüßte den Überraschten mit den Worten: „Nicht böse sein und nicht schimpfen! Ich weiß: es schickt sich nicht. Aber ich hatte solche Sehnsucht nach Ihnen, Garragan."

„Ich freue mich, daß Sie da sind, Nikoline", sagte er herzlich und küßte ihr die Hand.

„Wann fahren Sie nach Paris?"

Er wurde ein wenig verlegen. „Ich hatte schon alles für die Abreise vorbereitet, aber dann habe ich es mir anders überlegt, Nikoline. Ich möchte eine persönliche Auseinandersetzung vermeiden."

„Das ist sehr klug!" rief sie voll Freude. „Sie haben die Sache einfach einem Anwalt übergeben?"

„Ich habe Gloria geschrieben und sie um ihre Einwilligung in die Scheidung gebeten."

„Das geht auch", meinte sie ohne Begeisterung. „Die Hauptsache ist, daß Sie nicht wegfahren, Garragan."

„Ich will sogar einige Tage in Berlin bleiben, um Glorias Antwort abzuwarten, die ich hierher erbeten habe. Gloria braucht nicht zu wissen, daß es ein Alt-Dolgelin auf dieser Welt gibt."

Nikoline sah ihn dankbar an.

Seltsam verstörte Tage brachen für Garragan an, der nicht zu warten verstand. Unruhe quälte ihn und machte jeden seiner Schritte unsicher.

Nikoline kam jeden Abend zu kurzem Besuch, aber auch sie, die selber vom Warten zermürbt wurde, vermochte nicht, den in sich Versunkenen aufzurichten. Sie saßen schweigend beim Abendbrot, das Eweding besorgt hatte, und glichen einem Ehepaar, das sich nichts mehr zu sagen hatte. Alle Worte waren schon gesprochen worden.

Endlich traf die Antwort ein. Nikoline war bei Garragan in seinem Arbeitszimmer, als Eweding den Brief brachte.

Garragan erblickte die französische Marke und seufzte befreit auf. „Von Gloria", sagte er und hielt den Brief unschlüssig in der Hand.

„Sie hat sich nicht beeilt", erklärte Nikoline mit gerunzelter Stirn und nahm unwillkürlich eine Abwehrstellung an.

Garragan öffnete den Brief. Er enthielt eine einzige Zeile: „Nur der Tod kann uns scheiden! Gloria."

Vernichtet starrte Garragan die wenigen Worte an. Niemals hatte er an die Möglichkeit gedacht, daß Gloria sich weigern könnte, der Scheidung zuzustimmen.

Nikoline erriet Glorias Antwort aus Garragans Gesicht. Ihre Augen funkelten.

Er reichte ihr den Brief. Sie lachte kurz auf und spottete: „Madame beliebt pathetisch zu sein."

Sie warf verächtlich das Schreiben auf den Tisch. Glühender Haß gegen die Nebenbuhlerin, die ihr Glück verzögern oder unmöglich machen wollte, erwachte in ihr.

„Was soll ich tun?" fragte Garragan, der ratlos vor seinem Schreibtisch saß.

Nikoline zuckte erbittert die Schultern. Wie durfte diese Frau, die mit einem hübschen jungen Kerl als Geliebten durch die Welt zog, es wagen, sich ihr entgegenzustellen?

„Was soll ich tun? Es hilft mir nichts, durch einen Anwalt auf Scheidung klagen zu lassen, solange Gloria sich weigert."

Schweratmend sah ihn Nikoline an. Eine Welle von Haß gegen Gloria trug dieser Blick zu ihm.

Wieder und wieder fragte Garragan unschlüssig: „Was soll ich tun?"

„Wissen Sie es wirklich nicht, Joseph Garragan?"

„Ich weiß es nicht, Nikoline."

„Lieben Sie mich oder lieben Sie Gloria?"

Er blickte zu ihr auf, die so jung und aufrecht vor ihm stand, und sagte, bereit, um jeden Preis dieses Mädchen zu erringen, nach dem sein Blut schrie: „Ich liebe Sie, Nikoline. Sie wissen es."

„Dann fahren Sie nach Paris, Garragan. Jetzt müssen Sie nach Paris fahren."

„Was soll ich in Paris?"

„Sie müssen Ihrer Frau gegenübertreten und die Scheidung verlangen. Verlangen! Nicht erbitten! Es wird Ihnen leicht werden, wenn Sie in Paris sind und Ihre Frau überraschen. Glauben Sie mir, Joseph Garragan."

Nikoline rechnete damit, daß Garragan Gloria in Gesellschaft des Grafen Henikstein antreffen und alles erraten werde. Nichts konnte dann Garragan verhindern, die Scheidung von seiner ehebrecherischen Frau zu erzwingen.

„Und wenn Gloria trotzdem nicht einwilligt?“ fragte Garragan zaghaft und beinahe furchtsam.

„Dann — — dann“ — Nikoline weinte fast vor nervöser Wut — „dann kommen Sie zurück, Joseph Garragan, und sagen mir ganz einfach: Liebe Nikoline, es tut mir sehr leid, aber meine Frau erlaubt nicht, daß wir uns angehören.“

Da loderte Garragans Blut auf und stand jäh in Flammen. Die ganze Welt um ihn herum war rot vom Widerschein des Feuers, das Nikoline in ihm entzündet hatte.

„Ja! Sie haben recht, Nikoline. Ich werde nach Paris fahren. Auf der Stelle! In der nächsten Stunde!“ schrie er besinnungslos. „Und wenn diese Frau es wagen sollte, mir Schwierigkeiten zu machen, dann sei ihr Gott gnädig!“

Er sprang wutverzerrt auf, riß aus der Schreibtischlade Geld, Papiere und was ihm sonst in die Hände fiel, heraus, rief Ewding, befahl ein Auto, stürzte in das Schlafzimmer und warf mit bebenden Fingern das Allernotwendigste in eine Handtasche.

Vergebens bemühte sich Nikoline, von Angst und Reue ergriffen, den Brand zu dämpfen, den sie entfacht hatte, aber Garragan war in seinem Lauf nicht mehr aufzuhalten.

„Ich liebe dich“, flüsterte sie beim Abschied, legte ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

Garragan, der Entfesselte, hörte nichts und spürte die Süßigkeit der Lippen Nikolinens nicht mehr. Seine Gedanken und sein Haß waren schon bei Gloria in Meudon.

XXXVII

In Lüttich hatte der Zug zwei Stunden Aufenthalt.

Garragan stieg aus, wanderte durch die lange Bahnhofsstraße, kam in die innere Stadt, wich dem Menschengewühl aus, geriet in eine stillere Seitengasse und stand auf einem einsamen Platz, in dessen Mitte eine altersgraue Kirche wuchtete. Er trat in die Kirche ein, die im trüben Dämmerlicht lag, und setzte sich auf eine Bank. Vor einem Seitenaltar kniete eine alte Frau und schluchzte leise. Garragan lauschte diesem Weinen, das ihm die Brust sprengen wollte, sah zu einem dunkeln Bild auf, das eine Grablegung zeigte, roch welken Weihrauch und hatte das wunderbare Gefühl eines sanften, schmerzlosen Versinkens in wolkige Tiefen. Das Beste, was dem Menschen beschieden war,

ist Sterben, dachte er entrückt und schloß die Augen. Nach einer Weile hörte er leise beginnend und immer stärker anschwellend das Brausen der Orgel, dann setzte der Chor ein, eine dünne Glocke läutete, nachher wurde es ganz still, und eine müde, gütige Stimme sprach, bis die Orgel wieder zu brausen anfing. Garragan öffnete die Augen. Tiefes Schweigen lag über dem Dämmerraum, nur die alte Frau vor dem Altar weinte leise.

Garragan seufzte auf und verließ die Kirche. Er kam auf eine Brücke, blieb stehen, starrte in das strömende Wasser und erinnerte sich dunkel anderer Brücken, auf denen er gestanden hatte. Dann kehrte er das Ufer entlang zum Bahnhof zurück.

Als er gegen elf Uhr abends in Paris eintraf, wunderte er sich, wie schnell die Reise vorübergegangen war, und fuhr nach einem kleinen Hotel in der Avenue de l'Opéra, in dem er schon einige Male gewohnt hatte. Er begab sich nach dem Zimmer, das ihm zugewiesen worden war, packte seine Handtasche aus, wusch sich und betrachtete mit sehnsüchtigen Augen das einladend breite Bett. Dann fielen so schwere Gedanken über ihn her, daß er sich auszukleiden vergaß und auf dem Sofa sitzen blieb, bis die Morgensonne durch das Fenster leuchtete.

Es war ein milder Herbstvormittag mit wolkenlos blauem Himmel, als Garragan sehr eilig die steile Straße in Meudon hinanstieg, die zur Villa Maréchale führte. Seine Aufregung war durch die lange Fahrt nicht besänftigt worden und wurde um so stärker, je näher die Aussicht auf Streit und Zank rückte. Nichts haßte Garragan so sehr wie Auseinandersetzung und Unfrieden.

Ein wehes Gefühl von unheilbarem Kranksein packte ihn, als er durch das Tor in den Hof der Villa Maréchale trat.

Ein Diener kam ihm entgegen. „Wohnt hier die Frau Baronin Garragan?"

„Jawohl, mein Herr."

„Ist die Frau Baronin zu Hause?" fragte er mit großer Anstrengung, denn seine Zähne schlugen im Fieber gegeneinander.

„Ich weiß nicht, ob Madame zu Hause ist. Wen darf ich melden, mein Herr?"

Garragan gab ihm seine Karte. Der Diener bat ihn, ins Haus zu treten. Garragan lehnte ab und wartete im Hof. Ein alter Kastanienbaum mit herbstbunten Blättern stand großväterlich da und schien Garragan anzusehen. Ein sanfter Windstoß schüttelte Früchte vom Baum, die beim Aufschlagen auf der Erde aus ihren Schalen sprangen.

Eine Zofe kam aus der Villa und sagte beklommen: „Madame läßt bitten."

Garragan nahm Abschied von dem Baum und folgte dem Mädchen.

Gloria stand in der Mitte des französisch heiteren Zimmers, in dem sie einst ihren Pagen überredet hatte, nach Neuyork mitzukommen. Sie war unnatürlich ruhig und gefaßt. Ihr Herz hatte keine Kraft mehr.

Aber als Garragan in das Zimmer trat, schrie sie leise auf, so entsetzt war sie von dem Gesichtsausdruck ihres Mannes.

Wie eine Holzstatue stand er an der Tür und rang nach Worten.

„Garragan!" schrie Gloria noch einmal, als wollte sie einen Schlafenden aus einem finsteren Traum erwecken. Garragan blieb unbeweglich und starrte aus umdämmerten Augen. Gloria erkannte die Gefahr: So wie jetzt hatte er an der Tür des Zimmers Werschinins gelehnt. Aber in diesem Augenblick zitterte sie nicht für ihr Leben, sondern für Garragan.

„Du darfst nicht töten, Garragan!" rief sie hellsichtig und wankte tapfer an den regungslosen Mann heran. Sie tastete die Taschen seines Mantels ab, fand einen Revolver und verbarg ihn in ihrem Kleid.

Woher kam diese Waffe? überlegte Garragan verwundert und konnte sich durchaus nicht erinnern, wann er den Revolver in seine Tasche gesteckt hatte.

„Du brauchst mich nicht zu töten, Garragan. Ich blute aus tausend Wunden, die du mir geschlagen hast. Ich bin schon lange tot."

Jetzt sprach Garragan, und seine Stimme klang, als wehte sie aus einer andern Welt herüber: „Ich bin nicht gekommen, dich zu töten, Gloria. Ich will nur deine Einwilligung in die Scheidung."

„Niemals, Garragan. Solange ich lebe, nein!"

„Dann mußt du sterben, Gloria."

„Dann werde ich sterben."

Er versank in abgründige Traurigkeit und schien alles um sich herum zu vergessen.

Ich habe ihn verloren, dachte Gloria in einem würgenden und brennenden Todesgefühl. Er liebt eine andere. Nun war alles zu Ende.

„Warum willst du dich nicht scheiden lassen, Gloria?"

„Weil ich dich liebe."

Garragan lächelte. Es war ein Lächeln, das Gloria für den

Tod reif machte. „Nichts hilft dir, Gloria", sagte er, und seine Stimme wurde drohend. „Du mußt einwilligen. Heute ist Zahltag. Du zahlst geringe Zinsen für deine Schuld."

„Ich werde dir nichts schuldig bleiben, Garragan."

„Ich frage dich zum letztenmal, Gloria: Willigst du in die Scheidung ein?"

„Nein, Garragan."

Er machte einen Schritt gegen sie.

„Du darfst nicht mehr zum Mörder werden!" rief sie mit letzter Kraft. „Geh! Geh! So geh doch!"

Er sah sie zweifelnd an.

„Du kannst ruhig gehen. Was stehst du hier noch? Was willst du noch? Ich gebe dich frei. Geh!"

Er ließ den Blick von ihr, wendete sich zur Tür, öffnete sie langsam und ging schwerfällig aus dem Zimmer. Als er die Tür hinter sich schloß, war es ihm, als stäche ein Messer in sein Herz. Er stand einen Augenblick lang wie betäubt vor Schmerz, dann schritt er weiter, vorwärtsgepeitscht von seinem Schicksal.

Als er durch das Tor der Villa auf die Straße trat, stieß er beinahe mit Macpherson zusammen, der vom Angeln kam.

Die beiden Männer sahen sich an, Macpherson in ratloser Verlegenheit, Garragan wie ein Mann, der plötzlich den Boden unter den Füßen verliert.

Macpherson faßte sich zuerst und sagte verbindlich: „Guten Tag, Mr. Garragan. Was führt Sie hierher?"

Diese Stimme erweckte Garragan. Im Bruchteil einer Sekunde erriet er den Zusammenhang: Gloria und Macpherson.

„Ich hatte mit Gloria zu reden. Aber was suchen Sie in diesem Haus, Mr. Macpherson?"

„Ich — ich —"

Da fiel ein Schuß in der Villa.

Nun war es zu spät, dachte Garragan und stand wie angewurzelt.

Macpherson stürzte ins Haus. Auf der Treppe lief ihm schreiend die Zofe entgegen. Sie drangen in das Zimmer ein.

Gloria lag auf dem Boden.

Garragan kehrte langsam in den Hof zurück. Er trat zu dem alten Kastanienbaum und preßte seine Stirn gegen die Rinde. Dann machte er sich frei und ging nach Glorias Zimmer.

Macpherson kniete neben Gloria. Sein Gesicht war winzig klein geworden.

Garragan kam näher.

Macpherson hob die Lider und sah ihn mit dem Blick eines Wahnsinnigen an. Gloria war tot, aber der Tod hatte nichts besänftigt und versöhnt.

Garragan starrte in das verzweifelte Gesicht. Nichts rührte sich in seinem Herzen, als stände er inmitten einer Glaskugel, abgeschlossen von Luft, Leid, Schmerz und Freude.

Dr. Lemarchand, der Arzt, stürzte atemlos ins Zimmer, beugte sich über Gloria und untersuchte sie.

Dann blickte er zu Macpherson, den er kannte, und zu dem Fremden auf und erklärte mit aufrichtiger Trauer: „Tot, meine Herren. Die Kugel ist durch das Herz gegangen."

Glorias blaue Augen, erblaßt und gebrochen, schienen Garragan anzusehen.

„Selbstmord?" fragte leise Dr. Lemarchand.

Macpherson raffte sich auf. „Ein unglücklicher Zufall, mein Herr."

Der Arzt machte ein zweifelndes Gesicht, als wollte er andeuten, daß es schwierig sein dürfte, die Behörden zu dieser Auffassung zu bekehren.

„Madame war eine zu fromme Katholikin, um Selbstmord zu begehen, mein Herr", sagte Macpherson und blickte den Arzt an. „Sie verstehen."

„Ich verstehe vollkommen, mein Herr", erwiderte Lemarchand und schloß Glorias Augen.

Garragan ging mit tastenden Schritten aus dem Zimmer und verließ die Villa.

Auf der Straße blieb er stehen, versuchte einen Gedanken festzuhalten, der immer wieder entglitt, setzte sich in Bewegung und stieg, die Richtung verfehlend, zur Terrasse von Meudon hinan. Hier saß er zeitlos lange in der warmen Herbstsonne und starrte vor sich hin, wie in einem dumpfen Rausch, aus dessen Umklammerung er sich nicht befreien konnte.

Später fuhr er nach Paris zurück und begab sich automatisch in ein Restaurant. Er vermochte nichts zu essen, aber er trank durstig eine Flasche Wein aus. Dann wanderte er im stets gleichen Tempo durch viele Straßen, bis die Dämmerung aufzog. Die Kirche von Sacré-Coeur funkelte im Sonnenuntergang wie ein Kalifenschloß. Plötzlich wurde sie grau und arm. Die Sonne versank. Aber jetzt entzündeten sich die Lichter von Paris und hüllten die Stadt in einen bunten Feuermantel. Der abendliche Lärm schlug über Garragan zusammen.

Er verspürte unermeßliche Müdigkeit und kehrte in sein Hotel zurück. Dann saß er planlos in der Halle. Viele Stunden

flossen an ihm vorüber. Endlich fand er die Kraft aufzustehen und ging nach seinem Zimmer, das er vor unausdenkbar langer Zeit verlassen hatte.

Hier, in der Stille der Einsamkeit, kristallisierte sich Garragans erster Gedanke: „Jetzt bin ich frei.“

Der Gedanke war da, aber er brachte weder Freude noch Erleichterung. Er stellte nur fest.

Garragan bemühte sich, Klarheit zu gewinnen, was dieser Gedanke zu bedeuten hatte, aber sein erschöpftes Gehirn versagte den Dienst. Er kleidete sich aus und legte sich ins Bett, das wie ein freundliches und sanftes Nest war. Aber als er das Licht ausdrehte und die Augen schloß, zischelte ihn eine Stimme an: „Mörder!“

Immer heftiger und immer näher drang diese Stimme auf ihn ein.

Garragan machte wieder Licht und richtete sich auf. Die Stimme wich vor dem Licht nicht zurück, sondern holte Gefährtinnen herbei. Es waren jetzt viele Stimmen, die „Mörder!“ riefen.

Nach einer Weile stand er auf, zog sich an, verließ das Hotel und nahm seine Wanderung wieder auf. Mitternacht war lange vorüber. Die Boulevards wurden leer. Nur Erfolglose und Verzweifelte liefen noch durch die Straßen.

Ein junges Mädchen marschierte eine Zeitlang neben Garragan, ohne daß er es merkte. Endlich fragte sie höflich: „Ist es nicht traurig, allein zu sein, mein Herr?“

Er sah sie dankerfüllt an, so bitter quälend war seine Sehnsucht nach einer menschlichen Stimme, die nicht „Mörder!“ zischelte.

„Wir wollen zusammenbleiben, chéri.“

„Ja“, sagte er ernsthaft.

„Sie sind sehr gentil“, erwiderte sie und lächelte beglückt. „Ich freue mich sehr, Ihnen begegnet zu sein, mein Herr. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich habe gar keine Chance. Ich bin doch jung und gar nicht häßlich, Sie werden sehen, mein Herr. Aber manche Frauen haben kein Glück.“

„Sie sagen die Wahrheit. Manche Frauen haben kein Glück.“

Sie führte ihn in ein Hotel, das in einer Seitenstraße des Boulevards lag.

„Guten Abend, Madame Soury“, rief sie fröhlich einer würdig aussehenden Dame zu, die, in Seide rauschend, sie empfing.

„Guten Abend, Madame“, grüßte die Frau des Hauses

freundlich. „Wie geht es Ihnen immer? Ich habe Sie lange nicht gesehen."

„Die Zeiten sind nicht rosig, Madame."

„Nein, das sind sie nicht im geringsten", bestätigte Madame Soury seufzend. „Wünschen Sie das türkische oder das japanische Zimmer, Madame?"

Das junge Mädchen wendete sich an seinen Begleiter und fragte liebenswürdig: „Ziehen Sie das türkische oder das japanische Zimmer vor, mein Herr?"

„Das türkische Zimmer", erwiderte Garragan fast schluchzend.

Madame Soury geleitete sie nach dem Zimmer.

„Ist es hier nicht schick?" fragte das junge Mädchen, als sie allein waren.

„Jawohl."

„Ich heiße Tinette, mein Herr", sagte sie lächelnd, warf Hut und Mantel ab und öffnete eifrig ihr Kleid. „Bin ich nicht ganz hübsch, chéri?"

„Sie sind sehr hübsch, Tinette."

„Oh, du gefällst mir, weißt du!" rief sie entzückt und drängte sich zärtlich an ihn.

Er machte sich behutsam los und bat: „Wir wollen ein wenig plaudern, Tinette."

Sie fügte sich sogleich, nahm auf dem kleinen Sofa Platz, das hinter einem Tischchen stand, und hatte sich in der nächsten Minute mit der wunderlichen Art des Mannes, der ihre Dienste nicht in Anspruch nahm, abgefunden. Es gab auch solche Männer. Die Laster der Welt waren unübersehbar.

„Sind Sie Engländer, mein Herr? I speak English a little."

„Ich bin Deutscher."

„Oh, ich habe nichts gegen die Deutschen", beteuerte Tinette. „Im Gegenteil, Deutsche sind mir sehr angenehm. Wollen wir etwas trinken, chéri?"

„Aber ja. Bestellen Sie, was Sie gern trinken."

„Darf es auch Champagner sein? Ich liebe Champagner sehr."

„Was Sie wollen, Tinette."

Sie läutete und bestellte sehr stolz bei Madame Soury eine Flasche Champagner.

Als der Wein da war, trank sie in kleinen Schlucken ein Glas nach dem andern aus und begann, um ihren freigebigen Gast zu unterhalten, eine lange Geschichte zu erzählen, die in ihrem Heimatsort, Saint-Brieuc in der Bretagne, anfing, dann nach

Brest hinüberspielte und den Matrosen Mathurin Bourcoq als nichtswürdigen und treulosen Burschen entlarvte.

Garragan hörte andächtig zu, ohne dem Lauf der Erzählung folgen zu können. Mit einemmal schwieg die tröstliche Stimme. Die kleine Tinette war eingeschlafen.

Garragan betrachtete voll Mitleid das schlummernde Gesicht der jungen Proletarierin der Liebe, die heute vielleicht ebenso lang wie er selber durch die Straßen von Paris gelaufen war, um jetzt von der Mühe ihrer Wanderschaft in dem türkischen Zimmer der Madame Soury auszuruhen.

In dieser Stunde zwischen Nacht und Morgen, in einem Absteighotel einer armen bretonischen Dirne gegenübersitzend, erkannte Garragan die Wege, die zu gehen ein boshaftes und tückisches Schicksal ihn gezwungen hatte. Wenn er bei seinem ersten Eintritt den jungen Grafen Werschinin getötet hätte, wäre er wahrscheinlich freigesprochen worden, denn die Geschworenen hätten seine Tat als Affekthandlung beurteilt. Wenn er einige Minuten früher gewußt hätte, daß Gloria die Geliebte Macphersons sei, hätte er Glorias Selbstmord nicht verschuldet. Die Ehescheidung wäre auch ohne Glorias Einwilligung durchführbar gewesen.

Zu spät fiel Licht auf sein Leben. Jetzt halfen niemandem mehr Erkenntnisse und Klarheit. Keine Schuld konnte abgeladen werden. Kein Toter ließ sich zurückrufen. Alles im Leben kam zu spät.

Paris erwachte. Die ersten Morgenrufe drangen von der Straße in das Zimmer.

Garragan erhob sich, steckte eine große Geldnote in die halbgeschlossene Hand der schlafenden Tinette und ging leise hinaus.

Er kehrte in das Hotel zurück, legte sich ins Bett und schlief auf der Stelle ein. Alle Stimmen schwiegen. Er schlief ohne Unterbrechung den ganzen Tag und die ganze Nacht.

XXXVIII

Als Garragan erwachte und sich in der Zeit zurechtgefunden hatte, rief er in der Villa Maréchale an und erkundigte sich, wann die Beerdigung Glorias erfolgen würde.

Ein Diener meldete sich und erwiderte, daß die Einsegnungsfeierlichkeiten um zwei Uhr nachmittags in der Kirche Saint-Philippe-du-Roule stattfinden würden.

Garragan verließ das Hotel und nahm, von nagender Unruhe

getrieben, seine ziellose Wanderung durch die Straßen von Paris wieder auf. Es regnete, aber er merkte es kaum. Er kam an einem Trauermagazin vorbei, blieb vor der Auslage stehen und betrachtete die korrekt angezogenen Herren in Trauer, die mit leidvollen Wachsgesichtern auf die Straße blickten. Er trat in den Laden ein, bereit, einen schwarzen Anzug zu erstehen, und kaufte einen dunkeln Florstreifen, den ihm ein ergriffener Kommis um den Arm legte.

Als er die Kirche Saint-Philippe-du-Roule erreichte, sah er einen pompösen vielspännigen Leichenwagen mit stattlichen Vorreitern vor dem Portal warten. Er ging in die mit schwarzem Tuch ausgeschlagene Kirche, die Orgel brauste ihm entgegen, unzählige Lichter brannten, Weihrauch duftete, viel neugieriges Volk stand herum, er drängte sich mühsam durch. Auf einem Katafalk erhob sich der Sarg aus einem Blumenmeer, ein hoher geistlicher Würdenträger nahm unter großer Assistenz die Beisetzungszeremonien vor, es wurde ganz still in der Kirche, man hörte nur eine müde, gütige Stimme und ein tiefes Stöhnen, das aus keiner menschlichen Brust zu kommen schien.

Da entdeckte Garragan Macpherson, der in Begleitung des Arztes Lemarchand neben dem Sarg stand. Macpherson war es, der so grauenhaft stöhnte. Dann brauste wieder die Orgel, ein Chor der besten Stimmen von Paris sang, feierlich blickende Diener hoben den Sarg und trugen ihn zum Leichenwagen.

Garragan trat auf die Straße, ließ den Sarg an sich vorbei und setzte sich in eine der wartenden Trauerkutschen. Nach einer Weile geriet der Zug in Bewegung.

Auf dem Montmartre-Friedhof standen außer den Priestern nur Macpherson mit dem Arzt und Garragan um das offene Grab. Nach der letzten Einsegnung und nach dem Vaterunser wurde der Sarg in das Grab hinabgelassen.

Macpherson stieß einen dumpfen Schrei aus, dann weinte er haltlos. Der Arzt stützte ihn und sprach auf ihn ein. Ein Diener reichte Garragan eine zierliche Schaufel, mit der er Erde auf Glorias Sarg schüttete. Als Garragan die Schaufel Macpherson geben wollte, sah ihn Macpherson mit entsetzt aufgerissenen Augen an und wich zurück. Dr. Lemarchand nahm die Schaufel aus Garragans Hand.

Nachher führte der Arzt Macpherson fast mit Gewalt vom Grab weg. Garragan grüßte höflich. Macpherson erwiderte den Gruß nicht.

Garragan blieb zurück und sah zu, wie das Grab vollgeschüttet wurde. Dann entfernten sich die Arbeiter. Garragan

war allein. Er stand barhäuptig im Regen und starrte mit entrückten Augen auf die nasse Erde, die über Gloria Garragan lag. Man steht an Gräbern, und es regnet, dachte er. Die Menschen haben es schwer.

Die Dämmerung brach ein. Eine Glocke läutete. Die Friedhofswächter riefen: „On ferme les portes!"

Garragan hörte nichts. Ein Beamter trat zu ihm und ersuchte ihn teilnahmsvoll, den Friedhof zu verlassen. Garragan nickte.

Er fuhr nach dem Hotel, packte seine Handtasche und reiste mit dem Abendzug aus Paris ab.

Als er am nächsten Morgen in Köln eintraf, war seine Sehnsucht nach Einsamkeit und Stille so groß geworden, daß er beschloß, über Hamburg direkt nach Alt-Dolgelin zu fahren. Er verständigte Ewеding von seiner Reise und befahl ihm, sogleich nach Alt-Dolgelin zu kommen.

Die erste Nacht in dem freundlichen Gartensaal war von nie erlebter Bangigkeit erfüllt. Herbstlicher Regen fiel. Westwind fauchte gegen die Fenster.

Garragan saß in tiefster Erschöpfung beim Kamin. Der Collie lag regungslos zu seinen Füßen. Dunkle Flügel wehten durch den Saal. Schatten ballten sich und zerflossen wieder, wenn man sie mit festem Blick ansah. Endloses Weinen rann durch das Haus, zuerst leise, dann ansteigend und wieder abschwellend. Man hatte ein schweres Herz in der Brust, und es klagte an, und es schlug in Verzweiflung.

Ab und zu kam der alte Ewеding, sah nach seinem Herrn und schlich wieder davon.

Als es gegen Mitternacht ging, wagte der Diener das erste Wort: „Wollen der Herr Baron sich nicht zur Ruhe begeben?"

Garragan sah ihn lange an, dann antwortete er: „Das hast du gut gesagt, Ewеding. Sich zur Ruhe begeben, darauf kommt alles an."

Der Diener stand hilflos da.

„Nimm dir einen Stuhl, alter Ewеding, und setz' dich zu mir. Mir ist bang."

Ewеding setzte sich beklommen auf die äußerste Ecke des Stuhls.

Ein harter Schrei zerriß die Nacht, daß Garragan zusammenfuhr. „Was schreit so fürchterlich?"

„Das sind Wandergänse, Herr Baron."

„So, Wandergänse. Aber ich höre auch Weinen. Ist jemand im Haus, der weint?"

„Das ist der Wind, Herr Baron."

Garragan sank in sein Schweigen zurück.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Baron, daß ich so unziemlich frage: Haben Herr Baron einen Kummer?"

Garragan starrte den Alten an.

„Ja, Eweding, einen großen Kummer: Ich möchte weinen und kann nicht."

„Ein Mann weint schwer, Herr Baron", tröstete der Diener.

„Ich habe einen Mann, einen amerikanischen Mann, wie ein kleines Kind weinen gesehen."

Eweding wußte nichts zu entgegnen. Garragan saß mit gebeugtem Kopf und hatte die Augen halb geschlossen.

Die Zeit verrieselte. Eine Uhr schlug eins.

„Geh schlafen, Eweding."

„Ich bin nicht schläfrig, Herr Baron. Alte Leute haben wenig Schlaf. Wenn es dem Herrn Baron nicht unangenehm ist, will ich gern hierbleiben."

Garragan hob den Kopf und klammerte sich mit seinen Blicken an den Alten. „Ich will dir etwas sagen, Eweding: Meine Frau ist tot."

Der Diener fragte zitternd: „Wie ist das so schnell gekommen, Herr Baron?"

„Das geht rasch, mein guter Eweding. Der Tod ist immer da."

„Woran ist die gnädige Frau Baronin gestorben?"

„Ich habe sie getötet, Eweding."

„Ach, Herr Jesus!" schrie der Alte und sprang auf. Tränen entstürzten seinen Augen.

„Nicht so, Eweding", wehrte Garragan fast unwillig ab. „Hab' keine Angst. Die Polizei kommt nicht. In die feinsten Morde redet die Polizei nicht drein. Setz' dich ruhig nieder."

„Ich verstehe nicht, Herr Baron", stammelte Eweding.

„Leg' Holz nach! Es ist kalt!"

Der Diener schob einige große Buchenscheite in den Kamin.

„Das kannst du nicht verstehen, Eweding. Meine Frau hat sich selber getötet, aber ich bin schuld, daß sie es getan hat. Na, laß gut sein."

„Gott sei ihrer armen Seele gnädig", sagte der Alte, als spräche er zu sich selber.

„Meiner armen Seele!" schrie Garragan verzweifelt.

„Herr Baron haben keine Schuld", erklärte Eweding überzeugt. „Herr Baron waren nur das Werkzeug in der Hand Gottes. Gott ist gerecht."

Garragan blickte scheu durch den Saal, dann flüsterte er geheimnisvoll: „Gott ist ungerecht."

„So dürfen Herr Baron nicht sprechen."

„Dann wollen wir so sagen: Seine Gerechtigkeit ist so groß, daß sie uns armen Menschen schon wieder ungerecht erscheint. Zwischen Ja und Nein ist kein Unterschied. Aber noch besser ist es, Gott ganz aus dem Spiel zu lassen. Wenn es so etwas wie Gott gibt, dann kümmert er sich nicht um die Menschen."

Eweding schüttelte den Kopf, aber er widersprach nicht mehr.

Garragan war verstummt und blickte in die Flammen.

Graues Licht quoll in den Saal. Ein ferner Hahn krähte.

„Alles vergeht, mein alter Eweding", sagte Garragan mit bitterem Hohn. „Auch diese Nacht ist vergangen. Man soll keine großen Worte machen. Das Leben ist äußerst einfach. Geh schlafen, Eweding."

XXXIX

Nichts vergeht, dachte Garragan, wenn er gleich einem Wachposten in der matten Herbstsonne auf dem gelbgewordenen Rasen vor dem Haus auf und ab marschierte. Nichts vergeht. Alles bleibt vom Anfang bis zum Ende. Jede Freude lebt weiter, jeder Schmerz läßt seine Spur zurück, keine Träne trocknet, keine Schuld erlischt. Der Mensch vergeht, aber seine Tat besteht.

Solchem unfruchtbaren Wandern und Sinnen folgten endlose Abende im Gartensaal. Man wärmte sich beim Kamin, der Hund lag da und bellte im Traum, manchmal wurde Eweding gerufen. Dann sprach man von Gloria und von vergangenen Zeiten. Ein paar Stunden lang schlief man, aber es war ein Schlaf der Betäubung, aus dem man müder als zuvor erwachte.

Aber eines Tages erschien unangemeldet und überraschend Nikoline in Alt-Dolgelin. Sie trat in den hellen freundlichen Saal, in dem Garragan saß, und rief zuversichtlich: „Guten Tag, Garragan. Was ist denn mit Ihnen los?"

Er sprang auf und starrte die Eintretende mit entsetzten Augen an. Dies war Nikoline?

Sie erschrak, als sie beim Näherkommen das gramvoll verfallene Gesicht Garragans sah.

„Garragan!" sagte sie, von Angst gepackt.

Er stand immer noch wie gelähmt und blickte ihr stumm entgegen. Dies war Nikoline? Er sah ein junges, gutgewachsenes Mädchen vor sich, so hübsch wie tausend andere, so gleichgültig wie Millionen andere junge Mädchen.

„So sprechen Sie doch ein Wort, um des Himmels willen!"

„Guten Tag, Nikoline", sagte er und reichte ihr müde die Hand.

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie überfalle, aber die Unruhe hat mich hergetrieben", erklärte sie eingeschüchtert.

„Nehmen Sie Platz, Nikoline." Sein Herz war welk.

„Was ist mit Ihnen geschehen, Garragan?" fragte sie nach einem quälenden Schweigen.

Er konnte seinen Blick von ihr nicht lassen, seinen ernüchterten Blick, der ihm die Wahrheit enthüllte.

„Vieles ist geschehen, Nikoline." Er sprach nicht weiter.

„Was denn, Garragan?"

„Gloria ist tot."

Sie fuhr zurück. Kälte rann über ihren Rücken. „Tot?"

„Sie hat sich getötet, Nikoline."

Jetzt ist er frei, vermochte sie zu denken, aber wenn sie Garragan anblickte, erschien ihr der Gedanke sinnlos.

„Man kann es nicht begreifen, Nikoline."

„Warum hat sie sich —?"

„Sie wollte mich nicht freigeben."

Er sah sie an. Sein Blick war nicht zu ertragen. „Dieser Selbstmord ist unbegreiflich, Nikoline."

In Nikoline erwachte Selbsterhaltungstrieb. Trat noch die tote Gloria zwischen sie und Garragan? Waren die Toten stärker als die Lebenden?

„Warum unbegreiflich, Garragan? Es gibt Schulden, die man nicht anders bezahlen kann."

„Sie haben wahrscheinlich recht, Nikoline, so hart es auch ist, was Sie sagen. Aber warum Gloria sich lieber tötete, bevor sie in die Scheidung einwilligte, bleibt trotzdem unverständlich. Sie hatte nämlich gar kein Recht, sich der Scheidung zu widersetzen. Sie ist Macphersons Geliebte gewesen."

In grenzenlosem Erstaunen fragte sie: „Macphersons Geliebte?"

„Ja, Nikoline. Ich habe es um einige Minuten zu spät erfahren." Er berichtete schwerfällig und nach jedem Wort suchend von jenem Vormittag in Meudon.

Und Henikstein? fragte sich Nikoline. Was war mit dem Grafen Henikstein, den sie für Glorias Freund gehalten hatte?

Welche Rolle spielte er? Hatte Gloria zwei Freunde, einen jungen und einen alten? Nicht einmal Nikoline konnte an diese Möglichkeit denken.

Dann saß man beim Tisch, Eweding bediente, aber kein Lächeln lag auf seinem alten Gesicht, Blumen standen da, aber sie dufteten nicht, der Wein schmeckte schal, kein Begehren versengte mehr Nikolinens hübsche Brüste, der Herbst blickte durch die hohen Fenster des Saales.

Plötzlich saß noch eine Dritte beim Tisch, und es war Gloria, schöner als je, schöner als alle Nikolinen der Welt.

Ich muß Nikoline sagen, wie es um mich steht, dachte Garragan erschauernd und schreckte doch wieder zurück, dem jungen Mädchen Schmerz zu bereiten. Man muß ihm Zeit lassen, Glorias Tod zu überwinden, dachte Nikoline und beschloß, geduldig zu warten, bis Garragans Herz sich ihr wieder öffnete.

Sie stand auf und sagte: „Ich will schlafen gehen, Garragan. Ich muß morgen mit dem ersten Zug nach Berlin zurück."

„Das Auto wird bereit sein."

Er begleitete sie bis zu ihrem Schlafzimmer. Schatten wehten durch den langen Korridor, der einst im Mondlicht geglänzt hatte. „Gute Nacht, Garragan", sagte sie in dumpfer Niedergeschlagenheit.

„Gute Nacht, Nikoline."

Sie stand zögernd, dann küßte sie ihn auf den Mund und erbebte. Seine Lippen waren eiskalt.

XL

Nach dem Tod seines Großvaters fuhr Henikstein sogleich nach Paris zurück, um an Gloria die letzte und entscheidende Frage zu richten. Er war fest entschlossen, Verzögerungen und Ausflüchte nicht hinzunehmen, aber in der Tiefe seines Herzens bangte ihm vor der Entscheidung. Was halfen ihm Schlösser, Wälder und Weinberge, wenn nicht Gloria an seiner Seite durch die steirische Landschaft ging?

Je näher er Paris kam, desto beklommener wurde ihm zumute. Und als er in den Hof der Villa Maréchale trat, befiel ihn unerklärliche Traurigkeit, die seine Schritte lähmte. Wie still war dieses Haus! Wie bleich der Himmel!

Auf der Terrasse, von der man bis Paris sah, erblickte er einen sitzenden Mann, in dem er Macpherson zu erkennen glaubte. Er ging nach der Terrasse, aber als er grüßen wollte,

versagte ihm die Stimme. Macpherson saß regungslos, in eine Decke gehüllt, er hörte den Näherkommenden nicht, seine Haare waren fast weiß, das Gesicht schien nicht größer als eine geballte Faust zu sein.

Henikstein raffte alle Kraft zusammen und sagte frierend: „Guten Tag, Mr. Macpherson."

Macpherson wendete langsam den Kopf und erkannte den jungen Grafen. Ein Zucken lief über sein Gesicht.

„Guten Tag, Graf Henikstein."

„Sind Sie krank, Mr. Macpherson?"

„Nein. Ich glaube nicht. Nehmen Sie Platz, Graf Henikstein." Henikstein holte einen Sessel und setzte sich neben Macpherson.

Ein grauenvolles Schweigen hüllte die beiden Männer ein.

Endlich bezwang Henikstein die feige Angst, die ihm das Herz zerdrückte, und fragte mit verzerrten Lippen: „Wo ist Frau Gloria?"

Macpherson hob mit Anstrengung den Arm und wies nach Paris. „Dort."

Henikstein atmete auf. „Frau Gloria ist in Paris?"

Macpherson sah ihn an. „Rücken Sie näher, Graf Henikstein. Geben Sie mir Ihre Hand. So. Sie dürfen nicht zittern. Sie sind doch jung. Gloria ist nicht mehr. Sie liegt in Paris auf dem Montmartre-Friedhof."

Henikstein schrie auf.

„Sie müssen ruhig bleiben, Graf Henikstein!" befahl Macpherson und preßte seine Hand heftig. „Man schreit nicht. Nur alte Männer dürfen schreien und wehklagen."

Henikstein begann zu weinen. Er weinte wie ein hilfloser Knabe, dem bitteres Unrecht geschehen war. Hatte er nicht alles vorausgeahnt? War ihm nicht schon vor Wochen bewußt gewesen, wieviel er versäumt hatte? „Woran ist sie gestorben?"

„An Garragan."

„An Garragan?"

„Er hat sie getötet."

„Das ist nicht möglich!"

„Er hat sie in den Tod getrieben."

„Erklären Sie sich deutlicher!" schrie Henikstein in rasender Ungeduld.

Macpherson erzählte. Nachdem er mit seinem Bericht zu Ende war, fragte Henikstein fiebernd: „Wissen Sie bestimmt, daß es Garragans Waffe war, mit der Gloria sich getötet hat?"

„Daran ist nicht zu zweifeln."

„Glauben Sie, daß er ihr den Revolver gebracht hat, damit sie sich töte?"

„Was zwischen den beiden vorgegangen ist, weiß ich natürlich nicht, Graf Henikstein, aber ich nehme an, daß er sie zum Selbstmord gezwungen hat."

Henikstein sprang auf. „Ich werde die Wahrheit erfahren, Mr. Macpherson."

„Wie wollen Sie die Wahrheit erfahren, Graf Henikstein? Gloria kann nicht mehr antworten."

„Aber Garragan!"

„Garragan ist kein Mensch, Graf Henikstein. Garragan ist ein im Käfig wildgewordenes Tier."

„Dann muß man ihn niederschießen."

„Das hätte vor vier Wochen einen Sinn gehabt. Aber jetzt? Können Sie Gloria lebendig machen?"

„Ich kann ihr Genugtuung verschaffen. Gerechtigkeit muß sein."

Macpherson schüttelte den Kopf. „Lassen Sie die Hände davon, Graf Henikstein. Wer nach Gerechtigkeit jagt, kommt unter die Räder."

„Dann will ich unter die Räder kommen", erwiderte Henikstein verbissen und opferbereit.

Noch am gleichen Tag, nachdem er Glorias Grab besucht hatte, reiste er nach Berlin.

Garragans Wohnung in der Kurfürstenstraße war verschlossen. Der Hausverwalter konnte oder wollte nicht angeben, wo Baron Garragan sich jetzt aufhielt.

Henikstein rief bei Nikoline an und bat um eine Unterredung. Nikoline bestellte ihn für acht Uhr abends nach dem kleinen Restaurant beim Viktoria-Luise-Platz.

Der junge Graf wartete schon, als Nikoline eintrat. „Guten Abend, gnädiges Fräulein. Verzeihen Sie, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nehme, aber es handelt sich um eine sehr ernste Angelegenheit, über die ich mit Ihnen sprechen möchte."

„Ernste Angelegenheiten sind mein Spezialfach", antwortete sie lächelnd. „Aber lassen Sie mich vorerst eine Kleinigkeit essen, Graf Henikstein. Ich gehöre leider zu den unpoetischen jungen Mädchen, die essen, wenn sie Hunger haben."

Der Kellner eilte herbei. Nikoline bestellte.

„Speisen Sie doch auch, Graf Henikstein. Es ist so peinlich, allein zu essen."

Henikstein fügte sich bereitwillig.

Die drei Musikanten spielten ein Potpourri aus „Hans Heiling", die alten Stammgäste waren vollzählig versammelt und flüsterten mit ihren Freundinnen, nichts hatte sich verändert. Nikoline lächelte.

„Worüber lächeln Sie, gnädiges Fräulein?" fragte der junge Graf höflich.

„Ich mußte an den Abend denken, da Sie dort drüben an dem Tisch allein gesessen und immer zu uns herübergeblickt hatten."

„Das ist schon lange her."

„Damals bildete ich mir ein, daß Sie mit mir kokettierten", spottete sie. „So größenwahnsinnig sind junge Mädchen aus Potsdam."

Der junge Österreicher wurde fast verlegen.

„Dennoch habe ich Ihnen unrecht getan, Graf Henikstein."

„Wieso, gnädiges Fräulein?"

„Ich will es Ihnen sagen, aber Sie dürfen nicht böse sein. Ich glaubte immer, daß Sie der erwählte Freund der Baronin Garragan seien, während ich jetzt erst erfahren habe, daß Mr. Macpherson der Glückliche war."

Henikstein runzelte die Stirn. Er litt darunter, in dieser leichten Art über Gloria sprechen zu hören.

„Ich bin mit der Frau Baronin Garragan befreundet gewesen, gnädiges Fräulein. Ich muß ‚gewesen' sagen, denn Sie wissen vielleicht, daß die Baronin Garragan nicht mehr lebt."

Sie wurde ernst. „Ich weiß es, Graf Henikstein."

„Dann ist Ihnen wahrscheinlich auch bekannt, daß sie von Garragan getötet worden ist?"

Sie fuhr auf. „Das ist nicht wahr. Frau Garragan hat Selbstmord begangen."

„Garragan hat ihr die Waffe in die Hand gedrückt. Garragan hat sie zum Selbstmord gezwungen."

„Ich glaube es nicht, Graf Henikstein."

„Sie sollten Garragan nicht verteidigen, gnädiges Fräulein. Wenn Sie Garragan kennten, wie ich ihn jetzt kenne, würden Sie nicht für ihn eintreten."

„Was haben Sie ihm vorzuwerfen, Graf Henikstein?" fragte sie drohend.

„Es genügt wohl, eine Frau in den Tod zu jagen, der man alles verdankt, gnädiges Fräulein."

„Was verdankt Baron Garragan seiner Frau außer den zehn Zuchthausjahren?"

„Eine Million Dollars, Fräulein von Queiß."

Er erzählte Nikoline von jener Szene, da Gloria nach ihrer Rückkehr von Hillywater Macpherson gezwungen hatte, Garragans Motor zu kaufen.

„Damals wußte Garragan nicht, daß Macpherson der Freund Glorias ist“, erklärte Nikoline entschuldigend.

„Aber jetzt weiß er es, gnädiges Fräulein.“

Sie fand keine Antwort.

„Daß der Baron Garragan für seinen wertlosen Motor eine Million Dollar von dem Geliebten seiner Frau annimmt und behält, ist seine Sache, die mich nichts angeht. Mir muß er nur Rechenschaft über seinen Mord an Frau Gloria geben. Wissen Sie, wo Garragan jetzt ist, Fräulein von Queiß?“

Sie blickte ihn an und überlegte. Verwirrte Gedanken taumelten durch ihren Kopf. „Ich weiß es nicht, Graf Henikstein“, entgegnete sie zögernd. „Aber ich kann vielleicht Garragans Aufenthaltsort erfahren. Lassen Sie mir zwei Tage Zeit.“

„Sie werden mich zu großem Dank verpflichten, gnädiges Fräulein.“

Sie warf den Kopf zurück und sagte hochmütig: „Ich tue es nicht, um Ihren Dank zu verdienen, Graf Henikstein. Ich will Baron Garragan Gelegenheit geben, sich gegen Ihre Anschuldigungen zu verteidigen.“

Er sah Nikoline an. Sein Gesicht war hart und fanatisch.

„Es gibt keine Verteidigung für ihn, Fräulein von Queiß. Garragan ist ein verlorener Mann.“

XLI

Nikoline fuhr nach Alt-Dolgelin.

Als Garragan sie aus dem häßlichen Mietswagen steigen sah, fühlte er zum erstenmal eine heiße Welle von Haß gegen das junge Mädchen, von dem er nach Paris gejagt worden war. Hatte nicht auch Gloria ihn in den Mord an Werschinin hineingehetzt? War er nicht immer willenloser Spielball rachsüchtiger Weibergehirne gewesen? Aber vielleicht lag die Schuld nicht bei diesen Frauen, sondern in ihm selber. Es erschien sogar möglich, daß er nicht einmal selber verantwortlich war. Gab es nicht seelische Vorgänge, von denen das Bewußtsein nur ungenaue Nachrichten erhielt? Vielleicht war man nur zum geringen Teil Herr über sein Ich. Vielleicht war das Bewußtsein nur ein enger Bezirk im weiten Reich der Seele.

So dachte Garragan in den wenigen Sekunden, da Nikoline auf ihn zukam.

„Verzeihen Sie, Garragan, daß ich schon wieder Ihre Ruhe störe."

Er lächelte schmerzlich.

„Sie sollten nicht von meiner Ruhe sprechen, Nikoline."

„Ich bin hier, um Sie zu warnen, Garragan."

„Mich zu warnen?"

„Ihnen droht Gefahr."

„Mir droht von niemand Gefahr. Höchstens von mir selber."

„Man wird Sie niederschießen, wie einen tollgewordenen Hund."

„Ich bin bereit, Nikoline. Der Mann, der dies tut, sei mir willkommen."

Sie griff nach seinem Arm. „Sie dürfen nicht so sprechen, Garragan. Wachen Sie auf!"

„Ich bin ganz wach, Nikoline."

Sie streichelte zärtlich seine Hand. „Wir wollen fliehen, Garragan. Nein, nicht fliehen. Welch törichtes Wort! Wir wollen reisen. Nach Ländern mit blauem Himmel und mit Sonne. Hier sind Herbst und Nebel. Hier wohnt das Grauen."

„Man kann sich nicht entfliehen, Nikoline."

„Wer will, der kann. Ich fahre mit Ihnen, Garragan, als Ihre Magd, als Ihre Freundin, als Ihre Geliebte, als was Sie wollen."

Er sah sie an und erwiderte still: „Nun ist es zu spät, Nikoline."

„Nichts ist zu spät, Garragan. Solange man lebt, ist nichts zu spät. Ich bin hochmütig und verblendet gewesen, Garragan. Verzeihen Sie mir. Ich habe mich selber belogen. Soll ich mich noch tiefer demütigen?"

„Nein!" rief er angstvoll.

„In jener Nacht habe ich gelogen, Garragan. Mein Blut hat nach Ihnen gerufen. Ich bin bereit gewesen, Ihre Geliebte zu werden. Wie eine Diebin bin ich in Ihr Zimmer geschlichen, aber es ist leer gewesen."

„Still! Still!" bat Garragan entsetzt und hatte ein Gesicht, das von unerträglicher Qual zerrissen war.

Sie ließ seine Hand los. Sie starrte ihn an. Sie begann zu frieren. Ihr Mund war bitter verzogen.

„Lieben Sie mich nicht mehr, Garragan?"

Sein Blick kam weither. „Ich liebe Sie nicht mehr, Nikoline", antwortete er trauernd.

Nikoline wurde sehr bleich. „Sie haben mich nie geliebt?"
„Ich weiß es nicht, Nikoline."
„Aber ich weiß es", rief sie drohend. „Sie haben immer nur Gloria geliebt. Sie lieben sie jetzt noch!"
Der Blitz schlug in sein Herz. „Es ist möglich", stammelte er verzweifelt. „Ich habe es nicht gewußt, Nikoline."
Wie ein Gift wirkte in Nikoline der Gedanke, von Gloria besiegt worden zu sein.
„Warum haben Sie dann Ihre geliebte Frau in den Tod getrieben? Erklären Sie es mir doch, lieber Garragan!"
Böse Flämmchen züngelten aus ihren Augen. „Haben Sie nicht gewußt, was Sie der guten Gloria verdanken? Glauben Sie, daß Ihnen jemand den wertlosen Motor abgekauft hätte, wenn Gloria nicht gewesen wäre?" So tief war Nikoline in ihrem Selbstbewußtsein verletzt worden, so sehr hatte sie sich nutzlos gedemütigt, daß sie jetzt, als müßte sie ihr Gefühl vom eigenen Wert verteidigen, zum Angriff überging und fast besinnungslos Garragan alles entgegenschleuderte, was sie von Henikstein erfahren hatte.
Garragan stand da wie ein entwaffneter Kämpfer, der wehrlos und ergeben alle Schläge ertrug, die auf ihn niederfielen.
„Jetzt sind wir quitt, Garragan", sagte Nikoline atemlos. „Jetzt werde ich Sie nie mehr belästigen. Jetzt werde ich nie mehr Ihre kostbare Ruhe stören."
Sein Gesicht war grau und tot.
Sie wendete sich zum Gehen und rief von der Tür aus voll Hohn: „Gute Nacht, Onkel Garragan!"

XLII

Garragan saß, wie vom Schlag gelähmt, in einer dunkeln Ecke des Zimmers und starrte in das Nichts, aus dem der Wahnsinn ihm entgegengrinste.
Jetzt erst war alles in ihm zusammengebrochen. Jetzt erst erkannte er, daß sein ganzes Leben eine schamlose Lüge gewesen war. Seine Freiheit und seine Zuchthausjahre, seine Morde und seine Erfindungen, Glück und Elend, Qual und Lust, alles war Lüge gewesen. Aber es gab noch unsäglich Schwereres als die Erkenntnis der Lüge. Das war die Gewißheit, daß er niemals eine andere Frau geliebt hatte wie Gloria, die um seinetwillen in den Tod gegangen war.

Als diese Erleuchtung über Garragan kam, entriß sich seiner Brust ein Stöhnen, das wie ein unmenschlicher Schrei durch das Haus gellte.

Eweding stürzte in das Zimmer und stand ratlos vor seinem Herrn, der mit den Fäusten gegen die Stirn schlug.

„Was willst du hier?" tobte Garragan, als er den Diener erkannte. „Scher' dich zum Teufel!"

„Erbarmen, Herr Baron!"

Garragan lief aus dem Zimmer, rannte ins Freie, aber der Himmel bedrückte ihn, er kehrte ins Haus zurück, jagte durch die Korridore und flüchtete in sein Schlafzimmer, dessen Tür er hinter sich versperrte.

Nur der Tod blieb noch übrig. Nur dieses eine Geschäft war noch zu erledigen. Aber als Garragan den Revolver in der Hand hielt, erkannte er, daß auch dieser elegante Abgang armselige Lüge war. Tod war zu billig. Tod war kein Ausweg. Tod war eine lügenhafte Ausrede.

Garragan schleuderte die Waffe in einen Winkel.

Es kam der Abend. Es kam die Nacht. Viele Stimmen riefen. Gelächter brach durch die Fenster ein. Tränen rieselten an den Wänden hinab. Tote drangen in das Zimmer und stellten Fragen, die kein Lebender beantworten konnte.

Der Morgen zog auf. Garragan atmete immer noch. Er hatte auch diese Nacht überlebt.

Als es wieder Abend wurde, verließ Garragan, von einem unbezwingbaren Wandertrieb ergriffen, sein Haus und begann zu marschieren, einem Ziel entgegen, das er nicht kannte.

Er wanderte langsam und bedächtig, immer dem Osten zu, die ganze Nacht lang.

Die Sonne eines letzten schönen Herbsttages stieg auf, als Garragan ein altes, weitläufiges, von niederen Mauern beschütztes Gebäude erblickte. Dies war Stift Heiligenberg, das er gesucht hatte, ohne es zu wissen. Anna Queiß war der einzige Mensch, der ihn begreifen konnte.

Er näherte sich dem verschlossenen Gartentor und spähte durch das Gitter. Im Stiftsgarten stürzte eine Frau Beete um. Garragan glaubte in der Arbeitenden Anna zu erkennen und nannte leise ihren Namen. Sie hob den Kopf, sah den Mann, der vor dem Tor stand, kam eilig heran und rief schon von weitem: „Guten Morgen, Garragan."

Sie begrüßte den Verstörten so herzlich und unbefangen, als wäre es die selbstverständlichste Sache von der Welt, daß Garragan hier vorbeikomme und ihr guten Tag sage.

„Kann ich mit dir sprechen, Anna?"

„Aber freilich, Garragan. Komm nur weiter."

Sie sperrte das Tor auf und reichte Garragan die Hand.

Da war eine Bank unter dem alten Birnbaum. Die lag in der Morgensonne. Dorthin führte Anna ihren Besucher.

„Nun ruh' dich mal aus, Garragan", sagte sie mütterlich. „Du siehst so müde aus."

„Ich habe einen langen Weg hinter mir", antwortete er entschuldigend und starrte mit schwerem Atem auf die Erde.

„Willst du etwas trinken oder essen, Garragan?"

„Ich möchte nur ein bißchen hier neben dir sitzen, Anna, dann will ich wieder weitergehen."

„Wohin willst du denn gehen?"

Er sah sie an. Alles Menschenelend lag in seinem Blick. „Ich weiß es nicht. Niemand weiß es."

„Nun ruh' dich mal aus, Garragan", wiederholte sie.

Sie saßen eine ganze Weile im tiefsten Schweigen.

Dann sagte Anna: „Jetzt kannst du reden, Garragan."

Er machte eine mutlose Bewegung: Was helfen Worte!

„Sprich nur, Garragan. Mir darfst du alles erzählen. Bin ich nicht deine alte Freundin?"

Er nickte. „Du bist es, Anna."

„Fang an, Garragan."

„Es ist so schwer."

Sie nahm seine Hand und hielt sie in der ihren fest. „Sprich, als ob du allein wärst. Ich werde so zuhören, daß du es gar nicht merkst."

Und Garragan fand Worte und konnte die Lippen bewegen und erzählte. Ohne Scheu und ohne Hemmung berichtete er, wie sein Leben bis zum heutigen Morgen verlaufen war.

Als er zu Ende war, fiel wieder das Schweigen über sie und hüllte sie in einen gemeinsamen Mantel. Dann sagte Anna: „Wer viel leidet, vollendet schnell, Garragan."

Er begehrte auf: „Wo ist die Vollendung?"

„In dir, Garragan. Sie ist schon da. Du siehst sie noch nicht."

„Das ist mir zu hoch", erwiderte er fast mürrisch. „Aber weißt du, wer schuld ist, daß mein Leben so geworden ist? Du bist schuld, Anna. Du hättest nicht schweigen dürfen damals, als es noch keine Gloria Diedrichsen gegeben hat. Was weiß ein Mann von Liebe! Die Frau muß sprechen, wenn sie liebt. Nur Sklavinnen lassen sich erobern."

„Wir alle sind schuldig", antwortete Anna voll Demut. „Jeder lebende Mensch trägt, bewußt oder unbewußt, eine

Schuld in seinem Herzen. Jeder, jeder hat einmal ein Verbrechen begangen. Und ich will dir noch etwas sagen, Garragan: Jeder wahre Mensch muß eine Schuld mit sich herumtragen, die ihn beschämt und demütigt, sonst ist er kein Mensch, sondern ein Tier ohne Reue und Gewissen. Gloria mußte büßen, weil Werschinin um ihretwillen gestorben ist und weil sie dir zehn Jahre deines Lebens gestohlen hat. Ich sitze hier, weil ich feig gewesen bin. Nikoline hat ihre Seele beschmutzt, weil sie hoffärtig gewesen ist."

„Du sprichst wie ein Pastor", sagte Garragan höhnisch.

„Ich bin nur ein armer Mensch, der dir helfen will."

„Mir kann niemand helfen, nicht einmal der Tod."

„Nur du selber kannst dir helfen, Garragan."

Er fragte bitter und verletzend: „Denkst du dir etwas dabei, wenn du solche Sprüche gegen mich losläßt?"

Sie lächelte gütig. „Nicht viel, das muß ich gestehen, aber doch 'n bißchen was. Du sollst weiterleben, Garragan. Du hast die Pflicht, weiterzuleben. Vielleicht gelingt es dir, eine Erfindung zu machen, die den Menschen das Leben ein wenig erleichtert. Wenn es dir glückt, hast du deine Schuld bezahlt und wirst dir selber verzeihen können."

Er sah sie mit gerunzelter Stirn an. „Du bist sehr klug, Anna."

„Ich bin nicht besonders klug, Garragan. Jetzt überschätzt du mich wieder. Ich — ich will nur meine Schuld bezahlen."

Ihre Blicke begegneten sich und glitten wieder ab. Dann stand Garragan auf. „Ich danke dir für deine Güte und Nachsicht, Anna."

„Ich danke dir, daß du zu mir gekommen bist."

„Auf Wiedersehen, Anna!" sagte Garragan leise und verließ den Stiftsgarten.

Ein wenig entlastet und mit festeren Schritten wanderte er den Weg der Nacht zurück. Jedes Wort, das Anna gesagt hatte, wog und prüfte er auf seinem langen Marsch. Manches leuchtete ihm ein. Sogar eine schwache Hoffnung, die Anna in ihn gelegt hatte, lief über ihn hin.

Er konnte Macpherson das Geld nicht zurückgeben, das zum größeren Teil in Alt-Dolgelin steckte, aber wenn man an dem leichten Motor weiterarbeitete, ließ sich ein Ausweg denken. Vielleicht war es nur ein kleiner Konstruktionsfehler, der die praktische Verwertung hinderte. Man brauchte dann Macpherson nichts schuldig zu bleiben.

Viele Stunden lang beschäftigte sich sein Gehirn mit Verbesserungsplänen des leichten Motors. Aber als er durch einen Wald kam und das Klopfen eines Spechts hörte, brachen alle Hoffnungen wieder zusammen. War es nicht kümmerliche Eitelkeit, Macpherson Geld zurückzahlen zu wollen?

Und half man den Menschen wirklich mit technischen Erfindungen? Wurde eine einzige Menschenseele durch Telephone, Unterseeboote, Flugzeuge und Radio-Fernkonzerte glücklicher?

Lüge! Lüge! Lüge!

Verzweiflung fraß wieder an Garragans Herzen. Und als er Alt-Dolgelin erreichte, war er ebensoweit wie abends zuvor.

Da erblickte er den Grafen Henikstein, der mit großen Schritten auf dem Rasen vor dem Haus auf und ab ging.

„Guten Abend, Baron Garragan", sagte der junge Mensch förmlich. „Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner erinnern — Henikstein."

„Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl, Graf Henikstein. Sie sind mir willkommen. Treten Sie, bitte, ein."

Er führte den Gast in den Gartensaal.

„Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen, Graf Henikstein?"

„Ich danke", sagte Henikstein ablehnend.

Garragan blickte ihn aufmerksam an.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs, Graf Henikstein?"

„Ich will wissen, Baron Garragan, was sich an jenem Vormittag in Meudon zwischen Ihnen und Ihrer Frau abgespielt hat. Ich will wissen, warum Gloria Garragan sich mit Ihrem Revolver erschossen hat."

„Mit welchem Recht fragen Sie, Graf Henikstein?"

Der junge Mensch straffte sich und antwortete stolz, ein Ritter getreu über den Tod hinaus: „Ich habe Frau Gloria geliebt, Baron Garragan."

Garragans Herz wurde weich, als er diesen jungen Edelmann ansah, der so kühn und aufrecht im dämmerigen Saal stand, die Fahne des Todes schwingend, um Gloria zu rächen. Er machte eine Verbeugung vor dem Jüngling und erwiderte demütig: „Dann will ich sprechen, Graf Henikstein."

Und da riß Garragan sein Herz auf und bekannte seine Schuld.

Als er zu Ende war, fragte Henikstein: „Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen, Baron Garragan?"

„Nichts, Graf Henikstein. Ich, ich allein habe Gloria in den Tod getrieben!"

„Dann müssen Sie sterben, Baron Garragan!“ rief Henikstein mit kalter Entschlossenheit und griff nach seiner Tasche.

„Nicht so!“ schrie Garragan, sprang wie eine Katze gegen ihn an und hielt seinen Arm fest. „Nicht so, Graf Henikstein! Ich verdiene es nicht, daß Sie sich um meinetwillen in Ungelegenheiten stürzen. Ich kann Ihr Opfer nicht annehmen.“

Der junge Mensch stand verwirrt da.

„Ich habe Sie gekränkt, Graf Henikstein. Ich werde Ihnen ritterliche Genugtuung geben. Sagen wir: Von heute in drei Tagen, denn Sie werden wohl nach Berlin zurückreisen müssen, um sich mit Ihren Sekundanten zu besprechen. Sind Sie damit einverstanden, Graf Henikstein?“

Der Verteidiger Glorias verneigte sich schweigend.

„Ich danke Ihnen, Graf Henikstein.“

Dann machte Garragan zwei Gutsnachbarn als seine Kartellträger namhaft und begleitete den Gast bis vor das Haus.

Nun war alles gut, dachte er beglückt, während er dem wegfahrenden Wagen des jungen Grafen nachblickte, bis die Lichter der Laternen verschwanden.

Der Abend stand gefährlich um ihn herum.

Garragan hob die Arme zu den tiefhängenden Herbstwolken auf und sagte: „Ich danke dir, Gott im Himmel!“

XLIII

Keine Frau ist ganz gut und ganz böse.

Nachdem Nikoline dem jungen Grafen Alt-Dolgelin verraten hatte, wurde sie von quälender Reue ergriffen. Sie zitterte für Garragan und bangte um Henikstein.

Nach einer fast schlaflosen Nacht, die von schlimmsten Ahnungen bedrängt war, rief Nikoline das Hotel an, in dem Henikstein wohnte, und erkundigte sich, ob er bereits zurückgekehrt wäre. Ihre Erregung wuchs, als sie erfuhr, daß Henikstein noch nicht da wäre. Am liebsten wäre sie auf der Stelle nach Alt-Dolgelin gereist, um mit eigenen Augen zu sehen, was sich ereignet hatte, aber sie begriff, daß diese Reise unmöglich geworden war. In zitternder Ungeduld erwartete sie auf dem Lehrter Bahnhof die Ankunft des Hamburger Mittagszugs. Henikstein, der den gestrigen Abendzug nicht mehr erreicht und den Morgenzug verschlafen hatte, war nicht eingetroffen.

Nikoline fühlte sich dem Weinen nahe, als sie den Bahnhof verließ. Alle Befürchtungen, mit denen ihr Gewissen gemartert wurde, schienen sich verwirklicht zu haben. In vollkommener Ratlosigkeit kehrte sie in das Bureau zurück und versuchte, sich mit Arbeit zu betäuben.

Zum Abendzug erschien sie wieder auf dem Bahnhof. Als sie die Halle betrat, flogen ihr die ersten Gerüchte eines Eisenbahnunglücks entgegen.

Nachdem sie ihr Entsetzen überwunden hatte, wurde sie fähig, zu verstehen, was ihr der Beamte erklärte. Zwei Güterzüge wären zusammengestoßen und hätten die Strecke verlegt. An der Freimachung der Strecke würde gearbeitet. Wann der Hamburger Zug einträfe, ließe sich jetzt noch nicht sagen, aber mit einer Verspätung von vier oder fünf Stunden müßte gerechnet werden.

Nikoline setzte sich in einen Winkel des Wartesaals. Gleich einer reuigen armen Sünderin saß sie in dem muffigen Raum und hatte Zeit, zu erkennen, wieviel sie verschuldet hatte. Keine Strafe schien ihr in diesen Stunden der Selbstzerfleischung hart genug zu sein.

Nach Mitternacht lief der Hamburger Zug ein. Nikoline stand ohne Hoffnung auf dem Bahnsteig und blickte aus verschleierten Augen auf die Wagenreihe.

Henikstein war nicht zu sehen. Sie wartete auf einen, der nie mehr kommen konnte.

Da hörte sie eine verwunderte Stimme neben sich: „Guten Abend, gnädiges Fräulein. Wen erwarten Sie mit diesem Unglückszug?"

„Sie!" rief sie und wankte beinahe, so sehr war sie von dem freudigen Erschrecken überwältigt.

Er stützte ihren Arm und fragte ungläubig: „Mich?"

„Natürlich Sie. Glauben Sie, daß ich auf Herrn Lehmann aus Wittenberge warte?"

Er lächelte.

„Sie haben leicht lachen, mein Lieber, während ich vor Angst um Sie fast gestorben bin."

Er wurde gerührt von so viel Teilnahme an seinem Schicksal und erwiderte scherzend: „Ich hätte niemals geglaubt, daß eine Offizierstochter aus Potsdam Angst kennt."

„Ach, Quatsch! Alle Frauen haben Angst!"

Sie wurde plötzlich ganz sanft und sagte glücklich: „Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind, Henikstein. Erzählen Sie, erzählen Sie!"

„Vor allem wollen wir den Bahnhof verlassen, gnädiges Fräulein."

„Das sowieso. Ich habe die Hälfte meines Lebens auf dem Lehrter Bahnhof verbracht. Mir reicht es."

„Wollen wir vielleicht nach dem Restaurant am Viktoria-Luise-Platz fahren, gnädiges Fräulein?"

„Bis wir hinkommen, schließen sie die Bude. Es ist zwölf Uhr durch."

„Dann schlage ich das Restaurant meines Hotels vor, gnädiges Fräulein."

„Was Sie wollen, lieber Henikstein. Es ist ja ganz egal", rief sie sehr nervös und betrachtete mit ängstlicher Spannung das Gesicht ihres Begleiters.

Aber erst, als sie im Auto saßen, wagte sie, niedergedrückt von ihrem Schuldbewußtsein, zu fragen: „Was ist mit Garragan? Lebt er?"

„Er lebt und ist gesund."

„Ist es auch wahr, Henikstein? Belügen Sie mich nicht aus Mitleid?"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Garragan lebt und unversehrt ist."

„Gott sei Dank!" seufzte sie auf und begann, von ihren Nerven im Stich gelassen, zu weinen.

Henikstein war diesem Ausbruch gegenüber zuerst ganz hilflos, dann sprach er Nikoline Mut zu und bemühte sich, sie zu beruhigen. Schließlich ergriff er ihre Hand, streichelte sie und fing in seiner Verwirrung wienerisch zu reden an: „Aber sein S' doch g'scheit, Fräulein Nikolin'. Es is ihm wirklich nix passiert."

Als auch dieser Zuspruch erfolglos blieb, küßte der Tröster die Hand. Dann fiel ihm ein, daß er vielleicht in drei Tagen tot auf einer Waldwiese in Alt-Dolgelin liegen würde. Der Gedanke an diese Möglichkeit machte ihn so sentimental und verwegen, daß er die Tränen von den Augen seiner Begleiterin wegzuküssen begann. Und von den Augen bis zum Mund war es nicht weit. Nikoline hörte zu weinen auf. Sie fand sich zurück und dachte in bitterer Nüchternheit: Alles im Leben endet mit einer Gemeinheit. Aber schließlich, Gräfin Henikstein zu werden, war auch nicht schlecht. Und ein netter, hübscher Junge war ja der kleine Clemens.

Sie machte sich frei und sagte mit fröhlichem Spott: „Besten Dank, lieber Henikstein. Fürs erstemal ist es genug."

„Fortsetzung folgt, Fräulein Nikoline!“ rief er, entflammt von der Nähe des jungen Mädchens, das ihm eigentlich immer sehr gut gefallen hatte.

Das Auto hielt.

Da das Hotelrestaurant in einigen Minuten geschlossen werden müßte, empfahl der ruheliebende Kellner den Herrschaften, in der Bar Platz zu nehmen, in der sie so lange sitzen bleiben könnten, wie es ihnen beliebte.

Der Kellner der Bar bestätigte die Angaben seines Kollegen und fügte nur hinzu, daß auch hier der Betrieb geschlossen würde. Er wäre aber in der angenehmen Lage, jetzt noch alles bestellen zu können, was die Herrschaften wünschten.

„Wie umständlich das in Berlin ist, wenn man um ein Uhr noch nicht ins Bett kriechen will“, sagte Henikstein, als sie endlich in einer Ecke der kleinen und jetzt nur mehr dürftig beleuchteten Bar saßen.

„Erzählen Sie, Henikstein“, mahnte Nikoline ungeduldig.

Henikstein, ein wenig stotternd und unsicher, schilderte die Begegnung mit Garragan als die harmloseste Unterhaltung von der Welt, die sich zur beiderseitigen Zufriedenheit in schöner Harmonie auflöste.

„Und das soll ich Ihnen glauben, Geliebter? Sie halten mich für sehr doof. Ich nehme an, daß Sie wissen, was doof ist.“

„Ich versichere Ihnen, Fräulein Nikoline, daß sich die ganze Affäre so abgespielt hat.“

Der junge Graf aus der grünen Steiermark war natürlich dem Potsdamer Fräulein nicht gewachsen. Eine Viertelstunde später wußte Nikoline alles, was sie wissen wollte. Sie erklärte schlicht und einfach: „Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, daß Sie sich mit Garragan schlagen werden, lieber Henikstein. Schon um meinetwillen ist es unmöglich. Die Leute würden sagen, daß Sie die Ehre Ihrer Braut verteidigen müssen.“

Henikstein lächelte nachsichtig.

„Sie machen sich über mich lustig, Fräulein Nikoline, oder glauben Sie wirklich, daß man auf den Wunsch einer jungen Dame, und wäre sie noch so entzückend, ein Duell absagen kann?“ Er küßte zärtlich ihre Hand.

„Ja, das glaube ich, lieber Henikstein. Ein Duell mit Garragan muß und kann man absagen.“

Er lachte wie ein ausgelassener Junge. „Wegen Verlobung findet heute kein Duell statt.“

„Garragan ist ein solcher Pechvogel, daß er Sie ins Herz trifft, wenn er in die Luft schießen will. Bokofzer pflegt sehr richtig zu sagen: ‚Wer Pech hat, dem soll man nicht in die Nähe kommen.' Überdies habe ich nicht die geringste Lust, als Witwe Henikstein durch die Welt zu laufen."

„Prost, Fräulein Nikoline!" rief fröhlich Henikstein, der diese Bemühungen, den Zweikampf zu verhindern, nicht ernst nahm.

Aber Nikoline hörte nicht auf, immer neue Argumente gegen das Duell ins Treffen zu führen, bis Henikstein gereizt wurde und die Unterhaltung über dieses Thema abzubrechen wünschte.

Es schien fast, als sollte dieser hoffnungsreiche Abend mit Verstimmung und Streit enden. Die beiden jungen Menschen saßen schweigend und erbittert nebeneinander.

Plötzlich begann Nikoline zu lachen. Der rettende Gedanke war ihr gekommen. Sie lachte so herzlich, daß Henikstein ärgerlich sagte: „Darf ich fragen, was Ihre Heiterkeit so sehr erregt?"

„Sie dürfen. Ich lache über unsere unglaubliche, noch nie dagewesene Dummheit. Sie werden bemerkt haben, daß ich unsere Dummheit sage. Wir streiten jetzt zwei Stunden lang über ein Duell, das nach keinem Ehrenkodex der Welt möglich ist."

„Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Nikoline."

„Wir haben nämlich vergessen, und es macht uns Ehre, dies vergessen zu haben, daß der gute Baron Garragan zehn Jahre im Zuchthaus gesessen hat und ebenso lange kein Baron mehr ist. Ich kenne zwar nicht die ritterlichen Gebräuche österreichischer Edelleute, aber in unseren Kreisen ist ein gewesener Zuchthäusler nicht satisfaktionsfähig. Für diesen Ehrenhandel werden Sie in Deutschland keinen Kartellträger finden."

Henikstein stützte den Kopf auf die Hand. Sein Gesicht war ehrlich traurig. Dann sagte er leise: „Armer Garragan! Er tut mir sehr leid. Diesen Schlag wird er nicht überleben, Nikoline."

Sie sah in die Ferne: Mondlicht lag auf einer schönen Parkwiese, wunderbare Sterne leuchteten, das Meer rauschte, sie stand auf der Terrasse und spürte den sehnsüchtigen Kuß des Mannes, dem ihre Liebe nur Unheil gebracht hatte.

„Ich glaube es nicht", erwiderte sie und fühlte ihr Herz wie eine brennende Wunde. „Garragan ist zum Leben verurteilt."

Drei helle Tage waren Garragan geschenkt.

Er trug den Kopf hoch und war so fröhlich, daß der alte Eweding fast mißtrauisch wurde.

Nun war das Ziel erreicht und der Ausweg gefunden: Ein ritterlicher Tod, der alle Schuld verlöschte.

Garragan ließ den Notar kommen und bestellte sein Haus. Alles, was er besaß, sollte Anna von Queiß zufallen. Sie mochte mit dem Erbe schalten und walten, wie es sie gut dünkte. Vielleicht machte sie aus Alt-Dolgelin eine Zufluchtsstätte für schiffbrüchige greise Menschen oder für verlassene arme Kinder. Alles war gleich vortrefflich. Für Eweding wurde bis an sein Lebensende gesorgt.

Der Notar fragte spitzfindig: „Wenn aber Fräulein Anna von Queiß sich weigert, die Erbschaft anzutreten, Herr Baron? Was verfügen Sie für diesen Fall?"

„Fräulein von Queiß wird sich nicht weigern, Herr Notar."

„Und wenn Fräulein von Queiß vor Ihnen stirbt, Herr Baron?"

„Das ist kaum anzunehmen."

Der Jurist erklärte gekränkt: „Es ist meine Pflicht, Sie auf derartige Möglichkeiten aufmerksam zu machen, Herr Baron."

„Ich bin Ihnen dafür auch dankbar, aber ich will Ihnen etwas sagen, Herr Notar: Je vorsorglicher man sein will, desto schiefer geht es."

„Das ist eine fatalistische Anschauung, mit der sich das Gewissen eines Juristen nicht befreunden kann, Herr Baron."

„Na, lassen Sie man, Herr Notar. Mit Paragraphen ist der Welt auch nicht zu helfen. Wir wollen lieber zur Feier des Tages eine anständige Flasche Rotspon miteinander trinken."

Der Notar wackelte andauernd mit dem Kopf.

Am Morgen des vierten Tages schickte Garragan das Auto zur Bahn, um die erwarteten Gäste abzuholen. Eweding, der den Grafen Henikstein kannte, mußte mitfahren.

Im Gartensaal war ein jägermäßiges Frühstück für die Herren vorbereitet. Garragan schritt vor dem Haus in freudiger Spannung auf und ab, als erwartete er eine geliebte Frau.

Das Auto kehrte leer zurück.

Garragan konnte nicht begreifen, was geschehen war, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Herren wahrscheinlich erst mittags eintreffen würden.

Als die Gäste auch mit dem zweiten Zug nicht gekommen waren, schickte Garragan Eweding zu den Gutsnachbarn und ließ um Aufklärung bitten.

Die beiden Herren antworteten in zwei fast gleichlautenden Schreiben sehr kühl und steif, daß die Gegenpartei auf weitere Unterhaltungen in der fraglichen Angelegenheit dankend verzichtet hätte. Unter diesen Umständen wären sie leider auch ihrerseits gezwungen, die Vertretung des Herrn Joseph Garragan niederzulegen.

Nachdem Garragan die Briefe gelesen hatte, begriff er: Mit einem Zuchthäusler schlug man sich nicht.

Garragan lachte, daß der alte Eweding erbebte.

Die Nacht zog auf, und Garragan lachte nicht mehr.

Es war eine harte Nacht mit Sturm und Regen. Fenster klirrten, Dachziegel sausten durch die Luft, Bäume schrien, alle Leitungsdrähte rissen.

Garragan saß im dunkeln Saal, die Engel der Finsternis standen mit funkelnden Schwertern um ihn herum, sein Herz ging müde, alles Denken war erschöpft. Es gab keinen Ausweg aus dem Käfig seines Lebens.

Gegen Morgen, als der Sturm nachgelassen hatte, verließ Garragan das Haus und wanderte zum Meer.

Still und einsam war die Welt wie am ersten Schöpfungstag.

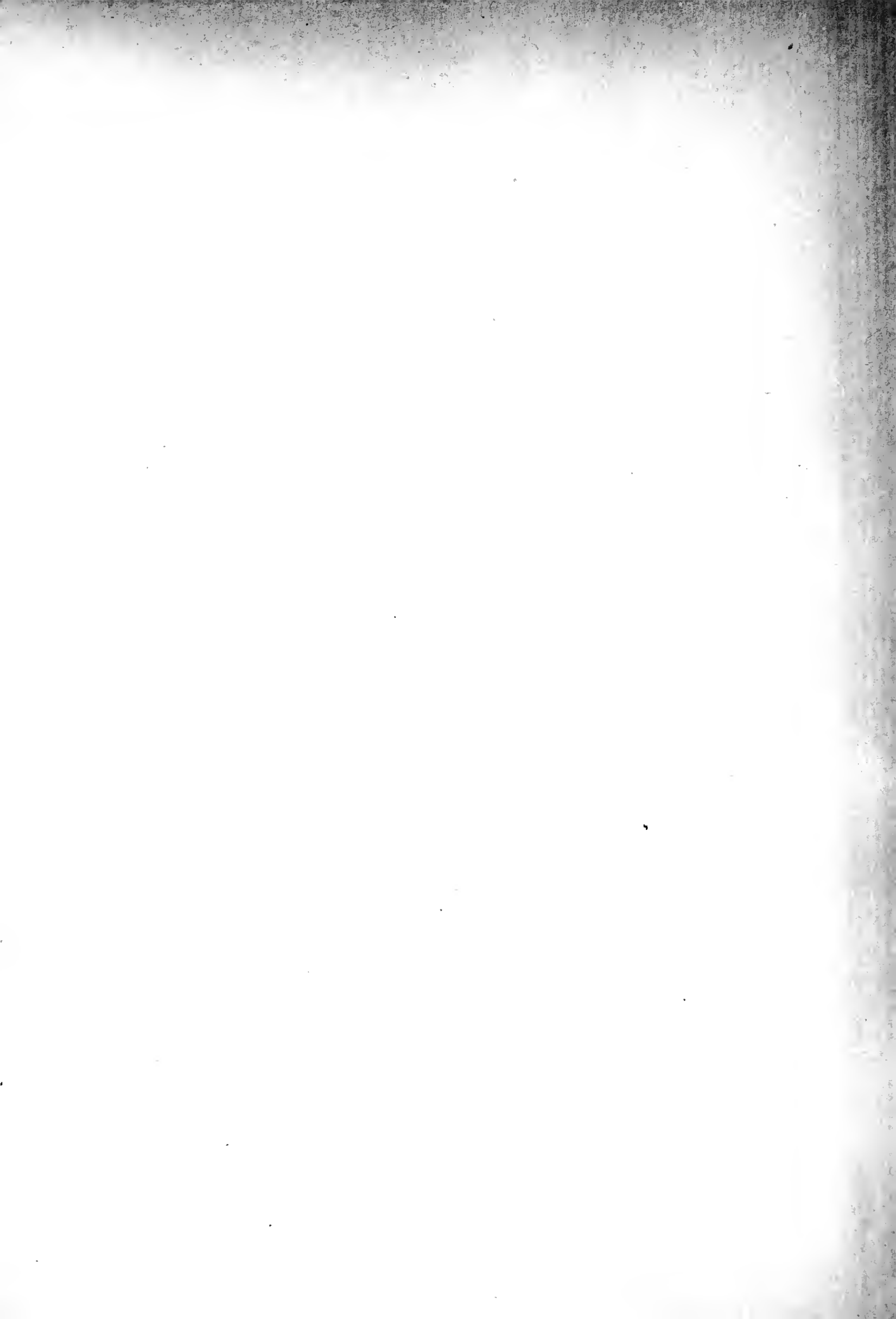
Garragan saß auf der Düne, vor ihm das graue Meer, kalt und unbarmherzig, über ihm der weiße Himmel, fern und mitleidslos, unter ihm der Sand, armselig und unsicher.

In dieser wahrhaften Stunde erlebte Garragan die letzte Erkenntnis:

Sieg oder Niederlage, Ruhm oder Vergessenheit, Recht oder Unrecht, Leben oder Tod — — war nicht alles gleich? War nicht alles gleich belanglos und unwichtig?

Und Garragan saß demütig im Sand, wie der erste und letzte Mensch, allein, hilflos, preisgegeben, und blickte auf das tiefatmende Meer, das seine Wellen an den Strand warf und in zorniger Liebe wieder an sich riß.

Gedruckt
im Ullsteinhaus
Berlin



END OF

TITLE